

















# Sachsen

## Sonst und Jetzt.

Historisches Werk

für

alle Vaterlands = Freunde.

Mit Beiträgen

von Dr. Wilhelm Schäfer, Dr. C. A. E. Friedrich, Fr. Lubojakky u. m. A.



Nebst 54 lithographirten Beilagen.

Dresden und Leipzig.

Expedition des Vaterlands der Sachsen.  
(H. G. Grimm.)

1894 x 3149  
502,2









Lief. 1.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges

innerhalb der sächsischen Gesamtlande.

(Hierzu das Portrait des Kurfürsten Johann Georgs I., nach Schiebling.)

### Vorwort.

Mit der Benennung „dreißigjähriger Krieg“ pflegt die Geschichte einen Kampf zu bezeichnen, der das geschichtlich bemerkenswertheste und folgenreichste Ereigniß des siebenzehnten Jahrhunderts, christlicher Zeitrechnung, ist, dem fast, während seiner ganzen Dauer, Deutschland zum Schauplatz diente, der fast alle europäischen Staaten mehr oder weniger, mit der Feder oder mit dem Schwerte, in seine blutigen Spuren geführt hatte, und der, bei allem scheinbaren äußeren Zusammenhange, weder durch gleiches Feuer der leidenschaftlichen Bestrebungen entzündet worden war, noch auch nach einem Plane zu einem Zielpunkte durchgekämpft wurde. Dieser die Lebenskraft eines Jahrhunderts schwächende, alle Gebilde der kaum erwachten deutschen Cultur und Gesittung zerstörende, anfänglich scheinbar im Interesse des Glaubens geführte Krieg, der in der Geschichte Deutschlands, und besonders unsers Vaterlandes, einen so gräßlichen Klang hat, als die dreißig Tyrannen in der Geschichte Athens, dauerte von 1618 bis 1648. —

Im Allgemeinen stellen sich in der Geschichte dieses Krieges aller Kriege, nach Ursachen und Folgen, sechs Abschnitte von selbst heraus, die aber zum Theil nur auf die Geschichte des Krieges innerhalb der Grenzen unsers Vaterlandes unmittelbare Berücksichtigung finden können, während sie jedoch als Marksteine auf dem großen Kampfplane keineswegs in der Einleitung unberührt gelassen werden dürfen.

### Einleitung.

Der erste einleitende Abschnitt bietet zuerst die Erörterung der tieferen Veranlassungen dar, verschafft sodann einen Hinblick auf die scheinbar unbedeutenden Vorspiele zum Drama selbst, und schließt mit dem verhängnißvollen 23. Mai 1618, dem eigentlichen Signale zum Ausbruch der Feindseligkeiten der protestantischen Partei gegen die katholische.

#### I. Nähere und entferntere Ursachen, Vorbereitungen und Vorspiele.

Die Waffen zu diesem, dreißig Schrecken und Gräuel verbreitende Jahre vom Herzblute Deutschlands saugenden und die Grundpfeiler seines lockeren Staatsgebäudes mächtig erschütternden, aber ganz besonders unser Vaterland Sachsen als Tummelplatz mit Feuer und Schwert verheerenden Kriege waren im Laufe eines Jahrhunderts durch gegenseitige religiöse und politische Reibungen der Reichsstände im getrennten Glaubensbekenntnisse und in verschiedenen selbstsüchtigen Bestrebungen geschärft worden, nachdem schon seit 1419 der friedliche Pflugschaar zum blutigen Schwerte sich hatte strecken müssen. — Deshalb stellt sich auch der Charakter dieses grauenvollen Kampfes in seinem ganzen Verfolge oft so unbestimmt dar, was, wie schon bemerkt, nur daraus erklärlich wird, wenn wir den verschiedenartigen Charakter derer, die sich auf seinem schreckensvollen Schauplatz im eignen und fremden



Interesse bewegten, und zugleich ihre religiös-politisch gemischten Absichten gründlicher erwägen. —

Seitdem *Zuz* auf dem Scheiterhaufen zu *Costnitz* im Jahre 1415 als Glaubensheld geendet, seine Ankläger, der *Bischof von Leitomischel*, *Professor Pallecz* und der *Pfarrer Sudny* die Nachricht vom Tode des böhmischen Märtyrers im wahrhaften Triumphe nach *Brag* gebracht, sich eine allgemeine Begeisterung des niederen Volkes für den Hingerichteten bemächtigt hatte, und selbst alle höheren Stände davon erfüllt waren, die Gelehrten die Feder für die Vertheidigung der durch den Tod besiegelten Lehre ergriffen, und die Tapfern ihre Schlachtschwerter zur Rache an den hierarchischen Henkern erhoben hatten, war Böhmen, als damaliger Residenzstaat des deutschen Reichs, und mit ihm auch fast alle deutschen Länder in eine papistische und antivapistische Partei zerfallen.

Die Brände vom Scheiterhaufen des *Johannes von Hussinecz* und seines Schülers, *Hieronymus von Prag*, hatten im Jahre 1419 den verderblichsten Bürgerkrieg in Böhmen gezündet, der um so leichter auch nach außen um sich greifen konnte, da *Kaiser Wenzeslaw* nicht nur sein angestammtes Königreich, sondern auch das ihm als *Kaiser anvertraute Deutschland* gräulich verwahrloßt hatte. Das unmittelbar durch *Niclas von Hussinecz* gezündete Feuer schürte *Scizka* von 1419 bis 1423 zur mächtigsten Flamme, und *Procop* von 1424 bis 1434 breitete es über einen großen Theil von Deutschland sogar aus, während die Kreuzheere des deutschen *Kaisers Sigismund* und der *Reichsfürsten* unter verschiedenen, selbstsüchtigen Interessen ihm keinen Damm entgegen zu setzen vermochten.

Die *Compacten des baseler Conciliums* hatten nur theilweise beruhigend gewirkt, und so hatte sich die Gluth unter der Asche der im Kampfe der *Hussiten* verheerten Städte und Dörfer, die unterdeß neu aus derselben im scheinbaren Frieden emporgestiegen waren, in Böhmen fast zwei hundert Jahre hindurch verhalten, bis sie im Jahre 1618 wieder zur verderbenden Flamme hervorbrach. —

Während nun in Böhmen der Funken der *Zwietracht* zu schlummern schien, zündete *Luther* im Herzen Deutschlands seine mächtige Glaubensfackel, und weckte von Neuem helllodernden Brand in dem von unlautern Parteilungen religiös verwimmerten, moralisch entarteten und politisch zerrütteten Deutschland. — Denn das kühne Wort *Luthers* und seiner Freunde, so wie das muthige Auftreten der *Schweizer-Reformatoren* hatte nicht nur den *Papst* und seine *Klerisei* aufgeschreckt und aus dem scheinheiligen *Ornate* und der sundendeckenden Kutte in den Harnisch gejagt, es hatte nicht nur auf das häusliche Leben in den *Burgen* und *Städten*, vom *Palaste* bis zur niedern *Hütte*, einen

gewaltigen Eindruck geäußert, sondern es hatte zugleich auch das ganze deutsche reichsständische wie reichsstädtische Verhältniß unvermerkt, doch nachdrücklich erschüttert, so daß man, der Ursache, wie der schon spürbar werdenden Wirkung in ihrem ferneren Umsichgreifen möglichst Grenzen setzen zu müssen, glaubte; — in dem tollen Wahne, die Ursache leicht heben und die allseitigen Wirkungen noch zum Rückgange bringen zu können.

Die *Reformation Luthers* hatte jedoch gleich zu erfolgreich begonnen, als daß man ihrem Rade leicht in die Speichen hätte greifen können. Dazu kam, daß sie vornehmlich eine Reihe von Sagen angriff, die seit *Berengar von Tours*, *Arnold von Brescia*, *Wicliffe*, *Stiekna*, *Zuz*, *Jacobellus*, *Johannes von Draendorff* und Andere mehr oder minder schon bedeutend erschüttert worden waren, daß aber auch *Luthers* Zeitalter schon weit reifer für solch ein kühnes Beginnen war, und, was nicht zu verkennen ist, ihm boten sich, außer der innern Wahrheit vieler seiner Behauptungen, bald auch äußere Hilfsmittel von Seiten ganzer Stände und einflussreicher Fürsten an. *Luther* verstand überdeß die gelassenen Deutschen durch *Sprache*, *Schriften* und *Gesänge* mehr anzufachen, als irgend ein Gelehrter vor ihm. *Gemüth*, *Scharfblick*, *Kreuzherzigkeit*, *Umsicht*, *Kühnheit* und *Besonnenheit* verbanden sich auf eine seltene Art in seinem Wesen, welches stark und mächtig den Reformator verkündete. Die *Kirchenverbesserung* war zwar schon seit drei Jahrhunderten eine oft besprochene, und eine bisweilen, freilich zu engherzig, selbstsüchtig, und deshalb auch zu einseitig versuchte Sache gewesen; doch schien sie auch jetzt noch immer der römischen Curie — im Hinblick auf ihre in *Pründen* sich mästenden Anhänger und ihre in *Heiligkeit* verpuppten Schergen — zu frühe gekommen zu seyn und, dem Hause *Habsburg* kam sie auch eben nicht ganz gelegen. *Carl V.* von *Spanien* und *Ferdinand I.* von *Oestreich*, beide waren überzeugt, daß sie von den durch *Luthers* *Reformation* geweckten neuen Begriffen von *Bürgerfreiheit* eben keinen Vortheil für ihre politischen Bestrebungen ziehen würden. Auch wußten sie keineswegs zu bestimmen, wohin diese neuen Begriffe von *Kirchenfreiheit* am Ende noch führen könnten. Ebenso versprachen diese neuen kirchlichen Anstalten zu weltlichen Umgestaltungen weit um sich greifend zu führen. Besonders war dies von der *Aufhebung des Cölibats*, des *Mönchgelübdes*, der *Einziehung der Klostersgüter* und namentlich des *Uebertrittes geistlicher Fürsten* in den weltlichen Stand am Meisten zu befürchten. — Solche Betrachtungen konnten nun freilich nicht die beiden damaligen ersten Fürsten Deutschlands dafür stimmen, sich an die Spitze des neuen Zeitgeistes zu stellen, um ihn mit besonnener Mäßigung zu beherrschen; sondern sie beschloßen, ihm



fest entgegen zu treten und kühn ihn dem kaiserlichen und königlichen Eigenwillen zu unterwerfen. —

Daher kam es, daß der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530, auf dem das protestantische Glaubensbekenntniß vorgelesen ward, weit entfernt war, die beabsichtigte Beruhigung und Zufriedenstellung der dogmatisch geschiedenen Gemüther zu Stande zu bringen. Als er im Gegentheile den Gegensatz zwischen den Katholischen und Evangelischen nur noch schroffer gestaltet hatte, und die den Protestanten immer drohender werdende Gefahr es immer nöthiger zu machen schien, daß eine Verbindung protestantischer Fürsten zur ernstlichen Vertheidigung ihres gemeinsamen vor Kaiser und Reich offen dargelegten Glaubensbekenntnisses und zur nachdrücklichen Abwehr gegen die widerrechtlichen Eingriffe des von den Pfaffen oft übel berathenen Kaisers, Karls V., in's Leben träte, — erfolgte im März des Jahres 1531 der auf 9 Jahre von 9 Fürsten und 10 Reichsstädten geschlossene **Bundesvertrag zu Schmalkalden**. Während nun dieser Bund, der den Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp zu Hessen zu Führern erhielt, im Jahre 1535 eine Erneuerung auf 10 Jahre mit der Verpflichtung gewonnen hatte, ein Bundesheer von 12000 Mann zu unterhalten, blieb die Hoffnung der streitenden Parteien noch fortwährend auf ein allgemeines Concil gerichtet, welche dadurch eine endliche Erfüllung ihrer Wünsche zu erhalten meinte, daß Papst Paul III. im Juli 1536 auf den Mai 1537 nach Mantua ein Concil ausschrieb. — Als nun ferner für den Fall, daß wirklich das Concil noch zu Stande käme, Luther von seinem Fürsten die Aufforderung erhielt, wiederholt die protestantische Lehre darzustellen, auch namentlich dabei anzugeben, in welchen Punkten man den Katholischen nachgeben könne und wo dies aber rein unmöglich sei, und Luther noch im März des Jahres 1536 die Artikel des evangelischen Glaubens in deutscher Sprache abfaßte, und dieselben zu Anfange des Jahres 1537 zu Schmalkalden zur Begutachtung den protestantischen Bündnern vorgelesen, von den anwesenden Fürsten und Theologen gebilligt und von letzteren unterschrieben worden, wobei allein Melanchthon seiner Unterschrift eine mildernde Erklärung über das Ansehen des Papstes beifügte, kam dennoch keine wirkliche Beruhigung der streitenden Parteien dadurch zu Stande, da die schmalkaldischen Artikel ihre Bestimmung nicht erreichen konnten, indem die Protestanten das verheißene Concil abweisen mußten.

Der Gegensatz trat vielmehr immer greller hervor, vorzüglich aber dadurch, daß auch katholischer Seite sich der sogenannte heilige Bund im Jahre 1538 bildete. — Ob nun gleich die Protestanten offenbar gegen diesen und den außerhalb Deutschland vielfach beschäftigten Kaiser im Vortheile standen, und es nur

eines kühnen Angriffs von ihrer fast stärkeren Seite bedurft hätte, um zu erlangen, was sie längst gewünscht; so waren innere Zwistigkeiten in dem, auch leider menschlichen, vielköpfigen Bunde und engherzige theologische Bedenklichkeiten hemmende Bürden für die Thatkraft der Weitersehenden, während der schlaue Kaiser, die Protestanten durch vielversprechende Unterhandlungen wohlweislich hinzuhalten, nicht unterließ. — Die Zeit dieses Scheinfriedens prägte die Gegensätze immer deutlicher aus, Deutschland erschien endlich so mächtig zerpalten und des Reichs politisch einigende Verwaltung war endlich so im Verfall, daß der Kaiser die Ueberzeugung gewinnen konnte, daß es nun an der Zeit sey, seine Macht gegen den mehr politischen, als kirchlichen Zwiespalt zu richten. — Von Italien im Jahre 1546 ausgerückt, war seine erste Maßregel die beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes als Landfriedensstörer in die Acht zu erklären. — Dadurch gewann er selbst protestantische Fürsten, denen die Reichseinigkeit mehr am Herzen lag, als ihre eignen kirchlichen Vortheile, für sein verdecktes Spiel, und der unter dem Namen des **schmalkaldischen Kriegs** bekannte Kampf für Glauben und Glaubenswahn begann unter dem Deckmantel der Aufrechterhaltung des Reichsfriedens. — Auf einem Schauplatze fochten daher die gutmüthigen deutschen Kämpfer für die Reichseinigkeit, ohne zu ahnen, daß sie im Dienste der pfäffischen Schlaueit ihre eigenen Glaubensgenossen stürzten und einen höchst zweideutigen, für Deutsche keineswegs ehrenwerthen Kampf kämpften, bis der entscheidende Schritt des Anfangs selbst über den Kampf unklaren, zur plötzlichen Enttäuschung gekommenen Kurfürsten **Moritz von Sachsen**, im Jahre 1552, den gesammten Kampfbestrebungen eine ganz andere Wendung herbeiführte. — Dieser in seinem Verfolge hinsichtlich seiner wahren Tendenz fast durchgängig unklare Kampf konnte allerdings auch keinen recht klaren Erfolg für die protestantische Freiheit haben, und er hatte überdies auch keineswegs alle die giftigen Pfeile zu verschießen vermocht, welche der deutsche Katholicismus im Frohndienste der römischen, racheschnaubenden Hierarchie dem Protestantismus geschniht hatte. —

## II. Deutschland vom Augsburger Frieden bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Kriegs.

Neue Keime zu einem neuen Kampfe lagen daher gleich wieder mit politischem Vorbedacht in dem augsburger Frieden vom Jahre 1555, der diesen ersten unseligen Kampf der im Glauben geschiedenen und in politischen Bestrebungen getheilten deutschen Reichstände beschloß. Vorzüglich aber lag der Keim zu neuem Unfrieden und der erste Anlaß zu wiederholten Reibungen in dem Theile desselben, der der kirchliche Vorbehalt (*reservatum ecclesiasticum*) hieß. Man



hatte es nämlich in ihm unbestimmt gelassen, wie es ferner mit der protestantischen Religionsfreiheit in den katholischen Ländern und dem Besthume katholischer Reichsstände, die zur protestantischen Kirche übertreten würden, gehalten seyn sollte. Eine Hauptbedingung dieses Haupttheiles war aber auch der Ausschluß der Reformirten vom Reichsschutze.

Aber die Gewalt der neuen Lehre war schon zu mächtig, als daß ihre Anhänger sich die Beschränkungen hätten ohne Murren gefallen lassen sollen. Selbst alle christliche Glaubensparteien tadelten, jede nach ihrer Ansicht, das Friedenswerk. Daher auch die Schwierigkeit der Entscheidung über entstandene Klagen und so häufige Verletzungen dieses Friedens.

Nur der kluge Maximilian II. (1564—1576) verstand den völligen Ausbruch dieses Meinungskampfes und Streites wegen Bedrückung durch Ruhe und Milde zurückzuhalten; geschah es nun, um den an sich lockern Reichsverband desto mürber zu machen, oder die mögliche, ihm gefährlich werdende Einmischung der lauern den Nachbarstaaten davon abzuweisen. Doch schon unter seinem weniger gewandten und unüberlegten Nachfolger wurde dieser Streit hitziger und bedenklicher, und der katholischen Partei kam vorzüglich die Schwäche und der Aberglaube des neuen Reichsoberhauptes sehr zu Statten. Spanischer und papistischer Fanatismus und protestantischer Glaubenseifer hatten sich lange — wie Feinde auf einem aus dem Schiffbruche geretteten Brete, die sich kaum einander sichtbar zu drohen wagen — gegenüber gestanden. Doch seit des bigotten Rudolphi II. Regierung (1576—1612), der sich mehr als Vorsteher einer Kunstwerkstatt, als ein Kaiser gerirte, bemühten sich namentlich die Jesuiten, die alte Zwietracht zwischen beiden Parteien zu nähren, und sie unterfingen sich sogar, den Protestanten den Religionsfrieden streitig zu machen, — nachdem besonders das tridentinische Concilium bei seiner zweiten Berufung (v. J. 1562—1563) jede Annäherung der Katholischen an die Protestanten dadurch rein unmöglich gemacht hatte, daß es die Reformirten nicht nur nicht als augsbürgische Confessionsverwandte betrachtet wissen wollte, sondern daß man sogar die Lutheraner davon ausschloß, weil man sie beschuldigte, daß sie in vielen Punkten von derselben abgewichen wären. — Die Reibungen der Parteien wurden immer bedenklicher, ihr gegenseitiges Begegnen immer ernstlicher und drohender, und sonach auch vorzüglich das Loos der Protestanten in katholischen Ländern immer beengter und trauriger. Zu dem Heere von Ursachen zur Unzufriedenheit der einen Partei und zur allgemeinen Unduldsamkeit und Rechtslosigkeit der anderen gesellte sich noch die Parteilichkeit des Reichskammergerichts und des Reichshofraths, welche durchgängig, ihre Zuneigung zur Partei der Katholiken verrathend,

zum Nachtheile der Protestanten bei ihren angebrachten Klagen entschieden. —

Schon vor dem Reichstage des Jahres 1594 traten zu Heilbronn evangelische Stände zur Berathung wegen Abhilfe der Beschwerden über die Bedrückung der protestantischen Partei zusammen. Diese Zusammenkünfte wurden anfänglich theils jährlich, theils in größeren Zwischenräumen gehalten, bis endlich am 4. Mai des Jahres 1608 zu Ahausen (Auhausen) die meisten evangelischen Reichsstände Süddeutschlands, und zwar unter französischem Einflusse, durch den für den Protestantismus rastlosen Eiferer, den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, zu einem engeren Bunde „zur Vertheidigung der Reichsverfassung“, die „evangelische Union“ genannt, sich vereinigten, dem auch die norddeutschen Stände, Anhalt und Kurbrandenburg, sich anschlossen. —

Dieser Bund rief sehr bald einen Gegenbund fast aller katholischen Reichsstände unter der obersten Leitung Maximilians von Baiern am 10. Juli 1609 in's Leben. Auch er hatte die Aufrechthaltung der Reichsgesetze, und noch außerdem den Schutz des Katholicismus in den Ländern der ihm zugethanen Reichsstände zur Parole, den Namen „Liga“ und „Jesus Maria“ zum Feldgeschrei. — Die Liga erhielt gleich Anfangs mehr innere Festigkeit und Bestimmtheit der Richtung, als die Union, und sie würde zuverlässig, wenn mehr kriegerischer Sinn und hinlänglich Geld vorhanden gewesen wäre, sich sofort rascher und gewaltiger als die von mannigfachen Rücksichten beherrschte Union gezeigt haben.

Das Haupt der Protestantischen Partei war Friedrich IV. von der Pfalz geworden, während Maximilian von Baiern an die Spitze der Katholischen getreten war. Nach vorausgegangenen bitteren und meist geschmacklosen Wortkämpfen von Seiten des Klerus und der Gelehrten beider Parteien kam es endlich mit dem Eintritte des neuen, des 17ten Jahrhunderts, theilweise zu thätlichen Auftritten. — Zu diesen Vorspielen des Kriegs gehört die im Jahre 1607 bewirkte Vertilgung des Protestantismus in der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth. Der Reichshofrath hatte dem Herzog Maximilian von Baiern die Execution der Acht gegen diese Stadt übertragen, weil von den protestantischen Bürgern derselben eine vom Magistrate untersagte Procession der Katholiken gestört worden war. — Um dieselbe Zeit hatte auch der Reichshofrath die Vertreibung der Protestanten aus der Reichsstadt Aachen decretirt, weil sie Antheil an der öffentlichen Verwaltung verlangten. — Unmittelbar nach diesen und mehren anderen bedenklichen Vorfällen schlossen sich natürlich die Protestanten enger an einander; doch der Kaiser und Spanien machten die Liga stärker, als die Union war. —



Wenn nun beide Bündnisse auch nicht offen und allgemein des Reiches Spaltung herbeiführten, so waren sie doch beide zugleich auch ein sehr ärgerlicher Anlaß für das Reichsoberhaupt, dessen Ansehen sie in vieler Beziehung gewissermaßen herabstimmten und sogar verdunkelten. Denn beide drohten ihm mit der Verantwortlichkeit, und zogen sogar die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs und seiner Glieder vor ihren Gerichtshof, während sie das Ausland selbst dabei zu Rathe und Hilfe nahmen, welche schmachvolle Kränkung namentlich der schwache Kaiser Rudolph II. und sein Nachfolger Matthias zu erfahren hatten.

Beide habsburger Brüder, Rudolph und Matthias, welche auf dem gefährlichen deutschen Kaiserthron einander folgten, waren überdies durch Familienstreitigkeiten und durch die Unruhen im Innern ihrer Stammländer zu sehr beschäftigt, als daß sie ihr kaiserliches Ansehen hätten mit gewaltigem Nachdruck geltend machen können, eben so wenig als die Lüzemburger, Wenzeslaw und Sigismund, es zwei Jahrhunderte vorher aus gleichem Grunde im Stande gewesen waren. — Hierzu kam noch, daß sich seit mehr als einem Jahrhunderte die gesammten europäischen Staatenverhältnisse zu einem fremden politischen Systeme umgestaltet hatten. — Wenn sich daher bei Karls V., leider sehr unbedacht durch Kurfürst Friedrich den Weisen veranlaßt, Besteigung des deutschen Kaiserthrones, nicht nur die deutsche, sondern auch die europäische Politik noch ganz in der Wiege befand, die aber später ihre Schule in Italien durch Macchiavelli erhielt, so war am gewalterschwangeren Vorabende des 30jährigen Kriegs sie bereits zur Jünglingsreise gelangt, und, was ihr noch an nöthiger Umsicht und wünschenswerther Consequenz fehlte, das wußte ihr später, besonders seit 1622, Richelieu nachzubessern, und Deutschland ward so seit dieser Zeit leider der Brennpunkt der europäischen Politik. — Im Herzen von Europa gelegen, schien ihm allerdings diese zweideutige Bestimmung werden zu müssen, und die seiner althergebrachten Verfassung unabweißbare, durch religiösen Fanatismus und selbstsüchtiges Interesse der Reichsstände heraufbeschworene Spaltung des politischen Zusammenhalts, lockte auch seit dieser Zeit alle die fremden Heere auf seinen Boden, der nicht sowohl von der Meuterei roher Kriegerhorden, als vielmehr von dem Selbstinteresse und der Habsucht ihrer Führer, wie von der politischen Arglist schlaun sich bedenkender Diplomaten, während eines Menschenalters auf das Furchtbarste verheert und entvölkert wurde, damit endlich der langersehnte westphälische Friede über einige hundert Quadratmeilen entschied, und Deutschlands Scheinverfassung unter die Garantie zweier schelmeischer und noch dazu ausländischer Kronhäupter stellen konnte. — Dies war auch das einzige glän-

zende (?) Resultat, wofür hundert Tausende mit ihrem Herzblute die deutsche Erde getränkt, wofür die hoffnungsvollen Saaten 30 qualvolle Jahre hindurch zertreten, die blühenden Kräfte deutscher Staaten erschöpft und ihrer Mannheit beraubt, mit Schulden überhäuft, aller Handel und Gewerbfleiß zerrüttet, der durch sie vorzugsweise, trotz alles inneren Habers, so wie kirchlichen und feudalistischen Drucks erlangte Wohlstand vernichtet worden war, und wofür so mancher deutsche Fürstenthron erschüttert in seinen Grundpfeilern wankte. — Ja, — es ist unbestreitbar — noch nie hatte ein Krieg die allseitige Lebenskraft des deutschen Volks so allgemein geschwächt, noch hatten seit Heinrichs I., des Sanklers, Siegen beim Reuschberge und bei Sondershausen bis dahin fremde Heere so den Weg durch Deutschland gefunden, noch waren aber auch nie zuvor die deutschen Fürsten, sich ihrer eignen Schwäche zu sehr bewußt, so der fremden Politik entgegen gekommen. —

### III. Sachsen seit dem Ende des schmalkaldischen bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Der augsburger Scheinfriede, wie wir ihn im vorigen Abschnitte im Allgemeinen historisch-genealogisch dem Leser vorführten, hatte den offenbaren Groll beider streitenden Parteien für die nächsten Augenblicke beschwichtigt. Kurfürst Moritz, der sich dem Kaiser und den katholischen Reichsständen endlich auch als Protestant gezeigt hatte, war schon vor dem Reichstagschluß, am 11. Juli 1553, im Kampfe gegen den Markgrafen Albrecht, der gegen den Passauer Vertrag gehandelt, bei Sievershausen durch einen Schuß tödtlich verwundet, am 9. Juli aus den Stürmen des irdischen Lebens hinüber zu der Wohnung des wahren Friedens gegangen. Land und Leute gingen auf seinen Bruder August über, der, während sein verewigter Bruder mächtig in die äußeren und inneren Triebfedern der politischen Verhältnisse Deutschlands griff, der Schöpfer und Begründer der trefflichen inneren Ordnung und staatswirthschaftlichen Organisation der sächsischen Stammländer ward; und der, während Moritz, durch Herzensdrang auf die Bahn des Helden gerufen, austrat, der weise Gesetzgeber, ausgezeichnete Staatswirth und rastlose Förderer und Freund der Wissenschaften und Künste seines Staats wurde.

Während August's Regierung genoss auch Deutschland im Allgemeinen, bis auf die ärgerlichen Grumbach'schen Handel und mehre Religionsstreitigkeiten, durch Kaiser Maximilian's edle Bestrebungen größtentheils den 1555 geschlossenen Scheinfrieden. August bewährte auf den Reichstagen und in allen Reichsangelegenheiten, in die er stets so eng verwebt war, jederzeit die richtige Politik, die ihn bei der inneren Verwaltung seiner Staaten leitete, weshalb ihn auch nicht



mit Unrecht sein Zeitalter: — „des deutschen Reiches Herz, Auge und Hand“ — nannte. — Nur ein falscher Schatten ist in seiner Gestalt als Regent und Fürst seines Volks neben dem vielen hellglänzenden und dabei auch wohlthuenden Lichte: — seine, von der damals so gewöhnlichen Intoleranz geleitete Einmischung in die sogenannten kryptocalvinistischen Streitigkeiten und seine daraus entsprossene Härte gegen Einzelne, die darein verflochten waren, namentlich gegen den Geheimrath Cracau, Kirchenrath Stöfel, Hofprediger Schütz und seinen Leibarzt Peucer.

Am 11. Februar 1586 starb Kurfürst August, nachdem ihm seine Gemahlin Anna, jene Krone deutscher Fürstinnen, die wirthliche Hausfrau, die liebende Mutter und beispiellose Gattin, am 1. October 1583 vorangegangen war. Unvergeßlich bleibt für Sachsen der glückliche Zeitraum seiner beinahe 33jährigen, mehr noch in ihren Folgen gesegneten, Regierung, und während Moritz Sachsens Namen als Held zu hohem Ansehen gebracht hatte, ward es durch August als Muster eines zweckmäßig geordneten und durch Landes-Cultur, Künste und Wissenschaft blühenden Staats im Inn- und Auslande gepriesen und anerkannt.

Nach Kurfürst Augusts unerwartetem Tode trübte sich jedoch von Neuem der Horizont Sachsens, während im Innern die Gährungen des Kryptocalvinismus mächtige Störungen veranlaßten. — Des Kurfürst Christian I. frühzeitiger Tod, hatte auch keine wirkliche Beruhigung der dogmatisch aufgeregten Gemüther zur Folge. Das, nur durch Crells schmachtvolle Enthauptung bekannte, Interregnum des Administrators, Herzogs Friedrich Wilhelms, hatte eben so wenig Segen für Sachsens Staatswohl, als die Regierung des Kurfürsten Christian II. Die kräftige Haltung, die Sachsen als Kurstaat durch Moritz und August gewonnen hatte, war bereits unter Christian I. Regierung gemindert worden. Noch schlaffer und herabgestimmter ward jedoch die Neußerung seines innern und äußern Staatslebens unter Christian II. Dies zeigte sich namentlich bei der Erledigung der Jülich-, Cleve- und Bergschen Länder, im Jahre 1609, auf deren Besitz den beiden sächsischen Häusern schon seit 1483 nach allen bis dahin geltenden Reichsgesetzen, das nächste Recht zustand, da mit dem Blute seiner sächsischen Mannen in den Kämpfen für das undankbare Haus Oesterreich und mit der über sein Haus durch diese leider eiteln Kämpfe gehäuften Schuldenlast der hochherzige Herzog Albrecht diese Anwartschaft erkaufte, und vom Kaiser, der das Gefühl seiner Schuld nicht barg, zugesichert erhalten hatte. — Allein Kurfürst Christian II., mit theologischem Wortkram und mit spitzfindigen und dabei meist zelotischen Eiferern für den Protestantismus beschäftigt, war nicht geeignet,

noch viel weniger geküßt, um seine Rechte durch eine kraftvoll genommene Stellung geltend zu machen. Er verließ sich zunächst auf die matte Entscheidung des schwachen, aber dabei schlaunen Kaisers, Rudolph II., der zwar dem sächsischen Hofe die Belehnung über die durch Erlöschen des Mannstammes ihres Regentenhauses erledigten Länder nicht verweigern konnte, der aber den Erzherzog Leopold von Oesterreich zum einseitigen Verwalter derselben ernannte. Während dieser wichtigen Verhandlungen ergriffen jedoch die nächsten Anverwandten des letztverstorbenen Herzogs von Jülich, der Kurfürst von Brandenburg und Pfalzgraf von Neuburg, den Besitz der erledigten Lande, ließen sie Anfangs gemeinschaftlich verwalten, theilten sich aber in der Folge, aller Ansprüche Kursachsens ungeachtet, darein, und Sachsen mußte sich, trotz der bereits erhaltenen Belehnung, mit der bloßen Fortführung des Titels und Wappens von Jülich, Cleve und Berg — bescheiden — begnügen.

Die erste nothwendige Folge dieses Erbfolgestreites, wodurch sich die mächtigsten protestantischen Fürsten Deutschlands, Kurbrandenburg und Kursachsen einander entfremdet, so wie beide gegen den Kaiser und gegen Oesterreich erbittert wurden, war, daß Kurfürst Christian II. nicht der protestantischen Union beitrug.

Doch Christian II., der auch keineswegs für die kommenden Zeiten den Platz, auf den ihn die Natur gestellt, ausgefüllt und den Standpunkt mit Ehren für seine Vorfahren und mit gleichem Nutzen, wie sie, für Sachsen behauptet haben würde, starb noch in der Schwüle der gewitterschweren Zeit, im 28sten Jahre seines Alters, und zwar ohne mit seiner dänischen Gemahlin Hedwig Leibeserben erzeugt zu haben. Die Kur ging auf seinen jüngern Bruder, Johann Georg über, der an geistiger Gewandtheit und Frische der Lebenskraft unstreitig weit über seinem Bruder und Vorfahren erhaben stand, obgleich er nicht selten in seinem Antheile an den großen Ereignissen seiner Zeit die Festigkeit der politischen Maßregeln, sowie die nöthige Sicherheit des politischen Tactes vermissen läßt, mit welchem sein staunungswürdiger Anherr, der Kurfürst Moritz unter ähnlichen, bedenklichen Verhältnissen sich bewegte, und nachdrücklich ohne Scheu vor Kaiser und Reich auf Sachsens alten Ruhm vertrauend und auf dessen wohlgeprüftes Wappenschild pochend, gewirkt hatte.

Sowie nun im 16ten Jahrhundert, hinsichtlich der kirchlichen sowie der politischen Interessen, Deutschland in zwei Hauptparteien mit unzähligen Nebenparteien geschieden, und die Kämpfe dieser die innere Ruhe lange gefährdet, ja sogar gewaltsam erdröhnt hatten, bis der tapfere Moritz mit einem nicht erwarteten Kraftschlage diese 30jährige Krisis zur klaren Entscheidung brachte; so standen auch jetzt in den ersten Jahrzehnten des 17ten Jahrhunderts Union und Liga, wie noch unent-



schiedene Wahrheit und offenbare Lüge einander als feindselige Begriffe gegenüber; doch mit dem Unterschiede, daß die politischen Verhältnisse seit den Zeiten des schmalkaldischen Krieges sich bedeutend umgestaltet, daß im protestantischen Deutschland damals kein Fürst regierte, dessen thatkräftiges Bewußtsein und klare Umsicht in den Reichsverhältnissen nach Innen und Außen mit der eines Moritz ausgehalten hätte, daß dagegen die Liga in dem Herzoge Maximilian einen Signifer gefunden hatte, dessen Selbstvertrauen, eine Partei zu leiten, und dessen Schlaueit, das Uebergewicht derselben für seine Privatinteressen zugleich zu nützen verstand.

In dieser verhängnißvollen Zeit begann die Regierung Johann Georgs I., dessen ganzes Seyn so innig mit den Begebnissen seiner im verderblichsten aller Kriege aufbrausenden Zeit verwoben ward und dem die Aufgabe eigentlich gestellt war, die politische Stellung Sachsens in Deutschland, ja selbst in Europa so zu behaupten, wie sie seine Ahnen, Kurfürst Moritz als Feld von Außen begründet und Kurfürst August als Staatsmann und Gesetzgeber im Innern befestigt hatte. — Schwer war unstreitig diese Aufgabe, aber noch bedenklicher erscheint uns ihre Lösung, wenn man bedenkt, daß Sachsens Verhältniß seit Moritzens und Augusts Zeiten sich gegen das Haus Habsburg in mehrfacher Beziehung umgestaltet, andern Theils aber auch das Ausland einen zu Moritzens und Augusts Zeit noch nicht gekannten Einfluß auf Deutschland und seine Reichsstände gewonnen hatte, der jetzt leider noch dazu von fremden Soldnern behauptet werden sollte. —

Während des obenerwähnten Erbfolgestreites, der seit 1613 ernstlicher sich zu gestalten schien, während man schon von Worten zu Schlägen seine Zuflucht nahm, und während sich die beiden religiös-politischen Parteien in Deutschland einander noch drohend gegen-

überstanden, tagte in Böhmen der Kampf für Religionsfreiheit seinem furchtbaren Ausbruche entgegen.

Der Kaiser Rudolph II, hatte den Böhmen für wichtige Dienste in dem sogenannten Majestätsbriefe, vom 11. Juli 1609, auch Religionsfreiheit zugesichert und Kaiser Matthias, sein Nachfolger, hatte dieselbe bestätigt. Dieser Majestätsbrief ward jedoch häufig verletzt, besonders durch den Erzbischof von Prag und den Abt von Braunau, welche namentlich die Protestanten im Besitze der von ihnen erbauten Kirchen störten. Als nun die Protestanten auf die zu Carolin entworfenen, gerechten Beschwerden, wie sie glaubten, nach der Eingebung der kaiserlichen Ráthe in Böhmen, Slavata und Martiniz, einen keineswegs günstigen Bescheid erhielten, stellte sich der Graf von Thurn an die Spitze der Unzufriedenen, drang am 23. März 1618 in die kaiserliche Kanzlei zu Prag, und ließ die kaiserlichen Ráthe aus den Fenstern herabstürzen. —

So brauste nach lang verhaltenem Grolle zuerst der Sturm in Böhmens Hauptstadt auf, so war der entscheidende Augenblick gekommen, wo von Seiten der Protestanten der erste Schritt zu Thätlichkeiten gegen die Katholischen, die längst sich unmittelbare und mittelbare Gewaltstreiche gegen sie erlaubt hatten, gethan wurde.

Diese dem Fenstersturze sogleich gefolgten böhmischen Unruhen, welche sich über alle zu Böhmen gehörenden Länder, Schlessien, Mähren und die Lausitzen baldigst verbreiteten, bildeten nun den ersten Act dieses großen deutschen Trauerspiels, das wir unter dem Namen des 30jährigen Krieges kennen, und sie waren auch Veranlassung, daß Sachsens Kurfürst, Johann Georg I, und seine Krieger auch zuerst auf dieser blutigen Bühne auftreten mußten.

(Fortsetzung folgt.)

## Prebischthor.

(Mit einer Abbildung.)

Wiewohl das sogenannte Prebischthor nicht auf sächsischem Grund und Boden steht, sondern schon zu dem Grenzgebirge des Königreichs Böhmen gehört, so können wir dennoch nicht umhin, den Leser nächst dessen naturgetreuer Abbildung eine möglichst treue Schilderung von diesem seltenen Naturgebilde und dessen nächster Umgebung, so wie auch Fernsicht, zu geben, weil es stets von den Reisenden als unzertrennlicher Theil der sächsischen Schweiz angesehen wird, und überdies auch einen höchst passenden Eingang zu derselben von der böhmischen Seite aus bildet.

Am Ausgange einer langen und schmalen, sich hoch erhebenden Felsenwand des Prebischgrundes, der Stimmersdorfer Wand gegenüber, an der sich, einer Warte nicht unähnlich, das sogenannte Prebischhorn wie ein Kolos erhebt, hat die Natur mit ihren Gigantenkräften ein Thor erbaut, das bei einer gegen 80 Fuß haltenden Spannung eine Wölbungshöhe von fast 70 Fuß hat.

Der mächtige Steinblock, der gleichsam den Schlußstein oder Sturz dieses Riesenthores bildet, macht mit der auf der rechten Seite auslaufenden Felsenwand ein



Ganzes aus, und stützt sich zur linken Seite auf mehre steil über einander gesetzte Felsblöcke, welche wie künstlich untergebaut zu seyn scheinen.

Die vor mehren Jahren noch häufiger auf dem Sturzsteine des Thores wild emporstrebenden Kiefern, so wie der jetzt ebenfalls leider nicht mehr vorhandene hart am Unterbaue wurzelnde Baum, der mit seinen belaubten Zweigen die majestätische Wölbung wie eine zur Bier geschaffene Ranke umzog, gaben der Totalansicht dieses Naturspieles einen schönen Eindruck, der durch die wild umhergestürzten kleineren, von Moos und Heidekraut überdeckten Felsstücken, die leider auch der menschlichen Cultivirung dieses Vorplatzes weichen mußten, erhöht ward.

Wirklich belohnend ist das in neuerer Zeit sehr bequem gemachte Ersteigen der Oberfläche des über 80 Fuß spannenden Sturzsteines des Thores. Auf dieser 1317 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Decke der Thorswölbung, über den schauerlich tiefen, waldigen Abgrunde breitet sich vor dem Auge des Beschauers eine herrliche Gebirgslandschaft aus, die vom Kaltenberge ihre Rundansicht beginnt, und sich über die Gebirge bei Kreybitz, über Hohenleipa, Steinichtschönau und den Kemnitzer Schloßberg bis zum näher gelegenen Schloßberge herumzieht, an dessen Fuße sich ein durch Bauten belebtes Gelände verbreitet, und über dessen aufsteigendem Hintergrund sich die Berge der Ruffiger Pflege in blauer Ferne erheben, während die Elbe durch ihr unwaldetes rechtes Thalufer gedeckt ist; doch über ihrem linken Ufer ragen der Kahl-, Birkel- und Zschirnstein, und an letzteren reiht sich ein Gebirgszug, vom Schneeberge hin zum ansteigenden Erzgebirge, bis zur dunkelsten Bläue. Schon die Durchsicht der Wölbung des Thores bietet ein herrliches Landschaftsbild, einen großen Theil der eben beschriebenen Fernsicht, dar.

Einen höchst günstigen Anblick des Prebischthores selbst hat man auf dem jetzt ebenfalls leicht zu erstei-

genden Böchhorn, einer der Wölbung des Thores gegenüber sich erhebenden Felsenwand, an dessen äußerem Vorsprunge sich der isolirt auf 200 Fuß emporstrebende Prebischkegel dem Blicke darstellt. —

Vom böhmischen Dorfe Herniskretschken (Herniskretscham) aus gelangt man abwechselnd durch wilde Felsenmassen und unter herrlichen Fernsichten längs des Kemnitzbaches zum Vielgrunde, dem Hauptthale der sich immer mehr erhebenden Felsengegend, während man den Gebirgspaz zwischen dem Eichberge und den Prebischwänden erreicht, der vom südlichen Anfange des großen Zschandgrundes aufsteigt, und es erscheinen namentlich an der Westseite des sich absenkenden tiefen Felsenthales die Prebischwände höchst großartig. Nicht weit von der von Herniskretschken nach dem großen Zschand hin führenden Straße öffnet sich links der Prebischgrund, von wo aus man eine schöne Ansicht nach dem Prebischthore, das sich auf der Höhe der Felsenwand erhebt, und dem nahen Prebischkegel genießt, und durch das Harzgründel ersteigt man endlich, zwar auf etwas steilem, doch ziemlich wegsamen Pfade, die Grundhöhe des Prebischthors selbst.

Ruhepunkte auf diesem Wege gewähren schon einige Mühlen im Vielgrunde und eine an der Wölbung des Thors selbst in neuester Zeit erbaute Restauration bietet alles dar, was zur Erquickung und Ruhe der Reisenden dienen kann. —

Einen nicht minder anmuthigen Weg hat man, wenn man das Prebischthor vom großen Winterberge aus besucht. Von dem großen Winterberge aus kommt man zuerst in den großen Zschand, von hier auf an- und absteigenden Waldpfaden zum Brande und an den Jordan, von wo aus man den 800 Fuß sich einsenkenden Prebischgrund zu besuchen pflegt. Auf dem vom Jordan rechts abgehenden Hauptwege gelangt man jedoch auf die Felsenzunge zwischen dem Prebisch- und Hirschgrunde, auf deren Spitze man endlich, aus der Waldung hervortretend, das Prebischthor erblickt. —

## Materialien zur Militärgeschichte Sachsens.

### Einführung des stehenden Heeres unter Kaiser Heinrich I.

Lehn- oder Landsoldaten.      Stadtsoldaten.  
(*militēs agrariī*)                      (*militēs urbiciī*)

Als recht eigentliche Begründung der stehenden Heere müssen wir die Einführung der sogenannten Landsoldaten (*militēs agrariī*) und die aus ihnen hervorgegangenen sogenannten Stadtsoldaten (*militēs urbiciī*) durch Heinrich I. ansehen. Diese Einrichtungen traf er sehr weise in dem neunjährigen Waffenstillstande, wie Wittekind von Korbei er-

zählt. Er bildete nämlich eine neue Classe von Staatsbürgern, einen freien Stand, ohne fruchttragende Besitzungen (*Allodium*), woraus später die Bürger, und ganz vorzüglich die Patrizierfamilien der Städte entstanden. Er schenkte den Rittern, die sich unter seiner Führung ausgezeichnet hatten, Ländereien, und machte ihre Bewohner zu Leibeignen des Ritters. Letztere mußten das Feld bauen, Abgaben in Früchten u. s. w. an die Ritter geben, ihnen Frohnen, d. h. als Knechte, und die Frauen und Mädchen als Mägde in den Land sitzen und Burgen der Ritter dienen; so entstanden



Ritterfide und Rittergüter, und ihr Besitz adelte den Besitzer. Die Besitzungen dieser Ritter hießen *mansi*, die darauf ruhenden Dienste oder Frohnen *mancipia*. Ein solcher *Mansus* wird in der Stiftungsurkunde des Klosters Altzelle erwähnt, er hielt zwei *Lanci* und eine *Mensura*, auch *Stricho*, wovon das böhmische „Strich“ herzuweisen, zwei Scheffel. Der *Mansus* hielt 12 Joch oder Morgen Landes. *Angaria* und *Perangaria* waren an den Landesherrn zu leistende Fuhren. Den sogenannten Gemeinfreien (*milites agrarii* Ackerfassen, Sattelhöfner), die unter den Rittern als Fußvolk dienten, schenkte er Acker. Hieraus entstanden die Bauern, oder die Zwei- und Drei-Hufengüter. Diese waren nicht Leibeigene, standen nicht unmittelbar unter den Rittern, sondern wurden bloß von diesen im Kriege angeführt. Aus diesen Militärcolonien hob nun Heinrich im Jahre 925 jeden neunten Mann aus, und versetzte sie in die Städte. Diese mußten für sich und die auf dem Lande Zurückgebliebenen Wohnungen bauen, um auch in Kriegszeiten sichere Zufluchtsörter zu haben. Sie waren besonders zur Vertheidigung der Städte. Die zurückgebliebenen 8 kriegerischen Ackerfassen hatten jährlich den dritten Theil von den erbauten Feldfrüchten an den neunten, seine Acker zu verlassen und nach der Stadt zu ziehen genöthigten Kameraden, theils für den täglichen Bedarf, theils aber auch zur Aufbewahrung für die Zeit der Noth, in die Städte zu liefern, damit in ausgebrochenen Kriegen nicht so leicht Mangel entstehen könnte; hier finden wir also schon die ersten Spuren der Anlegung von städtischen Magazinen. Außer den Ackerfassen zog jedoch Heinrich auch Ritter und Edle in die Städte, und um denen, welche das Leben zwischen den Mauern haften, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, ordnete er an, daß von nun an alle Feste, Zusammenkünfte und Belage in den Städten gehalten werden mußten, daher auch die späteren, in verschiedenen Städten üblichen Adelstänze, z. B. in Dresden, Delitzsch u. s. w. herrühren mochten. Diese Ritter waren auch hier die Befehlshaber und legten die in vielen Städten noch im Namen übriggebliebenen Rittergassen an, die meist in der Nähe der Ringmauer waren, und höchst wahrscheinlich eine Art Casernen bildeten.

#### Beibehaltung des Heerbannes.

In Kriegszeiten mußten außerdem noch jedesmal der je Fünfte von den Städtern, und auf dem Lande der je Neunte zu den Waffen greifen; die Uebrigen waren verpflichtet, diese zu bewaffnen und ihnen den nöthigen Unterhalt zu gewähren. Die *milites agrarii* zogen zu Felde, die *milites urbici* blieben zur Besatzung in den Städten \*).

\*) Aus den Letztern sind unstreitig die späteren Schützen- gilden entstanden. Ursprünglich waren sie die Artillerie der

#### Soldaten-Colonien.

Als recht eigentlicher Beweis aber, wie Schrecken erregend die feindlichen Horden, die Ungarn und die unruhigen Sorben für Heinrich waren, ist noch anzuführen, daß er, außer diesen seinen neuen Einrichtungen des Kriegswesens, noch so weit ging, daß er selbst Dieben und Straßenräubern, wenn sie nur Tapferkeit und Waffenfähigkeit besaßen, Landstrecken als Grundbesitz einräumte, und unter sie Waffen vertheilte. Damit sie sich zu brauchbaren Staatsbürgern und fertigen Kriegsleuten bilden konnten, schärfte er ihnen von Neuem das Gesetz der Menschenwürde ein, die Brüder zu schonen, dagegen aber desto furchtbarer an den Feinden des Vaterlandes ihren Hang zur Raub- und Mordlust zu beweisen \*). Verschiedene Schriftsteller, und unter diesen besonders Beckmann und Knauth nennen sie *Hassiganer* oder *Hassigauer* \*\*). Schon in der großen Ungarnschlacht am Reuschberg, führte er ein Fähnlein solches Gesindel, welches gut beritten war, in die Flanken der im Kampfe begriffenen Feinde, und gab durch sie dem Gefechte die günstigste Wendung. Als Lohn für ihre Tapferkeit überließ er ihnen einen großen Theil der Lagerbeute, räumte ihnen später die Vorstadt Merseburgs, die sogenannte Altenburg, zu ihrem Wohnorte \*\*\*) ein, und bestimmte sie für die Zukunft besonders zur Wache gegen die Empörungen der Sorben †).

Siegbert von Gembloues gedenkt dieser Art von Miliz ebenfalls und setzt sie, wie Saxo Annalista, auf das Jahr 922. Merkwürdig ist jedoch, daß Dithmar in seiner Chronik dieser *Legio Mersaburiorum*, wie sie verschiedene Schriftsteller erwähnen, mit keiner

Städte. Mit ihren Bogen, Armbrüsten und Schleudern vertheidigten sie die Städte; daher auch ihre großen Rechte, die sich ziemlich bis auf die neueste Zeit vererbten. Hierüber Ausführlicheres in der Geschichte des Festungswesens.

\*) Doch liegt auch, wie Albinus sehr richtig bemerkt, eine tiefere Klugheit darin, indem Heinrich dadurch am Besten den frühern Sclavereien der fahrenden Ritter und ihres Gesindels Einhalt thun konnte.

\*\*\*) *Hessiga*, *Hasago*, *Hassegun*, *Hassingoa* oder *Hassigon* war eigentlich nach sehr vielen alten Urkunden ein Gau, zwischen der Saale, Unstrut und Wipper gelegen. Vorzüglich giebt der alte Fundationsbrief von Magdeburg davon Nachricht. Auch in einer quedlinburger Urkunde vom Jahre 950 finden wir, daß dieser Gau in der Plag Merseburg gelegen, und daß die Dörfer *Mimilevon*, *Wurmarisleben*, *Imäon* und *Rolsbach* in seinen Grenzen sich befanden. Dieses kann höchstwahrscheinlich auch Beckmann und Knauth dazu veranlaßt haben, zu glauben, daß die *Hassigauer* des Witekind einerlei mit der *Legio Mersaburiorum* seien.

\*\*\*) Von Witekind *Legio Mersaburiorum* genannt.

†) Nach Saxo Annalista geschah es im Jahre 922 n. Chr.



Eylbe gedenkt, da sie doch noch unter Otto dem Großen fortbestand, wie wir aus dem Wittekind von Corbei ersehen können.

#### Reiterei.

Außerdem erfahren wir noch aus Wittekind, daß besonders die Reiterei durch Heinrich sehr trefflich ausgebildet worden war. Ob aber diese Reiterei mit Recht eine solche zu nennen gewesen, ist ungewiß, da wir im Gegentheil wissen, daß sie nur bis auf den Kampfplatz ritten, dann im Handgemenge von den Pferden sprangen, und zu Fuße kämpften. Doch aus den Kämpfen jener Zeit, welche unsere Vorfahren mit den Hunnen führten, läßt sich auch erwarten, daß sie zu Pferde zu kämpfen sich gewöhnten, weil sie nicht anders sich denselben hätten so kräftig zur Wehr setzen können.

Nach allen diesen bis jetzt angeführten trefflichen Einrichtungen im Kriegswesen versuchte er nun seine gewisseren Kräfte zuerst an den Sorben, welche damals einen großen Theil unseres Vaterlandes überschwemmt hatten, und unaufhörliche Einfälle, besonders in Thüringen, machten, auch Meissen beunruhigten, und die neuangelegten Städte und Burgen fortwährend überfielen. Die Schriftsteller, aus welchen man besonders die Kriegsgeschichte jener Zeit schöpfen kann, sind außer dem eben angeführten Wittekind, Dithmar im Chronicon, Fabricius (in den Origin. Saxon. lib. II, v. S. 112 bis 118), Ritter in der älteren meißnischen Geschichte und Engelhardt in seiner Culturgeschichte.

#### Kriegswesen der Sorben.

Hier würde es wohl keineswegs am unrechten Orte seyn, bevor wir zu den folgenden Zeiten der Fortbildung der sächsischen Miliz, besonders unter den Markgrafen, die so viel mit den Sorben zu thun bekamen, und sich deshalb so sehr mit der Kriegsgart derselben befreundeten mußten, noch etwas Ausführliches über das Kriegswesen jener Nation zu damaliger Zeit zu sagen, da sie doch selbst jetzt schon allzusehr in die Geschichte des Kriegswesens unserer damals lebenden deutschen Vorfahren verflochten waren. Nach mehreren Schriftstellern ertheilte ja Heinrich auch vielen Edeln der Sorben Ländereien, und zog sie später sogar mit in die Städte zusammen, damit er sie zu ruhigen brauchbaren Staatsbürgern und zur Zeit der Kriege auch als tüchtige Soldaten nützen konnte. —

Nachdem die ersten deutschen Völkerstämme unseres Vaterlandes die Hermunduren und Thüringer, theils sich freiwillig, theils von den aus dem Osten anströmenden slavischen Völkern verdrängt, weiter südlich gezogen, und zum Theil sich an die Germanen, welche die römischen Provinzen überfielen, angeschlossen hatten, verlor sich auch ihr Name in den Gauen unsers Va-

terlandes, nachdem sie schon längst ihre frühere Freiheit durch die Sorben hatten aufgeben müssen.

Näheres über die Abstammung der Sorben in der Culturgeschichte der Urbewohner unsers Vaterlandes; jetzt zu der Culturgeschichte in kriegerischer Hinsicht. —

Ohne Ritterthum und feierliche Kampfspiele, ohne Ehreenauszeichnungen ihrer Oberherrn und ohne fürstlichen oder Landesold waren die Sorben doch kriegerisch gebildet, und dabei äußerst tapfer. Galt es der Vertheidigung der eroberten Wohnplätze, galt es der Gefahr der heimischen Heerde, und die heiligen Haine und Altäre ihrer Götter zu schützen, oder galt es nur Beute zu machen, so waren sie stets bereit, mit den Waffen in der Hand sich muthig dem Feinde in offener Feldschlacht entgegenzustellen. Der Sorbe ergriff mit Gier jede Gelegenheit zum Kampfe, führte dann muthig seine Brona (Waffen), die steinerne Streitart, oder den Streithammer, oder das kurze Schlachtmesser, und zog unter den Tönen der Schrecken erregenden Feldmusik, welche aus Trommeln (Baraban), Hörnern und Pfeifen bestand, dem feindlichen Heere entgegen, oder auch nur auf Beuteabenteuer aus. Ihr kriegerischer Charakter unterscheidet sich wesentlich von dem der Deutschen, der Hermunduren, Thüringer und Sachsen. Sie waren mehr Eroberer als diese zu nennen. Deshalb auch die mannigfachen Einrichtungen, welche Heinrich gegen ihre Unruhen nach außen zu machen benöthiget war, und worauf wir in der Geschichte des Festungswesens unter Heinrichs und seiner Nachfolger Regierung über Sachsen, ausführlich zurückkommen werden.

Wenn ältere und spätere Schriftsteller von den Sorben nur Fußvolk erwähnen, so kann man dieß bloß für die Zeit annehmen, wo sie noch nicht mit den Ungarn, die doch bekanntlich auf den Pferden gleichsam wohnten und auf denselben fochten (daher es auch begreiflich, wie sie so schnell um sich greifen konnten) bekannt und verbündet waren. Es läßt sich daher nicht wohl denken, daß die Sorben mit solchen flüchtig berittenen Bundesgenossen nur zu Fuß gegen die Deutschen, die sich doch ebenfalls, durch die berittenen Feinde veranlaßt, mehr auf den Reiterkampf einzulernen angefangen, und auch schon hierin bedeutende Fortschritte gemacht hatten, gekämpft haben sollten.

Die Sitte der Kriegserklärung war bei den Sorben so wenig, als bei den meisten auf Eroberung ausgehenden Völkern üblich. Sie rüsteten sich, fielen unverhofft den Feinden in's Land, und zogen sich nach gemachter Beute eben so schnell zurück, woher es auch begreiflich wird, daß die deutschen Bewohner Sachsens fortwährend schlagfertig bleiben mußten, und, so lange die Sorben nicht gänzlich gedemüthiget waren, auch die stehenden Truppen in den Städten und auf dem Lande



nicht einziehen konnten. Deshalb baute Heinrich Städte, Burgen und Burgwarten, umgab alle bis dahin offenen Plätze mit Mauern, stellte Besatzungen hinein und machte selbst die Bürger wehrhaft, indem er Schützencompagnieen aus ihnen bildete, die, mit Armbrust, Bogen und Schleudern bewaffnet, die Sorben und ihre Bundesgenossen, die Ungarn, kräftiger auf ihren Mauern erwarten, mit Pfeilen und Steinen begrüßen, und sie durch gemachte Ausfälle zurücktreiben konnten. So finden wir selbst zu jener Zeit berittene Armbrustschützen bei dem Heere Heinrichs und seiner Nachfolger. Eben deshalb legte auch Heinrich die schon erwähnten Diebes- und Räubercolonien in den Vor-

mauern fester Städte an, damit diese durch ihre fortwährenden Streifereien, die sie in die Ländereien der Sorben und besonders der Daleminzier, einem Stamme derselben, machen mußten, dieselben schwächten, und ihnen zu größeren Rüstungen keine Zeit und Kräfte ließen, was er besonders in dem neunjährigen Waffenstillstande mit den Ungarn oder Avaren, wie sie auch Wittekind und Dithmar öfterer nennen, unaufhörlich durch solche Streifzüge beabsichtigte \*).

(Fortsetzungen folgen.)

\*) Wittekind deutet dies besonders durch die Worte: multis eos praeliis fatigans etc. an.

## Dippoldiswalde.

Stadt und Amt.

(Hierzu eine Ansicht der Stadt.)

In dem weniger wilden und breitem Theile des Thales, das die wilde oder rothe Weißritz (in Urkunden des 13ten Jahrhunderts Büsteritz oder Wisteritz genannt) unter vielfältigen Schängelungen in ihrem steinigten Bette durchrauscht, auf einem sanften Berghange, ist (in ihrer jetzigen Umfriedung vielleicht um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts) die Amtsstadt Dippoldiswalde erbaut, während ihre unstreitig weit ältern Vorstädte sich theils bis zu den Ufern der Weißritz herab, und sogar ein Theil derselben (der wahrscheinlich als ältester Theil und erster Anbau der alten Bergstadt anzusehen wäre) mit der ihrer jetzigen Gestalt nach noch ursprünglichen St. Nicolaiskirche sich jenseit des Ufers ausbreitet. —

So wie die Geschichte \*) der meisten Städte unsers Vaterlandes sich in das mittelalterliche Dunkel verliert und meist mit wunderlichen, durch nichts, als

durch die von Urbätern zu Urenkeln gelangte mündliche Ueberlieferung verbürgten Sagen beginnt, so ist es auch die Geschichte Dippoldiswaldes. —

Die Sage erzählt, zum Theil wohl gestützt auf den Namen: „Dippolds Wald“: in der Mitte des 10ten Jahrhunderts, als die hiesige Gegend noch ein mit Urwald dicht überzogenes Waldreifer war, soll ziemlich eine Stunde aufwärts an der Weißritz links vom Wege über Ober-Heslicht nach Dresden, zwischen der Weißritz und dem Velsenbache, in der Dippoldiswalder Heide, wo der sogenannte Einsiedel oder Einsiedlerstein sich erhebt, ein Eremit mit Namen Dippold, der aus dem alten Geschlechte

(Rectors daselbst) Eruditi Dippoldiswaldae, ebenfalls noch im Manuscripte, so wie „Gründliche und zuverlässige Nachricht von 1760 bis 1784 aus der dippoldiswalder Kirche nebst den eingepfarrten Dorfschaften,“ in Hasche's Magazin für sächsische Geschichte, Bd. 4, S. 663 ff., welche eine rein statistische Notiz bietet. Werthlos ist des Daniel Lucius (Stud. theol.) gereimtes „Dippoldiswalda vergiß es nicht; d. i. kurze Beschreibung der drei Strafen Gottes über Deutschland in 30 Jahren.“ Dresden 1652. 4. 2 Bogen. Nachrichten über das Amt D. befinden sich auch in v. Beust's hist. statist. Aufsätzen über d. sächs. Lande, Bd. I. St. IV. S. 54 bis 68. In neuerer Zeit haben sich der als vaterländischer Historiker bekannte Bergschreiber Schmidt in Altenberg und der Justizamtmanu Lehmann um die Geschichte der Stadt bemüht. Ersterer in der Mittheilung von und für Dippoldiswalde und Umgegend, Jahrgang 1835, Nr. 27 ff. und Jahrg. 1837, Nr. 2, und letzterer in einer besonderen Schrift, von der bis jetzt nur die erste Lieferung erschien. Die in der Kirchengallerie aufgenommene Geschichte Dippoldiswaldes ist allzu sehr im Kirchenstole gehalten und enthält leider keine neuen historischen Forschungen. — Bei so geringen historischen Hilfsmitteln, so wie grundlosen, einander widersprechenden Berichten läßt sich allerdings ein nur sehr mittelmäßiger Geschichtsüberblick geben.

\*) Für die Geschichte Dippoldiswaldes hat man nicht eben viel gethan. Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts hat der Ortspfarrer Amadeus Schmelz (st. 1731) zwar eine Art Chronik geschrieben, die noch im Original-Manuscript in der von Zahn'schen Familie sich befindet und von der mehre Abschriften vorhanden sind. Doch ist diese Chronik, wie alle gleichzeitige historische Bücher unsers Vaterlandes, ohne Kritik, reich an Worten und voll von Gewäsch, aber arm an verbürgten Thatsachen. Mit mehr historischer Kenntniß verfuhr Johann Knauth, dessen Historie von Dippoldiswalde (44 Blatt Folio) sich auf der königlichen Bibliothek zu Dresden befindet. Mit vielem Fleiße und einiger Kritik, ist der Aufsatz „über das Alter der Stadt Dippoldiswalde i. 2. Bd. v. Grundig's und Klossch's Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte (Seite 1 bis 80) geschrieben. Außerdem hat Mag. Christoph Meißner im Anhang zu seiner Altenbergischen Chronik (Seite 543) Mehres über Dippoldiswalde berichtet. Speciellere Nachrichten über Dippoldiswalde geben M. A. Müller's



Derer von Clomen stammte, gehäufet haben, sei es nun, um einem gethanen Gelübde zu genügen, oder um als Heidenbote die heidnischen Sorben, welche damals die Gegend zerstreut bewohnt haben mögen, durch das Licht des Evangeliums zu befehlen. —

Als Boleslav I., erzählt die Sage weiter, Herzog von Böhmen (936—967) Sohn des Wratislav I. (915—925) und der dem Christenthume feindlichen Drabomira und Enkel der heiligen Ludmilla, seinen Bruder Wenzeslav I. oder den heiligen (925—936) vor der verschlossenen Kirchthüre im Gebete, zu Boleslava (Bumslau), seiner neuen Residenz, wo ihn derselbe besuchte, meuchlings im Abenddunkel ermordet hatte, floh er, von Gewissensbissen und den Furien des Brudermordes gepeinigt, nach jener Waldgegend, um in ihr durch Jagdlust sein stürmendes Innere zu beschwichtigen. Als nun der Herzog eines Tages durch Zufall zu der Clause Dippold's gekommen, habe er sich, gerührt von dessen Heiligkeit, denselben zum Beichtiger erkohren. Um aber in den Armen des von ihm früher verachteten und gehäpften Christenthums Seelenruhe zu finden, und um nach dem Begriffe der damaligen Zeit Sühnung zu erhalten, habe er endlich in der Nähe der Clause eine Capelle unter dem Namen „im Walde des heiligen Dippold“ (in sylva sancti Dippoldi) erbaut.

Nach einer andern etwas früher datirten Sage war die Capelle schon eher erbaut, und Dippold soll in derselben den böhmischen Herzog Wratislav I. mit seinen beiden Söhnen Wenzeslav und Boleslav getauft haben.

Ohne im Mindesten diesen von vielen Historikern \*) als abgeschmackt gänzlich verworfenen Sagen etwa das Wort reden zu wollen, so konnte der harmlose Erzähler der Geschichten unsers Vaterlandes doch nicht umhin, in Ermanglung aller urgeschichtlichen Basis, auch ihr ein Plätzchen einzuräumen, eingedenk der unbestreitbaren Wahrheit, daß keine Sage \*\*) ohne allen historischen Grund ist. —

Es ist allerdings kein Beweis für die Sagen der Dippoldswalder Entstehungsgeschichte, die noch heutzutage in jenem großen Sandsteinfelsen, der sich ziemlich in Mitten der Heide auf ringsum gesteinlosem

\*) Die alle und jede im Munde des Volks fortgeerbte Geschichte als leeres Hirngespinnst achten, und keinen historisch frommen Glauben zu lassen, sondern überall urkundlich verbürgte Ueberzeugungen, ja selbst da, wo es unmöglich, fordern.

\*\*) Hat sich doch in neuester Zeit durch geologische Forschungen ergeben, daß selbst die Sage vom Lindwurm nicht rein aus der Luft gegriffen ist.

Boden in eigenthümlicher Gestalt erhebt und vom Volke, wenn auch vielleicht nur als einzeln stehender Felsen, der „Einsiedler“ genannt wird, vorhandene, 9 Ellen lange und 2½ Ellen breite und eben so hohe Höhle, kein Beweis sind die ehemaligen Spuren von Gemäuer auf demselben, in welchen man die Ueberbleibsel der Clause Dippolds erblicken will, eben so wenig ist ein Beweis jener nahe Brunnen, der im Munde des Volkes der Einsiedlerbrunnen heißt, als die mit derselben Sage angeblich in Verbindung stehenden Ueberreste von den auf dem Wege nach Velsa, ebenfalls im Walde gelegenen, 4 bis 6 Ellen hohen und 1½ Ellen starken, Mauern der sogenannten Barbaracapelle, in der Dippold jene böhmischen Fürsten getauft und in der er das Volk der Umgegend zum Gebete und zur Befehring versammelt haben soll. — Doch es ist auch kein genügender Beweis vorhanden, alle diese Zeugen der Altväter Sage gänzlich verworfen zu wollen. Enthält nicht sogar die spätere Geschichte Andeutungen, daß sich der meißnische Bischof Johannes VIII. (von Maltitz) bewogen sah, die Einsiedler, welche daselbst noch im 16ten Jahrhunderte hausten, zu verjagen, und ihre Clause zerstören zu lassen, weil man in dem Leben der Einsiedler jener Zeit viele Mißbräuche und Unbilden entdeckt hatte? —

Was hindert uns also zu glauben, daß schon im grauesten Mittelalter ein Einsiedler hier seinem frommen Tagewerke lebte, daß er des Nachts auf jenem großen Steine in der gedachten Höhle von der auf seinen seelen sorgenden Wanderungen von Grubenhaus zu Grubenhaus ertragenen Last und Hitze des Tages ausgeruht, daß er aus jenem Brunnen getauft, und daß selbst die der heiligen Barbara geweihte Capelle ein Werk irgend eines jener frühesten Clausner gewesen ist, zu der von nah und fern das gutmüthige Volk der Grubenheimer, die doch unstreitig von Böhmen aus zuerst diese Gegend bevölkert haben mögen, herzuströmte, daß man ferner zum Andenken an einen dieser frommen Einsiedler, der den Namen Dippold führte, die dasige Heide „Dippold's Wald“ nannte, und endlich sogar, als man sich im Thale immer mehr, in Folge des aufkommenden Bergbaus, ansiedelte, diese neue Bergstadt, eben so wie Annaberg ursprünglich „die Stadt am Schreckenbergr“ hieß, schlecht weg „die Stadt am Dippoldswalde“ nannte.

(Beschluß folgt.)

\*) Ein Keller, der ebenfalls der Sage nach zu jener Dippoldswalder Clause gehört haben soll, ward erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vermauert, da er, wie man sagte, durch unlautere Zwecke entweiht und zum Schlupfwinkel für liederliches Gesindel geworden war.

### Lithographirte Beilagen:

Johann Georg I. Prebischthor. Dippoldswalde.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





gest. von Max Krübig.

gestr. von B. Böhmé Dresd.

JOHANN GEORG I. CHURFÜRST VON SACHSEN.

*Johann Georg Churfürst,*









*Lith. v. J. Neidel*

DAS PREBISCHTHOR.









*St. B. W. G. v. 1764 v. B. K. v. 1764*

*Geogr. v. W. F. 1764*

# DIPPOLDISWALDE.









Lief. 2.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Kriegs

innerhalb der sächsischen Gesamtlande.

(Hierzu das Portrait der Kurfürstin, Magdalena Sibylla, nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.)

### Sachsen und sein Kurfürst, Johann Georg I., beim Beginn des dreißigjährigen Kriegs.

Ehe wir dem geneigten Leser die Grenzscenen des dreißigjährigen Kriegs, der seinen Schauplatz hauptsächlich, ebenso wie die frühern und spätern deutschen, und selbst europäischen, Kriege, in Sachsen, in jeder Beziehung, gesegneten Provinzen hatte, selbst vorführen, scheint es, nöthig zu seyn, ihn zuvörderst auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus er gründlicher den damaligen Fürsten Sachsens, sowie nächst dem das Land und seine Bewohner selbst, ersteres in allen seinen derzeitigen Verhältnissen als Staat im Innern und nach Außen, und letztere auf ihrem zeitgemäßen Standpunkte der Cultur in Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft, so wie in der Kirche beurtheilen zu können im Stande seyn wird.

Wir wollen mit dem damaligen Landesfürsten, den Kurfürsten Johann Georg I., der doch als Signifer in allen Staatsverhältnissen, als Beschützer seines Volks und als Beförderer der Nationalcultur gelten soll, und von dem gewöhnlich in den alten Geschichtsbüchern eher die Rede zu seyn pflegt, als von Land und Volk, den Anfang machen, und ihn als Reichsfürsten, Regenten, Mann, Gatten und Vater nach den gleichzeitigen Historikern sowohl, als namentlich nach den noch von ihm vorhandenen Acten möglichst getreu darzustellen, versuchen, und nächstdem einen flüchtigen Blick auf das Leben seiner

in jeder Beziehung ehr- und liebenswürdigen, und dabei äußerst gebildeten und klugen Gemahlin, Magdalena Sibylla, werfen, da auch sie keineswegs theilnahmlos bei den damaligen, ihren Gemahl und ihr Familienleben so vielfach berührenden Zeitverhältnissen blieb, sondern, in soweit es thunlich, nicht selten auch ihre wohlbedachten, wohlgemeinten Rathschläge geltend zu machen suchte. —

#### Johann Georg I.,

als Reichsfürst, Regent, Mann, Gatte und Vater.

Dem Kurprinzen Christian I. ward am 5. März 1585 von seiner Gemahlin, Sophia, Tochter des Kurfürsten Johann Georgs von Brandenburg, ein zweiter Sohn geboren, der in der Laufe, nach seinem Großvater mütterlicher Seite, den Namen Johann Georg erhielt \*). Am 11. Februar 1586 verlor der junge Prinz seinen Großvater, den Kurfürsten August, und am 25. September 1591 seinen Vater, der erst am 21. Februar 1586 die Regierung angetreten hatte. Er genoss durch seine vortreffliche Mutter eine sorgfältige Erziehung, was er auch später dankbar anerkannte und stets zu rühmen wußte. Diese Achtung für seine Mutter zeigt sich daher vielfach in seinem später sehr bewegten Leben. So schrieb er namentlich ihrem Gebete alles Gute zu, das ihm Gott in den schwersten Kriegsnothen

\*) Der Erstgeborene, Christian, ward den 23. September 1583 geboren, kam 1591 zur Regierung, und starb schon am 23. Juni 1611.



verliehen, ja, er war fest überzeugt, daß durch ihr Gebet nicht nur seine Lande und Stammgüter vermehret und aus vielfacher Gefahr errettet wurden. Besondere Beweise dafür sind die Inschriften \*) mehrerer Schaumünzen, die er schlagen ließ.

Nach der Sitte der damaligen Zeit und gewissermaßen nach einem, durch den frommen Glauben, daß das Schicksal der Menschen in den Sternen gelesen werden könne, entsprungenen Bedürfnisse ward, wie noch das davon vorhandene Actenstück beweist, am 5. März 1585 dem nach 10 Uhr Nachts „geborenen Herrlein“ das Horoscop gestellt, was eine prophetische Auskunft über seine Erdenlaufbahn geben sollte, und das der Curiosität halber hier wörtlich Platz finden mag. — „Aus göttlicher Ordnung der himmlischen Influenz wird von diesem gebornen Herrlein gemeldet. Die weil die allerbesten zwene Planeten am ganzen Himmel, der Jupiter und Venus beisammen in dem sechsten Hause, welches der Krankheit zugeeignet, ganz stark und gut gefunden worden, daß auch dieses Herrlein einer guten, frischen, starken, gefunden Natur und eines langen Lebens seyn soll, ungeachtet, daß es bald nach dem Vollmonde auf die Welt geboren. Denn Jupiter und Venus, die dämpfen dem Vollmonde seine ärgerliche Wirkung, und hat also diese hohe Person nach aller natürlichen Anzeigung für dem 55. Jahre seines Alters keine beschwerliche Leibeschwachheit noch gefährliche Krankheit zu fürchten. Auch weil der Planet Mars, ein Herr der Ascendenten, in dem Kriegshause steht: so ist er sonderlich zu Kriegsgewerben geneigt, und alle seine Lust darauf gerichtet, wird ein kühner Kriegsheld und sieghastiger Fürst in allem Streit seyn, auf rothen, fuchsen, weißen und braunen Pferden das beste Glück befinden, und ein ander Herzog Moritz von Sachsen werden; hat sich aber keiner Kriegsgefahr, etwa an Leibesverletzung oder Gefängniß halber zu besorgen.“ — „Darum wird er von allen Fürsten im römischen Reich gefürchtet werden und der vornehmste Fürst unter allen Reichsfürsten seyn; der Papst und Welschland wird sich für diesem Herrn sehr fürchten; denn es wird sich Niemand wider ihn auflegen dürfen, und soll auch Kurfürst werden, wohl regieren und ein löblich Regiment bei seinem Volke führen. Sein Volk wird den Segen des 72. Psalms über diesen Herrn täglich sprechen; denn er ist ein Herr der Gerechtigkeit. Es werden sich bei seiner Regierung nicht allein die Leute, sondern auch die Berge freuen; denn gar ein neu Bergwerk und Bergstadt \*\*) in seinem Lande aufkom-

\*) *Maternis precibus nihil fortius.* Nichts stärker, als Muttergebete. — *Ditant vota materna* Mutterwünsche machen reich. — Daß übrigens Sophia sehr für die Erziehung der Kinder begeistert war, geht namentlich aus den allbekanntesten Dukaten mit der Inschrift: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt“, hervor.

\*\*) Johannegeorgenstadt.

men, und bei seiner Zeit sehr viel neue Silberzechen offenbar werden sollen, davon er groß Einkommen haben soll, wird auch sein Land größer erweitern \*), andere Länder mehr dazu erkaufen und bringen, viele Herrschaften durch ledige Angefälle bekommen und als ein Herr über das Burggrafthum Magdeburg herrschen; soll eine weise, überaus schöne Gemahlin mit allen Tugenden begabt, aus dem Mecklenburgischen Geschlechte und Stamme heirathen und nur eine Gemahlin haben, auch eines keuschen Lebens seyn und Kinder männlichen Geschlechts mit derselben zeugen, nach sich Leibeserben verlassen und soll sein Reich bei seinem Stamme und Leibeserben bleiben, in seinem Alter ein friedliches Regiment und stilles Leben führen, und für seinem Ende Friede mit Allen machen und in seinem grauen Alter keine Widerwärtigkeit haben, wie denn die beiden Revolutiones auf das folgende 86. und 87. Jahr Christi ein Zeugniß seines langen Lebens sind.“ —

„Ob sich wohl die vermuthliche Wirkung des Vollmondes bis in's dritte Jahr dieses Herrleins Alters verlängert, so deutet doch das glückliche Caput Draconis \*\*) anfänglich im ersten Hause \*\*\*) und Jupiter †), darnach im andern Jahre im achten Hause, daß diesem Herrlein natürlicherweise keine Krankheit anhangen oder etwas fährlich seyn sollen, sondern werde zu einem großen Alter kommen; desgleichen schadet ihm auch die *oppositio saturni* ††) in dem eilften Jahre seines Alters zu seinem Leben gar nichts, denn Saturnus keine Kraft weder über das Haus des Lebens, noch über das Haus des Todes hat. Dank und Ehre sei Gott, für diese große Gnade. Amen!“ —

In einigen wenigen Punkten stimmt dieses Horoscop freilich nicht mit dem Leben Johann Georgs überein, namentlich darin, daß er nur einmal sich verheirathen würde, und eine Prinzessin aus dem Hause Mecklenburg eheligen, wie wir später sehen werden. Doch ist Vieles dieser Sterndeuterei zufällig eingetroffen. Ueberraschend bleibt besonders dem Nachgeborenen den Kurhut zuzusprechen, und auch die Prophezeiung der Begründung einer Bergstadt — Johannegeorgenstadt — ist gewiß seltsam. — Was endlich die geweissagte Erweiterung seiner Länder betrifft, so ging sie nur zu sehr in Erfüllung, theils durch die Erwerbung der beiden Kaufsüßen, anfänglich im Jahre 1623 nur unterpfändlich, und 1635 endlich erblich, theils durch Erwerb der Aemter Querfurt, Jüterbog, Dahme und Burg, der Herrschaft Tautenburg, als eröffnetes thüringisches Lehn,

\*) Die Lausitz.

\*\*) Haupt des Sternbildes, Drache genannt.

\*\*\*) Einige Sternbilder nennt man in der Astrologie Häuser.

†) Ein Glück bringender Planet.

††) Das Widerstreben des Saturn, eines feindseligen Planeten.



und endlich auch durch die vom Kaiser erhaltene Anwartschaft auf die Grafschaften **Zanau** und **Schwarzburg** und den halben **thüringer Wald**. Nicht weniger seltsam ist, daß die vom Prinzen **August 1628** erlangte und **1635** im Prager Frieden auf Lebenszeit wirklich bestätigte Administration des **Stifts Magdeburg** in dem Horoscop angedeutet wird. Der ihm aus der Constellation prophezeiheten Gesundheit hatte er sich wirklich bis in sein ziemlich vorgeschrittenes Alter zu erfreuen. Er ist auch ferner, trotzdem, daß er an vielen Schlachten Theil genommen, nie verwundet worden und ist sogar einige Male der sehr nahen Gefangenschaft und andern Gefahren glücklich entkommen. Uebrigens ist **Johann Georg** zwar kein zweiter **Kurfürst Moritz** geworden, hätte es aber, wenn er die Zeitverhältnisse besser benutzte, und sich nicht so sehr fremden Einflüsterungen ergeben hätte, und mehr Krieger als Theolog gewesen wäre, sicherlich werden können. Auch ist er **1612** nach dem Tode des Kaiser **Rudolphs II.**, **1619** als **Ferdinand II.** und **1637** als **Ferdinand III.** zum Kaiser erwählt worden, **Reichsvicar** gewesen, daher er auch **3 Mal** der Bornehmste unter den Reichsfürsten war. Durch den Leipziger Convent des Jahres **1630** hat er übrigens gezeigt, daß er das ihm zukommende Directorium der protestantischen Reichsstände gegen den Papst und die katholische Partei in Deutschland trefflich zu behaupten verstand. Und was endlich die ihm geweissagte zahlreiche männliche Nachkommenschaft betrifft, so hat das Horoscop keineswegs gelogen: denn **6 Prinzen**, außer **3 Prinzessinnen**, wurden ihm geboren, von denen auch **4 Prinzen** ihn überlebten. —

**Johann Georg's** Erziehung war eine streng religiöse, und die Eindrücke, welche die fortwährenden Reibungen zwischen den damaligen Theologen des Protestantismus, wenn auch nur mittelbaren Einfluß auf dieselbe äußerten, zeigen sich in seinem Mannesalter oft nur zu unverkennbar. Besonders aber machten die Verwirrungen und endlich sogar die Schrecknisse, welche des Kanzlers **Krell** kryptocalvinistisches, keineswegs verbrecherisches, Bemühen herbeiführte, d. h. das streng dogmatische Lutherthum, wie es die **augsbургische Confession**, die **schmal-kaldischen** und die **torgauer Artikel**, sowie endlich die durch seinen Großvater, den **Kurfürsten August**, auf die Basis der letztern zur Beilegung dieser seit **1573** entstandenen kryptocalvinistischen Streitigkeiten fertigte, auf dem Landtage zu **Torgau** im Jahre **1579** von den Landständen angenommene und im Jahre **1580** in den sächsischen Landen als unverbrüchliche Glaubensnorm eingeführte **Concordienformel** vorschreibt, unvermerkt zu calvinisiren, den bleibendsten Eindruck auf sein jugendliches Gemüth. — Ja, obgleich **Johann Georg** das Haupt dieses rechtlos verurtheilten Kanzlers nicht vom Schwerte der verblendeten Gerechtigkeit mit eignen Augen fallen sah, da er gerade in

diesem Jahre auf einer Reise in **Italien** war, so betrachtete er dennoch, in Folge der frühesten Jugendeindrücke, sein ganzes Leben hindurch den Calvinismus als einen nicht nur in das Lutherthum, sondern in das Christenthum selbst Eier des argen Verraths legenden Basilisk, als ein schleichendes, das Mark der protestantischen Staaten zehrendes Gift und als ein Unheil verkündendes Gespenst, welches dem friedlichen Bürger der großen Stadt Gottes der Seele Seligkeit zu rauben drohe. — Wer daher die Macht mancher in der Jugend erhaltener Eindrücke kennt, den werden so manche Erscheinungen in **Johann Georg's** Leben keineswegs befremden und seltsam erscheinen, sondern er wird, ihn weit gerechter zu beurtheilen, sich gedrungen fühlen.

Ehe wir daher zu der Ausführung der Hauptmomente seines Lebens als Fürst, in den Verhältnissen zu seinem Volke und zu dem deutschen Reiche, selbst übergehen, wollen wir zuvörderst versuchen, eine möglichst vorurtheilsfreie Beurtheilung und Betrachtung des Charakters **Johann Georg's** zu geben, und wir werden sehen, daß ein umfassenderes, tieferes Eingehen in alle seine Verhältnisse jeden Vorurtheilsfreien eher für ihn gewinnen muß.

Zuvörderst stellt er sich uns als fromm, lauter von Gesinnung und rein vom Wandel, offen in jeder Beziehung, bieder, innig erfüllt von reinster Liebe gegen Gattin und als Vater seiner Kinder dar. Er zeigt sich uns ferner stets in ungezwungenster Menschenfreundlichkeit, und legte unter allen Verhältnissen die wärmste Theilnahme gegen jeden seiner Untergebenen an den Tag. Eben so schön zeigt sich aber auch in ihm die treueste Freundschaft und die unbedingteste Liebe für das allgemeine deutsche Vaterland, für dessen Wohl sein eignes Interesse stets in den Hintergrund treten mußte. Dabei ist ihm keinesfalls ein klarer und selbständiger Blick in die Verhältnisse seiner Zeit abzusprechen, und, wenn dieser auch oft nicht eben zu weit reichte, so hatte er doch stets in Allem, was er that, den unverwandten Blick zum Guten gerichtet. Eben so achtete er gern auf den Rath derer, welchen er sein vollstes Zutrauen schenken zu können, sich überzeugt hatte, und, wiewohl er oft eher zu viel, als zu wenig ihnen vertraute, so ließ er sich doch nie ganz von dem einmal, in Folge der eignen Ueberzeugung gefaßten Entschlusse ablenken.

**Johann Georg** berührt eigentlich in seinen Schreiben selten religiöse Gegenstände, doch war er sehr empfänglich für fromme, heilige Gefühle, was namentlich aus mehren seiner Briefe an seine Gemahlin **Magdalene Sybille**, hervorgeht, die aber auch als Muster einer guten Fürstin, Gattin, Mutter und Hausfrau, und zwar in jeder Beziehung, dienen kann \*).

\*) Ueber diese treffliche Fürstin werden wir später etwas ausführlicher zu sprechen Gelegenheit nehmen. —



freut sich die Kurfürstin recht innig darüber, daß sich ihr Gemahl „das Kindlein Jesu“ als Geschenk von ihr zum heiligen Christ gewünscht hatte.

Wenn auch zuweilen Zorn und Leidenschaftlichkeit den Johann Georg übermannte, so hatte er doch nie Neigung zum Nachtragen, sondern er war leicht versöhnlich.

Mehre haben übrigens darin bedeutende Schattenseiten Johann Georg's zu finden vermeint, daß er den vollen Becher liebte, und namentlich Freiburger Bier und den Wein nicht ungern, und auch nicht eben zu wenigtrank, daß er dabei oft einen freilich den jezigen Höfen ungewohnten und der Courtoisie des 19. Jahrhunderts fremden Witz und derben Scherz machte, daß er ferner ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd war, und sogar zuweilen die Hirsche und Eber so heftig verfolgte, so wie er eigentlich gegen die Feinde seines Landes und die Widersacher seines Glaubensbekenntnisses hätte gerüstet auftreten sollen, daß er endlich Calvin's Lehre, besonders den sogenannten Kryptocalvinismus von ganzem Herzen haßte und, wo es ihm nöthig erschien, ihn auch zu unterdrücken suchte. Doch rechne man dieses Alles nicht auf die Schwäche seines Charakters, als vielmehr auf die allgemeine Richtung seiner Zeit, welche sich weder in der edeln Kunst, noch in der wahren Wissenschaftlichkeit gefiel, sondern mehr in den wilden Vergnügungen der Beth-, Trink- und Jagdlust schwelgte, der es weit mehr gefiel, wenn die Geistesfreiheit sich über am Ende nichtsagende Dogmen gröblichst entzweiete und, wenn sie des Sonn- und Festtags, unter derben Worten, Schelten und Schimpfen von der Kanzel herab, die Gemeinden und selbst die Fürsten abschilderte, den Teufel stets schwarzer an die Wand malte, und vor Gottes Strafen und Zorngerichten die Herzen der Gläubigen erzittern machte, anstatt daß sie hätte Eintracht, Frieden und Versöhnlichkeit, christliche Liebe, Gottvertrauen und Sanftmuth predigen sollen\*.) —

Das Verhältniß, in dem der Kurfürst zu seinen höhern Dienern stand, scheint ein ziemlich vertrauliches, mehr freundschaftliches gewesen zu sein. Dies war hauptsächlich mit dem Hausmarschall Johann Georg Pflugk, sowie mit dem sehr bekannten Präsidenten Caspar von Schönberg und dem damaligen Oberkammerer Heinrich von Taube der Fall, mit denen er mehr als Freund zu Freunden stand, und gegen die er sich brieflich stets sehr offen und überaus herzlich ausspricht, was sie aber auch ihrer Seits nie zu thun unterließen. —

So sind gewöhnlich den officiellen Schreiben an den Pflugk eigenhändige, sehr cordiale Nachschriften des

\*) Man denke hierbei nur an die vielen gedruckten, höchst komischen Predigten aus dieser Zeit und die wahrhaft possertliche geistliche Lieberpoesie, worüber wir später in einem besonderen Aufsatz näher uns verbreiten werden.

Kurfürsten beigefügt, wovon wir eine als treuen Beleg folgen lassen. Als nämlich 1618 der Hausmarschall von Pflugk den Kurfürsten gebeten hatte, ihm zu erlauben, daß er auf die Kindtaufe bei seinem frankem Vetter, den Centurin von Pflugk, damaligen Festungs-, Zeug- und Ober-Proviant-Inspector (starb 1619) die musikalische Capelle mitnehmen könnte, schreibt ihm Johann Georg kurz und bündig: „Was die Musik anbelangt, bin ich zufrieden; Gott helf, daß sie ihn gesund fideln!“ — Ferner schreibt er 1615 von Zeitz aus an den von Schönberg eigenhändig: „Der Bischoff von Halberstadt gestorben an Blattern. Lieber Kaspar, Du kennst mich nun, und ich Dich auch, und seyndt beide gewillt, einander zu ehren und treulich beizustehen. Mich dünket, igo hätten wir so eine Gelegenheit, die sich sobald nicht wieder präsentiren dürfte; thue mir so viel aus getreuem Herzen zu willen und eröffne mir deine Gedanken\*.)“ — Einer der trefflichsten Züge zu dem Bilde Johann Georg's liefert uns jedoch seine herzlichste Theilnahme bei der Krankheit seines treuen Heinrich von Taube. Dieser getreue kurfürstliche Diener lag nämlich sehr gefährlich krank darnieder und war in die ärztliche Behandlung eines Mannes, mit Namen Hinkelmann, gerathen, dessen Ruf zwar groß, doch dessen eigentlicher Beruf nicht der eines Arztes war, sondern der nach dem damaligen Sprachgebrauch ein bloßer Destillateur, also vielleicht so viel, als jetzt ein chemischer Laborant oder Apotheker war. Daß Hinkelmann bei seinem ausgezeichneten Rufe große Feinde unter den Ärzten von Profession hatte, konnte nicht fehlen und auch das Volk war noch ziemlich getheilte Meinung über Hinkelmann's Befähigung zum Arzte. — Dies Alles war dem Kurfürsten zu Ohren gekommen, und, da ihm viel daran lag, ob sein treuer Taube in guten Händen war, und Johann Georg übrigens nicht eben das beste Zutrauen zu Hinkelmann's Kunst und Befähigung hatte, Hinkelmann dagegen des Kranken vollstes Zutrauen besaß, so hielt es Johann Georg für rätzlich, nicht gerade gewaltsam hier eingreifen zu dürfen, sondern vielmehr sich an das Gewissen des vermeintlichen Helfers und Wunderthäters selbst und zwar mit ernstern Worten zu wenden. — Johann Georg schrieb daher an Hinkelmann folgenden Brief, der seinem Herzen alle Ehre macht und den wir dem geneigten Leser keineswegs vorenthalten zu dürfen glauben, sondern seiner gemüthlichen Sprache halber hier wörtlich mittheilen. „Gottes Gnade, Fried und Einigkeit, Lieber Hinkelmann! Ich hab Euer Schreiben zu recht empfangen, ganz ungern den Zustand meines lieben treuen Dieners daraus vernommen. Gott wende es zum besten. Weil er nun das Vertrauen zu Euch hat, so

\*) Dies betrifft nämlich die Succession im erledigten Bisthume Halberstadt.



werdet ihr am besten wissen, wie ihr ihm thun sollt und dasjenige, so Euch Gott verliehen, durch die Gnade Gottes an ihn durch Euren Fleiß nicht erwinden lassen. Ich habe Euch allzeit vor den gehalten, davor ich Euch bestellet, und noch, und weiß, was das anlangt, ihr von Gott solche Gaben habet, daß Ihr Gott dafür zu danken und ich es Ehr habe. Was aber anlangt die Kuren, so ihr bishero getrieben und gebrauchet, laß ich die von judiciren, so es betroffen. Das Werk wird den Meister loben; aber wir seindt nicht alle einerlei Natur, haben nicht einerlei Krankheiten, auch nicht einerlei Arzneien; als will ich hoffen, kein erfahrner Mann wird mehr auf sich nehmen, als was ihm bedünket, bei Gott seinem Herrn und der Welt zu verantworten. Hat nun Gott der Herr Einen was vor Andern aus Gnaden beschert, so ist billig, seinem Nächsten damit zu dienen. Also ihr werdet von dem nicht abstehen, so in Eurem Gewissen Ihrs nicht verantworten könntet; id est: wenn Ihr könntet, und wolltet anders anderer Ursachen oder Privathandels halben es unter-

wegen lassen, so wird Gott die Hand von Euch abziehen; würdet Ihr Euch auch was unterwinden zu prästiren, so in Euern Vermögen und Wissenschaft nicht wäre, und es an solchen Leuten auf die Probe das erste Mal wollen setzen, und es schlage um: so habt Ihr in acht zu nehmen abermal Euer Gewissen, daß Euch in dem Fall ein anders würde sagen, könntet auch leicht erachten, was ein Potentat darzu würde sagen. Herodes und Pilatus waren uneinig, über den Herrn Christum unsern Erlöser und Seligmacher, wurden sie eines, und ließen ihn kreuzigen. War unrecht. Ihr und die Medici seyd auch uneins; werdet einig und helft diesem Patienten davor zu seiner Gesundheit durch Gottes Hülfe; so geschiehet, was mein Wille ist. Zu Fried und Ruhorath ich; geschichts, so ist's rühmlich! verdirbet es, so ist's verdrießlich. Hiermit beschließ ich. Diese meine Erklärung ist kürzlich. Gott ist treulich, dem befehl ich mich hiermit endlich.

Datum Zabeltig d. 9. Juny Anno 1624.

(Fortsetzungen folgen.)

## Der grosse und kleine Tschirnstein.

(Mit einer Abbildung des Felsensturzes am kleinen Tschirnsteine.)

Die beiden höchsten und umfanglichsten der 26 Felsen-Gilande, welche die vulcanisch erregte Fluth bildete, die sich der Sage nach aus dem Bergkessel des jezigen Böhmerlandes durch den ehemaligen Gebirgskamm, der einst dieses Land südlich und östlich vom jezigen Sachsen abgeschlossen haben mag, und von dem noch der hohe Schneeberg in Böhmen und der große Winterberg in Sachsen abgelöste Lieberbleibsel zu seyn scheinen, sich gewaltsam Bahn brach, um durch das jezige Elbthal nach den Niederungen einen Ausfluß zu dem Meere zu gewinnen, sind der große und kleine Tschirnstein, zwei aus Quader-Sandsteinmassen kühn aufgethürmte, nur durch ein unbedeutendes Thal getrennte Felsenburgen des ostöstlichen Theils des jezigen Königreichs Sachsens, dicht an der Grenze Böhmens. — Daß der Name Tschirnstein oder Tschirnstein serbischen Ursprungs ist und wohl keine rein altdeutsche Benennung sei, läßt sich mit einiger Gewißheit behaupten (vom slavischen Stammworte Tzorny, schwarz). Tschirnstein oder Tschirnstein soll daher wohl so viel als Schwarzstein bedeuten, vielleicht entweder wegen des vielen Schwarzwaldes, womit beide bewachsen sind, oder wegen des schwärzlichen, verwitterten Ansehens ihrer im Innern übrigens sehr weißen Sandsteinmassen. Vielleicht aber auch wegen der auf und an ihnen häufig vorkommenden Basalttrümmern. Es ist allerdings seltsam, daß man ein serbisches und deutsches Wort zusammengestellt hat; doch kommt dieß nicht selten vor, vorzüglich in der Verbindung mit

Tschirn, als Tschirnhausen 1c. Man könnte zwar wohl auch muthmaßen, daß der Name Tschirnstein ein rein deutscher sei, der so viel anzeige, daß beide früher mit vielen Tiren, Tieren oder Tschiren, d. i. Tichten bewaldet waren. Unentschieden wäre er dann, ob der Name richtig Tschirnstein, oder richtiger Tzirnstein oder Tzschirnstein, wie ihn die Geographen der vorigen Jahrhunderte meist aufführen, zu schreiben sei. Daß übrigens der kleine Tschirnstein die Stammburg derer von Tirren getragen habe, wie ein vielbehauptender sächsischer Topograph annehmen will, dürfte wohl ebensowenig in der Volksage seinen Grund haben, als urkundlich nachgewiesen werden können\*). — Der besuchtere beider Felsenburgen ist der große Tschirnstein, wegen der wahrhaft trefflichen Aussicht, die man von seinem höchsten Punkte, dem sogenannten Rabenbade, aus, oder vielmehr über demselben genießt, und man kann feck behaupten, daß er wohl den schönsten Aussichtspunkt der ganzen sogenannten sächsischen Schweiz darbietet. Weniger bestiegen wird der kleine Tschirnstein, und meist nur von Geognosten

\*) Es soll zwar eine Art von Brillen geben, welche die Augen der alten Sonntagskinder ersetzt, d. h. wodurch man Burgen und Urkunden erspäht, wovon ein gewöhnliches sterbliches Auge keine Spur hat. Glücklicher der, der solch ein optisches Kunstwerk und dabei auch außerdem noch so viel Selbstgefühl besitzt, daß er überzeugt ist, daß er nie optisch getäuscht werden kann.



und Botanikern, für die er jedoch auch nicht ganz ohne Interesse ist.

Will man nun eine Wanderung auf dem südwestlichen Elbufer machen und besonders die beiden **Ischirnsteine** besuchen, so wählt man entweder den Weg von **Schandau**, oder beginnt gleich seine Reisetour vom **Königstein** aus. Von beiden Punkten aus hat man übrigens fast gleichweit zu den **Ischirnsteinen**. — Der Weg von **Königstein** aus geht über **Kunnersdorf** nach **Klein-Gieshübel** zum **kleinen Ischirnstein** und dann durch die südliche, beide trennende Schlucht zum **großen Ischirnstein**. Macht man dagegen die Reise von **Schandau** aus, so läßt man sich nach **Krippen** übersetzen, wendet sich hinter dem dasigen Lehngerichte \*) auf dem sogenannten Kirchwege nach dem höchst romantisch gelegenen Dorfe **Reinhardtsdorf** (alt **Keynersdorf**), wo man ringsum auf dessen Fluren eine der reizendsten Aussichten auf das Elbthal bei **Schandau** genießt. Hier steht man ganz nahe westlich die **Kuppelberge**, nordöstlich den **Falkenstein**, die **Schrammsteine**, die guten **Bierwände** u. und der höchste Punkt nächster Umgebung ist der noch zum **Reinhardtsdorfer** Flurgebiet gehörende **Wolfsberg**, ein **Sandsteinblock**, der, wäre er nicht auf seiner Höhe bewaldet, eine der schönsten Aussichten, vorzüglich nach **Böhmen**, darbieten würde.

Belohnend ist es aber auch auf einigen Umwegen schon von **Krippen** aus die an malerischen Partien reiche Umgegend zu besuchen und auf anmuthigen Wiesenpfaden längs der **Elbe** zu der eine Stunde weit entfernten, am Ausflusse des **Ischiepaches** in die **Elbe** unter einem überhangenden Felsen den **Schrammsteinwänden** gegenüber erbauten **Hirschmühle**, und von hier aus auf dem Fußwege hinter der Mühle nach der **Hundskirche** und längs des in vielen Fällen im Thale herabstürzenden Baches nach **Schöna** zu wandern. Auf diesem Wege kann man abermals einen kleinen Abstecher machen, um die nahen **Teichsteinbrüche** zu besuchen, und dann zur **Ischiepühle** seinen Weg nehmen, die nahe an der **Elbe** gelegen ist, und an der die Grenze **Böhmens** und **Sachsens** sich hinzieht. Oberhalb dieser Mühle, zwischen dem Dorfe **Schöna** und der **Elbe**, erhebt sich dagegen der **Kablstein** (auch **Gallstein** oder **Kronenstein** genannt), von dessen Höhe man ein sehr reiches Panorama hat, in dem besonders der große **Winterberg** mit seinen großartigen, von Waldung stark schattirten Umriffen sich auszeichnet. In geringer Entfernung von dem **Kablstein** hebt der **Zirkelstein** sein Felsenhaupt empor, das aus unzähligen in zwei Absätzen über einander aufgeschichteten **Sandsteinlagern** besteht, deren unterster so

\*) Im Jahre 1548 wird der Besitzer desselben **Magd-lehnrichter** genannt.

weit hervorspringt, daß man ohne Gefahr den ganzen Umfang desselben umgehen kann. Hat man endlich durch eine enge Schlucht die Höhe dieser **Felsenburg** erglommen, so genießt man eine eben so reiche, aber in vieler Hinsicht ganz veränderte Umsicht, besonders nach dem nähern **Böhmen** hinein, namentlich auf die schöne Gegend des **Rosenbergs**.

Wer jedoch diesen über 3 gute Stunden Zeit erfordernden Umweg nach den **Ischirnsteinen** nicht zu machen wünscht und vielleicht noch vor Tagesanbruch auf den Gipfel des **großen Ischirnsteins** gelangen möchte, um sich den seltenen Genuß des **Sonnenaufganges** auf dieser bedeutenden Höhe zu verschaffen, hat unmittelbar von **Reinhardtsdorf** aus die Wanderung zu beginnen, wo man im Lehngerichte eine gute Aufnahme und ländliche Bewirthung für die Nacht finden kann. Auch kann man von hieraus fast bis auf die Höhe des **großen Ischirnsteins** fahren, oder, wer es vorziehen sollte, den nicht eben zu beschwerlichen Weg zu Fuß zu machen, kann ihn in Begleitung eines aus **Reinhardtsdorf** mitgenommenen Führers ohne große Anstrengung im Verlauf einer guten Stunde zurücklegen. Auf jeden Fall aber ist dieser Weg \*) vorzuziehen, da man nie steil, sondern fast immer sanft bergan zu steigen hat, während die andern Wege von **Klein-Gieshübel** u. aus wegen ihrer ziemlichen Steilheit sich weit eher zum Rückwege als zum nächtlichen Aufsteigen eignen.

Nachdem man von **Reinhardtsdorf** aus, wo die mit hoher Waldung überdeckte **Felsenburg** sehr nahe gelegen zu seyn scheint, eine starke Stunde Wegs zurückgelegt hat, hat man das **1100 Ellen** lange und **700 Ellen** breite **Plateau** erreicht.

Aus dem Dunkel des dichten **Kiefernwaldes** tritt der Wanderer auf den Freiplatz beim sogenannten **Rabenbade**, und blickt in die in graulichen Dämmerchein gehüllte weite Fläche zu seinen Füßen. Der frische Ostwind eilt gleich einem Boten der nahenden Sonne herbei und spielt mit den düstern Wipfeln des **Schwarzwaldes**, der sich stundenweit hinzieht und aus dessen Tiefe, wie die **Erkönige** und **Meerriesen** aus den finstern Fluthen, die nahen und fernem **Felsengipfel** hervorragen. — Der graue Mantel der weiten Fläche wird allmählig zum lichten Schleier, der, aus den steigenden Dünsten zusammengewoben, die **Bergriesen** umzieht und sie als **Felseninseln** im stillbewegten Meere dem Auge erscheinen läßt. Der rosige Schein im Osten verkündet jetzt den jungen Tag, und das Zucken der ersten Strahlen des noch hinter dem von fernem **Berghöhen** unter-

\*) Ein für des Bergsteigens ungewohnte beschwerlicher Pfad führt Anfangs durch **Sumpf** und **Strauchwerk**, und endlich eine Stunde lang abwechselnd durch **Basalttrümmer** und **Sandsteingerülle**.



brochenen und im blauesten Nebel schwimmenden Horizonts verborgenen Sonnenballs säumt die höchsten Gipfel, und erhebt sich allmählig vom sanften, von den Höhen zu den Thälern und Gründen herab sich ergießenden Lichtschimmer zum Zauberblanze des jungen Morgens. Zuerst glüht der Gipfel des **Schneebergs**, und im roßigen Lichte heben sich seine Felsengruppen aus dem reinen Blau des Morgenhimmels, und immer tiefer gleiten die Strahlen des mächtiger werdenden Lichts herab über die Bergrücken und die Koppen zu den dampfenden Thälern, an den Thurmspitzen hernieder bis zu den niedern Bauten der Thalbewohner, bis zu den Flüssen und Bächen und Landseen, die das junge Licht begierig einsaugen. — Die Berge treten völlig aus dem Mantel der Nacht, und die Städte und Dörfer erwachen aus ihren Dunsthüllen. Die Kirchen und Schlösser zeigen sich im Lichtglanze und in den Fenstern der Häuser blüht der Widerschein des jungen Morgens. Wie Silberbänder schillern die rieselnden Bäche; in dem Wellenzuge der strömenden Flüsse spiegelt sich der lichte Morgenhimmel, und wie Schmelzteppiche erglänzen die Seen und Teiche. So gestaltet sich alles endlich zum klar beleuchteten Bilde im frischesten Farbenschmucke, und der auf solcher Höhe im Anschauen Versunkene gesteht sich offen, daß nichts über den Eindruck des Farbenwechsels von der Morgendämmerung bis zum völligen Tagesanbruche, nichts über den Anblick der im tiefsten Purpur bis zum höchsten Goldglanze aufsteigenden Sonne, nichts über das allmähliche Erwachen der Erde aus ihrem nächtlichen Schlummer gehe.

Von der schwindelnden Höhe des Felsenriffes beim **Rabenbade** \*), dem einzigen freien Standpunkte des übrigens ganz mit Schwarzwald bedeckten großen **Ischirnsteins**, herab irrt jetzt der staunende Blick in das dunkelgrüne Duster der Tiefe des weit sich verbreitenden Forstes, das sich vom Gipfel des **Ischirnsteins** östlich bis zur Elbe und nördlich bis zur Gegend des **Königsteins**, **Quirlsteins**, **Papssteins** **Pfaffensteins**, der **Kuppelsteine** u., die wie Felseninseln aus einem dunkelgrünen Meere emporragen, so wie westlich bis zur Gegend des **Gartensteins** und nördlich bis zum entfernten hohen **Schneeberge** in **Böhmen** ausbreitet. Die weiße Sandsteinwand, die hier und da aus dem Dunkelgrün des östlichen Waldreviers leuchtend heraufblickt, bezeichnet den Lauf des aus **Böhmen** nach **Sachsen** herein durch sein enges Thal sich windenden **Elbstroms**, dessen Silberband nur dann und wann aus dem Dunkel der Waldung hervorblickt. Ueber seinem von Felsenwänden größtentheils, von **Schandau** bis **Hernis-Kretscham**, begrenzten Thale erhebt sich der

**große Winterberg**, über dessen mit einem Kranze von hohen Buchen gekrönter Kuppel die böhmisch-sächsische Grenze nach dem **Prebischthore** sich hinzieht. Hinter der Kuppel des **großen Winterberges**, welcher 20 Fuß niedriger als das Plateau des **großen Ischirnsteins** ist, erblickt das Auge im matten Blau die **Landkrone** bei **Görlitz**, so wie die **Zittauer Gebirge**, den **Hochwald**, den **oderwitzer Spitzberg** und die **Tafelsichte**. Der **Schneeberg**, welchem allein von allen Bergen und Felsenburgen der Umgegend der **Ischirnstein** an Höhe den Vorrang läßt, ist daher auch der einzige, welcher dem Beschauerauge einen kleinen Theil **Böhmens** verbirgt, während man dagegen den großen Landstrich des **Leutmeritzer Kreises** ununterbrochen überblickt, namentlich von **Lowositz** an, wo das Land immer mehr ansteigt, bis an den hohen Kamm des **Riesengebirges**, der über Alles hervorragt und von dem das hohe **Kad** oder, wie Andere meinen, die **Schneekoppe** selbst, in bläulicher Ferne dämmert. In einer bunten Reihe von Städten, Dörfern, Kirchen, Burgruinen und Schlössern, und mit einer ungemein schönen Abwechslung mehrerer neben und hinter einander gesetzten Bergketten mit eingemischten größern Höhen, Kuppen und kleinern bewaldeten Hügeln, schattigen und lichten, durch einzelne Bauten und Dörfer belebten Thälern, Teichen und Landseen, verbreitet sich diese Gebirgslandschaft vor dem in die Ferne forschenden Blicke aus, und unter den Bergen dieses Theils der östlichen Rundansicht ziehen ganz besonders neben dem **Schneeberge** bei **Lowositz** die aus dem Mittelgebirge des **Böhmerlandes** sich deutlich hervorhebenden **Bergriesen**, der **Kletzchen** und die **Passokopole** die Aufmerksamkeit auf sich. — Seitwärts vom **Rosenberge**, der sich dem Auge großartig darstellt, blickt der **Schloßberg** bei böhmisch **Kemnitz** mit den schönen Ruinen seiner mittelalterlichen Veste hervor, und der **Jeschken** (**Jeschki**) bei **Reichenberg** erscheint im bläulichen Nebel der Ferne. Von dem in der nördlichen Rundansicht aufsteigenden **Falkenberge** bei **Neustadt** zieht sich eine Bergreihe nach den **Lausnitzer Höhen**, bei **Königsbrück**, den **Augustusberg** u. während sich in malerischen Abwechslungen und mannigfachen Schattirungen von Blau und Grün die Höhen der **Hohensteiner**, **Lohmner Gegend** und zum Theil des **Stolpner** und **Dresdner**, mit vielen Ortschaften belebten Hügellandes verbreiten, bis die Höhe bei **Faschendorf** den Gesichtskreis begrenzt. Mehrere Spiegelstreifen der **Elbe** leiten in die Thalweite von **Dresden** und bezeichnen ihren größtentheils verdeckten Lauf, nachdem das Auge über ein Heer von Dörfern und über die aus der Tiefe hier und da emporragenden Felsenwände des **Elbthals**, besonders aber des **Königsteins**, **Liliensteins**, **Papssteins**, **Mönchsteins**, **Pfaffensteins**, **Nonnensteins** u. so wie über die Mauern des einst so ma-

\*) Einem im Felsen natürlich gebildeten Becken von mehreren Fuß Tiefe, das fast stets Wasser enthält, worin sich die hier häufigen Dohlen, Raben und Krähen zu baden pflegen; daher der Name.



lerischen, durch Neubauten aber profanisirten **Sonnens** steins, am silbernen Strome entlang, über den **Porsch** berg hinab zu den blendenden Dächern von **Pillnitz** nach dem Elbthale tiefer herabgeschweift ist. **Pillnitz** mit seinen blanken bethürmten Dächern gewährt einen vorzüglich freundlichen Anblick. Auch die Residenz **Dres** den belebt diese schöne Fernsicht durch ihre Häusermasse und die schöne Kuppel der Frauenkirche. Ein gutes Fernrohr zaubert sogar die Bildsäulen der katholischen Kirche und die ganze schöne Elbbrücke dem Auge heran. Oberhalb **Dresden** heben sich im bläulichen Lichte die Höhen der **Hoflösnitz** mit dem sogenannten **Spitzhause** und vielen Weinbergsvillen, welche sich unvermerktlich mit dem immer sanfter werdenden Höhenzuge bei **Oberau** und **Meißen** und dem vorliegenden **Spaargebirge** mit seinen vielbelobten Nebenpflanzungen vereinen, und hinter ihnen verschwindet das Hügelland von **Grosenhayn** u., welches an die Ebenen **Sachsens** grenzt, in größter Ferne. Mehr westlich erblickt man die Höhen von **Lommatzsch** und **Oschatz** unter denen der **Colmberg** deutlich hervortritt, und immer westlicher reihen sich die Höhen bei **Weistropp**, **Kesselsdorf** und des **Plauenschen Grundes** mit dem **Windsberge** an denselben, bis das Auge weit über **Freiberg** hinauf auf die fernen Höhen des **Erzgebirges** schweift, und noch weiterhin südwestlich die noch fernern Gebirge gegen **Annaberg** erblickt, und endlich über die **Peterswalder Höhen** und den **Geiersberg** nach dem **Schneeberge** wahrhaft befriedigt zurückkehrt. —

Doch meine Feder ist viel zu schwach, dem Empfindungsfluge von dieser Höhe herab folgen zu können, und das klar darzustellen, was man auf dieser mit den Riesenkräften der Natur aus colossalen Sandsteinblöcken aufgeführten Warte mit einem Blicke überseht. Wo ist aber auch der Maler, der dieses Bild in Farbe und Haltung naturgetreu zu geben, wo der Dichter, der den Eindruck dieser seltenen Rundumsicht mit hinlänglich geeigneten Worten, Wendungen und Bildern würdig genug zu schildern vermöchte? — Hier begreifen wir erst, daß unsere Urvorfahren auf den Höhen alles Wichtige und Heilige verrichteten, daß sie hier ihren Göttern opferten und das Wohl der Nation auf ihnen beriethen. Sie fühlten sich auf den Bergen erhobener zum Gebet und freier und stärker, um für Landeswohl zu denken und zu reden. —

Das Einzige, was der Aussicht vom großen **Ischirnsteine** abgeht, wenn man es wirklich so nennen darf, ist, daß der schöne **Elbstrom** dem östlichen Bilde fehlt. Der **Elbstrom** ist aber auch nur das Einzige, was der Aussicht vom **Winterberge** das, obgleich nicht hinlänglich, ersetzt, was ihr bedeutend am Umfange und freier Umsicht abgeht. — Auch für den Geognosten ist der große wie der kleine **Ischirnstein** von Wichtigkeit. Beide sind aus Massen von Sandsteinblöcken und

Bänken \*) zusammengesetzt, an deren abgestumpften Ecken und quer durchlaufenden Klüften man besonders bis zur höchsten Höhe die Spuren der Spielungen und Brandung des Wassers nach seinem allmählichen Sinken beobachten kann. Besonders bemerkenswerth sind aber die verschiedentlich am Fuße und in der halben und ganzen Höhe beider Felsenburgen vorkommenden **Basaltstrümmer**, in welchen **Augit**, **Olivin** und **Zeolith** sich vorfindet. Aber auch für den **Botaniker** und **Entomologen** sind sie wichtig.

Der kleine **Ischirnstein**, welcher nach **Wiemann** 229 pr. F. niedriger als der große ist, und dessen unterer Umfang und Plateau, das fast ganz mit Nichten überwachsen \*\*), ohngefähr das Drittel des großen hält, gewährt namentlich auf einem südwestlichen Felsenvorsprunge eine schöne Aussicht. Er ist vom großen **Ischirnstein** eigentlich nur durch eine waldige Schlucht getrennt, und scheint ursprünglich eine Felsenmasse mit jenem ausgemacht zu haben. Doch scheint vorzüglich oben die südwestliche Seite desselben etwas mehr klüftig zu seyn, und man findet auch hier besonders viele **Basaltstrümmern**. Diese Klüftigkeit mag übrigens wohl dazu mit Hauptveranlassung geworden seyn, daß am 14. April 1844 von der südwestlichen Seite der Felsenmassen ein großer Theil einer abgeklüfteten Wand bis zur Tiefe von 200 Ellen sich ablöste und mit dem einem Erdbeben gleichenden Getöse in die den Berg umgebende Waldung herabrollte.

Seit Menschengedenken lag über der Klust der herabgestürzten und der benachbarten noch stehenden, jetzt sehr überhängenden Felsenwand eine 7 bis 8 Fuß lange, ziemlich flache Felsenbank, worauf sich tollkühne Knaben oft schaukelten. Diese Bank wurde vor mehreren Jahren von einigen jungen Böhmen aus Muthwillen in die Schlucht hinabgestürzt, und man glaubt, daß diese fortan als treibender Keil auf die so schon von den nach Sand \*\*\*) grabenden Kleingießhüblern am Fuße der bedeutend unterwühlten und ausgehöhlten Wand gewirkt habe.

Es geschah daher, daß, wie man längst vorausgesehen hatte, am 14. April, früh 1/9 Uhr, einem Sonntagsmorgen, während Alles im nahen, am nordwestlichen, tiefsten Abhange des Bergs, auf dem die Felsenburg des kleinen **Ischirnsteins** sich erhebt, gelegenen **Kleins**

\*) Sehr beachtenswerth ist die sogenannte **Wiege**, eine ohnweit des **Nabenbades** lose liegende Felsenbank, mit der man schaukelnde Bewegung machen kann.

\*\*) Die starke Bewaldung desselben ist theils königlich, theils Bauernholz, besonders hat **Kleingießhübel**, über dem er sich steil erhebt, viel Antheil daran.

\*\*\*) Da der Sandstein, besonders des kleinen **Ischirnsteins**, von schöner Weiße, weich und feinkörnig ist, so hatte man nach und nach eine ziemlich große Höhle unter der Wand gewühlt.



gießhübel in der Kirche versammelt war, nach vorhergegangenen Bröckeln und Prasseln von kleinem Gestein aus den Klüften, wodurch auch ein bei der Wand eben vorbeigehender Mann, dem dies Bröckeln deshalb sonderbar vorkam, weil am Sonntage nie Arbeitsleute in den Steinbrüchen zu arbeiten pflegen, aufmerksam gemacht wurde, die gesammte Felswand unter dem furchtbarsten Gedröhne und Getraße und dem Aufsteigen einer mächtigen Sandwolke in dem Forste sich stürzend und rollend eine Bahn brach, und einen ziemlich Theil der schönsten Kiefernwaldung unter ihren mächtigen Trümmern begrub. Der Mann entkam noch mit genauer Noth, war aber im scharfen Laufe von dem Luftdrucke der herabstürzenden Massen, wie von einem Blitzschlag getroffen zu Boden geschleudert und betäubt worden, und hatte nur seine Mütze dabei eingebüßt. Die Trümmern haben durch das Gegeneinanderstürzen der Blöcke und Bänke Höhlen und Wölbungen gebildet, von denen

eine gegen 40 Fuß lang, und von der Höhe, daß ein Erwachsener bequem durchgehen kann. Interessant ist aber dieser Sturz für Geognosten, welche in dem Trümmernreiche Ausbeute von Ammoniten, Orthoceratiten etc. im weißesten, feinkörnigsten Sandsteinquader finden können. Die Weißheit des Bruches der Trümmern dieses Bergsturzes, wie auch aus der beigegebenen naturgetreuen Zeichnung zu ersehen ist, leuchtet sogar in die weiteste Ferne, und man kann selbst an mehreren Punkten um und in Dresden dieselbe deutlich bemerken. —

Beide Felsenberge, die von den Reisenden noch viel zu wenig bis jetzt beobachtet wurden, obgleich schon Gözinger mit hohem Enthusiasmus darauf aufmerksam gemacht hat, liegen unter dem 50° 51' 21" der Breite und 30° 50' 42" der Länge, 2 Stunden südsüdöstlich von Schandau, 2½ Stunde südöstlich vom Königstein.

## Materialien zur Militärgeschichte Sachsens.

### Kriegswesen der Sorben zur Zeit der Einführung des stehenden Heeres unter Kaiser Heinrich I.

(Fortsetzung.)

Ehe die Sorben einen Feldzug unternahmen, wurde Bog durch Opfer um Beistand angerufen. Diesen Bog dachten sie sich als den Urheber der Glückseligkeit nach dem Tode, die aber, ihren kriegerischen Begriffen nach, nur den Tapfern und im Kriege Gebliebenen zu Theil werden konnte. Dagegen glaubten sie, daß alle auf dem Lager Entschlummerte nach dem Tode ein endloser Schlummer und ewige Bewußtlosigkeit umfassen werde. Als besonderer Schuttgott des Krieges erschien der Woda\*), dessen Verehrung jedoch nur erst dann entstanden zu seyn scheint, nachdem der Glaube, daß Bog durch seine himmlischen Angelegenheiten verhindert, sich weniger noch um die Erde und die Thaten des Kriegs und Friedens auf derselben bekümmern konnte. Außerdem fragte man noch vor Beginn eines Feldzugs bei dem Orakel des Gottes Radegast an, wie man am Besten diesen zu beginnenden Krieg führen könnte, und flehte zuletzt noch den Götzen Pierowitz an, daß er ihnen reiche Beute verleihen und Schutz gegen das Plündern des Feindes gewähren möchte. Nachdem dies Alles mit gehörigem religiösen Ceremoniell geschehen, glaubten sie, daß ihnen der Sieg nicht fehlen könnte und würde, und dieser feste Glaube an die oberste Leitung und die sicherste Hilfsleistung

dieser Gottheiten entflammte den Sorben mit Muth und Tapferkeit, die ihm auch nicht selten den Sieg verliehen. — Weiber und Kinder brachte man noch vor dem Abzuge entweder in besetzte Dörfer, oder in Gegenden, die durch undurchdringliche Waldungen und breite Sümpfe dem Feinde, der die Vertlichkeit des Landes nicht kannte, unzugänglich blieben. Das Getraide verscharrte man gewöhnlich in die Erde, und alles Hausgeräthe, was man, nicht genugsam sichern und behaupten zu können, meinte, wurde durch Zerschlagen unbrauchbar gemacht, oder verbrannt.

Vor und im Laufe des Kriegs selbst verstanden sich die Sorben sehr trefflich auf Aussendung von Spionen oder Kundschaftern. Die Art ihrer Kriegsführung bestand nicht selten in offener Feldschlacht, mehr in einer Art von Guerillakrieg, wo sie durch Hinterhalten und Ueberfälle aus den damals großen Waldungen, Sumpfgenden und Bergschluchten große Kriegslust verriethen. Im Ganzen konnte der Feind mit ihren Heeren nie recht eigentlich im offenen Felde zusammentreffen, da sie sich meist nur in kleine Haufengefechte einließen. Ein ganzer Feldzug gegen sie bestand oft nur aus einem oder höchstens einigen Scharmützeln, und dann waren sie wieder dem Feinde aus der Spur verschwunden. Ueberfälle liebten sie, wie schon gesagt, am Meisten, und ihre gewöhnliche Absicht war nicht völlige Eroberung eines Landes, sondern ihr Bestreben ging mehr dahin, aus Hang zum Kriegelieben meist die deutschen Nachbarn fortwährend zu beunruhigen, deren Länder zu plündern, nach und nach aufzusaugen und reiche Beute davon zu tragen.

\*) Die Benennung des Feldherrn Wojewoda kann hiermit vielleicht Zusammenhang haben.



Ihr Kampf begann mit Furcht erregendem Geschrei, vermengt mit Schimpfen und Ausstoßen von Lästerworten gegen die Feinde. Dieß mochte nun entweder, um die Gegner zu schrecken und zu betäuben, geschehen, oder um in sich vielleicht selbst eine Art von Wuth und Begierde zum Kampf und zur Mordlust zu erregen. Waren sie Sieger, so verfahren sie auf's Unmenschlichste und Grausamste mit den verwundeten Feinden, plünderten Städte und Dorfschaften, verheerten deren Gärten und Felder, und zertrümmerten Alles, was sie nicht mit sich fortführen konnten. Mit den Gefangenen verfahren sie auf das Entsetzlichste. Feldherrn und Anführern schlugen sie die Köpfe ab und verkauften die Leichname an die Verwandten, der gemeine Krieger wurde entweder mit Händen und Füßen an Pfähle oder Bäume gebunden, und mit Lanzen durchstochen, oder mit Keulen zu Tode geschlagen, oder man schnitt ihnen den Leib auf, band das eine Ende der Eingeweide an einen Pfahl, und trieb sie dann so lange um denselben herum, bis die ganzen Eingeweide um ihn herumgewunden waren. Die Hirnschaalen der Erschlagenen brauchten sie zu Trinkgeschirren. Die Weiber und Kinder der Feinde wurden in die Sklaverei mit fortgeschleppt, und am aller Grausamsten verfuhr man besonders mit den christlichen Gefangenen.

Bogen sie jedoch im Kampfe den Kürzern, oder wurden sie gar völlig geschlagen, so schienen sie mit einem Male Kopf und Herz verloren zu haben, indem sie sich in der Verzweiflung von Bergen und Felsen herabstürzten, oder in den Flüssen und Seen den Tod suchten, weil sie, ihrer gegen ihre Feinde stets bewiesenen unmenschlichen Behandlung sich bewußt, ebenfalls sich fest überzeugt hielten, daß auch ihrer ein eben so grausamer Tod oder ewige Knechtschaft, die ihnen noch schrecklicher dünkte, als der furchtbarste Mardertod, erwarte. Die Kriegsgefangenen nannten sie in ihrer Sprache *Nichtwollende*, oder *Gezwungene*, doch für die schaudervolle Sklaverei hatten sie eben so wenig einen Ausdruck in ihrer Sprache, als, sonderbar genug, für die goldene Freiheit.

Den Waffenstillstand nannten sie höchst sinnig den *Vorfrieden* (*Premery*), den Frieden aber selbst *Mix*. Zu ihren Friedensunterhandlungen brauchten sie meist ihre Popen oder Priester, oder auch schon, wie die Deutschen, angesehene Krieger und Stammälteste,

und die schon von Ferne angezündeten Feuer waren Ankündigung, daß ihre Gesandten sich wegen Friedensunterhandlungen oder deshalb zu machenden gütlichen Vorschlägen dem feindlichen Heere naheten. Kamen Gesandte der Feinde in dieser Angelegenheit zu ihnen, und fanden sie deren Bedingungen nicht annehmbar, so behielt man sie bis nach Ausgang des Krieges zurück, damit sie nicht etwa Verräther ihrer kriegerischen Stellung und Heeresmacht abgeben könnten. Der Friede aber ward entweder durch bloßen Handschlag, oder mit einem Eide bekräftiget, und zur höchsten Friedensbestätigung opferte der Heerführer seine Waffen und Kleinodien den Göttern. Eine andere Art von Friedensceremonie war, daß sich die Gesandten oder der Heerführer einen Büschel Haare vom Wirbelschnitt, und dazu noch abgeraustes Gras nahm, welches beides als Unterpfand der Treue und Aufrichtigkeit dem Feinde mit einem Handschlage überreicht wurde. Auch diente endlich das als Friedensbezeugung, daß man beim Friedensschlusse einen Stein in's Wasser warf, als Andeutung, daß derjenige, welcher den Frieden zuerst bräche, den Wassertod verschuldet haben würde.

Der Lohn ihrer Anführer (*Wojewoden*) bestand freilich nicht in klingender Münze, noch in mit Edelsteinen besetzten Ringen und Ordensbändern, noch in Titeln oder Triumphaufführungen, sondern die allgemeine Achtung und das Selbstgefühl, dem Vaterlande einen hohen Dienst erwiesen, und somit seine Pflicht als Staatsbeamter erfüllt zu haben, mußte ihm genügen. Doch die hohen Gefühle der Macht ihrer Feldherren legten sie nicht mit der Lanze und dem Streithammer bei Seite, auch im Frieden forderten die Heerführer allgemeinen Gehorsam, und die pünktliche Leistung desselben war der Lohn, den sie für ihre Kriegsgröße auch noch am Friedensheerde einärndteten. Aus diesem Verhältnisse scheint, so wie bei den meisten kriegerischen Völkern der Vorzeit, auch bei den Sorben die Königswürde hervorgegangen zu seyn.

Die Hand, die die kriegerische Streitart geschwungen, führte bald nach Beendigung des Krieges auch wieder das friedliche Pflugschaar. Dieß als Beweis, daß der Sorbe im Ackerbau schon weit cultivirter war, als ihre deutschen Nachbarn.

(Fortsetzungen folgen.)

## D i p p o l d i s w a l d e .

Stadt und Amt.

(Hierzu eine Ansicht der alten Gottesacker- und St. Nicolai-Kirche.)

Fortsetzung.

Ohne uns weiter mit kritischen Untersuchungen der Sage von der Entstehung Dippoldiswaldes einzulassen, die sich recht wohl für eine Einleitung zu einer ausführlichen Geschichte dieser Stadt eignen würden, gehen



wir sogleich zu der schlichten Erzählung der wichtigsten historischen Momente Dippoldiswaldes über. Der Pirnaische Mönch, Dresser und Albinus, erzählen, daß der Bergbau die Veranlassung zum Bau Dippoldiswaldes gewesen, was auch sehr wahrscheinlich ist; doch scheint die Zeit der Entstehung \*) wohl etwas früher hinaus gesetzt werden müssen, als diese annehmen, wie wir baldigst sehen werden.

Daß der Bergbau um Dippoldiswalde früher sehr stark betrieben wurde, läßt sich auch aus noch vorhandenen Nachrichten (vom Jahre 1550 bis 1700) des Bergamtes zu Glashütte nachweisen, und selbst der Dippoldiswalder Geschichtsschreiber Lucius, als Augenzeuge, so wie das „Verzeichniß derjenigen Grubengebäude, welche zu Dippoldiswalde vom Jahre 1547 bis zum Jahre 1708 auf's Neue gemuthet und wirklich gebaut worden sind“\*\*), welches 118 Nummern enthält, sind hinlänglicher Beweis dafür. — Daß jedoch dieser Bergbau, und zwar auf Silber, weshalb auch Dresser Dippoldiswalde „*ex argentifodinis aedificata*“\*\*\*) nennt, in bei Weitem früherer Zeit, als die genannten Historiker annehmen, schon in hiesiger Gegend betrieben wurde, dafür sind uns eine Urkunde des meißnischen Markgrafen Heinrichs des Erlauchten, vom 1. December 1277, eine andere vom Markgrafen Albrecht (Degener), vom 20. Mai 1287, und eine dritte vom Markgrafen Friedrich (Stammler), vom 27. Juni 1287, sowie eine vierte vom Markgrafen Friedrich dem Kleinen, vom 5. Juni 1300, hinlängliche Bürgschaft. —

Markgraf Heinrich schenkte nämlich zu Ehren Gottes und der Jungfrau Maria, wie auch zum Heile seiner und seiner verstorbenen Gemahlin Constantia und seiner Voreltern Seelen, wie es in der Urkunde heißt, den Behenden von dem Erz, welches von dem Bergvolk Berch oder Berg †) genannt wird, auf allen Gebirgen und von allen Silberzechen seines Landes, die damals vermessen oder künftig noch zu vermessen waren, im Ueberschusse standen oder darenin noch kommen

\*) Der Pirnaische Mönch giebt das Jahr 1373 und Albinus d. J. 1370 an.

\*\*) Abgedruckt in Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte Bd. II. S. 59 bis 65.

\*\*\*) Wörtlich: „Aus Silbergruben gebaut“, oder besser: „in Folge des dasigen Silberbergbaus gebaut.“

†) *decima metalli quod Berch apud montanos vulgariter dicitur*. In einer anderen Urkunde Anarg's von Walbenberg vom J. 1293 *Berchezende* genannt. Unter Berch ist übrigens das auf die Halben gestürzte Gestein zu verstehen, in welches zuweilen noch etwas Erz sich eingesprengt findet, was man besonders erst seit der Erfindung der nassen Pochwerke recht zu beachten anfing. Doch gab es schon früher Unternehmer, die diese Aehrenlese im Bergbaue machten und von dem dabei gemachten Gewinne ihren Zehnten an den Landesfürsten entrichteten.

würden, der Aebtissin und den Jungfrauen des Klosters Mariathron zu Nimptschen bei Grimma, mit allen Rechten und Nutzen, welche Schenkung sein ältester Sohn Albrecht und sein Enkel Friedrich, so wie sein jüngster Sohn Friedrich (von der Elisabeth von Malitz) bestätigten. Namentlich ist in der Urkunde des Legtern vom Jahre 1300 diese Schenkung ausdrücklich für seine Silberzechen zu Dippoldiswalde \*) bestätigt, und da diese keineswegs als eine neue Schenkung in Rücksicht auf Dippoldiswalde anzusehen ist, worüber die Urkunde sich selbst hinlänglich ausspricht, so geht daraus hervor, daß schon zu Heinrich's Zeiten der Bergbau um Dippoldiswalde sehr in Blüthe gestanden haben muß, indem sich hier schon damals so beachtenswerthe Bergbalden befanden. Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich sogar annehmen, daß der Anfang des Dippoldiswalder Bergbaus sich bis in die Zeiten des böhmischen Herzogs Wratislav verliert, der (im Jahre 1076) vom Kaiser Heinrich IV. die Mark Meissen geschenkt erhielt und dieselbe bis zum Jahre 1106 unter seiner Hoheit behauptete, oder doch bis zu der Zeit, wo Graf Wieprecht von Groitzsch als Aussteuer für seine Braut, Tochter des Wratislav, die Gaue Nisan \*\*) und Budesin empfing, die er auch bis zum Jahre 1112 behauptete, wo vielleicht böhmische Bergbauer, hier zu schürfen, durch ihren Fürsten selbst die erste Veranlassung erhielten.

Ein noch klarerer Beweis von dem Bestehen Dippoldiswaldes und des hiesigen Bergbaues vor 1300 ist endlich die am 1. September 1266 zu Plauen ausgestellte Urkunde Heinrich's des Erlauchten, worin von Irrungen und Zweifeln, welche über den Verkauf des Biers und anderer auf gewinnlichen Bergen (*montibus lucrativis*) nothwendigen Bedürfnissen zwischen den Bürgern (*burgenses*) zu Freiberg und den Bürgern (*cives*) zu Dippoldiswalde entstanden waren, die Rede ist, und in der der Streit dahin entschieden wird, daß überall, wo Bergbau ist, kein anderes als Freibergisch Bier verschenkt, auch Alles, was sonst zum Bergbaue gebraucht würde, nur von Freiberg aus bezogen werden sollte\*\*\*). — Aus dem Unterschiede übrige

\*) Die hierhergehörige Stelle dieser Urkunde lautet: *ut dictum monasterium de trono sancte Marie prope Grimme dictam decimam que Berczende ut praemissum est nomen habet in vulgari de argenti fodinis nostris Dippoldeswalde etc.*

\*\*) Ist unstreitig die Gegend von der jetzigen böhmischen Grenze zu beiden Seiten der Elbe bis Scharfenberg hin darunter zu verstehen. Vergl. Schöttgen in seiner Nachlese Th. III, S. 368.

\*\*\*) Daß um D. damals erzhaltige Gruben waren, dafür spricht der Ausdruck *montes lucrativi*. Denn nur erzhaltige, im Ueberschusse stehende Berggegenden werden in den latein. Urkunden des Mittelalters so genannt.



gens, den die Urkunde zwischen den Bürgern beider Städte macht, daß sie die Freiburger „Burgenses“ und die Dippoldiswalder Cives nennt, geht deutlich hervor, daß Dippoldiswalde damals noch keine befestigte Stadt, sondern vielmehr nur noch ein unbefriedeter Bergflecken war, der von einem sogenannten „Richter auf dem Gebirge“ verwaltet wurde. — Aus den Worten „cives nostros“ (unsere Bürger) ist endlich noch zu ersehen, daß Dippoldiswalde dem Markgrafen damals wirklich eigenthümlich gehörte. Uebrigens scheint es auch, daß Dippoldiswalde zu jener Zeit unter das Bergamt zu Freiberg gehört habe.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts werden die Nachrichten von Dippoldiswalde immer klarer und häufiger, und in der bekannten Urkunde Friedrichs des Kleinen, vom 6. Februar 1299<sup>\*)</sup>, wird es schon ein Landstädtchen (oppidum)<sup>\*\*)</sup> genannt. Ferner wird in einer allerdings ihrer Richtigkeit wegen mit vielem Rechte verdächtigten Urkunde, vom 1. September 1344, die zu Prag von Hermann und Friedrich von Sonburg ausgestellt ist, zweier Schlösser zu Dippoldiswalde (duo castra Dippoldiswaldae) gedacht. — Mag nun auch die Urkunde verfälscht seyn, so kann man dennoch das Bestehen dieser Schlösser zu Dippoldiswalde annehmen. Es läßt sich sogar vermuthen, daß eines dieser beiden Schlösser (castra) vielleicht dasselbe ist, was König Wladislaw von Böhmen bei der mit Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht 1482 aufgerichteten Erbvereinigung nebst mehreren andern Schlössern und Städten unter seine Garantie nahm<sup>\*\*\*)</sup>, und das andere dürfte dann wohl in dem an die Weiseritz bei der Rothmühle stoßenden, dem Rathe zu Dippoldiswalde gehörigen Holze, „Bödigen“ genannt, zu suchen seyn, wo man noch im vorigen Jahrhunderte Spuren eines vielleicht erst in dem dreißigjährigen Kriege zerstörten Vorwerks, das nach Lucius (a. a. D.) ein Albrecht von Ulgau im Jahre 1385 an die Bürger von Dippoldiswalde verkauft, und auf dessen Stelle, nach Schmelz's handschriftlicher Chronik von Dippoldiswalde, die vom Markgrafen Friedrich dem Strengen geschleifte Burg gestanden haben soll †). — Ohne übrigens

\*) In der er dem König Wenzel seine Besitzungen zu Lehn aufträgt. —

\*\*\*) Die größeren Städte, als Dresden u. werden nämlich daselbst civitates genannt.

\*\*\*\*) Lünig's teutsches Reichsarchiv, Pars spec. II. Th. 4. Abth. 2. Abs. S. 7.

†) Hier könnte sehr leicht die alte Vermuthung Raum

seine Quelle zu nennen meldet ferner das Allgemeine geographische Lexikon, daß Dippoldiswalde zwischen den Jahren 1360—1364 vom Markgraf Friedrich dem Strengen mit Mauern umgeben worden seyn soll<sup>\*)</sup>. — Eben so unwahrscheinlich ist Schmelz's Angabe, daß Dippoldiswalde von dem Herrn von Clomen sogleich auf die von Ulgau, die angeblichen Besitzer von Wehlen, 1358 überging, da nicht einmal mit Gewißheit nachgewiesen werden kann, ob letztere jemals Wehlen besessen haben; es ist vielmehr gewiß, daß Dippoldiswalde in der Theilung vom Jahre 1410 mit an Friedrich's des Einfältigen Landespartie kam, der es bis zu seinem Tode 1440 besaß, wo es sodann an Kurfürst Friedrich den Sanftmüthigen fiel. Zwar erzählt Schmelz, daß 1424 Dippoldiswalde an einen Thum von Nebelschütz oder Niebelschütz gekommen sei, und Meißner<sup>\*\*)</sup> bezieht sich sogar auf ein der Stadt Dippoldiswalde von diesem Niebelschütz am Tage Elisabeth des Jahres 1424 gegebenes Privilegium, und will sogar wissen, daß es der Kurfürst Friedrich 1428 demselben wieder abgekauft habe. In der Landestheilung von 1445 wird Dippoldiswalde im kurfürstlichen Antheil aufgeführt, und Kammermeister in den Erfurter Annalen<sup>\*\*\*)</sup> berichtet, daß der Letztere Dippoldiswalde im Jahre 1449 nebst dem Schlosse Tharandt an Graf Günthern von Schwarzburg †) auf dessen Lebenszeit zum Unterhalte und Wohnort überlassen habe. In der Theilung des Jahres 1485 fiel Dippoldiswalde an Herzog Albrecht, von dem es nach Schmelz und Meißner (a. a. D.), jedoch ohne Beweisführung, auf einige Jahre an Hans von Sontzig, wiederkaufsweise überging, und nach dieses Herzogs Tode soll es vom Herzog Georg auf 9 Jahre an D. Johann Schrenken verpfändet gewesen seyn.

(Beschluß folgt.)

finden, daß der beim Cosmas von Prag und Abt von Auersberg genannte Dippoldus Marchio (Grenzburggraf), der 1106 lebte und 1109 als Feldherr des Kaisers Heinrichs V. vorkommt, so wie auch vom Otto von Freisingen im J. 1105 erwähnt wird, Erbauer und Besitzer dieser Schlösser war.

\*) Die Unsicherheit dieser Quelle geht jedoch daraus hervor, daß derselbe Artikel dieses Lexicons gleich darauf erzählt, daß D. erst 1373 erbaut worden sei. —

\*\*\*) In der Beschreibung der Stadt Altenberg, ohne jedoch seine Quelle anzugeben.

\*\*\*\*) Menkenii Scriptorum Rer. germ. Tom. III. pag. 1200.

†) Dem sein Vetter Graf Heinrich den versprochenen Theil seines Auskommens nicht gab.

### Lithographirte Beilagen:

Kurfürstin Magdalena Sibylla. Felsensturz am kleinen Zschirnsteine.  
Gottesacker- oder St. Nicolaikirche in Dippoldiswalde.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.



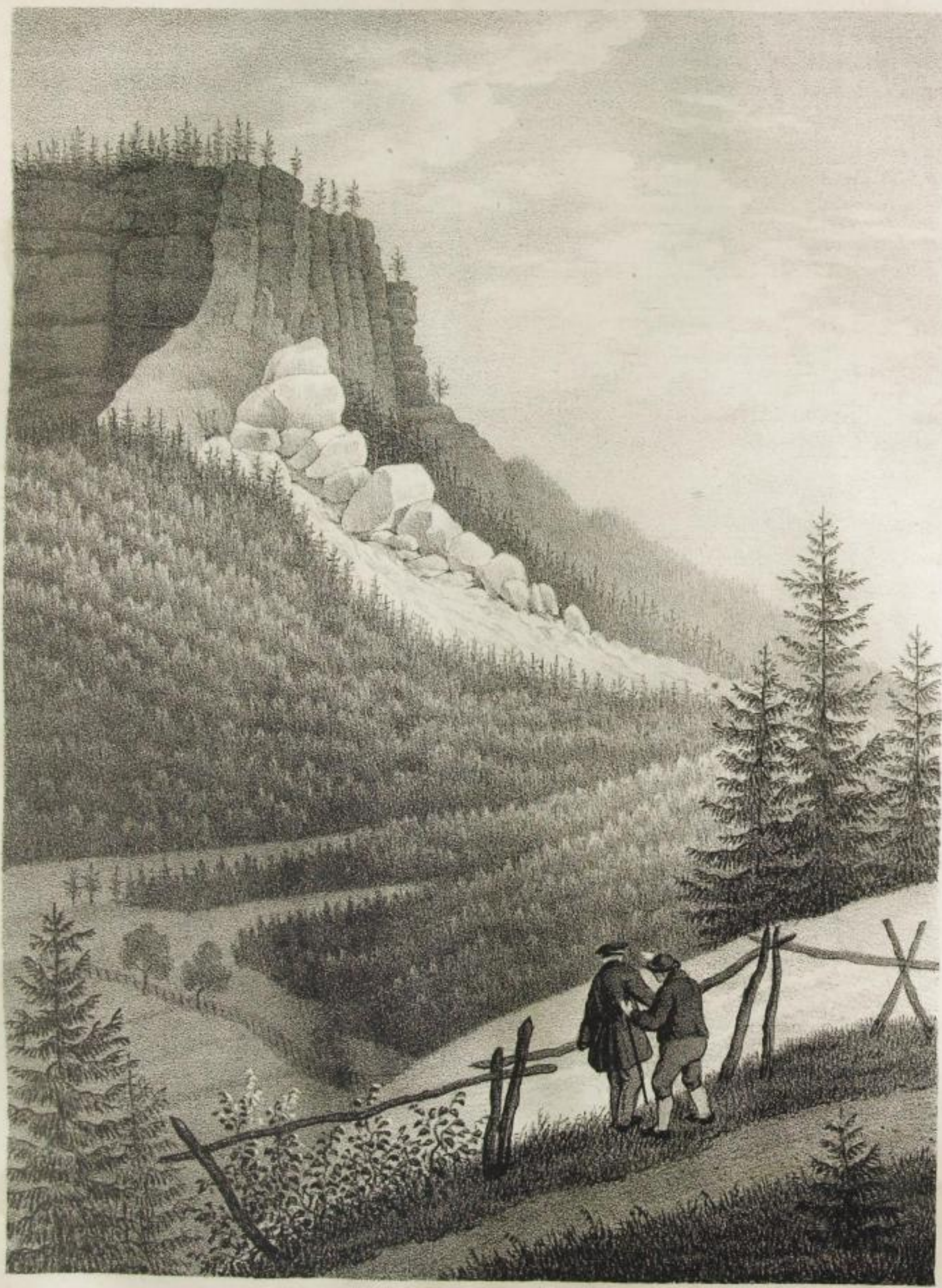


MAGDALENE SIBYLLA, CHORFÜRSTIN VON SACHSEN.









Lith. v. Weidgraben

Bergstr.

## DER BERGSTURZ

*am kleinen Zschirnstein bei Kleingieshübel.*









*1. Teil von Dippoldiswalda*

*Gebäude des Gottesackers*

*1840 v. Richter*

DIE GOTTESACKERKIRCHE IN DIPPOLDISWALDA.









Lief. 3.]

[I. Bd.]

**Christiane Eberhardine,**  
Kurfürstin von Sachsen und Königin von Polen,  
Gemahlin Friedrich Augusts I., des Starken.  
(Mit einem Portrait nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.)

Im Immortellenkranze der Fürstinnen Sachsens ist die Kurfürstin E., wiewohl eine der anspruchlosesten, aber doch lieblichsten Blumen, die sich namentlich durch wahre Frauen- und Fürstinentugenden vor ihren Zeitgenössinnen merklich auszeichnete. Sie war die älteste Tochter Christian Ernsts \*), des heiligen römischen Reichs Fürsten und Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth zweiter Ehe mit der Herzogin Sophie Louise, Tochter des Herzogs Eberhardt's III. von Württemberg-Stuttgart und der Anna Katharina, gebornen Wild- und Rheingräfin. E. ward am 19. December 1671 auf dem Schlosse zu Bayreuth geboren, war ein Kind der Freude, da die erste Ehe ihres Vaters mit Erdmuth Sophia, Prinzessin aus dem Kurhause Sachsen, der Tochter Johann Georg's II., unfruchtbar geblieben war, und ihre Geburt belebte die älterliche Hofburg durch mancherlei große Festlichkeiten. Schon von frühester Jugend an entwickelte E. bei einem zarten, schönen und ebenmäßigen Körperbau ein vortreffliches Gemüth, eine edle Seele und dabei einen hohen Geist, die sich durch die sorgfältigste Erziehung, welche sie genoß, zum seltensten weiblichen Charakter ausbildeten, weshalb sie sich auch unter ihren Geschwistern \*\*) stets eines merklichen Vorzugs zu erfreuen hatte.

Zur Jungfrau an Geist und Körper trefflich ausgebildet, konnte es E. bei der Schönheit und Anmuth ihres Aeußern, wie bei der Vortreflichkeit ihres Herzens und der seltenen Ausbildung ihres Geistes keineswegs fehlen, daß nur zu bald Prinzen, welche bei dem, ob schon kleinen, aber doch ziemlich glänzenden Hofe ihres Vaters von Zeit zu Zeit einsprachen, sich um ihre Gunst und Hand bewarben. Doch ihr war das Vaterhaus viel zu theuer und keiner der vielen und zum Theil ansehnlichen Bewerber erschien ihr übrigens so werth, daß sie sich hätte entschließen können, das älterliche Schloß zu verlassen, wo ihr jeder Raum, als Zeuge ihres heitern Jugendlebens, lieb geworden war und in dem sie sich überdies einer Königin gleich fühlen konnte.

Endlich hatte aber auch für E. die Stunde geschlagen, die in ihrem Leben eine neue Periode beginnen sollte. Es erschien nämlich im Jahre 1692 an ihrem väterlichen Hofe der bereits auf seinen weiten Reisen während der Jahre 1687 bis 1689 als Eroberer aller Frauenherzen vielfach bewährte Herzog Friedrich August von Kur-Sachsen, den ebenfalls der Ruf von E. Schönheit, Anmuth und Herzensgüte nach Bayreuth gezogen hatte. — Ihm, der die wahrhaft fürstliche Jungfrau sah und dessen Herz auch sogleich

\*) Bekannt durch das General-Commando, das er 1707 über die Reichstruppen gegen die Franzosen am Rheine führte.

\*\*) Georg Wilhelm, geb. 16. Nov. 1678, folgte seinem Vater in der Regierung; Karl Ludwig, geb.

11. Nov. 1679, gestorben 28. März 1680; Eleonore Magdalene, geb. 12. Jan. 1673; Claudia Eleonore Sophia, geb. 10. Juni 1675, gest. 1. Febr. 1676 und Caroline Emilia, geb. 25. Mai 1677, gest. 5. Febr. 1678.



für sie entzündet ward, dessen männliche Schönheit, dessen Witz und natürlicher Verstand aber auch aller Frauen Herzen allzuleicht für sich zu gewinnen vermochte, wurde es keineswegs schwer, auch ihr gleichfalls nicht immer bewachtes Herz zu erobern, und seine Nähe erweckte in ihr nur zu bald die sehnennden Gefühle, die den Jungfrauen die Freuden ihres Vatershauses allmählig gleichgültiger zu machen im Stande sind.

E. stand eben im ersten Jahre des dritten Jahrzehnts ihres Lebens, als der ihr im Alter nur um ein Jahr voranstehende Fürst, der ihr Herz übrigens bereits gewonnen hatte, um ihre Hand warb. Es war am 10. Januar des Jahres 1693, als auf dem fürstlichen Residenzschlosse zu Bayreuth das hohe fürstliche Beilager zwischen Eberhardinen und dem Herzog Friedrich August höchst festlich vollzogen wurde.

Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg IV., Bruder des Gemahls des Herzogs Friedrich August, empfing die am 17. Februar 1693 in der Residenzstadt Dresden an der Seite ihres beglückten Gatten einziehende E., als Schwägerin, auf das Prachtigste, und räumte ihr eine große Anzahl der prunk- und geschmackvollsten Zimmer des damals glanzvollen Georgenschlosses zu ihrer Hofhaltung ein.

E. fand an den beiden Kurfürstinnen, an der Mutter ihres Schwagers und Gemahls, der verwitweten Kurfürstin Anna Sophia und an ihrer Schwägerin, der Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg's IV., der unglücklichen Erdmuthé Louise, baldigst vertraute Freundinnen. Besonders suchte Letztere an E's. wahrhaft schwesterlichem Herzen Ersatz für die Freudenleere ihres ehelichen Bündnisses. — Dies gab aber auch dazu die erste Veranlassung, daß E. es baldigst vorzog, mit ihrem Gemahl, den sie herzlich liebte und für den sie Sorge trug, daß das Beispiel seines Bruders auch auf ihn übeln Einfluß haben könnte, entfernter von dem damaligen, für sie sehr zweideutigem Hofleben zu wohnen, da in ihm fortwährend so mancherlei Ergebnisse sich zeigten, die ihr gänzlich fremd waren, ihrem reinen Herzen wehe thaten, so wie ihr Zartgefühl und ihre Weiblichkeit beleidigten und unter denen vor Allen das mißgestimmte Verhältniß, in dem ihr kurfürstlicher Schwager wegen der Leidenschaft zur Sibylla von Weidschütz, Gräfin von Rochlitz, mit seiner so vortrefflichen Gemahlin Erdmuthé Louise, lebte, obenan stand; weshalb sie sich ein bequemes Palais auf der damals schon durch ihre schönen Paläste und Häuserreihen anmuthigen Moritzstraße zu ihrer Wohnung wählte.

Doch die Periode ihres wahrhaft ungestörten Eheglücks war leider nur von zu kurzer Dauer: denn nicht nur, daß sich ihr Gemahl von Neuem nach den Zerstreuungen des gewöhnlichen Reiselebens sehnte, sondern, daß er bereits im November 1693 zu einer neuen

Reise Veranstellungen traf und im December desselben Jahres sich von seiner ihn über Alles liebenden Gattin zu trennen vermochte, — so trugen aber auch schon im Laufe der nächstfolgenden Jahre verschiedene unangenehme Erfahrungen, welche E. machen mußte, und die namentlich ihren Hauptbeweggrund in der immer mehr hervortretenden Liebe zur Veränderung und Leidenschaft ihres Gemahls für fremde Reize hatten, Vieles zur Störung ihres ehelichen Glückes bei. Ein Vorfall scheint aber ganz vorzüglich die höchst religiöse und auf Vorbedeutungen viel gebende E. in ihrer häuslichen Ruhe gestört zu haben, indem sie mit vielen ihrer Zeitgenossen in ihm eine Andeutung für die spätern Ereignisse ihres Lebens suchen zu müssen glaubte. Als nämlich am 21. Mai 1694 ein furchtbares Ungewitter über Dresden tobte und an 5 verschiedenen Orten, doch ohne zu zünden, einschlug, traf auch ein Blitzstrahl in das Betgemach der E., schmetterte das Kreuzifix vom Tische und betäubte den vor ihrem Zimmer Wache habenden Cadetten. —

Der plötzliche Tod des Kurfürsten Johann Georg's IV. rief am 27. April 1694 den Gatten E's. zur Kurwürde, wodurch sie leider noch mehr von ihm entfernt ward. Denn ein neues Leben begann jetzt erst für ihn als Reichsfürsten. — Während er nämlich vorher nur auf Reisen seiner Zerstreuungssucht Sättigung geboten und in der Heimath dagegen sich mehr mit den Freuden des Hauslebens begnügt hatte, waren es von nun an prächtige Carnivals, Carroussells, Wirthschaften und dergleichen Hoffeste aller Art mit ihren üppigen Freuden und Verlockungen, in deren Erfindung er überdies Meister war, welche ihn bei Weitem mehr anzusprechen schienen, als das häusliche Glück an der Seite seiner tugendreichen, anspruchslosen Gemahlin. — So sehr ferner E's. Gemahl früher gegen das Verhältniß seines verstorbenen Bruders mit der Sibylla von Weidschütz wahrhaft geeifert und gegen deren Mutter sogar, als angebliche Anstifterin dieses Liebesverhältnisses, gleichsam einen Hexenproceß hatte ergehen lassen, so sehr hatte sich jetzt sein Sinn geändert, und seine immer mehr auslödernde Leidenschaft für die Reize der Damen seines Hofes schien ihn eben nichts Straßbares mehr zu seyn, auch schien er dabei keineswegs daran zu denken, daß er auf sein eheliches Glück dadurch einen fortwährend störenden Eindruck machen mußte. — Eine dieser ersten Störungen verursachte namentlich das leider durch die Unklugheit von der einen Seite verrathene Verhältniß, das sich zwischen dem Kurfürsten und der Fräulein von Kessel, anfänglich unbelauscht, gestaltet hatte. —

In dieselbe Zeit fällt aber auch das Erwachen der wirklich brennenden Leidenschaft des Friedrich August für die an den Dresdner Hof gekommene schöne schwedische Gräfin, die Aurora von Königs-



mark. Und doch benahm sich E., die die Schwächen ihres Gemahls längst schon nicht unbeachtet gelassen hatte, bei der stürmischen Leidenschaft, die ihr Gemahl für die schöne Gräfin nur zu offen an den Tag legte, höchst ruhig und besonnen, was ihrem Herzen nur alle Ehre machen muß. Ja sie achtete und liebte sogar die Königsmark ihrer wirklichen Herzensvorzüge halber, und, da sie besonders einsah, daß die Gräfin nicht nachtheilig auf ihren Gemahl wirkte, sondern, worauf wir später nochmals zurückkommen müssen, sogar sein nichtachtendes Betragen gegen seine Gemahlin im höchsten Grade mißbilligte, schwieg sie zu dem Verhältnisse, und legte, als Aurora von Königsmark am 15ten October 1696 den Moritz Graf von Sachsen gebar, sogar die herzlichste Theilnahme und Fürsorge für sie an den Tag. —

Als der von Neuem ausgebrochene Türkenkrieg, der auch ihres Gatten, als Reichsfürsten, Theilnahme erheischte, fand E. allein in der Gesellschaft der beiden verwitweten Kurfürstinnen, der Anna Sophia, Mutter ihres Gemahls, und der Eleonore Erdmuthe Louise, ihrer Schwägerin, die sich zwar meistens auf ihrem Wittwenstige, dem Schlosse zu Pretzsch am liebsten aufhielt und nur höchst selten das für sie längst schon freudenleer gewordene Dresden besuchte, einigen Ersatz für das Entbehren ihres Gemahls. — Ein ungemein erschütternder Eindruck mußte es daher für sie seyn, als am 9. September des Jahres 1696 der unerbittliche Tod eine dieser ihrer einzigen wahren Herzensfreundinnen, die Kurfürstin Eleonore Erdmuthe Louise, plötzlich hinwegraffte. —

Die durch den Tod ihrer Freundin vermehrte Stille ihres Hauses ward zum Glück schon am 9. October des für sie trauervollen Jahres durch die Geburt eines Sohnes belebt, was dem Herzen dieser trefflichen Fürstin plötzlich eine andre Richtung gab, und wodurch gewissermaßen die theilweise einander entfremdeten Herzen beider Gatten gegenseitig wieder um etwas enger verbunden wurden. Der in der Abwesenheit seines Vaters geborne Prinz erhielt in der Taufe, am 1. November, welche der Oberhofprediger D. Carpoz vollzog, als Kurprinz den Namen seines Vaters und die beglückte Mutter widmete sich jetzt ganz der sorgfältigsten Pflege ihres Lieblings, während sie die specielle Sorge für seine Erziehung, die jedoch in Allem rein nach ihrem Plane war, dem Oberhofmeister Alexander von Miltitz übertrug. Die Wiederkehr des Kurfürsten hatte mancherlei Hoffeste, welche noch durch die Ankunft mehrerer Fürsten in Dresden, besonders des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und des Herzogs Johann Adolph zu Sachsen-Weißensfels vermehrt wurden, zur Folge, wodurch das langersehnte Wiedersehen für die jetzt als Mutter beglückte E. leider auch nur ein gestörtes war.

Während E. rein im Genuße ihres Glücks als Mutter wahrhaft schwelgte, verließ ihr immer unstäter werdender Gemahl schon im März 1697 abermals Dresden, ohne daß die streng evangelisch-gesinnte Gemahlin geahnet hätte, mit welchem für sie betrübenden Vorhaben ihr Gemahl sie und sein Land auf kurze Zeit verließ. Der Kurfürst, der nämlich seine Absicht auf die Erwerbung der polnischen Königskrone gerichtet hatte, begab sich, um der für die Bestätigung des polnischen Throns gestellten Bedingung zu genügen, nach Wien, um das von seinen Vorfahren vielfach versuchte und fast mit Leben, Land und Leuten, theuer erkaufte Protestantische Glaubensbekenntniß mit dem römisch-katholischen zu vertauschen. Dieser Schritt blieb zwar jetzt noch seiner Gemahlin E., eben so wie seinem Lande verschwiegen; doch, als der 21. Juni des Jahres 1697 E. zur Königin von Polen machte, so war es für sie keine Freudennachricht, weil sie zugleich mit ihr die Schmerzenskunde von dem Uebertritt ihres Gemahls zu der römisch-katholischen Kirche erhielt.

Die Entfernung ihres Gemahls von Dresden, welche unbedingt seine neue Stellung nöthig machte, und der allmählig überhand nehmende Ueberdruß an dem für sie todten Einerlei des Residenzlebens, veranlaßte E. endlich, sich nach dem Wittwenstige ihrer Schwiegermutter, dem Schlosse Leuchtenburg, wohin sie auch ihr Sohn begleiten mußte, zu begeben.

Hier waren die Erziehung ihres Sohnes und die Pflege ihrer Schwiegermutter ihre stete Haupt Sorge und ihre wahre Erholung fand sie im Lesen der Schriften der sämmtlichen Reformatoren und in Arnds „Wahrem Christenthume.“ Ihre Standhaftigkeit im Protestantismus vermochte Nichts, am Allerwenigsten aber die Aussicht, sich als Königin von Polen gekrönt zu sehen, zu erschüttern. Und wiewohl es ihr Gemahl sehr wünschte, daß sie seinem Beispiele folgte, da es ganz besonders ein polnischer Kokosch zur Bedingung stellte, daß die Königin nicht eher Polens Grenzen betreten sollte, bis sie katholisch geworden wäre; so war doch Friedrich August, der ja nur aus politischen Rücksichten, und besonders bloß, um dem Starrsinn der polnischen Nation, die nur einen katholischen König haben wollte, zu genügen, sich zum Uebertritt veranlaßt gefühlt, viel zu edel, als daß er durch Ueberredung seiner streng-rechtlichen Gemahlin Gewissensfreiheit nur im Mindesten gekränkt hätte. E. geizte überdies auch keineswegs darnach, sich als Königin von Polen gekrönt zu sehen, und dagegen die stolze polnische Nation, obschon zu den Füßen ihrer Königin huldigend, über ihre Glaubensfreiheit lächelnd triumphiren zu lassen. —

Erst am 23. August 1699 kehrte Friedrich August und zwar incognito, in seine stammväterliche Residenz zurück. Auch E. traf zu seiner Ankunft in Dresden ein. Der Empfang beider Gatten war aller-



dinge nur ein sehr hofmässiger, und ein gleichzeitiger Schriftsteller berichtet, daß eine fünfständige Zusammenkunft beider, Mancherlei von den Begebenheiten der Vergangenheit zur Sprache gebracht habe, und daß dabei namentlich E. nicht eben schonend aufgetreten sei. — Doch brachte eines Theils die Klugheit Friedrich Augusts, so wie andern Theils aber vorzugsweise die außerordentliche Herzengüte und die unbeschreiblich liebevolle Nachsicht E's. baldigst wieder eine Art von Einigkeit zu Stande, so daß sich beide nach einigen Tagen auf der einen Seite in duldbender Liebe und von der andern in wirklicher ehelicher Freundschaft trennten. — Nach einem nochmaligen Zusammentreffen beider Gatten in Leipzig, wo am 15. October 1699 das höchst solenne Beilager ihres Bruders mit der Prinzessin Sophia, Tochter Herzogs Adolfs von Sachsen-Weissenfels begangen wurde, kehrte der ganze Hof nach Dresden zurück, wo der König theils den ihn begleitenden polnischen Magnaten und namentlich der Frau von Teschen, einer neuen Flamme seines Veränderung liebenden Herzens zu Ehren, theils aber auch, um seiner bei allen dergleichen Vorgängen allerdings etwas niedergeschlagenen Gemahlin einige Zerstreuungen zu gewähren, die prunkvollsten Hoffeste und Bankette, Hofwirthschaften und Schauspiele gab. — Doch auch jetzt wahrte das scheinbare Glück ihres Zusammenlebens nur sehr kurze Zeit: denn schon im folgenden Jahre 1700 riß der Ausbruch des nordischen Kriegs den doch nur mit sächsischem Glanze ausgestatteten neuen König von Polen aus dem unaufhörlichen Festtaumel und E'n. leider den Gemahl von Neuem von der Seite, und erst im November des Jahres 1704 sah sie ihn, aber freilich unter sehr unglücklichen, keineswegs glorreichen und königlichen Verhältnissen wieder, während das von ihr so sehr geliebte, sie so hochschätzende und verehrende Sachsenland von der Geißel des schwedischen Kriegs unter Karl XII. auf das Furchtbarste heimgesucht wurde. — In diesen betrübten Zeiten suchte E. ihren Gemahl, uneingedenk aller durch seine Schuld und meist fern und oft unbeachtet von ihm vielfach verlebten kummervollen und in der That thränenreichen Stunden auf das Liebevollste zu trösten, und sie war wenigstens in sofern in Etwas beruhigt, daß er sich bei allen oft anhaltenden Strapazen des Krieges und trotz aller ihn nur zu hart drückenden Kränkungen und alles Unge machs an Körper und Geist aufrecht erhielt. —

Während der ärgsten Kriegsunruhen, besonders der polnisch-schwedischen Durchmärsche, lebte E. auf ihrem Schlosse zu Torgau in der größten Zurückgezogenheit, nur von einigen wenigen ihrer Dienerschaft umgeben, während sie ihren Liebling, den Prinzen Friedrich August, in Begleitung der äußerst sorgsammen und bedächtigen Großmutter einstweilen im Aus-

lande in Sicherheit hatte bringen lassen. Erst nach dem im Jahre 1706 geschlossenen Waffenstillstande durfte er zu dem vielfach besorgten und bekümmerten Mutterherzen zurückkehren. — Um E's. Trauer zu vermehren, mußte auch noch in dieser Zeit der Unruhe ihre geliebte Mutter Sophia Louise am 3. October 1702, in ihrem 60. Lebensjahre, in Folge eines langjährigen Nierenstein-Leidens sterben\*). — Hierauf hielt sich zwar Friedrich August fast 2 volle Jahre in seinem angestammten Lande Sachsen, und zwar nicht unter den besten Erfahrungen, auf; dennoch hatte E., obschon sie meist getrennt von ihrem Gemahl auf dem Schlosse in Torgau residirte, hinlänglich Gelegenheit, sich in dieser nicht eben zu Lustbarkeiten geeigneten Periode als duldsame Gattin, deren Liebe aber auch nichts zu erkalten vermochte, sattfam zu bewähren, wozu ihr namentlich die neue Leidenschaft ihres Gemahls für die Gräfin von Soym, nachmalige Gräfin von Kosel, diente. — Ihre treueste Gesellschafterin war in dieser bedenklichen und allseitig betrübten Zeit die durch ihre spätern Schicksale so bekannte (die Ischokke so trefflich historisch-romantisch dargestellt hat) Prinzessin Charlotte Christine Sophia von Braunschweig-Wolfenbüttel. In ihrer Gesellschaft besuchte E. zuweilen das Carlsbad und kam nur höchst selten nach Dresden, und dann auch nur, um den von ihr außerordentlich verehrten Ober-Hosprediger D. Heinrich Pipping zu hören. — Außerdem fand sie, sonderbar genug, einigen, nach dem Geschmack der Zeit passenden, Zeitvertreib an den drolligen Späßen ihres Leib- und Kammerzwerger Hans Tramm\*\*), den sie jedoch leider schon 1710 durch den Tod verlor.

Ein bei Weitem größerer Verlust stand ihr jedoch im folgenden Jahre (am 25. Oct.) bevor, wo sie ihre beste Freundin und Gesellschafterin, die oben bereits erwähnte Charlotte Christine Sophia, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, entbehren mußte, indem diese mit dem russischen Thronfolger, den leider durch die Erziehung seiner Mutter sehr entarteteten, das Herz seiner vortrefflichen jungen Gemahlin zu würdigen, gänzlich unfähigen Alexius Petrowitsch, als er unter dem Namen eines Grafen von Crowsky durch Sachsen reiste, vermählt ward. Das Beilager ward am 11. Oct. 1711 auf dem Schlosse zu Torgau auf das Prächtigeste vollzogen und von da aus die Reise nach dem Carlsbade fortgesetzt. E. schied eben so ungern von dieser treuen Seele, als diese unbewußt der Politik Geopferte von dem Herzen ihrer wahrhaft mütter-

\*) Ihr Vater vermählte sich am 30. März 1705 zum 3ten Mal, und zwar zu Potsdam mit Elisabeth Rosina, Kurfürst Friedrich Wilhelms von Brandenburg Tochter und Friedrich Casimirs, Herzogs von Curland Wittwe.

\*\*) Vgl. Necrológium Domus Saxoniae S. 353 ff.



lichen Freundin. Doch mußten Beide sich willig der eisernen Bestimmung fügen \*).

So stand E. wieder allein fern von allem weiblichen Mitgefühl, und ihr einziger Sohn, der Kurprinz Friedrich August, war schon vor diesem für E. so schmerzlichen Verlust, nachdem er das sechszehnte Jahr angetreten hatte, auf Reisen gegangen; so war das Haus der E. jetzt so ganz einer stillen Klause ähnlich geworden, in die nur von Zeit zu Zeit noch die alte gute Schwiegermutter, die verwitwete Kurfürstin Anna Sophia, auf Augenblicke von ihrem nahen Ruhefuge Lichtenburg aus, mit heiterer Miene und herzlicher Laune einzog.

Den Winter 1711 $\frac{1}{2}$  verbrachte sie jedoch noch weit eingezogener und zwar fern von allem Hofleben, in Dresden, und kehrte erst im Frühjahr nach ihrem Klosterähnlichen, doch ihr lieb gewordenen Residenzschlosse zu Torgau zurück. In dieser wirklichen Ruhe störte sie jedoch die Nachricht von dem Tode ihres geliebten Vaters, der am 10. Mai 1712, im 68. Lebensjahre, das Zeitliche segnete. Um einigermaßen sich zu zerstreuen, reiste sie mit ihrer guten Schwiegermutter, Anna Sophia, der einzigen Freundin und theilweisen Genossin ihrer Einsamkeit nach Bayreuth, um ihren geliebten Bruder, Georg Wilhelm, der dem Vater in der Regierung gefolgt war, zu besuchen, reiste von da aus über Leipzig, wo sie im ehemaligen Apelschen Garten zu wohnen pflegte, um hier ihren einzigen, langentbehrten Sohn, der von Mailand aus baldigst im Vaterlande eintreffen sollte, zu erwarten; sie mußte jedoch, in ihrer Hoffnung getäuscht, ohne ihn an ihr sehndes Mutterherz gepreßt zu haben, nach ihrem Ruhefuge zurückkehren. — Die folgenden Jahre, vom Jahre 1713 bis zum Jahre 1717 verlebte sie abwechselnd in Dresden, Leipzig und in dem Carlsbade, ward auch jetzt häufiger von ihrem Gemahle besucht und fand außerdem das größte Glück in dem Lesen der Briefe ihres noch fortwährend in Frankreich und Italien reisenden Sohnes. —

So erfreulich auch für E. das Jahr 1717, als zweites Jubeljahr der Reformation, deren treueste und eifrigste Anhängerin sie bis zu ihrem Tode blieb, war, so höchst betrübend ward es für sie durch den Tod ihrer besten Freundin und unablässigen Trösterin in allen Unannehmlichkeiten ihres Lebens, der Mutter ihres Gemahls, der Kurfürstin Anna Sophia, die am 1. Juli zu Lichtenburg, ihrem Wittwenfuge, versöhnt mit der Welt, in dem Herrn entschlummerte. Den nachtheiligsten Eindruck für ihr geistiges und körperliches Leben machte aber die freilich für E. ganz unerwartete Nachricht von dem Uebertritt ihres Sohnes zur katholischen Kirche. Sie, die ihn im protestantischen

Glaubensbekenntniß mit der größten Sorgfalt erzogen hatte, war untröstlich, als sie erfuhr, daß er bereits vor 5 Jahren zu Bologna dem Beispiele seines Vaters gefolgt war \*). Doch E., die nicht lange zu zürnen vermochte, empfing trotzdem mit außerordentlicher Bärtlichkeit den langentbehrten Sohn, als er am 23. März 1718 endlich nach 7jähriger Abwesenheit zu dem, von mancherlei unangenehmen Erfahrungen berührten und hart geprüften Mutterherzen zurückkehrte. — Mittlerweile hatte auch der Kurprinz bei seiner Anwesenheit in Wien sich mit der Erzherzogin Maria Josepha verlobt, wodurch E.n., als Mutter, mannichfache Ausichten dargeboten wurden, die Einöde ihres häuslichen Lebens wieder einigermaßen beleben zu können.

Am 20. August des Jahres 1719 wurde in der kaiserlichen Hofburg zu Wien das hohe Beilager vollzogen und am 2. September hielt das fürstliche Paar in Dresden seinen glänzenden Einzug. Durch die Verbindung ihres Sohnes schien E. wie ein aus der verschlossenen Puppe entstandener Schmetterling neu aufzuleben, und es wurde hierdurch sogar einigermaßen die Kluft, welche durch mannichfache, dem Gatten- und Mutterherzen wehethuende Verhältnisse zwischen ihr und ihrem Gemahl, so wie zwischen ihr und ihrem Sohn, sich nur zu bemerkbar gebildet hatten, ausgeglichen. Feierlichkeiten und Feste über Feste, Bankette und Schauspiele aller Art wetteiferten jetzt mit einander, um in diesem Rausche der Vergnügungen namentlich der mehrfach gekränkten Gattin und dem beleidigten Mutterherzen gleichsam alles Vorgefallene vergessen zu machen \*\*).

Nach Beendigung dieser Festlichkeiten, welche sich mit dem berühmten Saturnusfeste im plauenschen Grunde gewissermaßen schlossen, begab sich E. mit der Prinzessin von Brandenburg-Culmbach, ihrer neuen vertrautesten Gesellschafterin, nach ihrem Ruhefuge Torgau zurück, lebte aber auch seit dieser Zeit abwechselnd auf dem Schlosse zu Pretzsch. Unglaublich ist übrigens das Gerücht, daß die Torgauer sich höchst unfreundlich gegen E. betragen und sogar, sobald sie sich auf der Straße habe sehen lassen, die Fenster erbittert zugeworfen und verlassen hätten. Es könnte vielleicht daher rühren, daß sich die Torgauer wiederholt darüber beschwert haben, daß sie den Hofleuten der E. Quartier geben mußten. Torgau war ihr aber ganz besonders als Wohnort ihres Leibarztes, D. Kieflings,

\*) Noch unerwiesen ist, ob das in vielen Abschriften circulirende Schreiben Es. an ihren Sohn mit der Ueberschrift „die weinende Rahel“, ächt ist. —

\*\*) Ueber die vielfachen Festlichkeiten kann man Pasche diplom. Geschichte Dresdens Theil 4. S. 61 u. 67. Nota 2. so wie Necrolog. Dom. Saxoniae S. 261 ff. nachlesen.

\*) Ebendaselbst S. 355 ff.



angenehmer, seitdem sie im J. 1717 immer mehr zu kränkeln anfing.

In dieser Zeit schenkte ihr auch ihr Gemahl das Schloß Augustsburg, welches sie aber zu einem evangelisch-lutherischen frei-adlichen, weltlichen Fräuleinstifte einrichten lassen wollte. — Um dieses Vorhaben so schnell und gut als möglich zu realisiren, war sie zuvörderst auf einen hinreichenden Fonds für dasselbe bedacht gewesen, und glaubte durch eine sogenannte Stiftslotterie den Zweck bestens erreichen zu können. Doch ist zu bedauern, daß dieser treffliche Plan, den wir den geehrten Lesern ausführlich mitzutheilen nicht unterlassen können, an uns zwar nicht hinlänglich bekannten Ursachen scheiterte. — Die Einrichtung dieser Stiftslotterie war folgende: Es wurden 2500 Loose gestattet; für jedes Loos sollten 50 Reichsthaler eingelegt und an Personen beiderlei Geschlechts, fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Standes, Verheirathete und Unverheirathete, gegeben werden. Der Gewinnste waren 2500; diese theilten sich a.) in 21 wirkliche Stiftsfräuleinstellen, die jedoch bis auf 100 von Jahr zu Jahr vermehrt werden sollten, und denen jährlich ein ansehnliches Deputat, das sich sogar von Zeit zu Zeit noch erhöhen sollte, bestimmt wurde. Außerdem sollte noch das Amt einer Pröbstin, so wie auch einige andere hohe Aemter, die später creirt werden und in einem hohen Range stehen sollten, und noch überdies die übrigen wirklichen Stiftsfräulein, so wie die 3 ersten Expectantinnen, den Vortheil haben, aus der anzulegenden Heirathskasse etwas Ansehnliches zu ziehen; — b.) in 2479 Expectantinnenstellen nach den Nummern der Ausloosung, von denen die 3 ersten wirklich im Stifte, jedoch auf ihre eignen Kosten, Unterhalt und Wohnung finden sollten; — c.) in 2500 Gnadenzeichen und einem Ordensbande, für jeden Lotterieinteressenten, Verheirathete und Unverheirathete weiblichen Geschlechts. Außerdem war ein hoher Rang in der Hofrangordnung für alle unverheirathete Frauen, nämlich Wittwen und Fräulein, die in diese Stiftslotterie einlegen würden, ausgesetzt, und jeder Interessent konnte, mit Vorwissen des Stiftsdirectors, freiwillig den erhaltenen Stiftsgewinn, so wie das Gnadenzeichen, Ordensband und den Rangvortheil, gegen Zurückempfang der Einlage, oder 300 Thlr., zurückgeben. Ebenso hatte jedes wirkliche Stiftsfräulein beim Antritt ihrer Stelle noch eine Einlage von 500 Thlrn. an das Stift zu erlegen, die ihr aber bei ihrer Verheirathung ohne allen Abzug wieder zurückerstattet werden sollten. So lange ferner Jede wirkliches Stiftsfräulein wäre, gleichviel, ob sie in oder außer dem Stifte lebte, sollte sie einen Jahresgehalt von 200 Thlrn. zu genießen haben; diejenigen aber, welche Stiftsstellen geschenkt erhalten, oder denen sie überlassen, oder die sie durch Gewinnst erlangt hätten, sollten, im Fall ihnen

die Einzahlung der 500 Thlr. beim Antritte unmöglich wäre, nur mit dem Unterschiede in das Stift aufgenommen werden, daß sie bloß einen Jahresgehalt von 150 Thlrn. beziehen und kein Capital beim Austritte zu fordern hätten. Auch wollte man, sobald das Stift nur einigermaßen in's Leben getreten wäre, eine Heirathskasse errichten, aus der die Stiftsfräulein und ersten Expectantinnen bei ihrer etwaigen Verheirathung ausgestattet werden sollten. Auch lag es im Plane der K., diejenigen Stiftsfräulein, die sich vor andern durch Geist und Herz, weniger durch äußere Vorzüge, auszeichneten, an den Hof als Hofdamen, mit Beibehaltung ihres Stiftsgehaltes, zu ziehen. Wie wir aus dem Plane kürzlichst erfahren, so rückten die, welche nach den ersten 21 Gewinnen die folgenden Expectantengewinne erhielten, nach der Nummer ihres Gewinnstes bei Vacanzen in das Stift ein. Die verheiratheten Damen, Wittwen und Fräulein, welche Lotterieinteressenten waren, sollten, auch wenn kein Gewinnst auf ihr Loos fallen würde, aus den Händen der Königin wenigstens den Stiftsorden und noch außerdem einen sehr distinguirten Rang im ganzen Kurfürstenthume Sachsen und dessen incorporirten Landen erhalten, der jedoch nur bis zur Verheirathung gültig wäre. Der Termin zur Einlage sollte vom Tage der allgemeinen Publication (14. Sept. 1720) an und wegen Entlegenheit der Länder des Kurhauses bis 6 Monate nach demselben seyn. Nach Verfluß desselben sollte aber Niemand mehr zugelassen werden. Zum Director des Stifts wurde von der Königin K. selbst der Generalmajor der Cavalerie und Commandant des Königsteins, Friedrich Wilhelm Freiherr von Kyau, gewählt, und ihm zur Direction der Casse der Kurfürstliche Rath und Ober-Steuerbuchhalter, Gottfried Pfizner, beigeordnet. Die Einlagen für die von diesen unterzeichneten Lotteriebillets wurden an das Steuerhaus zu Dresden und in die Kreissteuereinnahme zu Leipzig eingeschickt. Außerdem sollte aber noch altadlichen Familien vergönnt seyn, sich außer der Lotterie eine Erbstelle für 4000 Thlr. (wegen der Jahresrente von 200 Thlrn.) zu erkaufen, und diese jedesmal ein Fräulein der Familie, so lange noch Erben von väterlicher oder mütterlicher Seite lebten, zu genießen haben. Auch gestattete K. ganzen Kreisen und Aemtern, ja sogar Städten, sich Stellen im Stifte zu erkaufen und mit den von ihnen ernannten Fräulein zu besetzen. Endlich sollten auch Wittwen und sogar Kinder, die ihre Eltern standesmäßig erziehen lassen wollten, gegen mäßige Kosten aufgenommen werden. Im Allgemeinen sollte den Aufgenommenen im Stifte eine standesmäßige Erziehung und Bildung gegeben, sie mit guten und nahrhaften Speisen und Getränken hinlänglich versorgt, ihnen anständige und bequeme Wohnung eingeräumt, und dieselben zur Erlernung fremder Sprachen und allerlei nützlichen, nicht nur ökonomischen und häuslichen Kenntnissen, son-



dem auch zur Gottesfurcht und christlichen Tugenden angehalten werden. Hierbei wurde aber von E. noch wesentlich beabsichtigt, daß viele der Fräulein oder Wittwen, welche vielleicht aus Armuth veranlaßt werden könnten, eine nicht ganz angemessene Heirath einzugehen, davon wohlthätig abgehalten würden; daß ferner bessere Hausfrauen und Hausmütter für den damals sehr verweichlichten, größtentheils überbildeten und dem unseligen Strome jener Zeit blindlings gefolgten Adel gebildet werden sollten, welche nicht nur als Figurantinnen, Favoriten des Hofes, sondern zur Ehre ihres edeln Geschlechts für sich und Andre leben sollten. Es war daher sehr zu bedauern, daß dieser treffliche Plan der noch trefflichen E., die aus eigener Beobachtung ihre Zeit und besonders den ihr nächststehenden sächsischen Adel und dessen Frauen kannte, nicht realisiert wurde. Doch schon ihr Wille war ehrenwerth, die Ausführung war leider außer ihrer Macht.

Im Jahre 1720 hatte E. (am 18. Nov.) die Freude, einen Enkel zu erhalten. Mit der erfreulichen Nachricht, Großmutter geworden zu seyn, erhielt sie zugleich die Einladung, ihr Enkelchen aus der Taufe zu heben, was sie jedoch, da sie bei ihrer Kränklichkeit und Schwächlichkeit, die ihr auch wiederholte Reisen nach Töplitz und in das Carlsbad nöthig machten, und überaus übles Winterwetter von der Reise nach Dresden abhielt, durch eine ihrer Gesellschafterinnen, die jüngste Prinzessin Christina von Sachsen-Weisensfels verrichten ließ. — Doch die Freuden ihrer Großmutterchaft währten leider nur 14 Wochen, bis zum 21. Januar 1721, wo der junge Prinz Friedrich August Franciskus starb.

Jetzt lebte E. größtentheils auf dem Schlosse zu Pretzsch, obschon ihr, nach dem Recess vom 12. Juli 1694, Chemnitz, Tossen und Dippoldiswalda als Wittthumsämter verschrieben worden waren, und kam nur höchst selten nach der Residenz. — Ihre schönsten Stunden brachte sie in Gesellschaft der Prinzessin Sophia Magdalena von Brandenburg-Bayreuth, aus dem Hause Weverlingen, einer sehr nahen Anverwandtin, die sie seit 1718 an Kindesstatt angenommen hatte, zu.

Doch das Schicksal wollte ihr auch diese Freundin nicht lange lassen: denn am 17. Juli 1721 traf der Kronprinz von Dänemark, Christian, auf dem Schlosse zu Pretzsch unter dem Namen eines Grafen von Hirschholm ein. Nach einem kleinen Abstecher nach Lichtenburg, wo die junge Kurprinzessin Josepha residirte, und nach Dresden, wo er am 22. Juli unter Kanonendonner feierlichst empfangen wurde, traf er in Pretzsch wieder ein, hielt bei E. um die Hand ihrer Adoptivtochter feierlichst an und, da diese nichts dagegen einzuwenden wagte, wiewohl sie nur höchst ungern einwilligte, vermählte er sich schon am 7. August d. J. mit der genannten Prinzessin von Brandenburg-Bayreuth. Am 16. August verließ das neuvermählte Paar die fast in Thränen sich badende Mutter E., deren Segnungen und fromme Wünsche ihnen folgten. —

Doch wie stets im Leben der E. Angenehmes und Schmerzliches abzuwechseln pflegte, so geschah es auch jetzt. Am 24. October erhielt sie nämlich die frohe Botschaft, daß sie wiederholt Großmutter geworden war, und schon nach Verlauf von 11 Monaten, am 5. September 1722, die Nachricht, daß das 3te Enkelchen ihr geboren worden sei. Nachdem E. Dresden lange nicht besucht hatte, reiste sie endlich am 20. Januar 1723 wieder dorthin ab und wohnte dem Carneval, wiewohl nur höchst passiv, bei, communicirte am 25. März bei ihrem neuerwählten Ober-Hosprediger, D. Christian Buck, und reiste, nach dessen am ersten Ofterfeiertage gehaltener Anzugspredigt, am 1. April nach ihrem Ruhe-sitze Pretzsch zurück, wo sie ein volles Jahr ungestört verweilte. Auch schien in E.'s. Hause ein ziemlicher Heirathsseggen zu seyn: denn kaum nach Verlauf von 3 Jahren hatte sie wiederholt die sie leider mehr betrübende Freude, am 8. December 1723 die an die Stelle der an den Prinz von Dänemark verheiratheten Sophia Magdalena an Kindesstatt angenommene jüngere, erst 16jährige Schwester, die Prinzessin Sophia Caroline, an den Fürsten Georg Albert von Ostfriesland zu vermählen. —

(Fortsetzung folgt.)

## P i l l n i t z.

(Mit einer Ansicht des Schloßes, vom entgegengesetzten Ufer der Elbe aus gesehen.)

Das Schloß Pillnitz, zum kleinsten Theil nur noch in seiner jetzigen Gestalt, war schon seit dem Jahre 1763 der beständige Sommeraufenthalt der sächsischen Fürsten Albertinischer Linie. Bereits beim Regierungsantritte des Kurfürsten Friedrich August's, mit dem Beinamen des Gerechten, wurden die alten niedrigen, grünen Häuser, welche zur Aufstellung von ausländischen Spielen aller Art dienten, theils abgetragen,

theils verändert, erweitert und wohnlich eingerichtet. Während der Jahre 1788 bis 1792 erhielten jedoch sämmtliche zum Schlosse gehörige Gebäude eine neuere und schönere Gestalt.

Vier lange Pavillons, von denen 2 am Ufer der Elbe und 2 parallel nach den Weinbergen zu erbaut, sind gleichsam die Flügel des großen Quadrats, welches der mit Rasenplätzen und abwechselnden Blumen-



Bosquets gezierte Schloßhof bildet, und an das erstlich nach Abend zu der Schloßgarten mit französischen Hecken und Alleen, so wie nach Morgen zu die übrigen Schloßgebäude grenzen. Zwischen den beiden südlichen, am Elbufer erbauten Pavillons erhebt sich das, durch ein höheres Dach und größere Stagenhöhe sich auszeichnende, sogenannte Wasserpalais, während sich zwischen den beiden nördlichen Pavillons das sogenannte Bergpalais von gleicher Bauart erhebt. Beide Palais, welche mit den Pavillons durch überbaute Gänge und Galerien verbunden, sind durchgängig in chinesischem Geschmack erbaut und ebenfalls von außen mit der Architectur übereinstimmenden Malereien decorirt, währenddem die 4 Pavillons in der Architectur der Mauern ganz einfach, doch mit vorgesezten Säulengängen nach Toskanischer Ordnung, und, seltsam genug, mit chinesischen, behürnten Dächern versehen sind, überdies auch in der ersten Etage um eine halbe Fensterhöhe niedriger, als die Palais aufgeführt sind. Die beiden Palais wurden schon vor 1788 erbaut, währenddem 3 der Pavillons bereits zur Zeit des sogenannten Pillnitzer Convents, im Jahre 1792, fertig waren und der vierte erst im Jahre 1800 vollendet ward.

Das Bergpalais war stets die Wohnung des Regierenden nebst seiner Gemahlin bis zum Jahre 1827, während im Wasserpalais und in den übrigen Pavillons die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses wohnten. Nur König Anton blieb im Wasserpalais, wo er als Prinz gewohnt hatte, auch als König wohnen, indem er jenes dem jetzigen König Friedrich August sammt dem am Bergpalais gelegenen, vom verstorbenen König Friedrich August trefflich eingerichteten botanischen Garten zur Disposition überließ. Der Pavillon rechts vom Bergpalais führt den Namen „Kaisersflügel,“ weil im Jahre 1790 der Kaiser Leopold bei seiner Anwesenheit in Pillnitz ihn bewohnte, und noch heutzutage sind die Parterre-Zimmer desselben zur Aufnahme für hohe Gäste im Hoflager eingerichtet. Bis zum Jahre 1827 waren die meisten Zimmer des ganzen Schlosses in altfranzösischem Geschmack ausgemalt und decorirt, so wie mit Meubles im Barockgeschmack geziert. Die Decken- und übrigen Wand- und Hohlwühl-Malereien waren meist vom Hofmaler Klinger.

Das alte, im Jahre 1818 abgebrannte östliche Schloß, mit einem von 2 Seitenflügeln gedeckten Hofraum, enthielt die Wohnungen der diensthabenden Cavaliers, der Geistlichkeit des Hoflagers, gewöhnlich aus 6 Patres bestehend, und anderer Beamten und Personen vom Hofstaat, die Silber- und Lichtkammer, die Kellerei, die Reiseapotheke u. s. w. In den Seitenflügeln befanden sich die Hofküche, das Theater, der Venustempel und die Kapelle. Die Gemälde der Kapelle, an den Wänden und der Decke, waren vom Hofmaler Müller. Sie hatte 6 Altäre,

die einst im Freiburger Dom standen, und es ist zu beklagen, daß diese schönen Kunstwerke der mittelalterlichen Schnitzkunst und Malerei mit im Brande verloren gingen. In ihr wurde täglich Messe gelesen und an Wochen-Feiertagen vom Hofkapellan, der deshalb jedesmal aus Dresden kam, gepredigt. Zum gewöhnlichen Sonntagsgottesdienste und zu den Hauptfesten fuhr der Hof in der Regel Sonnabends nach Dresden, um am Frühgottesdienste Theil zu nehmen. — Der ehemalige Venustempel, mit einem schönen Deckenstück, war der tägliche Speisesaal für die Familie. Uebrigens war er nach dem Geiste der Zeit und den Sitten des Anfangs des 18. Jahrhunderts mit so manchen freien, zum Theile equivoken Gemälden verziert, die aber seit dem Jahre 1791 theils in die Galerie des Brühl'schen Gartens, theils in eine Vorrathskammer gebracht worden sind, von denen noch ein Theil in dem Palais des großen Gartens übrig ist. Nur in einem Seitenflügel blieben noch eine Anzahl weibliche Porträts, unter welchen die der Gräfin Kosel und Königsmark, der unglücklichen Maria von Schottland und noch von 5 englischen Damen waren, welche sich mehr in historischer als artistischer Beziehung auszeichneten. Diesen Venustempel nämlich baute August I. im Jahre 1720, sonderbar genug, auf der Stelle der ehemaligen Kirche, bei Gelegenheit der Vermählung eines seiner Günstlinge, des Grafen Griesen auf Pragischwitz. Während der Regierung der beiden ersten Auguste wurden bei demselben oft die prunkvollsten Feste gegeben.

Das ehemalige Theater, was ebenfalls einen Theil des alten 1818 abgebrannten Schlosses einnahm, war in Form eines halben Mondes gebaut, faßte jedoch höchstens 500 Personen und war überdies nur zur Auführung von Opern bestimmt, deren monatlich gewöhnlich darin 2 aufgeführt wurden, und zwar gegen freien Einlaß, wobei übrigens die Landleute der Umgegend vorzüglich begünstigt wurden. Außerdem wurde dieses Theater noch bisweilen zu Schausstellungen fremder Künstler gebraucht, deren sich jährlich viele bei Hofe anmeldeten, wobei man dann für die hohen Herrschaften nur Stühle unmittelbar der Bühne gegenüber setzte. Später kam der regelmäßige Gebrauch des Theaters zu Opern fast ganz ab, indem man vorzog, zur Oper nach Dresden zu fahren. Das deutsche Schauspiel war übrigens zu jener Zeit noch nicht so an der Tagesordnung, wie wir später in einer Geschichte des deutschen Schauspiels in Sachsen sehen werden. Das Amphitheater für die Zuschauer hat erst der Kurfürst Friedrich August im Jahre 1770 bauen lassen, seit welcher Zeit auch Opern in Pillnitz wieder gegeben wurden.

Hinter dem alten Schlosse ward seit 1769 auch ein Platz zum Ballonspiel eingerichtet, der aber sehr bald mit dem Spiel in Vergessenheit gekommen war. Außerdem liebten die hohen Herrschaften noch besonders



das Paßspiel im Hoflager, welches der Hofgärtner, Seidel aus Nymphenburg, im Jahre 1765 anlegte. Damals war man so leidenschaftlich dafür gestimmt, daß sämtliche Cavaliers und Hofdamen, welche zum Hofstaate gehörten oder als Gäste Pillnitz besuchten, zum Scherz mit beim Bau schaufeln und karren mußten, damit er nur so bald als möglich hergestellt ward. Später spielten es nur dann und wann noch die Prinzen Friedrich und Clemens. Auch die ungeheure, mit Linden umsetzte (2000 Schritt lange) Maillebahn \*) gegen Abend, wurde später nur selten benutzt.

Der Garten des Kurfürsten, nördlich hinter dem Bergpalais und dem Kaiserflügel, welcher im Jahre 1769 angelegt, 1776 mit einer hohen Mauer umzogen und im Jahre 1804 sehr bedeutend erweitert ward, war ursprünglich ohne großen Prunk, in einem einfachen und deshalb reinerem Geschmack angelegt, als so

mancher weit größere Garten dieser Art; er scheint übrigens mehr ein Werk der Natur als der Kunst zu seyn, weshalb man Grabmäler, Grotten, Gebäude im Style der Vorzeit oder des Auslandes, künstliche Ruinen, affectirte Inscriptionen u. dergleichen hier suchte; nur eine sogenannte Pappelinsel, eine Vestale aus Carrarischem Marmor von dem berühmten Trippel in Rom, eine kleine Menagerie, ein Vogelhaus und 2 Pavillons, von denen der neuste erst im Jahre 1805 erbaut ward, dies waren die wenigen Zierden und Parteen, um welche alles übrige Schöne des Gartens nur gelegentlich und zum Theil auch wohl von selbst entstanden war.

(Beschluß folgt.)

\*) Im großen Garten war auch eine Maillebahn, die nur jetzt noch den Namen führt. Es ist die den Garten von Südost nach Nordwest durchschneidende Hauptallee nach der pirnaischen Straße zu.

## Ottowalder Grund nebst Thor.

(Hierzu eine Abbildung des Ottowalder Thors.)

Diejenigen, welche die Reise nach der Bastei machen und nicht direct zu Wagen über Lohmen auf dem in neuester Zeit sehr bequemen, bis fast nahe an den Felsenvorsprung der Bastei fahrbar gemachten Wege dieselbe besuchen wollen, sondern vielmehr, was überhaupt bei allen Gebirgsreisen sehr nothwendig ist, einen kleinen Abstecher nicht scheuen, werden es höchst belohnend finden, wenn sie den nach dem kleinen Dorfe Ottowalde benannten Grund besuchen, indem derselbe eine wirklich angenehme Abwechslung auf der Tour darbietet. Auf dem Wege von Lohmen aus kann sich der Reisende 2 Wege wählen, die in dieses seltsame Felsenthal hinabführen. Der eine dieser Wege zieht sich längs dem eine Viertelstunde von Lohmen auf der südlichen Felsenwand des Grundes selbst gelegenen Dorfe Ottowalde über eine von niedrer Holzung umschlossenen Matte hinab, zu einer in den Felsen gehauenen Treppe. Auf 96 \*) Stufen gelangt man in mannigfachen Wendungen zu der Tiefe des sich steil und eng beginnenden Felsengrundes. Ein anderer Weg führt dagegen quer durch das Dorf in einen Seitengrund „die Kluft“ genannt. Wer diesen Weg einschlägt, befindet sich baldigst zwischen hohen steilen Felswänden, die zu beiden Seiten in fast senkrechter Berklüftung gegen 100 und mehre Fuß und zum Theil in wunderbaren Gestaltungen emporragen, welche auf der Höhe und in den senkrechten Klüften in mannigfaltiger Gruppierung von Strauchwerk, Laub- und Nadelhölzern gleichsam garnirt und zwischen denen keck empor-

strebende Farnkräuter sich angesiedelt, und deren nachscheinende Felsenvorsprünge mit goldschillernden Moosarten höchst malerisch überzogen sind. — Dies einem — zu dem Innern der Erde führenden — Spalt nicht unähnliche Felsenthal wird durch das geschwähige Nieseln und Blätschern des im Grunde zwischen dem Lockern herabgestürzten Gestein rinnenden Bächleins belebt, während der durch die schmale Thalöffnung öfters rauschende Zugwind mit den Wipfeln der Bäume und dem Nadelgehänge der Kiefern und Fichten spielt. — Nachdem der Wanderer theilweise mitten auf dem im schmalen Bette des Baches liegenden Steingerölle ein ziemliches Stück im Grunde hin seinen Weg fortgesetzt hat, öffnen sich endlich die eng, und zwar nach Oben oft noch mehr geschlossenen Thalwände, zwischen die oft nur ein schmaler Streifen des Himmels herabblüht. —

An der Stelle nun, wo die steilen Felsenwände zu beiden Seiten zu einem sich etwas erweiternden Grunde von einander trennen, und sich auch nach Oben etwas mehr zurücksenken, bildet sich ein breiteres Thal, in das sich von der linken Seite herein, von Lohmen her, eine Felsenschlucht mit einem dicht unter dem Felsen hinschleichenden Bächlein einmündet, welche der Schleifgrund genannt wird. Während der Wanderer jedoch der Wendung des Hauptthals folgt, erblickt er nicht weit von der eben genannten Schluchtausmündung die oben erwähnten Stufen, welche von Ottowalde herab in den Thalgrund führen. An dieser Stelle des Thals ist es besonders, wo die Einwohner genannten Dörfchens, unterstützt von der überaus schmalen Oeffnung des Thals, im Stande sind, ihr Brenn- und

\*) Nach Götzinger 114.



Baumaterial, so wie die nöthige Stallstreu, von der entgegengesetzten Seite des Grundes auf sogenannten Kappern \*) herüber zu holen.

Durch die immer mehr wieder zusammengerückten Felsen, die bald perpendicular gespalten zu seyn scheinen und deren Theile in einer Höhe von mehr denn 120 Fuß so von einander abgetrennt sind, als ob sie aus besondern an einander geschichteten Wänden beständen, bald in ihrer ganzen Länge herab mit wahrscheinlich vom Urwasser ausgespülten Einschnitten versehen sind, bald aus äußerst dünnen Geschieben und Bänken, unterbrochen durch Höhlungen und von kleinerm Gestein unterstützten Stürzen bestehen, bald endlich wieder aus langen, schmalen und breiten, glatten Wänden zusammengefügt sind, gelangt man endlich zu einer so bedeutenden Verringerung des Grundes, daß es scheint, als ob derselbe keinen weitem Ausweg mehr darbiete. Durch diese, auf kaum 4 Ellen Flucht gegen einander angerückten Felsenwände windet sich ein Durchgang, über den 3 von oben herabgestürzte Steinblöcke wie ein Thürsturz sich stemmen. Die beiden ersten Felsstücke sind in fast ganz gleicher Entfernung und in so gleicher Höhe von 2½ Ellen vom Boden entfernt, wie eingerammt gestürzt, während der dritte etwas höher und zugleich entfernter sich zwischen die beiden Felsenwände eingestemmt hat. Unter dieser Felsenpforte führt der Weg auf Steinplatten, unter denen der Bach rauscht, der hier die ganze Breite des Grundes einnimmt, weiter im Thale fort, und über dem obern Felsensturz bietet die Durchsicht eine treffliche Perspective nach dem von da aus wieder etwas weiter werdenden Thale dar.

In dem sich abermals verengernden Theile des Grundes erblickt man unfern des am Bache hinlaufenden schmalen Wegs einige Steinblöcke emporragen, welche das Ansehn von Dächern haben und deren breitere Grundfläche einige Höhlen deckt und zum Theil wirklich verbirgt, welche den Bewohnern der benachbarten

\*) Eine Art Schlitten, die sie auf den über den Grund gebogenen Bäumen herüberziehen.

Ortschaften wiederholt in Kriegszeiten als Zufluchtsort und sichere Stätte für ihre daselbst verborgene Habe dienten, weshalb auch diese höchst sonderbare Felsenbildung allgemein den Namen „Steinhaus“ führt. Nicht weit davon gewahrt man ferner in den Felsen ein sich allmählig erweiterndes Loch, durch das man in eine ziemlich geräumige Höhle tritt, die sich durch von Oben herabgestürzte Felsenmassen zu einer höchst seltsamen Ueberbauung geschichtet, während dem nach vorn in aufsteigender Richtung sich eine, einem Schornsteine nicht unähnliche Oeffnung gebildet hat. Diese Höhle nun, an die sich überdies sonderbare Sagen und Märchen knüpfen, heißt im Munde des Volks die Teufelsküche.

Aus der durch unregelmäßig hier zum Theil eingeschleuderte Felsblöcke und quer eingeschobene Wände entstandenen Enge des Thalgrundes gelangt man endlich in den anmuthigern, von dem kleinen Bache Ischirre oder Ischerre bewässerten Grund, welcher sich, namentlich von Farnkräutern und Brombeersträuchern gleichsam durchrankt, zwischen großartigen Felsenwänden und mit Moos überzogenem Steingerölle immer bergaufwärts hinzieht. An einer schroffen Felsenecke theilt sich der Ischirregrund in 2 Schluchten, von denen die links auslaufende Thalschlucht, der Holzengrund genannt, nach Rathewalde führt. Wer jedoch von hier aus, wo man durch eine Walddurchsicht den König-, Lienz- und Pfaffenstein sehen und auf einem Thalgewände 2 merkwürdig gebildete und lose oben aufgestützte Felsblöcke, die große und kleine Gans genannt, erblickt, nach der Bastei seinen Weg hinlenken will, hat dagegen den Weg rechts einzuschlagen, wo er sofort in ein sehr enges und rauhes, von feuchten Wänden schaurig umschlossenes Thal, „die Hölle“ in der Volkssprache genannt, tritt. Durch dieses, zum Glück nur kurze Felsenthal gelangt man endlich auf eine große Matte, die Wehle genannt, von wo aus der Pfad ohne alle Beschwerde sowohl aufwärts zur Bastei, als auch abwärts nach Rathen führt. —

## D i p p o l d i s w a l d e .

Stadt und Amt.

(Beschluß.)

In den Jahren 1503 oder 1505 kam jedoch Dippoldiswalde an die von Maltitz'sche Familie. — Herzog Georg verkaufte es nämlich mit den dazu geschlagenen Ortschaften an seinen Rath und Amtmann auf dem Schellenberge (Augustsburg), den Sigismund von Maltitz, für 6000 Gulden (Rheinisch). — Im Jahre 1512 schenkte ihm außerdem noch der Herzog alle im Markgraftum Meissen befindlichen Berghalden, welche Schenkung ihm zu

der Erfindung der nassen Pochwerke Veranlassung gab, wodurch er sich nicht allein einen großen Gewinn verschaffte, sondern sich zugleich auch unsterblich verdient um den Bergbau gemacht hat \*). Nachdem Sigis-

\*) Daß diese Erfindung für das Bergwesen eine wirklich neue war, geht aus dem Freitags nach Hieronymus 1519 vom Herzog Georg ertheilten Privilegio hervor, daß Niemand, ohne sich zuvor mit Sigism. v. Maltitz vertragen zu haben, sich der nassen Pochwerke bedienen solle. „Die



mund von Maltitz im Jahre 1520 gestorben war, haben seine beiden Söhne Sigismund und Heinrich bis 1534, wo ersterer ebenfalls starb, Dippoldiswalde gemeinschaftlich besessen. Uebrigens scheint aus Urkunden des 15ten Jahrhunderts hervorzugehen, daß die Bischöfe zu Meissen Lehns Herrn von Dippoldiswalde gewesen sind und auch darüber eine Gerichtsbarkeit in *secularibus* gehabt haben mögen, wiewohl Dippoldiswalde im meissnischen Lehnsverzeichnis nicht mit aufgeführt ist \*). —

Im Jahre 1568, wie das Erbzinsbuch vom Jahre 1569 beweist, kaufte Kurfürst August Stadt und die dazu gehörigen Dorfschaften mit vielen ansehnlichen Vorwerken an die kurfürstliche Kammer zurück, und machte daraus ein Amt, dem die Stadt Dippoldiswalde als amtsfähig einbezirkt wurde. Kurfürst August ließ sofort das damals sehr baufällige Schloß erweitern und verschönern, einen Theil desselben zum Amtshause einrichten und er selbst, so wie mehre seiner Nachfolger, besonders Johann Georg I., II. und III., hielten nicht selten darin Hofhaltung bei Gelegenheit von Jagd-Lagern. So geschah es auch, daß das bekannte Mandat über verschiedene Angelegenheiten des gerichtlichen Processes vom Kurfürst Johann Georg III., vom 18. Februar des Jahres 1691 zu Dippoldiswalda datirt, das „Dippoldiswaldische Mandat“ genannt wird. — Klotzsch in der Sammlung vermischter Nachrichten sagt, daß Einige Dippoldiswaldaer wissen wollten, daß die ihren Ort angehenden Urkunden zur Zeit der Reformation in ein böhmisches Kloster geschafft worden seien; andere dagegen behaupten, daß alle Acten bei der Einäscherung der Stadt im Jahre 1632 verloren gegangen sind. — Die Reformation scheint erst 1541 in Dippoldiswalde Eingang gefunden zu haben, wenigstens ist erst in diesem Jahre Bernhard von Döhlen, vorher Domherr zu Freiberg, als erster evangelischer Pfarrer nach Dippoldiswalde berufen worden, während dem Nicolaus Krätzschar von Görlitz, der letzte katholische Plebanus, welcher jedoch bereits 1535 starb, in der dasigen Kirche begraben liegt. Es ist daher leicht möglich, daß der in den Jahren 1535 bis 1541 zu Dippoldiswalde fungirende Pleban nach Böhmen entflohen ist, und zugleich einen Theil der Kirchennachrichten u. mit sich fortgeführt hat.

Die Geschichte der Unglücksfälle und Drangsale der Stadt Dippoldiswalde ist aber keine zu geringe.

Gewerkschaft zu Altenberg hat dies zuerst gethan, und hat sodann der Ortskirche einen gewissen Abtrag bewilligt.“

\*) Die v. Maltitze standen nach einem Prozesse, den sie mit der Gemeinde zu Ober-Carsdorf 1553 hatten, unter der hohen Gerichtsbarkeit der Bischöfe zu Meissen, und hatten sich bei der bischöflichen Kanzlei zu Stolpen zu stellen.

Im Jahre 1540 brannte sie am 22. Juli, zur Zeit einer großen Dürre, fast ganz nieder. Ein gleiches Ungeschick kam am 14. März 1826 über sie, wo das Feuer in der Schubgasse ausbrach und in kurzer Zeit 102 Wohnhäuser, 100 Seitengebäude und 12 Scheunen in Asche legte. Durch diesen letzten Brand ward man allerdings in den Stand gesetzt, die Stadt weit schöner und geräumiger als zuvor wieder aufbauen zu können. Doch sind die Abgebrannten dadurch auch in große Schulden gerathen, die sich auf 60,000 Thlr. betragen sollen.

Nachdem Dippoldiswalde bereits im Hussitenkriege 1429 bedeutend gelitten hatte, und zum Theil mit Feuer und Schwert von den Heerhaufen des Procopius verheert worden war, wurde es wiederholt durch die Greuel des 30jährigen Krieges heimgesucht. Am 4. Sept. des Jahres 1632 zog der kaiserliche General Holtz plündernd ein, ließ alles bis auf die alte Nicolai Kirche, welche noch in ihrer alten Einrichtung bestand und das Schloß, was er bewohnte, niederbrennen und ein großer Theil der in der Seinigen Hände gefallenen Einwohnerchaft wurde fortgeführt oder gemartert und gemordet. Nur ein einziges Haus am Markt \*) blieb von der Flamme der Verheerung verschont und die schöne Stadtkirche brannte ebenfalls nieder. Ein gleiches Schicksal hatte am 17. Octbr. 1634 das Schloß, die Pfarre und die 150 erst wieder erhaltenen Häuser vom General Schönikel zu erfahren. Auch bei dieser Verheerung blieb die St. Nicolai Kirche wieder verschont. Ebenso General Banner mit seinen Schweden besuchte Dippoldiswalde nicht eben freundlich und der schwedische Oberst Friedrich Reusch von Eisenberg überfiel es mit einem 1400 Pferde starken Corps am 5. Novbr. 1643 und nahm den aus der kaiserlichen Gefangenschaft erst gelösten Amtmann und Bürgermeister mit sich als Geißeln, bis sie die Angehörigen wieder loskauften. Der von Carl XII. nach Sachsen gespielte Krieg kostete gleichfalls dem armen Städtchen 30,000 Thlr. baares Geld und alle vorhandenen Lebensmittel, welche der schwedische General Meyerfeld mit 71 Dragonern im Jahre 1706 in Empfang nahm. Nicht minder blieb Dippoldiswalde im 7jährigen und im letzten französischen Kriege verschont: denn im Jahre 1813 lag ein Theil des französischen Trains 3 Monate hindurch daselbst im Quartier.

Die älteste Kirche der Stadt ist die mehrfach erwähnte schöne Gottesacker oder St. Nicolai Kirche, welche in naturgetreuer Zeichnung der 2ten Lieferung beigegeben ward. Sie kann den besten Aufschluß über die erste Begründung Dippoldiswalda's geben, da sie, ihrer ganzen Bauart nach zu schließen, etwa zwi-

\*) Gehört jetzt dem Bürgermeister Schulz c.



ſchen 1100 und 1200 erbaut iſt. Ihr ehrwürdiges Aeußere und Innere iſt noch in reinem byzantiniſchen oder Rundbogenſtyle, mit einigen Zieren an Simſen und Kapitälern der kurzen Säulen, gebaut, hat vielleicht bald nach ihrem Neubau eine Erweiterung durch den Anbau des höhern Schiffs erhalten, und war ohne Zweifel urſprünglich nur eine mit dem kleinen, noch ſtehenden Rundchor für den Hauptaltar verſehene Capelle, und gleich Anfangs thurmlos. Das Innere iſt, wie alle Kirchen dieſes Styls, düſter, mit einem nach der Mitte gehobenen Kreuzgewölbe, und mit ſich nach Innen durch die ſtarken Mauern verjüngenden Rundbogenfenſtern. In der Chorhalle ſteht noch ein mit vergoldetem Schnitzwerk verzierter Altarſchrein aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts; der frühere Altar ward wahrſcheinlich im Huſſitenkriege zerſtört. Die alte gemalte Altarbefleidung, aus derſelben Zeit, iſt jetzt im Muſeum für vaterländiſche Alterthümer im großen Garten zu Dresden aufbewahrt. Die Statue des St. Nicolaus, die jetzt im Innern der Kirche am Orgelchor Platz gefunden hat, ſtand urſprünglich über dem Hauptportale und ſtammt unſtreitig aus der Zeit des Erweiterungsbaues. — Die Stadtkirche, welche vielleicht erſt zwiſchen 1280 bis 1350, und zwar im Spitzbogenſtyle erbaut, iſt gethürmt und hat durch mehrmalige Brände im Jahre 1429, und 4. Sept. 1632, große Umgeſtal-

tung ihrer urſprünglichen Form erlitten. Das Schiff und Chor ſind (und zwar nach 1729 von Neuem) in Spitzbogen gewölbt. Der Thurm iſt erſt 1685 bis 1686 unter Johann Georg III. durch von Klengel aus Sandſteinquadern wieder erbaut, nachdem die Kirche bereits von Johann Georg I. von 1636 bis 1638 wieder hergeſtellt worden war. Das Altar, ohne großen Kunſtwerth, iſt von 1670. Das Altarblatt, die Kreuzigung darſtellend, ließ der damalige Amtshauptmann Bartholomäus von Sorliſi (Beſitzer von Schmiedeberg) errichten und mit ſeinem Wappen verzieren. Die werthloſen Malereien an der Decke des Chors ſind vom Dresdner Maler Johann Panitz in den Jahren 1640 bis 1642 ausgeführt. Den Laufſtein haben Georg Wildvogel, Caspar Wiefener zu Halle und Jeremias Gumprecht in Dresden 1663 aus Stein hauen laſſen. Nicht ohne Werth iſt das in der Sacriſtei aufbewahrte Gemälde „das Meſſopfer“ darſtellend, vom Jahre 1519. Die dormalige Orgel iſt von Albert Brockhardt aus Nürnberg 1723 gebaut. Die jetzigen Glocken ſind aus dem Guth der im Brande von 1632 geſchmolzenen 1637 von Martin Berger in Dresden gegoffen. — Die vom jetzigen Juſtiz-Amtmann Lehmann geleitete Reſtauration des Innern dieſer Kirche iſt zu loben und macht einen guten Eindruck. —

## F ü l l ſ t e i n e .

In einem von Juſtus Menius, Pfarrherrn zu Gotha an den damals zu Augsburg gefangenen Kurfürſten Johann Friedrich gerichteten Schreiben heißt es unter Anderm wörtlich alſo:

„Es ſaget die Welt, der Kurfürſt zu Sachſen hab mit Röm. Kay. Maj. gekrieget, Lande und Leute darüber verloren, und dazu gefangen worden, ſolchs thut den Feinden des Evangelij vberaus wol, können men ſelbſt die oren damit nicht ſat krawen und kugeln, laſſen ſich beduncken, ſie haben nur erſtritten und gewonnen, alles, was ſie nur wollen, und iſt nicht on, Als des Carnöffels geſpielet (wie Brer furnemſten einer im anfang des krieges in dieſen landen

geſagt haben ſol, er hette die Cartten gemenget, es mocht das Spiele nue gewinnen wer da wolt) ſo haben E. K. g. des Papſts und Teuffels halb ſchon bereiten etliche Leesen verloren, und ſiehet alle Hoffnung allein vff dem kleinen vetermenlin, welches man den Carnöffel zu nennen pflegt, Ich meine aber vnſern Lieben Here Chriſtum welcher für der welt ſchwach und verachtet iſt, und doch alles widdet in aufgeworffen wird gewaltig hin weg ſtichet, wie Papſt, Teuffel und Welt noch wol ſehen und erfahren ſollen. Dann fürwar Onedigſter Herr Es ſünds E. K. g. und Kay. Mt. nicht, die mit einander gekrieget haben, und hat das Spiel ſein ende noch nirgend ic.“

### Lithographirte Beilagen:

Chriſtiane Eberhardine, Churfürſtin von Sachſen und Königin von Polen.  
Billniß. Ottowalder Grund neßſt Chor.

Druck und Verlag von Ernſt Blochmann und Sohn in Dresden.





*Wid. v. M. Waldey*

*Wid. v. M. Waldey*

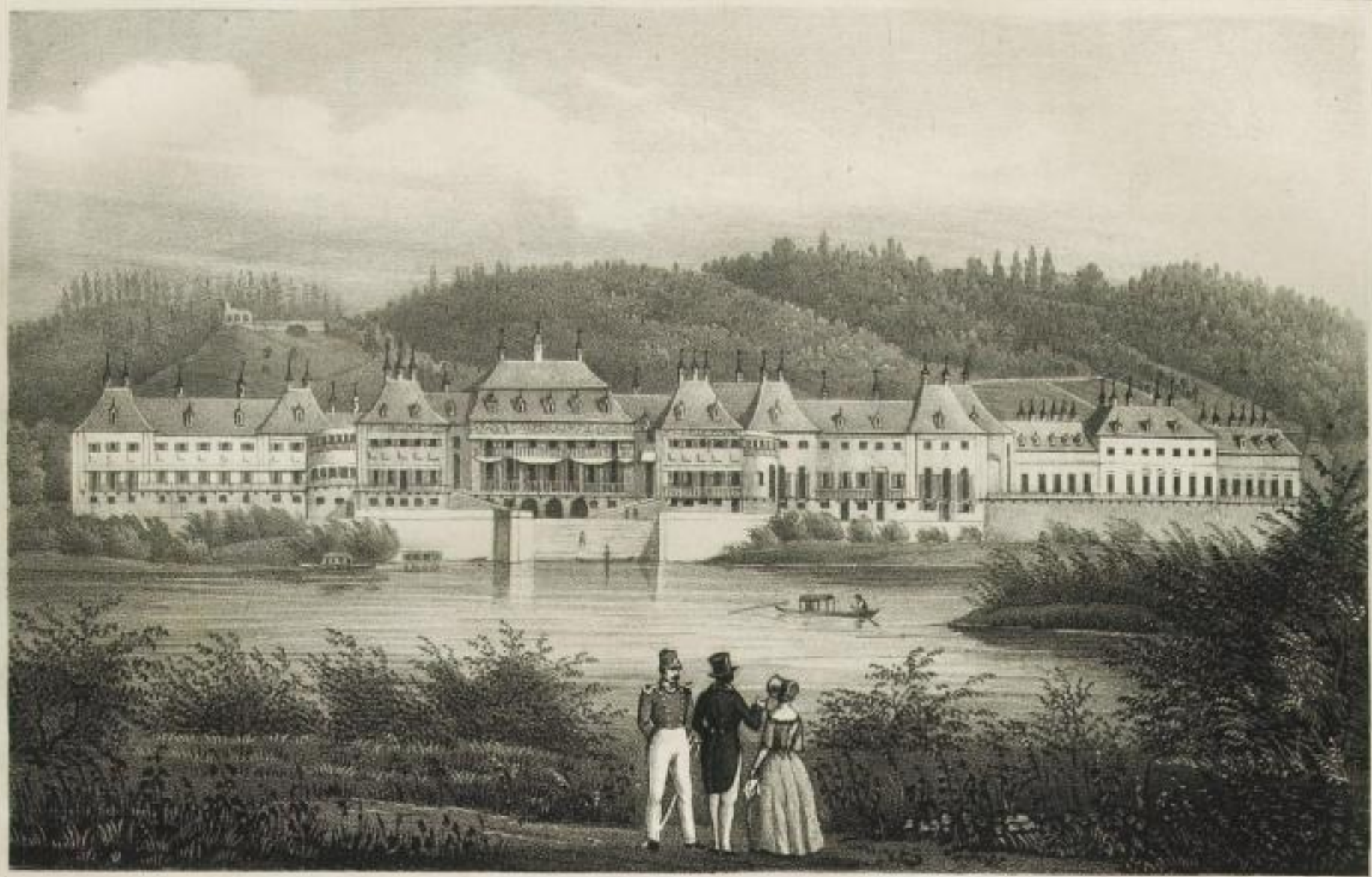
*Christiane Eberhardine*

---









*Die Lustschloss Pillnitz.*

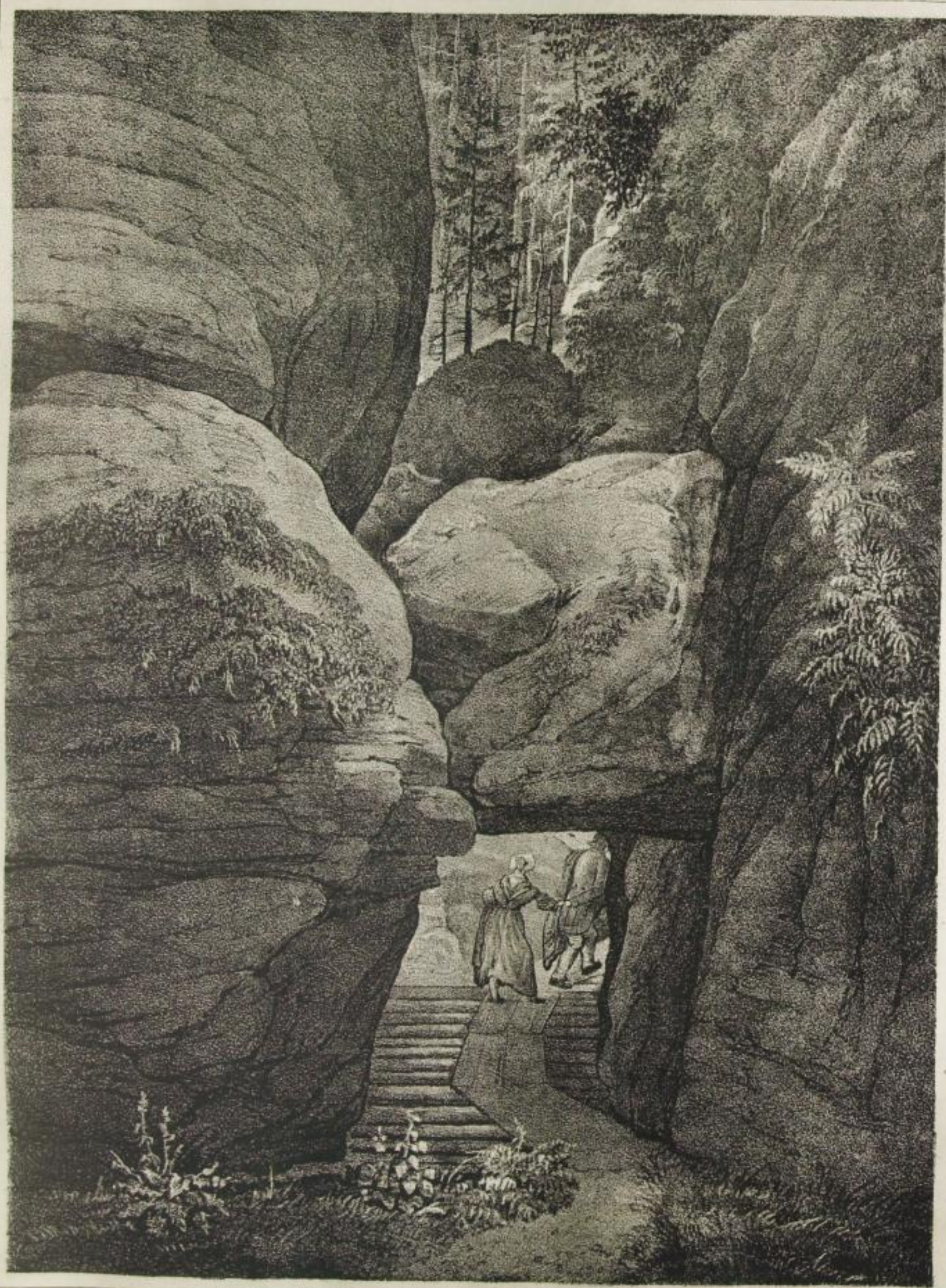
*Stich v. C. J. Hänel.*

## LUSTSCHLOSS PILLNITZ.









DAS THEOR IM OTTOWALDER-GRUNDE.









Lief. 4.]

[I. Bd.]

## Christiane Eberhardine,

Kurfürstin von Sachsen und Königin von Polen,

Gemahlin Friedrich Augusts I., des Starcken.

(Fortsetzung.)

Nachdem sie längere Zeit sich von Dresden fern gehalten hatte, besuchte sie es am 27. Juli 1724 wieder. Der Tod ihres Ober-Hofpredigers Buck und die Vocation eines neuen an dessen sobald erledigte Stelle veranlaßten sie namentlich zu dieser Reise. Sie hörte am 30. Juli die Antrittspredigt des neuerwählten Ober-Hofpredigers Dr. Bernhard Walther Marperger, communicirte am 5. August vor zahlreicher Gemeinde das erste Mal bei ihm, und kehrte am 8. August wieder nach ihrem Lieblingsstz Pretzsch zurück. Kaum hier angelangt erkrankte E. wahrscheinlich in Folge mehrerer unangenehmer Ergebnisse bei ihrem Aufenthalte in Dresden, und wirklich dies Mal schon höchst bedenklich. Doch ihre Zeit, wie sie sich auszudrücken pflegte, wenn die Aerzte mehr Schonung ihrer Gesundheit anriethen, war noch nicht gekommen; denn sie genas, und zwar zur Freude aller gutherzigen Sachsen, die in ihr eine wahre Landesmutter verehrten, baldigst wieder. Die Ursache von ihrer so plöglichen wahrhaft unerwarteten Genesung glaubte man übrigens auch mehr in der Nachricht, daß ihr das vierte Enkelchen, eine Prinzessin, die in der Laufe den Namen Maria Amalia erhielt, geboren war, suchen zu müssen. — Nach vollkommener Wiederherstellung ihrer allerdings schon sehr schwachen Gesundheit reiste sie, ungeachtet der Mahnung ihres Leibarztes und ihrer ganzen Umgebung, und zwar das letzte Mal, am 4. Februar von Pretzsch nach Dresden. Hier angelangt empfing sie vom Hofe und besonders vom Volke die feierlichsten Glückwünsche, und überdies stellte als Freudenbezeugung über ihre schnelle

glückliche Wiederherstellung ihr Gemahl die größten Festlichkeiten, Maskeraden, und namentlich einen Markt im königlichen Stallgebäude an. Mit Beginn des Frühlings litt es E. nicht mehr in den ihr so sehr verhaßten Mauern der Residenz, und mit Freuden kehrte sie nach ihrem für sie heimischeren Residenzschlosse zu Pretzsch zurück. Am 16. Juli erhielt sie von ihrem Gemahl, der ein höchst seltner Gast in ihrer Einsamkeit war, einen unerwarteten Besuch. Er kam nur, um von ihr auf seiner Reise nach Polen, wohin ihn die Gräfin von Kosel zum ersten Male begleitete, Abschied zu nehmen, wünschte ihr Glück zu ihrer vorgenommenen Reise nach Baireuth und dem Carlsbade, und beide schieden auf die gewöhnliche Art: nicht als Gatten, sondern mehr bloß als gute Freunde, die sich von Zeit zu Zeit einmal sehen. Am 10. August reiste sie ebenfalls von Pretzsch ab und traf baldigst glücklich bei ihrem geliebten Bruder, dem Markgrafen von Baireuth, ein, und nachdem sie in seinem stillen, leider kinderlosen Familientreise einige Tage verweilt, begab sie sich nach dem Carlsbade, und nach kurzem Aufenthalte von da nach Pretzsch zurück. Im Jahre 1726 wurde ihr eifrig protestantisches Gemüth noch durch die Ermordung des Pastor M. Sabn zu Dresden höchst wunderbar ergriffen, da sie besonders diesen evangelischen Prediger sehr geachtet hatte und namentlich sie war es, welche zur strengsten Bestrafung des Mörders und zur Erforschung der Beweggründe und Veranlassung zu diesem Morde die Behörde aufforderte. Am 30. August dieses J. reiste sie wiederholt, aber auch das letzte Mal,



nach dem Carlsbade, und zwar in Begleitung ihres Lieblings, des Ober-Hofpredigers **Dr. Marpergers**. Eine höchst bedenkliche Wirkung äußerte noch zu Ende dieses Jahres die freilich ihr zu unerwartete Nachricht von dem plötzlichen Dahintritt ihres geliebten Bruders, der, als der letzte Zweig seiner Familie, kinderlos verstarb und noch vor seinem Tode die Regierung in die Hände seines Vetzters, des Prinzen **Georg Friedrich Carl von Weverlingen**, gelegt hatte. Zu dieser Gemüthsstörung kam noch die sie empfindlich berührende Nachricht, daß ihr Gemahl, den sie, trotz aller so vielfältig sie betrübenden Leidenschaft für fremde Reize, dennoch über alles liebte, seit dem Januar des Jahres 1727 zu **Bialystock** in **Polen** an einem bössartigen Geschwür am Schenkel erkrankt darnieder liege und daß man sogar an seinem Aufkommen zweifle. Um so erfreulicher mußte es daher für sie seyn, als er bereits im April desselben Jahres wieder gesund und munter in **Sachsen** eintraf, und da er namentlich von der großen Sorge, welche seine herzlichgute Gemahlin für ihn gehabt hatte, und recht wohl fühlen mochte, daß er doch eigentlich dieselbe nicht verdiene, unterließ er es nicht auf seiner Reise nach **Leipzig** auch bei ihr in **Pretzsch** einen Besuch abzustatten, um sie namentlich wegen seiner neuen Verhältnisse zur **Gräfin Rosel** einigermaßen wieder nachsichtiger zu stimmen. Allein es war das letzte Mal, daß sich dieses als Gatten gegenseitig zwar liebende und achtende, aber doch einander aus allbekanntem Rücksichten gewissermaßen stets fremd gegenüberstehende Fürstenpaar in diesem Leben begegnete; denn schon am 3. Sept. dieses Jahres überfiel **E.** in der Nacht, nachdem sie am Abende vorher im Garten spozieren gegangen und etwas zu viel, wie man sagt, von einer **Melone**, welche Frucht sie leidenschaftlich gern genoß, gegessen hatte, eine gleich Anfangs sehr schmerzhaft Unpäßlichkeit, welche leider von Stunde zu Stunde so sichtbar zunahm, daß sie den Tag darauf ganz gegen ihre Gewohnheit wirklich sich an's Bett gefesselt sah und in einer wahrhaft bedenklichen Lage sich befand. Es gingen sogleich Staffeten nach **Dresden** und **Leipzig** ab, um ihre Leibärzte und ihre Seelsorger, die sie den Ärzten gleich, wo nicht noch höher, zu schätzen pflegte, zusammen zu berufen, allein die Krankheit nahm einen so schnellen Verlauf und ihre Schwäche dergestalt zu, daß sie schon Vormittags gegen 11 Uhr nach dem von ihr hochgeschätzten Prediger zu **Pretzsch**, **M. Balthasar Matthesius**, schickte, um ihr bei dem ihr nur zu gut bewußten nahen Ende mit den Trostsprüchen der Religion, ihrer liebsten Seelenspeise, nahe zu seyn.

Es war eine seltene, rührende Erscheinung, diese Fürstin in den letzten Stunden ihres, wenn auch nicht ganz freudeleeren, aber doch betrübnißreichen Lebens als stille Dulderin und wirklich eifrige Christin zu beobachten. Der Gebrauch ihres Verstandes, der ihr im Leben das Schwerste erdulden und ertragen half, ver-

ließ sie bis in den letzten Augenblicken ihres Lebens nicht. Sie zeigte besonders noch kurz vor ihrem Hinscheiden eine höchst zärtliche Fürsorge für die armen Kinder aus **Pretzsch** und der Umgegend, die sie stets um sich hatte und deren zweite Mutter sie in der That gewesen war. Eben so rührend war die letzte Unterhaltung der fürstlichen Sterbenden mit dem Fräulein **Marschall**, ihrer liebsten Hof- und Kammerdame. Die nachdrücklichsten, doch liebevollsten und herzvollsten Ermahnungen und segensreichsten Wünsche entstiegen bei dieser Unterredung den sterbenden Lippen der in Gott von dieser Welt scheidenden Königin, über die auch der Tod keine Herrschaft auszuüben vermochte. Nach dieser das Herz des Fräulein mächtig ergreifenden und auch alle Umstehenden in die tiefste Rührung versetzenden Unterredung, die eine sterbende Mutter mit ihrer einzigen Tochter nicht angelegentlicher hätte führen können, wendete sich **E.** wieder zu den Umstehenden Allen und sprach heldenmüthig gefaßt und fast in einem verklärten Tone: „**Ich sterbe, aber Gott wird mit Euch seyn**“, und Tausende von Segenswünschen für die das Sterbelager in Thränen umringenden Diener und Dienerinnen entstiegen sodann ihrer zum letzten für sie aber leichten Todeskampfe sich hebenden Brust. Als die Umstehenden endlich in lauter Rührung vor dem Bett der Sterbenden auf die Kniee sanken, segnete sie Alle wie eine sterbende Mutter ihre Kinder. Besonders aber bat sie noch vor Allem den Grafen von **Geyersberg**, ihren vornehmsten Rath, daß er sich bei ihrem Gemahl für ihre Hinterlassenen an ihrer Statt verwenden möchte, da sie selbst, wie er wisse, weder Reichthümer der Erde, noch Besitzungen, auf die sie nie Ansprüche gemacht habe, hinterlasse, die sie entweder zum Andenken oder als Lohn für treue Dienste unter dieselben zu vertheilen vermöchte, und setzte endlich noch recht herzlich die an den Hofrath von **Berger** gerichteten Worte hinzu: „**Er soll Zeuge seyn, daß ich es gesagt habe.**“ — Nachdem **E.** in soweit für ihre Diener Alles geordnet, bestimmte sie, wie sie es mit ihrem Begräbniß gehalten wissen möchte, doch Alles keineswegs im Tone einer gebietenden Königin. Vor Allem wünschte **E.** in der Kirche zu **Pretzsch** beigesezt zu seyn, und wählte sich als Leichenpredigt-Text: **Psalm 16, V. 5 u. 6.** — Als sie alles dies sorglich bitzend ausgesprochen und nochmals auf den Kreis der Umstehenden den sterbenden Blick gütig lächelnd gerichtet hatte, wandte sie mit einem Druck der Hand des Beichtigers den Blick nach Oben und verschied alsbald wahrhaft wie eine Heilige, veröhnt mit der Welt und verzeihend allen ihren Beleidigern. Es ist übrigens nicht unerwähnt zu lassen, daß **E.**, als **M. Matthesius** zu ihr auf ihre Einladung in's Zimmer trat, sie schon in der größten Schwäche fand, und sie mit den Worten des Herrn anredete: „**Wendet Euch zu mir, so werdet Ihr selig**“, sie ehrerbietig darauf ant-



wortete, daß sie sich zu dem gewiß allein auch im Tode wenden würde, an dem sie ihr Lebelang gehalten habe, daß sie ferner von nichts als sogleich von ihrem nahen Ende gesprochen und daß sie unverhohlen versichert, daß sie für diesmal nicht wieder von ihrem Lager aufstehen würde, daß sie aber auch sich mit der größten Ruhe und Gelassenheit dem Willen Gottes übergeben und nicht die geringste Furcht vor dem Tode habe verspüren lassen, sondern gezeigt, daß sie ihn mit der größten Freude erwarte, und überhaupt nur wünsche, daß sie sobald als möglich ihn selig überwunden haben möchte. Bei den sich mehrenden Unterleibschmerzen bezeugte sie die erhabenste Geduld, und tröstete sich mit dem Zuspruche des Priesters, daß die kurzen Leiden dieser Zeit gegen die Herrlichkeit, die ihrer nach dem Tode warte, viel zu geringfügig wären.

Sie stärkte sich allein im Glauben, Gott wisse und kenne ihre Schmerzen, und sprach besonders wiederholt und recht innig die Worte der Offenbarung: „Ich weiß deine Trübsal“ 1c. (Offenb. Joh. 2, 5.) aus. Nach einer kleinen Weile, in der sie sich zu erholen und zu sammeln schien, wendete sie sich gutmüthig zu dem Geistlichen mit den Worten: „Glaube er mir, ich werde nicht ungeduldig werden, sondern will alles, was mir Gott auferlegt, aus Liebe zu meinem Jesu tragen; der große Schmerz allein verursacht, daß ich dann und wann ächzen, winseln und schreien muß,“ und wiederum nach einer kleinen Pause die bedenklich ausgesprochenen Worte: „ich werde mich ja wohl daran nicht etwa versündigen?“ — Nachdem ihr hierauf der Geistliche tröstend zusprach, versank sie nach und nach in eine ernste Stille und in eine Art wahrhaft verklärten Nachdenkens. Einige Male beklagte sie sich nur darüber, daß sie so wenig zu sprechen im Stande sei. Als ihr aber hierauf ihr geistlicher Beistand tröstlich entgegnete, daß ihr höchster Vermittler Christus desto mehr für sie spreche und daß der heilige Geist sie bei Gott allein vertrete, wies sie mit den Worten auf ihr Herz, daß der Geist Gottes stets sie ihr Lebelang bewohnt habe. In jedem einigermaßen schmerzfreien Augenblicke erhob sich ihr Gemüth gleichsam wie die untergehende Sonne in ihren letzten hellleuchtendsten Strahlen; — ihre Stimme ward sodann bei Weitem lebhafter, und einer Halbverklärten gleich, sprach sich ihre von wahrer Frömmigkeit erfüllte Brust aus, und erschloß sich ihr sonnenklares Innerstes in den Worten: „Ich weiß gewiß, daß mich mein Jesus nicht verlassen, sondern mich zuverlässig und wahrhaftig in seine Herrlichkeit aufnehmen wird; habe ich gleich, fügte sie nach einer kleinen Pause, wiederholt schwer aufathmend, hinzu, gesündigt, so habe ich es Gott herzlich abgebeten, und mein Jesus hat ja alle meine Krankheit getragen, und auf sich geladen meine Schmerzen; — er bittet für mich bei seinem und meinem Vater, daher kann ich nicht verloren gehen; — ich weiß, an wen ich glaube,

und ich bin gewiß seiner Hilfe. Absonderlich aber danke ich meinem Jesus, daß er sich noch vor Kurzem im heil. Abendmahle so inniglich mit mir vereinigt, und mir dadurch Kräfte und Stärke zu meiner schweren letzten Reise und zu meinem Kampfe verliehen, mir auch, Gott sei ewig Dank! so herrliche Andacht dabei geschenkt hat; ich hange demnach fest an ihm, und laß mich nicht von ihm scheiden; — ich berufe mich auch auf Gott, als den allwissenden Herzenskündiger, der weiß mein Herz, der kennt meine Aufrichtigkeit.“ — Nach einer kurzen Pause, in der sie sich von der für ihre Schwäche zu langen Selbstbetrachtung einigermaßen zu erholen schien, wendete sie sich endlich nach den übrigen Umstehenden, und schloß mit einem tiefen Athemzuge ihre Rede, in den nachdrucksvoll gesprochenen Worten: „Da habt ihr mein Bekenntniß! was wollt ihr weiter?“ — Kurze Zeit darauf ordnete sie an, daß man einige Lieder mit ihr singe, ergriff das preßcher Gesangbuch und begann mit matter Stimme das Lied: „End und Anfang aller Dinge.“ — Alle stimmten ein, und nach Beendigung desselben wendete sie sich fragend an ihre Umgebung mit den herzlichen Worten: „Ist das nicht schön?“ — Sie schlug ein zweites Lied auf und begann: „Mir nach, spricht Christus, unser Heil“, und endlich, bei sichtlich zunehmender Schwäche, das bekannte Lied: „Ich trau' auf Gott, was soll mir fehlen?“ indem sie beim Anfange jedes Verses inbrünstig an ihre Brust schlug, und mit sehnsuchtsvollen Blicken ihre brechenden Augen gen Himmel richtete. Ihre Andacht wurde noch bei Weitem gehoben durch das Lied: „Es ist nun aus mit meinem Leben.“ — Sie klagte hierauf über Durst, und erinnerte sich recht lebhaft, daß auch Christus am Kreuze ein gleiches Bedürfniß gefühlt hatte, und tröstete sich mit den Worten des bekannten Liedes: „Dein Durst und Gallentrank mich lab“ und „Meine Seele dürstet nach Gott“ wobei sie herzlich zum Himmel emporblickte. Als sie ferner M. Matthesius im Laufe seiner salbungreichen Trostrede an den ringenden und überwindenden Jakob erinnerte, antwortete sie, gleichsam ergänzend, aber abgebrochen: „Nicht allein gerungen, sondern auch nicht gelassen,“ worauf ihr Matthesius mit den Anfangsworten ihres Lieblingsliedes: „Ich laß Dich nicht“, entgegnete, was sie zu dem Wunsche veranlaßte, daß es gesungen werde. — Nachdem sie, wie wir bereits oben erzählten, ihr Haus wahrhaft beschiedt, wobei sie auch nichts vergessen, und endlich auch ihr Begräbniß angeordnet hatte, des Liedes Worte ausrief: „Nun ist's bald aus!“ und der Prediger darauf entgegnete, daß es nicht so sei, weil sie der Tod nicht aus den Händen Christi reißen könne, und das Lied: „Kann uns doch kein Tod nicht tödten“ ansing, verlangte sie mit herzlichem Lächeln, daß das ganze Lied von den Umstehenden gesungen wurde, und daß noch das Lied:



„Herr mein Hirt, Brunnen aller Freuden“ diesem sich anschließen möchte. — Zusehends, möchte man sagen, mehrte sich ihre Lust zu sterben. Sie verlangte sogar jetzt öfter aufgerichtet zu werden, und als man sie endlich fragte, wohin sie wolle, gab sie zur Antwort: „Wohin? in den Himmel!“ — Nach einigen Beruhigungsworten, die ihr Mathesius zuflüsterte, sprach sie: „Ich achte alles für Noth, auf daß ich Christum gewinne. — Bald geht es zum Sterben,“ und zum Hofrath v. Berger gewendet: „Herr Hofrath, ich kann nicht mehr sehen.“ Doch da trösteten sie Mathesius Worte, daß sie bald das himmlische Jerusalem sehen werde, und Gott und Christum von Angesicht zu Angesicht, welche Trostreden sie mit den Worten beschloß: „Daran zweifle ich nicht!“ — Als endlich Mathesius mit dem Liede zu beten anfang: „Wenn ich einmal soll scheiden“ und auf die Worte kam: „Da will ich nach Dir blicken, da will ich glaubensvoll Dich an mein Herze drücken“ drückte sie beide Hände gefaltet an die immer schwerer athmende Brust und alle Anwesenden überfiel ein wirklich heiliger Schauer. Ihre Kräfte schwanden immer mehr, und die letzten Augenblicke nahen mit Riesenschritten. Mathesius tröstete sie endlich mit der biblischen Erzählung von dem Gefängnisse des Paulus und Sylla; dies erhob gewissermaßen ihre Seele zum freudigsten Hoffen auf baldige Erlösung, und kaum hatte Mathesius sich einige Augenblicke von ihrem Bett entfernt, um frische Luft zu schöpfen, als er schon wieder zu ihr beschieden wurde. Indem er nun mit den Worten Christi zum Schächer: „Wahrlich ich sage dir“ zu ihrem Lager trat, rief sie, einer verlöschenden Flamme im letzten Auflodern gleich, mit lauterer Stimme: „Ja ach! ja heut, noch heute!“ und nach Wiederholung dieser Worte in kleinen Pausen, verschied sie nach kurzem und leichtem Todeskampfe Nachts gegen 1 Uhr, beweint und gepriesen von ihrer nächsten Umgebung \*).

Während E. am 5. September Morgens den letzten Kampf dieser Erde zu Pretzsch, ihrem Friedensasyle, auskämpfte, eilte ein Bote nach Dresden, um dem Hofe die Botschaft von dem plötzlichen Erkranken seiner Königin zu überbringen. Der König, höchst gerührt von dieser Nachricht, reiste in Eile nach Pretzsch ab, um seiner Dulderin, wie er sie oft in gutmüthiger Laune zu nennen pflegte, noch das letzte Lebewohl zu sagen, und sie gänzlich versöhnt mit ihm hinüberscheiden zu sehen. Allein ehe Friedrich August Pretzsch erreichte, kam ihm schon der Kammerjunker von Mar-

schall mit der Nachricht entgegen, daß seine Gemahlin so eben friedlich entschlafen sey. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sie im Tode zu sehen; er wollte nicht ihr lebendes liebes Andenken aus seinem Herzen durch den Anblick ihrer Leiche verdrängen. In voller Wehmuth und Trauer kehrte er daher sogleich nach Dresden zurück und verschloß sich sogar mehre Tage in seinem Zimmer, ohne nur irgend Jemand vor sich zu lassen. Ihr Sohn, der Kurprinz nebst Gemahlin, verweilten in Moritzburg, als ihnen die Nachricht vom plötzlichen Tode der Mutter zuging, und ihr Schmerz war um so größer, da sie kaum geahnet, noch viel weniger etwas davon erfahren hatten, daß ihre sie so herzlich liebende Mutter krank gewesen.

Höchst empfindlich berührte aber auch der Tod E's. jeden Sachsen, der in ihr eine wahre Landesmutter verehrte. Ihrer außerordentlichen Frömmigkeit wegen nannte man sie durch alle Provinzen Sachsens und selbst in den angrenzenden Landen „die Betssäule des ganzen Landes und die Stütze des evangelischen Glaubens.“ — Eine besondere Todesanzeige und Trauermahnung wurde sogleich von allen Kanzeln verlesen und kein Auge blieb dabei von Thränen leer. Alle Vorkehrungen zur Landtrauer wurden auf's Eifrigste befolgt und das Land schien in der That ein allgemeines Trauerhaus zu seyn. Am 8ten September fand das Begräbniß jedoch ohne alle Pracht, ganz ihrer Anordnung gemäß, zu Pretzsch statt. — Man wickelte, wie sie schon längst vor ihrem Tode befohlen, ihren Leichnam in das Tuch, worauf sie gestorben war, und begrub sie 12 bis 15 Ellen tief in die Erde. Vom Schlosse an bis an die Kirche machte das in Pretzsch garnisonirte Militär Parade. Den Zug begann der Kammerfourir Ih. Maj., dann folgten die sämtlichen Bagen derselben in tiefster Trauer, hierauf kam der Leichenwagen von 6 ganz schwarzen Pferden gezogen und mit den sämtlichen königlichen Wappenschildern umhängt, hinter ihm folgte der Kammerherr Graf v. Meyersberg in einer sechsspännigen Carosse, hinter diesem folgten ihre andern Minister, alle in schwarz verschlagenen Wagen, und den Beschluß machte die gesammte pretzische Bürgerschaft. Am 21sten September hielt der von dem Tode seiner Gönnerin und Freundin tief erschütterte Oberhofprediger D. Marberger über den von ihr gewählten Text eine treffliche salbungreiche Gedächtnispredigt in der Kirche zu Pretzsch, wobei die Kirche von nah' und fern hergekommenen Zuhörern wirklich überfüllt war. — Ihre gesammte Hofhaltung wurde zum Theil mit Pension entlassen, zum Theil, je nachdem sie es gewünscht, der des Königs und des Kurprinzen sofort einverleibt. Vom 9. Sept. an begann die Hoftrauer, und zwar auf ein Jahr, und sogar die Hof-Schweizertrabanten erhielten schwarze Kleidung mit blauen, gelben und schwarzen Bändern besetzt, und auch die ganze sächsische Armee trug Trauer-

\*) Man kann hierüber noch besonders „Mag. Joh. Balthasar Mathesii wahren Verlauf des Todes der Königin“ Leipzig 1727. 4. 1 Bogen und Ebendesselben sichere Nachrichten von dem Ableben derselben Leipzig 1727 4. 2 Bogen und die moralischen Betrachtungen darüber, Wittenberg 1727. 4. 2 Bogen, nachlesen.



abzeichen. Obgleich anfänglich 6 Wochen zur Landtrauer ausgeschrieben waren, so hörte doch schon am 17. Okt. das tägliche Geläute der Glocken auf und das Vorlesen der oben gedachten Trauerermahnung nahm ein Ende, da es doch höchst überflüssig war, die gutherzigen Sachsen an die Trauer über den Tod ihrer frommen Kurfürstin zu erinnern, ja, da solches Wortgeplär und Geläute sogar sie in ihrer Herzenstrauer störte.

Gleichzeitig wurde auf allerhöchsten Befehl bekannt gemacht, daß „obchon der Hof forttrauere, und es gewöhnlich, daß bei solchem Sterbefalle allgemeine Landtrauer beobachtet werden müsse, es dennoch jetzt anders gehalten werden solle, da sich die verstorbene Königin alle die Ceremonieen zum Besten des Landes verbeten, indem die Herzenstrauer ihrer Landesfinder ihr mehr gelte, als alle diese Vorkehrungen.“ — Ihr wahrhaft betrübter, in der That tief erschütterter Gemahl ließ auch, ihr Andenken zu ehren, die allbekannte höchst sinnig erfundene Trauermünze prägen, welche auf dem Avers einen hohen Cypressenbaum und zwei Pyramiden, die von Menschenherzen gebildet waren, mit der Umschrift: „Quot folia, tot corda lugent“ — (Soviel Blätter, soviel Herzen trauern.) darstellt und auf deren Revers ihre Lebens- und Todeszeit angiebt.

Am 17. Okt. hielt die Universität Leipzig die feierlichsten Exequien, und Dichter und Gelehrte aller

Orten wetteiferten mit einander, den Tod L's durch elegische Dichtungen und panegyrische Programme möglichst zu betrauern. Früh um 8 Uhr versammelte sich die Universität und der Rath der Stadt Leipzig in der Nicolaikirche, um die Lob- und Trauerrede des Hans Georg von Kirchbach \*) (welche auch gedruckt erschien) in der Paulinerkirche anzuhören. Um 9 Uhr ertönten in Trauerklängen alle Glocken der Stadt, während sich der lange schwarze Zug der trauernden Leipziger in Procession nach der Paulinerkirche lenkte. Sechs Marschälle führten den in Trauer gehüllten Zug und stellten sich, in der Kirche angelangt, an dem von Kirchbach höchst sinnig angeordneten Trauergerüste, das mit verschiedenen Inschriften, Chronostichen und Emblemen geschmückt war, auf. Die Beschreibung der Feierlichkeiten und Trauergebäude befindet sich in Christoph Ernst Sicul's „Thränendes Leipzig, oder Solennia Lipsiensia, womit S. K. M. Fr. Christiane Eberhardine, Königin von Polen und Churfürstin zu Sachsen Ableben auf der Universität öffentlich bejammert wird.“ (Leipzig 1727. 4. Bogen.)\*\*)

(Beschluß folgt.)

\*) Hans Georg von R. Trauerrede u. Leipz. 1727. fol. 5. Bogen mit dem Programm der Universität, 2. Bogen.

\*\*\*) Auch vgl. man Necrologium Domus Saxoniae, S. 396 bis 400.

## Veit Ludwig von Seckendorf,

auf Oberzenn und Meuselwitz, Chur-Sächsischer und Brandenburgischer Geheimrath u.  
(Mit einem Portrait nach einem Kupferstich von Sysang.)

trefflich als Mensch, ausgezeichnet als Gelehrter und höchst achtbar als Staatsmann, stammt aus einem der ältesten adlichen Geschlechter Frankens, das sich nach dem Zeugnisse des Pistorius in seiner *Franconia rediviva* in sieben Linien, die auf Keimhofen, Ueberdar, Nolden, Hohenecker, Gutendt, Hörauff und Pfaffen theilte, und Eisenhardt in seiner Chronik von Rothenburg an der Tauber berichtet, daß Kaiser Heinrich das Geschlecht deren von Seckendorf sehr geliebt, mit Vorrechten begabt und ihnen sogar ein neues Wappen verliehen habe. \*) Unter den Ahnen des Veit Ludwig von Seckendorf werden folgende besonders genannt, die sich entweder in Hofchargen oder

als Staatsmänner bekannt gemacht, oder sich im alt ritterlichen Gewerbe, auf Turnieren und in Fehden auszeichneten. So findet sich schon im Jahre 1042 auf dem Turnier, was Kaiser Heinrich III. zu Halle in Sachsen hielt, ein Bernhard v. S. als Brieswärtel, \*) und im Jahre 1165 ein Bernhard v. S. unter den Turniergenossen des Herzogs Guelf von Baiern zu Zürich verzeichnet, ferner Conrad v. S. als Voigt auf dem Turnier, was die bairische Mitterschaft zu Regensburg im Jahre 1284 hielt. Burkhardt v. S. war 1339 adjungirter Schirmvoigt des Klosters zu Heilbronn und Ehrenfried v. S. Hauptmann des Frankfurter Landfriedens, der sich auch bei Schlichtung des Streits zwischen den Burggrafen von Nürnberg und dem Bischof von Würzburg sehr verdient machte. Ferner waren Ehrenfried u. Heinrich v. S. auf dem constanzer Concil im Jahre 1414 und Lampert v. S. war erster Burggraf von Rothenberg. Georg v. S. hatte dagegen Handel

\*) Als nämlich Kaiser Heinrich einst unter einer Linde stand, soll er ein Astchen von ihr gebrochen und es als Gunstbezeugung dem bei ihm stehenden v. Seckendorf und zwar mit den Worten: „Es welke kein Blatt desselben“ und dem Bedeuten dargereicht haben, daß er von nun an diesen achtblättrigen in einander gebogenen Zweig roth auf einem weißen Schilde führen und den Helm mit einer weißverbremten, rothen Mütze, die ein Büschel schwarze Federn ziere, versehen solle.

\*) Persevantes waren junge Adliche, die zur Vorhute im Turnieren die Aufsicht auf dem Turnierplane hatten und zum Vorspiele zu Fuße mit der Lanze kämpften.



1419 mit dem Bischof zu Würzburg wegen eines Priesters, den er auf seinem Schlosse Gutzheim gefangen hielt; der Streit endigte leider damit, daß der Bischof seine Beste belagerte, erstürmte und plünderte. Ferner wird Arnold Leopold v. S. als burggräflich nürnberg'schen Hofmeister, so wie Hans und Conrad v. S. in einer Kaufurkunde des Burggrafen Friedrich von Nürnberg als Zeugen genannt; Wolfram von S. trug dagegen im Jahre 1452 auf dem vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg veranstalteten Turniere zu Nürnberg, den ersten Preis davon, und im Jahre 1481 werden 7 aus dem Geschlechte derer von S. als Ritter genannt, die mit Markgraf Friedrich v. Brandenburg auf das große Turnier nach Heidelberg zogen. Apel v. S. war 1507 Assessor beim Reichskammergericht, während Florian v. S. auf Ulstadt und Langensfeld (der Bruder des Urgroßvaters vom Veit Ludwig v. S.) als der Erste unter der fränkischen Ritterschaft genannt wird, welcher 1529 sich öffentlich für Luther's Lehre erklärte und mit seinen Brüdern und Vettern Johann, Caspar, Casimir und Paul, die seinem Beispiel bald gefolgt waren, auch auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 zugegen war. Caspar v. S., früher markgräflich brandenburg'scher Rath lebte dagegen am Hofe des Bischofs von Bamberg und ward endlich des Pfalzgrafen Otto Heinrich Hofmarschall. Johann v. S. war im Jahre 1586 ebenfalls markgräflich brandenburg'scher Hofmarschall und Hauptmann zu Bayersdorf. Caspar v. S. ward 1590 zum Bischof von Michstadt erwählt und starb 1595, während Johann Gottfried v. S. Senior und Domdechant zu Bamberg und dessen Bruder Friedrich Alexander auf Oberzenn ansbach'scher Rath und Hauptmann zu Feuchtwangen war. Joachim v. S., wahrscheinlich Großvater des Veit Ludwig v. S., war Hauptmann zu Herzogen-Aurach und fürstlich bamberg'scher Stallmeister. Joachim Ludwig v. S. auf Oberzenn, Vater des Veit Ludwig v. S., war dagegen Rittmeister des Bischofs zu Bamberg und endlich Obrist in der schwedischen Armee. Er hatte wie v. Pufendorff im schwedisch-deutschen Kriege berichtet, das Unglück, wegen der ihm gemachten Beschuldigung, daß er zu den Kaiserlichen habe übergehen wollen, zu Salzwedel im Jahre 1642 im Angesichte der ganzen schwedischen Armee, vor ein Kriegsgericht gestellt und enthauptet zu werden, hinterließ zwei mit seiner Gemahlin Maria Anna, einer gebornen Schärtlin v. Burtenbach, Enkelstochter des Sebastian Schärtlin (Schertel) v. Burtenbach erzeugte Söhne, von denen der älteste Veit Ludwig v. S. war. \*)

\*) Sein jüngerer Bruder war Heinrich Gottlob v. S., anfangs pfalzgräflich und später fürstl. Sächs. Gothaischer Rath und starb 1675 im 38sten Jahre, als er sich

Veit Ludwig v. S. ward am 20. Dec. 1626 zu Herzogenaurach bei Erlangen geboren. Sein Vater mußte, als Veit Ludwig kaum fünf Jahr alt war, seinen heimischen Heerd und seine theure Familie verlassen, um den Fahnen der Schweden zu folgen. Die betrübte Mutter, um den Gefahren des Krieges auszuweichen, sah sich genöthigt, mehre Male ihren Wohnort zu verändern, daher es auch kam, daß Veit Ludwig zu Coburg, Mühlhausen und vorzüglich zu Erfurt 1636 seine erste Schulbildung genoss. Nachdem er vorzüglich zu Erfurt das Studium der älteren Sprachen mit großem Glück begonnen hatte, kehrte seine Mutter nach Coburg zurück und hier war es, wo er durch seinen Fleiß und sein außerordentliches Talent, sowie auch durch sein wirklich angenehmes Aeußere bald die Aufmerksamkeit des Herzogs Ernst, mit dem Beinamen „des Frommen“, auf sich lenkte, der sich auch bewogen fühlte, ihn an seinen Hof zu nehmen. Das Glück begünstigte S. sogar noch mehr. Gleichzeitig lebten nämlich am Hofe des Herzogs Ernst die beiden appanagirten württembergischen Prinzen der julianischen Linie, Sylvius Nimrod und Manfred, den der Herzog den gelehrten und gottesfürchtigen Matthias Scholz zum Erzieher gegeben hatte. Dem Veit Ludwig v. S., der sich der Gnade des Herzogs im höchsten Grade zu erfreuen hatte, ward daher das Glück zu Theil, den beiden Prinzen als Jögling beigefolgt zu werden und obgleich S. die Charge eines Hofjunkers begleitete, so ließ es der Herzog keineswegs zu, daß diese ihn auf irgend eine Weise von seinen Studien abzog. Zu Ende des Jahres 1640 besuchte S. auf Veranlassen des Herzogs das damals unter dem Rectorate des Andreas Keyber ziemlich im Ansehen stehende Gymnasium zu Gotha, von wo er im Jahre 1642, unterstützt vom schwedischen General Cornelius Montaigne, die Universität zu Straßburg bezog und hier sowohl mit großem Fleiß die Rechtswissenschaft, als auch die Geschichte und Philosophie, und noch überdies mit großer Vorliebe Theologie studirend, vorzüglich der Schüler der damaligen berühmten Professoren Johannes Kebban's, Joh. Otto Tabor's und Joh. Heinrich Böckler's, sowie des Peter Faber wurde. Nachdem er mehre Reisen gemacht, begab sich S. nach Hessen-Darmstadt, wo er sich die Liebe des Landgrafen, Georgs II., erwarb und von ihm zum Fähnrich der Leibwache ernannt wurde. Zum Glück für die Wissenschaft war seine militärische Laufbahn nur von kurzer Dauer: denn er zog, besonders auf Montaignes Veranlassung, vor, sich zur Fortsetzung

beim Kurfürst von Brandenburg, der damals in Franken seine Winterquartiere aufgeschlagen hatte, als Abgesandter seines Herzogs aufhielt. Von seinen beiden Söhnen, welchen Veit Ludwig eine gute Erziehung gab, ist Friedrich Heinrich v. S. der berühmte Kaiserliche Generalfeldmarschall.



der Studien nach **Marburg** zu begeben, und endlich im Jahre 1646 noch in derselben Absicht die damals so berühmte Universität **Erfurt** zu besuchen. Von hier zog ihn nach dem Tode seines väterlichen Freundes **Montaigne**, der im Jahre 1647 bei **Rheinfels** von einer Kanonenkugel getödtet worden war, die dankbare Liebe und Anhänglichkeit an den Herzog **Ernst** nach **Gotha**, wo namentlich die herzogliche Bibliothek sein liebster Aufenthalt ward. Sein Wissen in dem Privat- und im Staatsrechte aller Länder, sowie seine Bekanntschaft mit den Zweigen der Theologie, Philosophie und Geschichte, und deren Hilfswissenschaften, der Politik, Geographie, Genealogie, Heraldik, Diplomatie etc., besonders aber seine Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen hatten jetzt schon eine ungemein hohe Stufe erreicht: denn nicht nur, daß er das Lateinische und Griechische, sondern auch das Hebräische vollkommen gründlich verstand, sondern er war auch der französischen, italienischen, spanischen, dänischen und schwedischen Sprache vollkommen mächtig, und im Umgange mit dem Polyhistor **Zeumann** und dem berühmten Theologen **Christoph Branhorst** gewann er die Wissenschaften immer lieber, und ward dadurch endlich selbst zum Polyhistor. — Schon als Kammerjunker schenkte ihm der Herzog im December des Jahres 1646 und im October 1647 das Zutrauen, mit dem Feldmarschall **Wrangel**, welcher in Thüringen zu hausen begann, zu unterhandeln, und es gelang **S.** auch, die Stadt **Ortruff** sogar von der schwedischen Besatzung gänzlich zu befreien. — **S.**'s Talente zum Staatsmanne blieben nicht unbeachtet: denn schon im Jahre 1651, also erst 25 Jahr alt, wurde er, nach dem vorhergegangenen dabei gewöhnlichen Examen, unter dem Vorsitze des Kanzlers **Georg Franzke** und vor dreien Räten, Doctoren der Rechte, zum Hof-, Justiz- und Kirchenrathe ernannt. Unter der Leitung des genannten Kanzlers begann er mit großem Fleiße und der vollkommenen Zufriedenheit seines Präsidenten seine Laufbahn als Staatsmann. **S.** rühmt auch in der Vorrede zu den deutschen Reden vorzüglich **Franzkes** Verdienste um seine Ausbildung mit den Worten: „Ich muß aber diesem ehrlichen Manne mit schuldigem Danke und Ruhme nachsagen, daß ich ihm nächst Gott, und mühsamen Lesen alter und neuer Acten guten Theils zu danken habe, was ich im deutschen Styl, im Reden und Schreiben prästiren lernte, und kann mich rühmen, daß er auch an mir und meiner Arbeit, so jung ich damals war, als mein vorgesetzter Director in der Rathsstube, gute Gnüge gehabt, ob er gleich etwas difficil und eckel bei anderer Leute Concepten war“ etc. — Fünf Jahre darauf, im J. 1656 ward **S.** vom Herzog **Ernst** sogar gewürdigt, die Procuratur des **Fiskus** zu übernehmen und er begann sein neues Amt mit der Führung des bekannten, höchst verwickelten Processes wegen der **Escheleber Jagdgerechtigkeit**. Biemlich zu gleicher Zeit erhielt **S.** auch das

Amt des Hofrichters beim gemeinschaftlichen Hofgerichte zu **Jena** vom Herzoge zu **Altenburg** übertragen und trat dasselbe am 25. Juni 1656 an. Im Jahre 1660, am 31. July, hatte **S.** Gelegenheit in der **henneberger Erbsache** seine Gewandtheit zu zeigen und dem würdigen Kanzler **Georg Franzke** sich als trefflichen Schüler zu bewähren.

Nachdem **S.** im J. 1662 für die Stadt **Erfurt** wegen der ärgerlichen Gebetsangelegenheit mit dem Kurfürst von **Maynz** verhandelt hatte, ward er im J. 1663 nach des verdienten Kanzlers **Wilhelm Schröter** Weggange dessen Nachfolger und zugleich wirkl. Geheimrath und Minister, sowie Präsident des Consistoriums und Kammer- und Regierungs-Oberdirector, welche Aemter er mit einer seltenen Umsicht, Gewandtheit, Nüchternheit und Humanität zugleich verwaltete, und dabei noch Zeit für seine Lieblingsstudien erübrigte, ja sogar noch in dieser Zeit Werke größern Umfangs der Presse zu übergeben im Stande war. — Doch war sein jetziger Wirkungskreis nur von kurzer Dauer und man wird sich wundern, daß **S.**, der seines Fürsten Guld und Vertrauen so viele Jahre im vollsten Maße besessen hatte, um seine Entlassung zu bitten sich veranlaßt sah, ebensosehr als daß sein Fürst, der keinen redlicheren und treuern Diener und Freund, als ihm **S.** stets gewesen war, je wieder erlangen konnte, ihn so ruhig von sich gehen ließ. Doch es waren für **S.** so viele geheime, höchst ärgerliche Ursachen vorhanden, die ihm hinlängliche Veranlassung gaben, seine Entlassung zu nehmen, ohne daß er jedoch in der Gunst seines Fürsten nur im Mindesten gesunken und im Unfrieden von ihm gezogen wäre. — Kaum hatte sich die Nachricht von **S.** Abtritt von **Gotha** verbreitet, als auch sich ansehnliche Fürsten um seinen Besitz bewarben. Er wählte von allen ihm gebotenen Stellungen die weniger glänzende. **S.** folgte nämlich gewissermaßen aus Vorliebe für **Sachsen** dem Rufe Herzogs **Moritz** von **Sachsen-Weitz**, dessen Kanzler und Consistorial-Präsident, **Joh. Heinrich Menius**, wegen Alterschwäche resignirt hatte, und am 16. Jan. 1665 ward er nach abgelegtem Eide durch seinen würdigen Vorgänger eingeführt.

Auch fremde Fürsten beeiferten sich, in lauter Anerkennung der Verdienste **S.**'s; so selbst Kaiser **Leopold**, als **Johann Georg II.**, Kurfürst von **Sachsen**, mit seinem Sohne **Joh. Georg III.** und seinem Bruder dem Herzog **Moritz** den Kaiser **Leopold** in **Eger** besuchten, und **S.** seinen Herzog dahin begleitet hatte. Besonders aber that dies der Kurfürst **Johann Georg II.** dadurch, daß er im Jahre 1669 **S.** unaufgefordert zum wirklichen Geheimrath ernannte und ihm einen guten Jahrgehalt aussetzte. Die große Achtung, welche der Herzog **Ernst** für **S.** hegte, war auch auf seinen Sohn und Nachfolger, den Herzog **Friedrich**, übergegangen: denn nach dem Tode des verdienten Land-



schafts-Directors, Heinrichs Hildebrands von Linsiedel, in Altenburg, ward S. zu dieser Stellung berufen und er trat 1676 dieselbe an. Als 1679 der Canzler D. Joh. Thomä zu Altenburg gestorben war, erhielt S. auch die Casse dieses Herzogthums überwiesen und im Juli 1680 noch das Obersteuer-Directorium dazu.

Wie Vieles Altenburg in jeder Beziehung dem S. zu danken hat, beweisen noch viele Akten der Archive dieses Landes und die Historiker; dieselben sind voll Lobes und Anerkennung seiner Verdienste. Der Recess vom 24. Sept. 1681 zwischen den hinterlassenen Söhnen Herzogs Ernsts I., den Herzögen Friedrich I. und Albrecht, nach welchen Stadt und Amt Altenburg an Erstern kam, ist hauptsächlich S's Werk. Ebenso war eine eigenhändige geographisch-statistische Verzeichnung des Landes in alphabetischen Tafeln und Flurkarten, das erste brauchbare Werk dieser Art, was von Altenburg angefertigt ward. \*) S. fühlte jedoch jetzt, daß für seinen Wirkungskreis seine physischen Kräfte nicht mehr hinreichend waren, weshalb er dem Herzog Moritz von Sachsen-Weitz darüber seine Erklärung abgab und um seine Entlassung bat. Mit schwerem Herzen entließ im Nov. 1680 der Herzog seinen treuesten Diener, Freund und weisen Berather, jedoch mit der Bitte, daß in dringenden Fällen S. ihm und seinem Sohne Moritz Wilhelm nie seinen Rath und seine thätige Hilfe versagen möchte. — Die Zeit kam nur zu bald, wo S. an sein dem Herzoge gegebenes Versprechen erinnert ward: denn am 4. Dec. 1681 starb Herzog Moritz, und sein Sohn und Nachfolger rief sofort S. an seinen Hof nach Weitz, um mehre wichtige Angelegenheiten mittelst seines Rathes und Beistandes zu ordnen, wozu S. auch sogleich bereit war. Mittlerweile hatte auch der Herzog Johann Georg von Sachsen-Weisnach S. zu seinem wirklichen Geheimrath gemacht und er konnte auf keine Weise dieses ihm zu Theil gewordene Zutrauen mit Auszeichnung gut ablehnen.

S. hatte, wie er selbst in seiner Geschichte des Lutherthums erzählt, am 19. Dec. 1676 von der Wittwe des schwedischen Generalprovinantmeisters Johann Lofsen den Marktflecken Meuselwitz bei Altenburg, sowie am 9. Sept. 1677 von Heinrich von Clauspruch Schnauderhaynchen und Mumsdorf am 23. März 1692 von Heinrich von Banau erkaufte. Das durch seine schöne Lage so angenehme Meuselwitz war seit dem Jahre 1680, wo S. sich immer mehr von den Staatsgeschäften zurückziehen begonnen hatte, sein Lieblingsaufenthalt geworden, weshalb er schon 1677 ein neues Schloß daselbst erbaute. Meuselwitz verdankt außerdem S. viele Privilegien und Befreiungen, und die dasige Kirche, so wie ihre Diener und die Armen

\*) S. war sogar Kupferstecher.

des Orts feiern noch heut zu Tage wegen mehrerer Stiftungen das Andenken S's. Auf diesem seinem Mitterstige wollte V. L. v. S. eigentlich erst in heimischer Zurückgezogenheit das Leben und seine Familie recht genießen und den Wissenschaften in völlig ungestörter Muße obliegen, da er seit seinem 25. Jahre als Staatsmann nur sehr wenig sich und den Seinen hatte leben können. In dieser Zeit fand er daher auch, da das fortwährende Studium der Geschichte und Sprachen seine ganzen Freistunden erforderlich gemacht hatte, Gelegenheit, seinen „Christenstaat“ und seine „Geschichte des Lutherthums“ zu vollenden. Doch kaum acht Jahre konnte er es über sich gewinnen, den vielfachen Rufen und ehrenvollen Aufforderungen verschiedener deutschen Fürsten kein Gehör zu geben: denn im Jahre 1691 folgte er dem glänzenden Rufe des Kurfürsten Friedrichs III. von Brandenburg, der ihn zum Canzler der neuen Universität Halle erwählt hatte. — Als brandenburgischer wirklicher Geheimrath nahm er rein aus Vorliebe zu der Stellung, in der er erst recht für die Wissenschaften wirken zu können hoffte, die Wahl an und verließ im November 1692 seinen ruhigen Mitterstige Meuselwitz.

Doch die Anstrengungen dieses neuen umfangreichen Postens hatten S's \*) so schon durch allzu große geistige Anspannung und körperliche Unruhe, und überdies auch durchs Alter wankend gewordene Gesundheit vollends untergraben. Er starb nach kurzem Kranklager, wie er stets gelebt, in Zufriedenheit und Gottvertrauen \*\*) und im Hinblick auf Christus: denn seine

\*) Das Lob seiner Thätigkeit spricht namentlich Thomasius in seinen kleinen Schriften S. 504 ff. aus.

\*\*) D. Breithaupt, der bei S's Tode gegenwärtig war, berichtet davon folgendes:

Als die nachstfolgende Nacht mit dem seligen Herrn Geheimrathen zum Ende sich's geneiget, bin ich noch den Tag zuvor bey ihm gewesen, da man zwar keine so eilige Todes-Gefahr vermuthet, indessen hat doch der sel. Herr von selbst zu unterschieden mahlen bezeuget, wie Er alle Augenblicke bereit wäre, wenn ihn Gott abfordern wollte, und dabei weikläufftig mit inniglichen Vergnügen die Güte Gottes gepriesen, die Ihn von Kindheit auf so wunderbarlich und heiliglich geführet, welche auch in derselbigen Krankheit Ihn mildiglich erquicket, daß Er den lieben frommen Gott nicht genug danken könnte. Er ruhete ganz und gar indessen väterlichen Willen, und getröstete sich mit David, daß Gott sein Trost und sein Theil sey, wenn Ihm gleich Leib und Seele verschmachten sollte; Wer mit herrschen wolle, müssen auch mit leiden, und dieser Zeit Leiden sey nicht werth der Herrlichkeit, die an den Kindern Gottes solle offenbahret werden, wiewohl Er auch über großes Leiden nicht zu klagen hätte. Hat zugleich gar herrliche Worte geredet von der himmlischen Weisheit, die nach dem Tode erst völlig würde offenbahret werden, dagegen alle Weis- und Klugheit dieser Zeit nichts wäre, und die blinde Welt beklaget, welche in dem Irdischen ein großes zu finden vermeinte, und die Erkenntniß Gottes so geringe hielt. Er dankte Gott, der ihn Christum erkennen lassen, als seine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung, und außer



legten Worte waren: „Ach, Herr Jesu, hilf mir!“ am 18. Dec. 1693 im 66sten Jahre seines Alters zu Halle und hinterließ eine trauernde Wittve und einen erst zweijährigen Knaben. S. war ein Mann, wie wir schon sahen, von großer gründlicher Gelehrsamkeit, ungeheuchelter Gottesfurcht und ein Feind aller Eitelkeit, was an ihm als einem Hof- und Staatsmanne um so mehr bewundert und geehrt werden muß; durch sein ganzes Leben hatte S. sich übrigens in allem der Nüchternheit befließigt, die ihn allein zu jeder großen Arbeit tüchtig machte und in der Ueberhäufung der Geschäfte allein aufrecht erhielt. — In seinem Testamente hatte er namentlich bestimmt, daß Meuselwitz allzeit bei der Seckendorfschen Familie als Fideicommiss verbleiben und daß, wie es daselbst wörtlich heißt: „Kirche, Schule und die Armen jederzeit versorget, und die Unterthanen in ruhigem und stillem Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit bewahret werden möchten“ u. — S. war zweimal verheirathet: 1651 das erste Mal, und zwar gewissermaßen auf Anstiften des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, mit der Hofdame Elisabeth Juliane von Vippach, aus einem der vornehmsten Geschlechter Thüringens. Der Herzog, welcher für S., der wohl als Gelehrter und Staatsmann, auf dem Katheder und auf dem Präsidentenstuhle bei besetzter Gerichtsbank Kühnheit genug, aber vor den Frauen fast gar keine besaß, den Brautwerber gemacht hatte, ließ sich auch nicht nehmen, die Hochzeit auf's Feierlichste im Schloß zu Altenburg auszurichten. Beide waren an Geist und Herz wahrhaft für einander geschaffen und jedes erschrock bei dem Gedanken an eine endliche Trennung im Irdischen. Nach einer dreiunddreißigjährigen höchst zufriedenen und beglückten Ehe, deren Frucht zwei Töchter, Anna Elisabeth und Catharina Elisabeth, von denen die erstere 1665 und die zweite schon 6 Monate

demselben hätte Er in allem Wesen nichts denn Thorheit gefunden, da man sonst allenthalben mit dem Kopfe hindurch wollte, und also am meisten der Wege Gottes verfehlte. Und wie bey dergleichen unter andern Erwähnung geschehen der letzten Worte aus dem XVII Psalm: Ich will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache, nach deinem Bilde, hat er ein sonderliches Vergnügen darob verspüren lassen, selbiges selbst Lateinisch ausgesprochen, und gemeldet, wie daß Er schon vor längsten eben dies ihm zum Leichen Texte erwehlet. Das Wesen dieser Welt habe ihn nicht vergnügen können, wolle auch nicht, daß die Seinigen auf zeitliche Güther ihr Vertrauen setzen sollten, als welche da unbeständig und vergänglich, ja vielen sehr schädlich wären, deswegen Er auch längst eine solche Disposition gemacht, daraus genugsam abzunehmen, daß Er den Segen der Seinigen darauf nicht bauete. Gott sey allein der Vater, der Ihn wohl versorget, aber auch gelehret mit David, daß alles Zeitliche nichts sey daher Er mit demselben wünschte zu erwachen nach seinem Bilde, und als dann erst satt zu werden inzwischen mit ihm seuffzete: Wenn werde ich dahin kommen daß ich Gottes Angesicht schaue.

nach ihrer Geburt starben, ward noch viel zu früh Elisabeth Juliane von S's Seite durch den Tod genommen. S., der den Verlust seiner Gattin um so schmerzlicher fühlte, als sie für ihn in der letzten Zeit besonders der Vereinigungspunkt der ganzen Außenwelt gewesen war, hätte sich gewiß nicht so leicht, eine zweite Ehe einzugehen, entschlossen, wenn er nicht sowohl seines vorgerückten Alters wegen, das allerdings eine treue Pflegerin bedurfte, als auch wegen seiner literarischen Arbeiten, die ihm keineswegs erlaubten, sich um die häuslichen Geschäfte zu bekümmern, dazu namentlich von seinen Freunden veranlaßt worden wäre. Seine Wahl fiel auf Sophia Susanna von Ende (geb. 1653\*), einer trefflich gebildeten Dame, deren vorzügliche Eigenschaften einigermaßen das durch den Tod seiner ersten Gattin Verlorene ihm wieder ersetzten. Die Hochzeit ward zu Anfange des Jahres 1685 auf dem Schlosse zu Meuselwitz höchst festlich begangen. Diese Ehe ward aber für S. noch dadurch um so beglückter, als er in ihr noch das höchste Ziel seiner Wünsche, die Geburt eines Stammhalters, am 14. Sept. 1690, erlebte, der den Namen des Vaters in der Taufe erhielt\*\*). Dieser Sohn Veit Ludwig von S. der Jüngere überlebte den Vater jedoch nicht lange; er ward nur 5 Jahre alt\*\*\*), weshalb das Erbgut Meuselwitz auf die oben schon erwähnten Bruders Söhne überging.

Als Schriftsteller ist S. besonders durch seinen *Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo* (Frankf. et Leipz. 1692 und deutsch 1714 Fol. u. 4.) und die *deutschen Reden* (Leipzig 1686 u. 1691) wahrhaft berühmt geworden. Auch war S. geistlicher Liederdichter, und einige Compendien, besonders „*der deutsche Fürstentum*“ (Gotha 1665) und *Compendium historiae ecclesiasticae*, das von Artos päus beendet wurde (Leipzig 1666) sowie der *Christenstaat* (Leipzig 1685) sind unstreitig der Beachtung werth. Auch arbeitete S. für die *Acta eruditorum* und gerieth dabei in einen literarischen Streit mit Boiret über die Schwärmerei der Bourignon †), worauf sich auch seine „*Defensio relationis de Ant. Burignonia*“ bezieht. Sein vorzüglichster Biograph ward Daniel Gottfried Schreber in *Historia vitae et meritorum Viti Ludovici a Seckendorf*. (Lips. 1733 4.), wobei auch ein treues Bildniß S's als Titellupfer sich befindet.

\*) starb am 10. April 1710 zu Oberschetscha bei Altenburg.

\*\*\*) Der Vormund des Sohnes ward Heinrich Hildebrand von Einsiedel.

\*\*\*) starb am 28. März 1695.

†) Antoinette Bourignon, geb. 1616 zu Lille, war eine dunkelvolle, herzlose Schwärmerin, die sich zur Reformatorin berufen und von Gott selbst inspirirt zu seyn glaubte. Die Niederlande und Nord-Deutschland waren ihr Zummelplatz, sie starb, mit Recht verfolgt, endlich 1680 zu Franeker und hinterließ 16 Bände Schriften voll Unsinn und Wunderlichkeiten.



## Pillnitz.

(Beschluß.)

(Mit einer Ansicht des alten am 1. Mai 1818 abgebrannten Schlosses.)

Der vorzüglich durch Friedrich August gepflegte, wirklich beachtenswerthe botanische Theil des 1769 angelegten und 1804 erweiterten Schloßgartens ist namentlich interessant wegen der vielen Species von ausländischen Gewächsen, den auch der jetzige König, der ein noch größerer Botaniker, als sein Großonkel war, ist, fleißig unterhält und sogar in neuester Zeit bedeutend bereichert und erweitert hat. Der darin befindliche Pavillon ist überdies mit einem äußerst reichen Saamenkabinet, sowie mit einer kostbaren Sammlung gemalter Pflanzen und Schmetterlinge ausgestattet, die sämmtlich vom höchstseligen Könige Friedrich August angelegt und durch den jetzigen König bedeutend erweitert wurden. In dem Garten selbst befinden sich überdies 4 ziemliche Gewächshäuser sowie noch ein früher sehr reiches Orangeriehaus. — Die Ursache des großen Brandes des alten 1616 erbauten Schlosses (am 1. Mai d. J. 1818) soll, nach einigen Muthmaßungen, Verwahrlosung in dem nahestehenden und zugleich mit abgebrannten Hof-Brauhaus, nach andern jedoch, mit größerer Wahrscheinlichkeit, das Tags vorher zu heftig angestellte Probeheizen neuerfundener Kochöfen gewesen seyn. Glücklicher Weise verschonte dieser Brand die nahen Ställe und Wagen-Remisen. Ueberdies wurden die meisten Meublen, Wäsche, Geräthschaften und selbst die Gemälde gerettet. Der Antheil, welchen die Stände, die damals grade versammelt waren, an dem Schreck und Unfälle, der das geliebte Königshaus betroffen hatte, nahmen, zeigt sich besonders dadurch, daß sie am Tage nach dem furchtbaren Brande des Schlosses dem Könige als Beitrag zum Wiederaufbau ein Kapital von 50,000 Thalern darbrachten. Noch in demselben Jahre wurde unter der Aufsicht und nach dem Plane des Oberlandbaumeisters Schuricht der Bau des neuen Schlosses begonnen, das jedoch etwas weiter östlich als das alte aufgeführt ward. Das Vorzüglichste in diesem neuen Schlosse ist der durch das ganze Gebäude des gegen Westen gefehrten Frontgebäudes mit Thürmchen, woran eine Sonnen- und Schlaguhr angebracht ist, gehende Speisesaal, der eine Kuppel trägt, die auf 24 freistehenden Säulen ruht, und theils von oben, theils durch die hohen Seitenfenster sein Tageslicht erhält. Die Kuppel und die Wand des Saals ist prächtig mit Malereien geziert. Zwischen der Kuppel und dem Gebälke befinden sich vier Dreiecke (Pendentifs) und vier halbrunde Felder (Thympans), welche der Hofmaler, Professor Vogel von Vogelstein mit Frescobildern schmückte. In diesen Feldern sind Malerei, Bildhauerei, Baukunst und Musik in Emblemen, sowie in den Dreiecken, die Dichtkunst, Liebe, Philosophie, Schönheit und die Grazie in Figuren allegorisch dargestellt. Die auf himmel-

blauem Grunde in heiteren Farben sich hebenden Figuren und Embleme sind mit hoher Vollendung gemalt, währenddem die auf den im hellblauen Grunde mit weißen Arabesken verzierten Wänden des Saals zwischen den Säulen angebrachten Gemälde sich dem Ganzen trefflich anschließen. Während der Flügel nach der Elbe zu für die Wirthschaftslocale bestimmt, nimmt den größten Theil des entgegengesetzten Flügels im neuen Schlosse die von Prof. Vogel ebenfalls mit trefflichen Gemälden, welche einen Cyclus aus dem Leben der Maria darstellen und worauf der Künstler die Portraits der während des Baues lebenden Familienglieder des königlichen Hauses anzubringen suchte, gezierte Capelle ein.

Die alte Burg Pillnitz besaß im Anfange des 15. Jahrhunderts, bis wohin die zuverlässigere Geschichte derselben eigentlich bloß reicht, die Familie von Carlowitz, von welcher sie an die von Ziegler kam. Es scheint allerdings als ob der in der Urkunde von 1206 über die Burg Thorun bei Dohna aufgeführte Schiedsrichter, Heinrich von Beulnewitz, ein Besitzer des jetzigen Pillnitz, das in der That in der Orthographie des Mittelalters, höchst verschieden, als Belaniz, Bileniz, Billeniz u. sich vorfindet, gewesen sey; doch läßt sich dieß nicht mit Bestimmtheit behaupten. 1435 verkauften die Gebrüder von Carlowitz die Hälfte von P. mit Bonnewitz an die Gebrüder Ziegler, die sich nun Ziegler von Billeniz schrieben. In der Mitte des gedachten Jahrhunderts gab es hier also, wie es scheint, der Burgen oder vielmehr Ritterstze zwei, und zwar mit verschiedenen Besitzern. So wurden laut Urk. von 1443 und 44 Einige aus der Familie Derer von Ziegler mit dem halben Hofe (oder Vorderstze) zu Billeniz, und mit dem „Sach (Fähre) uff der Elben“ belehnt. 1444 erhielt nach einer andern Urk. Ursula Ziegler den genannten vordern Hof zum Leibgedinge. Dieser Familie gehörte es noch über ein Jahrhundert später: denn Caspar von Ziegler besaß es 1537 ganz und ebenso auch noch im Jahre 1547, und schrieb sich deshalb fortwährend Ziegler von Billeniz. In einer Urk. vom Jahre 1534 finden wir als Zubehör von P. „Sorsberg (Borsberg), Kribischendorf (Krischendorf), Popperzen (Ober Popritz), Bachwitz, der Hinterberg (Weinberg) und 2 Capauner zu Raundorf und die Bachstadt“ oder Fähre erwähnt. 1569 war Christoph Ziegler, und zwar Schulden halber genöthigt, P. an den Reichspennigmeister, nachmaligen Reichstagsgesandten, Christoph von Losz zu verkaufen. Am Ende des 16. Jahrhunderts kam das ganze Besitzthum an die Herren von Losz. Der Hofmarschall Ernst von Losz, der 1609 starb, pfarrete den Ort im Jahre 1596 von Zosserwitz, wohin er bis dahin gehört hatte, aus, und erbaute die



ehemalige Schloßkirche zu Pillnitz, die unten an der Elbe, nahe beim Schlosse stand, die aber König Friedrich August I. wegen Erweiterung des Schloßes im Jahre 1723 abbrechen und dafür in den sogenannten Hofbergen eine neue bauen ließ, die im Jahre 1725 eingeweiht ward. 1612 stellte Joachim von Los auf P. 4 Mitterpferde. Im Jahre 1616 gründete der gedachte Reichspennigmeister und Ober-Hofmarschall Christoph II. von Los, der auch Besitzer von Graupen und Jessen war, das 1818 abgebrannte alte Schloß, von welchem, genau genommen, nur noch ein Theil, der sogenannte Venusstempel, auf die neuesten Zeiten kam. In der Mitte des 17. Jahrhunderts kam Pillnitz, durch Günther von Büнау, der eine Freiin von Los heirathete, an die Bünausche Familie. Schon zu jener Zeit bediente sich der Hof, wenn er in den obern Gegenden jagte, des pillnitzer Schloßes, um daselbst kalte Küche einzunehmen, und man hatte schon längst gewünscht, diesen so schön gelegenen Ort an die Kammer kaufen zu können. Doch erst im Jahr 1693 gelang es dem Kurfürsten Johann Georg IV., es von Heinrich von Büнау erkaufen zu können. Die Gräfin von Rochlitz (vorm. Fräulein Syb. von Neidschütz) erhielt es von ihrem Anbeter, dem genannten Kurfürsten, auf Lebenszeit zu Nutznießung, und nach ihrem plötzlichen Tode, der auch den Tod des Kurfürsten, sowie jenen bekannten Proceß zur Folge hatte, fiel es an die kurf. Kammer, von welcher es kurz darauf der Geheimrath von Einsiedel für 60,000 M. Fl. erkaufte; doch trat derselbe solches der Kammer bald wieder ab, und nun befehlete Friedrich August I. die Gräfin Rosel (im Jahre 1705) damit. Doch durch den Fall dieser zu arroganten Maitresse fiel es wiederum an die Kammer zurück. Da es vom König selbst zu wenig benutzt wurde, indem es ihm, als ehemaliger Aufenthaltsort der Rosel gewissermaßen verhaßt geworden war, und er überdies Moritzburg sich als Jagdschloß und das Palais im großen Garten als Kasanerieschloß, auch wegen der großen Maillebahn, vorzog, so räumte man das Schloß P. seinem natürlichen Sohne und Liebling, dem Feldmarschall von Kutowsky, zum Sommeraufenthalt ein. Später bezog es Friedrich August I. jedoch selbst, da er die schöne Lage zu würdigen gelernt hatte, in der schönen Jahreszeit wieder, und baute sogar neben dem alten Los'schen Schlosse in den 30er Jahren des 18. Jahrh. (1734?) zwei bedeutende Schloßflügel, welche ganz in seinem bekannten überaus großen Prunkgeschmack ausgebaut und eingerichtet, und seitdem sehr oft von der Familie bewohnt wurden.

Die Umgebungen von Pillnitz sind an und für sich schon reizend genug durch die hier breite Thalfäche des schönen Elbstroms, der erst durch eine große Insel in zwei Arme getrennt, beim Schlosse Pillnitz sich wieder in einem Bette ausbreitet, als auch durch die nach Südost sich längs den Höhen bis zu Borsberge

hinziehenden, durch ihren guten Wein bekannten Weinberge, an deren Fuße freundliche Lust- und Wingerhäuser sich bauen. Doch diese von der Natur schön ausgestatteten Berge, Thäler und Auen sind durch den Sinn der Regenten Sachsens, die hier ihren Sommergenuß suchten, für die stillen und reinen Freuden der Natur noch unendlich mehr verschönt und genießbarer gemacht worden. Dicht hinter dem Dorfe Pillnitz öffnet sich der sogenannte pillnitzer Grund, in welchem der Friedrichsweg nach dem allbekannten und beliebten Borsberge, der gegen 500 Ellen über der Elbe sich erhebt, und eigentlich als Anfangspunkt der sächsischen Schweiz betrachtet wird, leitet.

Am Eingange zu diesem Grunde ist die Eisgrube in altgothischem Geschmack, auch ein, seit 1796, freilich mit großen Kosten, verschönerter Weinberg angelegt, der so beträchtlich ist, daß ihn 16 Winzer bearbeiten. Vor der Eisgrube vorüber führt ein sich schlängelnder Bergpfad auf den Schloßberg, gewöhnlich das pillnitzer Vorgebirge genannt, auf dem das sogenannte Raubschloß steht, welches jedoch erst im Jahre 1788 vom Hofconducteur Schade angelegt wurde. Diese künstlichen Ruinen enthalten außer einem großen Speisesaale einige geschmackvolle Zimmer, in welchen der Hof während des Sommers einigemal zu speisen und sich zu vergnügen pflegt. Von dem Platze vor der künstlichen Ruine hat man unstreitig einen Genuß, der zu fesseln vermag, die schönste Aussicht auf das zu den Füßen des Berges liegende Schloß mit seinen vielen Thürmchen, den Schloßgarten mit seiner Bosquets, Gängen und hohen Hecken, so wie auf die Elbe und deren mit vielen Dörfern übersäetes breites Thal. Im Jahre 1799 waren diese Ruinen illuminirt. — Von hier aus gelangt man zu einer zwischen Laub- und Nadelholz wahrhaft versteckten Brücke und dann längs einem Abgrunde zu einem eigentlich natürlichen Wasserfall, der aber im Jahre 1778 künstlich vermehrt wurde, und 130 Fuß hohen Fall hat. Er erhält sein Wasser aus einem Teiche der Meirmühle und aus mehren Berg- und Schluchten-Quellen, die man in drei großen Behältern sammelt. — Der Wassersturz erfolgt gewöhnlich nur durch das Aufziehen der Schütze in den Bassins; doch sind Thau- und Regenwetter weit vorzüglicher, als die Kunst, und der Wasserfall ist dann höchst großartig. — Eine künstlich zusammengesetzte, in Felsen gewölbte Grotte, mit wohl eingerichteten Zimmer und von einigen breternen Zelten umgeben, die „Eremitage“ genannt, ein willkommenes Ruheplätzchen für den vom Steigen ermatteten sowie hungrigen und durstigen Wandler, ziert die höchste Spitze des Borsberges, das Ziel vieler Tausende von Lustwandlern, welche jährlich aus der Umgegend von Dresden Pillnitz besuchen, oder der erste Ruhepunkt der meisten Reisenden, die die Sächsische Schweiz bereisen wollen. Auf höchst romantischem Wege gelangt man in einer Stunde auf diese, hinsichtlich ihrer wahrhaft trefflichen



Aussicht wirklich belohnende Höhe über der künstlichen Grotte, auf deren Felsen ein Altan ruht, von dem aus man das Elbthal mit seinem schönen Wasserpiegel und von Dörfern und Städtchen belebten Hügellande von Meissen bis in die Gegend des Lilien- und Königsteins, und darüber weit hinaus, auf der westlichen Seite von dem Berggelände des meißner Hochlandes, auf der östlichen von dem Grenzgebirge und fernen Höhepunkten Böhmens, und südlich von den Höhen des Erzgebirges begrenzt, übersehen kann. Die Höhe des Vorsbergs besuchte der höchstselige König Friedrich August sehr fleißig, ja in seinen jüngern Jahren fast täglich, solange das Hoflager, das gewöhnlich am 1. Mai begann und am 1. October endete, in Pillnitz währte, früh vor 6 Uhr.

Während des Sommers steht zu Pillnitz eine Abtheilung der Leibgarde, welche monatlich sich ablöst und eine eigene Caserne jenseits der Elbe hat. Bis zum Jahre 1815 waren in den Dörfern der Umgegend 80 Mann Dragoner, von denen täglich 6 zum Depechenreiten in's Schloß commandirt waren, einquartirt. In neuester Zeit sind täglich nur 2 Mann, die von den 3. Cavallerie-Regimentern detachirt werden müssen, als Ordonnanzen im Schlosse gegenwärtig. Uebrigens ist eine kleine Abtheilung von Pontonniers, zur Besorgung der an Seilen gehenden Fähre oder sogenannten fliegenden Brücke über die Elbe. Vor der Freitreppe von dem Elbuser zum Schlosse liegen mehre schöne Gondeln, unter welchen namentlich die für die königliche Familie bestimmten durch elegante Bildhauerarbeit von Außen, und durch zierliche früher sogar encaustische Malerei im Innern, sich auszeichnen. Die Ideen zu den geschmackvollen Verzierungen derselben gab der Freiherr v. Racknitz, die Zeichnung lieferte der Hof-Conducteur Schuricht und die encaustischen Arbeiten der Hofmaler Klingner. — Jenseits der Elbe steht ein Forsthaus. Mitten auf derselben ist ein Heger oder eine Insel, auf welcher sich die königlichen Bäder befinden, und auf der auch schon öfters große Feuerwerke losgebrannt worden. Bei dem berühmten Feuerwerke im Jahre 1791 stand hier ein Tempel mit der Inschrift in Brillantfeuer: **Concordia Augustorum**. Es war nämlich am 25 bis 27 August 1791, als hier Kaiser Leopold nebst seinem Sohne Franz II., sowie Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm III., ingleichen der Graf Artois, der Prinz von Nassau-Siegen, und mehre andere denkwürdige Männer in Pillnitz zu einer Art von Congress zusammentrafen, und hier die sogenannte pillnitzer Convention entworfen, die so-

gar in der neueren Geschichte Europas so wichtige Folgen hatte. \*) Bei dieser Gelegenheit fanden prächtige Feste, große Illuminationen und noch großartigere Feuerwerke statt. Es wurde zum Andenken an diese Zusammenkunft auch eine besondere silberne Medaille in der Dresdner Münze von Höcker ausgeprägt, die schon jetzt zu den numismatischen Seltenheiten gehört. — Auch ist ein besonderes Schriftchen erschienen, welche die Begebenheiten und sogar Anekdoten, die sich bei dieser Fürstenzusammenkunft ereignet haben, darstellt. —

Das Dorf Pillnitz oder auch in alten Urkunden, wie wir sahen, Belanitz, Bellinitz und vielleicht auch Beulnewitz, ist aus den ursprünglich zu dem Rittergute gehörigen Drescherhäusern und Fröhnerwohnungen entstanden. Es zieht sich etwas höher vom Elbuser, an dem bloß das Schloß gelegen ist, an den Bergen und zum Theil auch in einem Nebengrunde hin, enthält einen sehr schönen Gasthof, mehre Schenkhäuser, eine Schäferei, ein Forsthaus, zwei Mühlen, sowie mehre hübsche Landhäuser einiger zum Hofstaate gehöriger Personen. Zwischen dem Dorfe und dem Schlosse aber liegt das Kammergut mit großer Brauerei, einigen Ziegel- und Kalköfen und die zum Krongute gehörigen Gärten und Gebäude, wovon ein Theil das französische Oberchen genannt wird. In dieser Nähe befindet sich auch ein Bärengarten, indem 2 Bäre, welche der jetzige König vom jetzigen Kaiser von Rußland durch den vor-maligen sächsischen Gesandten am russischen Hofe, den allbeliebten Generaladjutanten Sr. Majestät und jetzt Obersten des 2ten leichten Reiterregiments, Freiherrn v. Lützerode, zum Geschenk erhielt, von einem besondern Wärter verpflegt werden, und viel Zuspruch von Fremden während des Sommers haben.

\*) Diese hohen Häupter waren nämlich besonders deshalb in Pillnitz zusammengekommen, um zu berathschlagen, was man für Maßregeln wirklich ergreifen müsse, da die französische Revolution dem politischen Triebade einen ganz andern Schwung gegeben hatte. Die Berathschlagung hatte zunächst ein Defensivbündniß der deutschen Fürsten zu Folge und sodann die von dem französischen Prinzen in den kräftigsten Ausdrücken abgefaßte Erklärung, daß man Seiten der Convention bereit sei, die Souveränitätsrechte und die persönliche Freiheit des Königs von Frankreich mit Kraft und Nachdruck, und, wenn es sein müßte, mit den Waffen in der Hand zu schützen und wie ihre eigene zu erhalten. Daß diese allerdings gebieterische Erklärung, sobald sie in Frankreich kund ward, den furchbarsten Widerhall finden mußte, ließ sich erwarten, da dies keine Kriegserklärung an eine freie Nation war, dessen Leidenschaften allein die willkürliche Einmischung fremder Herrscher aufregte. Der 30 Jahr lang dauernde Krieg Frankreichs gegen die übrigen Mächte Europas war die Folge. —

### Lithographirte Beilagen:

Zeit Ludwig von Seckendorf. Das 1818 abgebrannte Schloß Pillnitz.  
Brücke bei der Bastei, die in der 5. Lieferung besprochen wird.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.



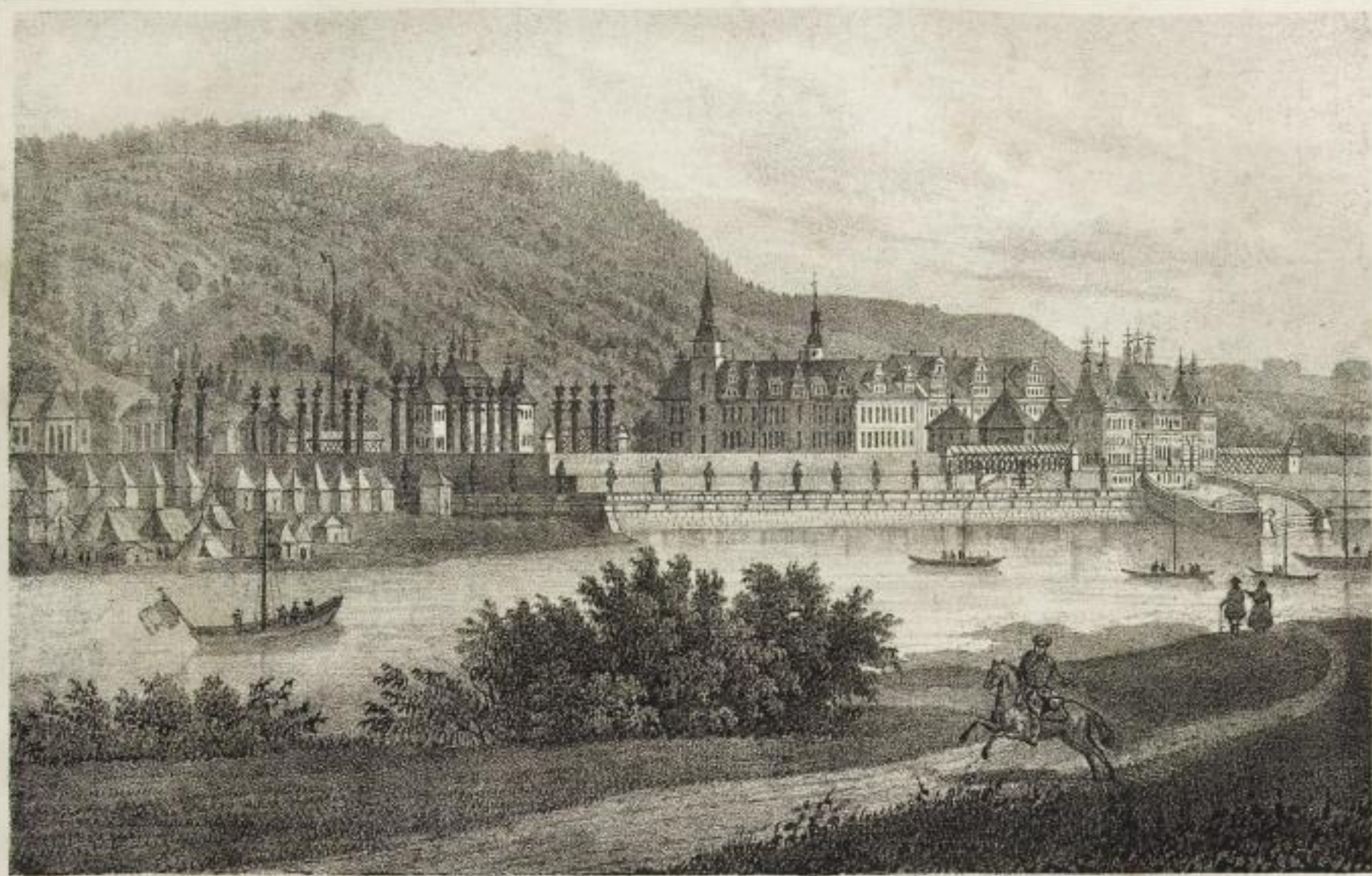


VEIT LUDWIG  VON SECKENDORF







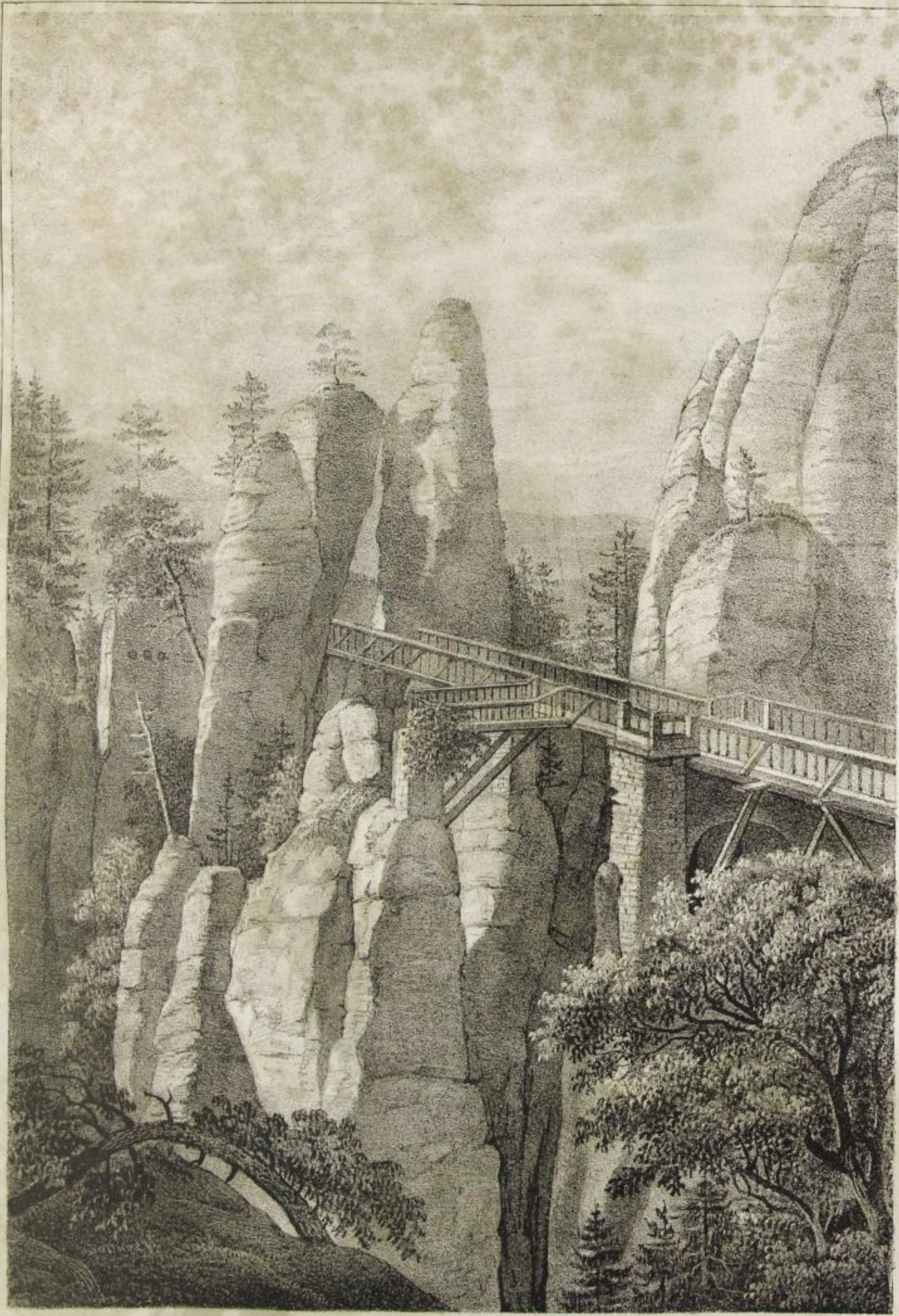


DAS ALTE SCHLOSS PILLNITZ









1822 v. Nordhus

Geogr. v. K. Beschornen

lith. v. W. Arici

DIE BRÜCKE ÜBER DIE MARTERTELLE

bei der Bastey









Lief. 5.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Kriegs

innerhalb der sächsischen Gesammtlande.

Sachsen und sein Kurfürst, Johann Georg I., beim Beginn des Kriegs.

Fortsetzung.

**Johann Georg I., als Reichsfürst, Regent, Mann, Gatte und Vater.**

Aus dem mitgetheilten Briefe Johann Georgs an den Winkelarzt Zinkelman ersehen wir die un-  
gemeine Theilnahme, die er an dem frankten Diener  
nahm, und aus dem fernern, darüber vorhandenen  
Briefwechsel geht hervor, daß als der Kurf. nach Thü-  
ringen gereist, an seiner Statt die sorgliche Gemahlin,  
Kazdalene Sibylla, sich des Kranken treulichst an-  
nahm, und die betrübtesten Nachrichten über den ihr  
Anempfohlenen an den entfernten Gemahl absandte.  
„Der Destillateur (Zinkelman) spricht,“ heißt es in  
einem ihrer Schreiben, „das Gehirn im Haupte wäre  
ihm zum dritten Theil ausgetrocknet.“ Der Kurfürst,  
bei dieser Nachricht tief ergriffen, hatte sich, wie aus  
einem andern Schreiben des Kämmerers Dietrich Taube  
hervorgeht, über Zinkelman etwas sehr stark ausge-  
lassen und, da der den Kurfürsten begleitende Kämme-  
rer gewagt hatte, Zinkelman einigermaßen in Schutz  
zu nehmen, erhielt er von dem zornentbrannten Kurf.  
den Titel eines Lügners, sammt der Müze in's Ge-  
sicht geworfen. — Die Aeußerung der Heftigkeit J. G.'s.  
ist keine Seltenheit bei Fürsten jener Zeit. Er war  
jähzornig, doch aber auch der Versöhnung nicht abge-  
neigt. Denn wie wohl Dietrich Taube, wegen dieser  
etwas unsanften Begegnung seines Durchlauchtigen Ge-  
bieters sein Gesuch eingereicht „ihn seiner Ehren zu ent-  
setzen, sich eines Andern zu erklären, sintemal er lieber  
tot, als mit Schimpf leben wolle,“ so starb dieser

Edle Banner und Freiherr von Taube, auf Neu-  
kirch, Harta, Höckericht, Frankenthal und Goldbach,  
doch als Oberhofmarschall, wirklicher Geheimderath, Land-  
voigt in der Oberlausitz, Generalmajor und Obrister zu  
Roß und zu Fuß, am 29. Jan. 1639.

Auch Heinrich von Taube, welcher nach der  
Kurfürstin spätern Berichten immer gefährlicher krank  
war, genas wieder \*) und starb erst am 24. Jul. 1660,  
als Herr auf Reichstädt, Netznitz, Kösnitz, Büchau,  
Beurreuth, Döbschütz, Gruna, Naun- und Dittz-  
mannsdorf, nachdem er seit 1640 Oberhofmarschall, zu-  
vor Oberkämmerer und erst Amtshauptmann gewesen war.  
Nach dem Tode Joh. Georgs I. resignirte er, ward  
aber vom Kurfürsten Job. Georg II. zum Geheim-  
derath und Amtshauptmann zu Torgau, Eulenburg  
und Düben ernannt. —

Von des Kurfürsten verfühlichem Gemüth sind  
eine Menge Beispiele vorhanden, die zugleich uns Blicke

\*) Höchst charakteristisch sind einige dieser letzten Be-  
richte. In einem derselben sagt sie: „Mit Heinrich Taube  
geht's wohl besser, auch habe ich ihn besuchen wollen, doch  
ich meinte dem Kranken beschwerlich zu fallen, das Manns-  
volk schindet sich doch für unser einen, habe ihn deshalb  
alle Tage besuchen lassen.“ In einem andern heißt es:  
„Was Heinrich Tauben anbelangt, so wird ihn der Destil-  
lateur kuriren, daß man seiner Kur nicht leicht weiter be-  
gehren wird. Gott helfe, daß ich lüge, will man's doch  
selber so haben. Wem nicht zu rathen, ist nicht zu helfen.“



in das damalige Leben thun lassen, weshalb wir einige derselben hauptsächlich noch anführen. — Die unaufhörlichen Rüstungen des 30jährigen Kriegs hatten besonders in der Zeit von 1630 die kurf. Kassen so bedeutend in Anspruch genommen, daß sogar die Gehalte der kurfürstlichen Beamten und Diener nicht eben regelmäßig ausgezahlt werden konnten. Unter den darüber Unzufriedenen scheint der Sänger Hans Hasselt der größte Dränger gewesen zu sein, und der Kurfürst scheint ihn überdies auch für den Aufwiegler der andern Mitunzufriedenen angesehen zu haben. Nach mehreren Hin- und Herberichten verlangte Hasselt endlich seine Entlassung, worauf der Kurfürst folgende Resolution an den Hausmarschall Georg Pflugk auf Pöfkerstein, als damaligen Vorstand der kurf. musikalischen Capelle, erließ: „Anlangend die Musicanten Hasselt und den englischen John Price, wollen wir Hasselten die verlangte Dimission ertheilen. Mit Auszahlung muß er sich vor der Hand, wie andere, gedulden. Price soll zu Michel seine Forderung erneuen.“ — So sehr nun auch neue devotionswidrige Aeußerungen und Eingaben Hasselts, der seinen Werth als Sänger dabei etwas sehr hoch angeschlagen haben mochte, den Kurfürst erbittert hatten, daß sogar die rückständige Besoldung Hasselts eingezogen ward, so änderte sich des Kurfürsten Erbitterung doch bald durch einen, an den Hausmarschall vom ehrwürdigen Kapellmeister Heinrich Schütz geschriebenen Brief, worin dieser „Hasselts Verlust aus der Compagnie“ bedauert. Der Kurfürst fand sich sogleich zu Unterhandlungen geneigt. Hasselt scheint jedoch bei seinem „hasirlichen Kopfe“ wie es im Briefe des Schütz heißt, die Vorschläge nicht eingegangen zu sein; er starb wenigstens zu Kopenhagen als Mitglied der königl. Kapelle.

Auch der Oberhofprediger Weller ist in den seiner Leichenpredigt auf Joh. Georg angehängten Personalien, voll des Lobes von des Kurfürsten **versöhnlichem Charakter.** \*)

\*) „Er konnte,“ heißt es, „von Herzen vergeben und wenn er etwa erzürnt gewesen, suchte er Gelegenheit, wie er einem gnädig wieder konnte zusprechen oder ihm etwas anbefehlen; konnte auch wohl hören, wenn man ihn Amts halber zuredete. Einst war J. F. Durchl. mit Zorn zu geschwind auf einem Abend eingenommen, und ließ einen Bedienten die Nacht über in's Gefängniß legen. Früh Morgens, da ich, als ich solches erfahren, mich beim frühesten ließ anmelden, mußten alle Bediente, wie Ihr hochlöbl. Gebrauch war, wenn ich zu Derselben kam, aus dem Gemach weichen. Darauf als ich des Zornes gedachte, schwiegen Sie zwar still, singen aber darauf an: ich höre wohl, daß Ihr Eures Amtes halben, wegen gestrigen begangenen Zorns mich vermahnt; man hat mir zwar Ursache dazu gegeben; allein wollte Gott, ich hätte es nicht gethan, und weiß es Gott, daß ich mich die Nacht darüber bekümmert. Darauf als ich Derselben die Worte des Propheten Nathan hören ließ: So hat der Herr auch Eure Sünden von Euch ge-

So streng religiös uns auch überall Johann Georg erscheint, so war er doch nie ein Kopfhänger und von Jugend auf zeigte er in seinem ganzen Wesen Frohsinn, heitere Laune und Lust zum Scherz, der, wie wir später sehen werden, auch zuweilen, im Geiste der Zeit, etwas handfest zu sein pflegte.

So stand Joh. Georg als Jüngling im traulichen und dabei ungemein launigen, sehr fleißigen Briefwechsel mit „Fräulein Agnes, des Kurfürsten Joh. Georg zu Brandenburg artigen Töchterlein,“ von dem aber nicht, sowie von andern Schreiben die Antworten des Kurf., aus höchst erklärlichen Gründen, in Abschrift sich vorfinden, und man könnte meinen, wenn man die höchst zierlich geschriebenen Briefe der Prinzessin Agnes liest, daß ein zartes Liebesverhältniß zwischen beiden Statt gefunden habe, wenn sich die Prinzessin nicht selbst als das bloße Organ der Gefühle einer Andern, möglicher Weise der Sibylla Elisabeth, Prinzessin von Württemberg, mit der sich Joh. Georg am 16. Sept. 1604 vermählte, kund gegeben hätte.\*\*)

nommen, nahmen Sie solches nicht allein mit Freuden und fast thränenden Augen an, boten mir ganz gnädigst Ihre Hand, drucketen und ruttelten damit die meinige, sondern haben auch gedachten Bedienten in seinem Amt hernach alle Gnade erzeugt, ja in seinem Lager, mehr als zweimal für Sich fordern, und niedersitzen lassen, garlang ganz gnädigst mit ihm geredet, auch befohlen einen Trunk Wein zu reichen u., zweifelsohn damit anzudeuten, alles sollte doch nun von Herzen aufgehoben sein. Mit was hoher christl. Geduld Sie Strafpredigten angehört und so ja etwa ein ungleiches Aufnehmen Anfangs sich finden wollen, solches doch bald gedämpft, und hernach es gelobet, daß man es gut meine, derer Exempel könnte ich viel, als für Gott in der Wahrheit anführen, da noch manche sich wohl verwundern sollten, und dann erst sagen: Kurfürst zu Sachsen, Johann Georg I. müsse Jesum und sein theures Wort, lieb gehabt haben.“

\*\*) Es mögen hier nur einige Stellen ihrer Briefe Platz finden. In einem Briefe von Stettin datirt unterm 28sten Februar 1600, heißt es unter andern: „Was aber des Kingleins betreffend, besorg ich, es werde Euer Liebden gewißlich was bedeuten; die weil aber solches von mir kömmt, will mir nicht gebühren, Ew. Liebden meine Meinung zu entdecken.“ In einem andern vom 6. März schreibt sie: „Ich kann auch E. L. nicht verhalten, daß die Aufschriften an meinem und der Frau Mutter Schreiben seyndt verwechselt worden, allein ich bekam noch, ehe es die Frau Mutter las, sonsten war ich in großen Nöthen, es möchten E. L. etwa ein Schwänckchen geschrieben haben.“ In einem dritten endlich lautet es: „Herzog Franz läßt E. L. sagen, E. L. Schwester ist eine Braut, sie kriegt Herzog Ja und mir freiet der Herzog Ne. E. L. schreiben mir doch wer sie seyn, denn ich nichts weiteres von ihm erfahren kann, sonsten werden wir gar heilig, wir gehen alle Tage vier mal durch die Kirche und ehe wir recht hinein kommen, gehen wir wieder heraus zum Spielen; auch hören wir alle Tage drei Predigten, und wissen von keiner nichts. — E. L. examiniren uns doch, wenn wir zu Derselben kommen. Ich wollte E. L. wohl unser ganzes Leben und Wandel vermelden, aber ich weiß doch wohl, daß E. L. dies



Eben so sehr als J. G. leicht versöhnlich und mit einem heitern Humor und sogar oft schalkhafter Laune Milde und Güte in sich vereinigte, ebenso unterschieden konnte er sich zeigen, wenn man sich erkühnte, gleichviel ob Hoch oder Niedrig, sein für Nachsicht, Milde und alles Gute geneigtes Herz auf zu harte Proben zu stellen oder gar förmlich mißbrauchen zu wollen. Dies geht namentlich aus folgenden actenkundigen Vorfällen hervor. Georg Pflugk, der Hausmarschall, der, sowie fast alle höhere Hofbeamtete und Räte, sowie die Geistlichkeit, die wirklich des Kurfürsten vollstes Vertrauen besaßen, sich oft etwas mehr dem Kurfürsten zu sagen getraute und sich auch ihm, unter triftigen Gründen, gradezu zu widersprechen unterstand, beklagte sich einst unter andern auch über mehre Verfügungen Joh. Georgs, die auf möglichste Ersparnisse im Hofhaushalte hinzzielten. Der Kurf., der damals gerade, um sich huldigen zu lassen, sich in Görlitz aufhielt, (es war im October 1637, wo Sachsen größtentheils einige Ruhe hatte von den nach Pommern zurückgedrängten Schweden und deshalb der Kurfürst etwas auf den Stand seiner Finanzen bedacht sein konnte,) antwortete kurz und bündig: „Ich bin mit Euch immer zufrieden gewesen, hoffe daher, ihr werdet keine Difficultäten über Anordnungen machen, die bei jegigen bekannten mangelhaften Zustände zu Anschaffung und Verhütung großen Mißbrauchs vermeiden, zumal weil Euch nebenst andern Hof-Officianten die Freiheit bei Uns, in einem und dem andern zu Unserm Besten etwas zu erinnern, nicht abgeschnitten ist. Wer Speise bekommen soll, und welche ic. darüber habe ich Euch Ordre zurückgelassen; es folget aber dieselbe hiermit von Neuem.“ —

So sehr, wenn auch nicht grade verschwenderisch, doch aber das Geld wenig achtend J. G. als Prinz gewesen war, worauf wir noch zu sprechen kommen werden, so sparsam zeigte er sich als Kurf. im Hof- wie im Staatshaushalte, und wenn er sich über alles, auch das Geringfügigste, genauen Bericht erstatten ließ, wenn er ferner bald den zu großen Aufwand für Beleuchtung im Hofwesen rügt und untersagt, bald über die vielen Gesellen, die der Hofschneider setzte, sich aufhält, wenn er die des Diebstahls verdächtige Hofdienerschaft selbst inquirirt und examinirt und einen

Schreiben allen Leuten und insonderheit M. G. weissen. Derothalben ich manches muß anstehen lassen, wüßte ich aber daß E. L. dieses einen Menschen sehen ließen, wollte ich Derselben zu jeder Zeit mit großen Ungnaden gewogen seyn dafür denn E. L., wie ich wohl erachten kann, gar sehr fürchten müßten ic. —

Gartendieb „im Papst \*) beistecken“ läßt, ja wenn er sogar sich um die Lieferungen zur Hofküche selbst bekümmert und die Bestellung an den „Zübner-Jacob“ selbst machte, so lag dies alles im Geiste, wie in den Umständen der Zeit und wir finden fast dasselbe schon bei seinem Großvater, dem Kurfürsten August.

Wenn wir ferner von J. G. aktenskundig finden, daß er zuweilen etwas derbe Scherze liebte, wenn er gern Narren, Zwerge und anderes komisches Gesindel, woran die Höfe des 16. und 17. und zum Theil auch noch des 18. Jahrhunderts gewissermaßen nie Mangel haben durften, \*\*) nicht ungerne um sich hatte und an ihnen seine lustige Laune gewaltig übte, so lag dies ebenfalls theils nur im Zeitgeiste und der einmal hergebrachten, aus dem spätern Mittelalter, den Plegeljahren der deutschen Nation, auf die Neuzeit übergeerbten Gewohnheit „fürstlicher Lust und Kurzweil, zu Schimpf und Spott und zu Schäkerei und possigen Schwänken,“ theils in der vorherrschenden Lust aller damaligen Fürsten und besonders J. G.'s. zum Waidwerk und in den, im steten Umgange mit dem rohen Jagdpersonal angewöhnten derben Jagdausdrücken und damals gewöhnlichen Waidmannswitzen.“ — Ein eigenhändiges Schreiben des, durch jenen famösen Eheproceß am meisten bekannt gewordenen, Herzogs Johann Casimir an Joh. Georg, geschrieben zu Coburg am 10. März 1613, wollen wir als charakteristisches Curiosum fürstl. Laune hiermit wörtlich mittheilen: „E. L. angenehmes eigne Handschreiben habe ich sambt den verehrten Mützen und Handschuben von Otterhäuten und der biebern Mütze wohl empfangen, thue mich demnach solches seltsamen und wohl zusammen gerichteten, gar angenehmen Winter- und recht jägerischen Habits ganz freundlich bedanken, welches ich von E. L. wegen zukünftiger Gott helfender Winterjagd zeitlich führen will. Der dicke Hund hat den gnädigen Gruß von E. L., auch Stoffel Jäger ein groß Glas mit Wein und der Zwärg Säcklein darbei eine gute Maulschellen, der er sich fast beschweren wollen, empfangen, und ist das Männlein einen Weg wie den andern noch immer unnütz, wie dergleichen kleinen Leuten ihrer Art, habe ihn auch getröstet, wenn wir mit Gott zusammen kommen, daß die vorgesandte Maulschellen bei E. L. Zins tragen und ihm vollkömmlich wiederfahren soll ic.“ —

\*) Gefängniß im Schlosse. Es gab auch ein's, das der Kaiser hieß, dasselbe wo später die Alchemisten arbeiten mußten.

\*\*) Woher sich auch das altdeutsche Sprichwort schreiben mag: „Der Narr hat Vortheil in allen Ländern.“

(Fortsetzung folgt.)



**Christine Eberhardine,**  
Kurfürstin von Sachsen und Königin von Polen,  
Gemahlin Friedrich Augusts I., des Starken.  
(Beschluß.)

Eberhardine war wahrhaft religiös; versäumte ohne dringende Noth nie den öffentlichen Gottesdienst, ja sie besuchte sogar die nachmittäglichen Katechismus-Examina fleißig, und hielt dabei ihre 8 Hofräuleins sowie ihre übrigen Dienerinnen und Diener gewissenhaft zum Besuch der Kirche an.

Sie communicirte jedesmal vor der ganzen Gemeinde; welsch ein treffliches Beispiel einer regierenden Königin zur Erweckung des kirchlichen Sinns, und Gott weiß es, wie viel tausend inbrünstige Gebete in jenen wahrhaft bedrängten Zeiten von ihr für das Land zu Gott emporgestiegen sind. Wohlthätigkeit war aber eine ihrer größten Haupttugenden. Sie gab zur Erbauung theils von Gotteshäusern, theils zu Schulen und milden Stiftungen, ja nur zu oft über ihre eigenen Kräfte, so daß sie es dann zuweilen an sich selbst fehlen lassen mußte. Besonders hatte sie das pretzschers Gotteshaus mit schönen Gefäßen und Bekleidungen beschenkt, und die Olsnitzer Kirche erfuhr ein Gleiches von ihr. Theils sorgte sie für Wittwen und Waisen, besonders armer Prediger und Schulmänner, ließ außerdem eine nicht geringe Anzahl armer und verwaister Kinder und zwar in ihrer Nähe erziehen, ließ sogar mit guten und ausgezeichneten Geistesanlagen begabte junge Leute auf ihre Kosten studiren, oder ließ andere zur Beförderung ihrer Kunst und Wissenschaft oder ihres Gewerbes reisen. — Es machte ihr aber eine ganz besondere Freude, Prinzessinnen zu erziehen und glücklich zu vermählen. So hatte E., wie wir früher sahen, ihres Bruders Tochter nebst der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel an Kindes Statt um sich, und vermählte letztere mit Alexius, Erbprinz von Rußland, ferner eine Prinzessin von Brandenburg-Culmbach, die sie 1721 an den dänischen Kronprinzen verheirathete, so wie deren jüngere Schwester, die sie 1723 mit dem Fürsten von Ostfriesland verband, und eine Prinzessin von Bayern, die bis zu ihrem Tode bei ihr war. —

Ueberall, wo sie nur helfen und Noth lindern konnte, that sie es nach Möglichkeit. So schenkte sie 1715 den Abgebrannten zu Dommitzsch 100 Thlr. mit einer schriftlichen zugeschickten Repartition. Die Untereinnehmer verkümmerten leider, wie uns ein noch vorhandenes Actenstück darthut, Einigen dieses Geschenk, weshalb sich diese an sie wandten. Als aber der Geheimsecretair Engelschall an die Steuereinnehmer eine darauf bezügliche Antwort ergehen ließ, und ihnen im Namen Ihr. Maj. anbefahl, dasselbe verabsolgen zu lassen, verantwortete sich der Steuer-Einnehmer und Stadtschreiber Richter auf folgende allerdings höchst komische Weise bei'm Amte zu Torgau — was wir deshalb anführen,

um zu beweisen, wie damals der Bürger von dem Beamten auf eine oft höchst plumpe Weise geschöpft wurde: „Von Ihre Majestät der Königin hatten durch Dero hochbestallten Oberhofmeister von Rex schriftlich zugeschickten Repartition an Brandsteuer pro rata zu empfangen: Johann Erdmann Reichlich 4 Rthlr. — hiervon gingen ab, laut Register 22 gr. als — 6 gr. auf die erste Anlage den 15. Mai, — 2 gr. auf die 2te Anlage den 7. Nov., — 6 gr. auf die 3te Anlage, den 12. Mai, — 8 gr. allgemeine Anlage zum Schul- und Rathsbedienten auf das Jahr 1715, — verblieben dahero baar — 3 Thlr. 2 gr. 2.) Mtr. Job. Christph. Völkel, ein Hufschmidt, empfing 2 Thlr. 6 gr. Hiervon gingen ab 18 gr., an 4 Anlagen, verblieben an Rest 1 Thlr. 22 gr. — Die Gemeinde zu Ploßig hatte auf sein Ansuchen und weil sein Vater, Johann Völkel, Pfarrer bei ihnen gewesen, etliche Scheffel Getraide ausgebracht. Auch die Gemeinde zu Lebin hatte den sämtlichen Abgebrannten 5 Schffl. fl. M. Korn à 1 Thlr. 6 gr., 2 Schffl. 4 Mez. Gerste à 1 Thlr., so 8 Thlr. 12 gr. betrug, ausgebracht, und beide Supplikanten hatten sich dasselbe allein angemacht. Ueber diesen ganzen, die Beamten jener Zeit charakterisirenden Streit vergl. man übrigens Hasche's Magazin Bd. VIII. S. 573.

Obgleich E. nur einen Sohn gebar, so wurde sie doch die Stammutter einer ziemlich zahlreichen Nachkommenschaft, welche fast ganz Europa Königinnen und Fürstinnen gegeben hat.

Ein Graf von Meyersberg war ihr Haushofmeister, ihr Oberhofmeister von Rex, D. Tappe und endlich D. Kießling zu Torgau ihr Leibarzt und der Licentiat Engelschall ihr Geheimsecretair. Zu Torgau war der dasige Superintendent Hoffmiz ihr Hofprediger, zu Pretzsch erst M. Uhlig, und als dieser 1721 als Superintendent nach Leipzig kam, ward M. Mathesius von ihr von Dahlen nach Pretzsch berufen.

Man kann wohl mit Recht behaupten, daß E. eine wahre Landesmutter war: denn überall, wo sie helfen und rathen konnte, that sie es mit vollen Händen und sogar mit Aufopferung, besonders aber hat Pretzsch, ihr Lieblingsstz der letzten Jahre ihres Lebens, sie als wahre Schutzheilige kennen gelernt; ja, außerdem, daß sie, wie wir sahen, die dortige Kirche reich beschenkte, so verschönerte sie auch alle dasige öffentliche Gebäude und Gärten, und das dortige Rathhaus, so wie es noch jetzt stehet, ist ein Werk ihrer Liebe für Verschönerung. Eben so ließ sie von M. Uhlig das pretzschers Gesangbuch anfertigen, ließ es nicht nur drucken, sondern auch eine große Anzahl von Exemplaren unter die Armen des Orts und der Um-



gehend unentgeltlich vertheilen. In der That gehörte **E.** schon als Prinzessin zu denjenigen seltsamen Erscheinungen ihres Geschlechts, die man selbst in ihrer äußeren Erscheinung nicht ohne Bewunderung sehen kann. Ihr weißer Teint und ihre schönen blonden Haare hoben die edlen Züge ihres wahrhaft regelmäßigen Gesichts, und ihr ganzes Wesen strahlte voll Edelsinn, Anmuth und Lieblichkeit. Ihre Gestalt war hoch und dabei ihr Gliederbau im schönsten Ebenmaße und voll, was sich sogar bis in ihr Alter keineswegs verlor. — Ihre Anspruchslosigkeit und ihr sanfter Charakter machten ihren Umgang äußerst liebenswürdig, nur war sie, was aber keineswegs als Vorwurf gelten kann, schon als 15jährige Prinzessin allerdings viel zu ernsthaft für ihr Alter, welcher oft so gar männliche Ernst sich sogar noch mit den Jahren bedeutend steigerte. — Als Friedrich August um ihre Hand warb, nachdem er sich überdieß schon überzeugt hatte, daß er ihr keineswegs gleichgültig war, antwortete sie dennoch, wiewohl sie in ihrem Herzen, was sie aber in ächt jungfräulicher Sitte mit strengem Ernst verbarg, mit sich einig war, im gemessenen Tone: „Ich hänge, Liebster Prinz, als gehorames Kind von einem Vater und einer Mutter ab, die ich achten und ehren muß und ohne deren Gutheißen ich nie eine Wahl treffen, aus deren Händen ich jedoch unbedenklich einen Gemahl annehmen würde.“ — Hierdurch sah sich ihr hoher Bewerber allerdings gezwungen, sich zuvörderst an den Markgrafen und dessen treffliche Gemahlinn zu wenden, ehe er von der Prinzessin selbst eigentliche Gewißheit hatte. Eben so blieb **E.** auch bei der Anzahl der ihrem hohen Beilager in Dresden folgenden Feste und Lustbarkeiten, die nach der Sitte der damaligen Zeit mehre Monate fast ununterbrochen währten, stets höchst ernst und würdevoll, und nur allein ihr Gemahl konnte, ihr sich nahek, ihr einen freundlichen Blick abgewinnen. Dabei war sie aber am Liebsten in der Nähe der verw. Kurfürstin und in ihrer Gesellschaft legte sie am Ersten noch den ihr eignen Ernst ab, da sie sich stets wie eine Tochter zu ihr hingezogen fühlte. — Wahrhaften Anklang fand jedoch ihr stets würdevolles, wahre Ehrfurcht einflößendes Betragen mehr bei dem gutherzigen Mittelstande im Volke, als bei den Höhern und namentlich den Hofleuten, am aller wenigsten aber bei dem die Veränderung so sehr liebenden und dabei selbst so höchst veränderlichen Gemahl Friedrich August. Er konnte deshalb auch nicht lange von einer stets so ernst gesinnten Gemahlinn gefesselt werden, womit man einigermaßen seine vielfache Untreue entschuldigen will. — Die erste wirkliche Untreue gegen seine Gemahlin, welche sie aber auch fast zur Verzweiflung gebracht hätte, wurde noch gewissermaßen durch die beiden Kurfürstinnen wieder gut gemacht, indem sie den Kurfürsten dahin wenigstens zu vermögen suchten, daß sie den Gegenstand

seiner Leidenschaft, das Fräulein von Kessel, an Herrn von Haugwitz verheirathen durften, wobei besonders die Kurfürstin-Mutter sich am Meisten thätig bewies. Da aber Friedrich August's Herz fast bis wenige Jahre vor dem Tode seiner treuen Gemahlin nie ohne fremde Leidenschaft sein konnte, so währte es auch nicht lange, daß er die von Neuem gelobte eheliche Treue gegen seine biedre und treuherzige **E.** nur zu bald wieder vergaß. — Die Leidenschaft ihrer Gemahlin zur Gräfin von Königsmark machte ihr nur vom Beginn einige unruhige Tage: denn, nachdem sie diese Dame näher kennen gelernt hatte, lebte **E.** auf wirklich vertraulichem Fuße mit ihr und selbst die Kurfürstin-Mutter, welche ihrer strengen Tugend zu Folge, von jeher sogar alle Galanterie in Worten gehaßt hatte, konnte keineswegs die Leidenschaft ihrer Sohnes für ein so liebenswürdiges Wesen, wie die Königsmark in der That war, ganz verdammen, sondern suchte ihn sogar bei ihrer Schwiegertochter nach Möglichkeit deshalb zu entschuldigen. Anfänglich weinte zwar **E.** den ganzen Tag, besonders da sie erfahren mußte, daß ihr Gemahl nur für die Königsmark in Moritzburg lebe und, um die schöne Gräfin fort und fort im holden Liebestaumel zu erhalten, Feste über Feste, nur ihr zu Ehren, anstellte. Auch die Kurfürstin-Mutter erklärte, daß sie sich die sie und ihre Schwiegertochter schmähende Behandlung und Nichtachtung von Seiten ihres im Strudel der Leidenschaften und Vergnügungssucht alles vergessenden Sohnes nicht länger gefallen lassen wolle, und daß sie sich, um nichts mehr von diesen empörenden Umtrieben verbotener Leidenschaft zu hören und zu sehen, auf ihr Schloß Lichtenburg gänzlich zurückziehen werde. Sie hatte bereits Befehle zur Abreise gegeben, und auch **E.** veranlaßt, Dresden zu verlassen, als beide Frauen aus sicherer Quelle erfuhren, daß die schöne Gräfin von Königsmark an alle den ihr zu Ehren gegebenen Festen der Sinnenlust schuldlos sei, daß sie im Gegentheil das für den größten Beweis der Liebe des Königs ansehen würde, wenn er seiner Gemahlin unablässig alle ihr im höchsten Grade gebührende Aufmerksamkeit schenke, daß sie den König stets darauf hinwies, wie **E.** ihrer Tugend wegen die größte Liebe von seiner Seite verdiene, daß sie ihm sogar ernstlich gedroht habe, sie würde, wenn er dies fortan unterließ, sofort seine Staaten verlassen, und nie dahin zurückkehren. Daß sie ferner von ihm verlangt hätte, daß er, um den ihr nicht verschwiegen gebliebenen Kummer seiner Gemahlin zu lindern, nach Dresden zurückkehren, indem sie keineswegs wolle, daß diese durch sie des Vergnügens beraubt würde, ihn um sich zu sehen. — Die Kurfürstin-Mutter, ganz besonders aber **E.** darüber äußerst erfreut, sie bedauerte diese edle Seele so sehr verkannt zu haben, und war so völlig ausgehöhlet mit dieser Favoritin ihres Gemahls,



daß sie dieselbe in Gesellschaft ihrer übrigens sehr ehrgeizigen Schwiegermutter, besonders nachdem die Gräfin ihren Palast in Dresden bezogen hatte, sehr häufig mit ihrem Besuche beehrte. — Höchst schmerzlich war es daher auch selbst E., als ihr veränderungsüchtiger Gemahl, von einer neuen Leidenschaft zur Gräfin von Esterle hingerrissen, die treffliche Königsmark verließ. Sie weigerte sich zwar nicht offenbar, als ihr die Frau von Brandenstein ankündigte, daß ihr Gemahl es wünsche, daß sie einen Besuch von der Frau von Esterle annehmen möchte; doch antwortete sie darauf kalt: „Der Kurfürst sei Gebieter und könne daher bringen, wen er wolle.“ Die Kurfürstin-Mutter, welche dagegen bei Weitem reizbarer war, weigerte sich desto entschiedener, und auf eine Weise, die weder der Frau von Esterle, noch dem Kurfürsten, ihrem Sohne, schmeichelhaft sein konnte: sie reiste nämlich alsbald nach Lichtenburg ab und nahm sogar ihren Enkel mit sich. — E. beschloß übrigens, so gut sie im Allgemeinen ihren Kummer zu verbergen verstand, dennoch keinen nähern Umgang mit ihrem Gemahl seit dieser Zeit mehr zu haben, was sie auch wirklich bis an ihr Ende treulich sich gehalten haben soll. Ein ebenso zurückhaltendes Betragen behauptete sie gegen die Frau von Teschen, obschon diese ihr, bereits gewöhnt an den schnellen Wechsel der Leidenschaft ihres Gatten, weit weniger störend erschien. Sie erschien daher sehr gleichgültig und ruhig gestimmt, als, da E. bereits in Pretzsch residierte, ihr Gemahl, der mit Frau von Teschen aus Polen gekommen war, von Witztenberg aus ihr einen Besuch abstattete. Sie empfing ihn zwar mit aller Freundschaft, doch ihr zu tief gekränktes und verwundetes Herz gestattete ihr es nicht, sich ihm als liebende Gattin zu nähern, weshalb er auch nur eine Nacht in Pretzsch verweilte. Bei einem spätern Zusammentreffen in Leipzig, empfing sie die Frau von Teschen mit noch weit fühlbarer Kälte, schützte nach der an sie gerichteten Frage: „Wie lange sind Sie in Sachsen?“ welche die stolze Favoritinn damit beantwortete: „Ich bin mit dem Könige gekommen, und gedenke mit diesem zurück zu reisen.“ Unpäßlichkeit vor und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Am schmerzlichsten wurde sie aber durch das Verhältniß ihres Gemahls zu der geschiedenen Gräfin von Hoym, spätere Kosel, die sie als Gräfin von Hoym wirklich geachtet hatte, berührt, nachdem E. besonders erfahren, daß sich die stolze Maitresse sogar bei'm Könige ausbedungen habe, sie nach E.'s Tode als rechtmäßige Gemahlinn anzuerkennen. Mit stillem, aber doch höchst verzeihlichem Triumph beobachtete sie daher bei ihrer obschon sehr seltenen Anwesenheit in Dresden

die stete Unruhe, in welche der König durch diese herrschsüchtige Favoritinn gesetzt war; doch schmerzte es im Gegentheil auch E., als sie besonders bei der Gegenwart des Königs von Dänemark in Dresden bemerkte, welchen furchtbaren Einfluß und sogar eiserne Gewalt die stolze Kosel über ihren Gemahl und selbst über den fremden König ausübte, und wie nur die Favoritinn Königin der Feste war, obschon sie sich keineswegs bei einem spätern Besuche, welchen ihr die beiden Könige in Pretzsch machten, darüber ausgesprochen haben soll. — Am aller auffallendsten betrug sich aber die Frau von Denhoff gegen E.; doch ersparte sie ihr wenigstens die Kränkung, sie von Angesicht sehen zu müssen, da diese Favoritinn stets als Fledermaus maskirt in Gegenwart der Königin bei Hofe erschien. — Am aller wenigsten aber berührten ihr Gattinn-*Herz* die beiden letzten von ihr gekamten Leidenschaften ihres Gemahls, für die Fräulein von Dieskau und von Osterhausen, obschon es keineswegs ihr gleichgültig war, daß die Erstere sogar eine ihrer Hofdamen war, und Letztere sich gleichfalls ihrem Gefolge angeschlossen gehabt hatte. — Nachdem endlich Friedrich August's Leidenschaft für das schöne Geschlecht sich in Vaterliebe umgewandelt hatte, waren beide Gatten in ein Alter aufgerückt, wo die Freundschaft an die Stelle der Liebe zu treten pflegt. Die Gewohnheit von ihrem Gatten getrennt zu leben, hielt sie daher auch jetzt noch vom Dresdner Hofe fern, da sie sich besonders in der letzten Zeit ganz demselben entfremdet hatte. — Im Ganzen aber geht aus zerstreuten Berichten gleichzeitiger Schriftsteller hervor, daß E. keineswegs zu dem Charakter eines Friedrich August's paßte, daß sie, bei zu wenig Feuer und Sinn für die weltlichen Genüsse, Friedrich August's rauschendes Temperament allmählig zurückgeschreckt haben mag, daß sie, der Zeit und ihren Verhältnissen in strenger Sittlichkeit, wie in unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit zu fern, gleich vom Anfang herein ihres Gemahls Untreue zu streng betrachtete und ihn, statt sich zu bestreben, sich seinem regen Charakter einigermaßen anpassend zu nähern, durch freilich zu plötzliche Zurückgezogenheit und Kälte noch mehr von sich entfernte. — Niemand wird daher, da wir besonders nicht genug in den Stand gesetzt sind, aus vollständigen Berichten und Acten der geheimen Geschichte des glänzenden und dabei zweideutigen sächsischen Hofes jener Zeit, besonders aus dem noch vorhandenen Briefwechsel E.'s. mit ihrem Gemahl schöpfen zu dürfen, als ihr Panegyriker ihren im Allgemeinen oft etwas zu schwarz gezeichneten und in vieler Hinsicht verkannten Gemahl alle Gerechtigkeit versagen können. —



## Die Bastei.

(Nebst zwei Abbildungen, wovon eine bereits der vorigen Lieferung beigegeben ist.)

Den höchst anmuthigen Weg, welchen der Wanderer in der sächsischen Schweiz durch den **Utterwalder Grund** nach der **Bastei** zu machen pflegt, haben wir bereits beschrieben; waren jedoch zur **Bastei** selbst auf der Wanderung im Geiste noch nicht gelangt. Doch wir glauben dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir sowohl ihn, der selbst bereits die **Bastei** besuchte, eine angenehme Rück Erinnerung hiermit bieten, als auch dem, der noch nicht daselbst war, einen lockenden Vorgeschmack geben, und ihn, bei dem jetzt in jeder Beziehung so sehr erleichterten Reisen, Lust einflößen, über das so sehr besuchte **Dresden** einen Abstecher nach diesem besuchtesten Punkte der sächsischen Schweiz zu machen. Wer den Weg zu Fuße von **Dresden** aus über **Pillnitz** oder von **Dresden** aus über **Pirna**, auf das rechte Elbufer durch die Dörfer **Nieder- und Oberposta** und **Teicher**, nach dem durch seine mittelalterliche Burg bekannten Städtchen **Wehlen**, längs der hohen Sandsteinfelsenwände, bei'm Grabe der **Steinbrecher** vorüber, wählt, um von hieraus im **Elbthale** fort an den Fuß der **Bastei** zu gelangen, wird im **Lehngericht** zu **Rathen** unstreitig Station nehmen, um von hieraus mit neu gestärkten Kräften eine Wanderung durch die in vieler Beziehung so höchst interessante Umgegend nach der **Bastei** zu unternehmen. Wer den Besuch der interessanten Umgebung von **Rathen** mit der Weiterreise nach **Schandau** und dessen Umgebung zu verbinden gedenkt, kann den bereits angegebenen Weg zur **Bastei** nicht in einem Tage vollenden, sondern muß am ersten Tage entweder in **Lohmen** oder auf der **Bastei** oder besser noch in **Rathen** übernachten. Schon die überaus angenehme Lage des **Lehngerichts** zu **Rathen**, das ursprünglich das **Burgvorwerk** war und bis 1834 auch die **Wirtschaft** auf der **Bastei** hatte, in dem man übrigens nächst einer guten Bewirthung auch stets unterrichtete Führer finden wird, bietet dem Wanderer einen schönen Vorgenuß, ehe er selbst noch die Höhe der **Bastei** ersteigt. Es ist gewiß einer der schönsten Genüsse, auf der Reise durch die sächsische Schweiz, an einem heitern Sommermorgen vor diesem **Lehngerichte**, das so nahe über dem Elbufer erbaut ist, daß man den Spiegel des Stroms von den Stufen des Hauses herab mit einem Steinwurf erreichen kann, bei'm Einnehmen des Frühstückes das Auge an dem herrlichen im Glanze des jungen Tages schimmernden Landschaftsbilde zu weiden. Im Mittel- und Vordergrunde dieses im lebhaftesten Colorit der Nähe und Ferne aufgerollten Rundgemälde ist das **Strombette** der in einem weiten Bogen vom **Königstein** und **Lilienstein** her, sich

schön hier ausbreitenden **Elbe**, die sich in einem eben so weiten Bogen nach dem an ihr fast noch dichter gelegenen mit **Hospengärten** und **Obstbaumpflanzungen** umschlossenen Städtchen **Wehlen** hinwendet. **Mannigfache** Fahrzeuge durchschneiden hier die **Stromfläche**. **Böhmische** **Billen** und sächsische **Elbkähne** von **Schandau**, **Krippen** und **Königstein** sind in größter Thätigkeit, um **Steine** oder **Holz** nach **Dresden**, **Meißen** und **Riesa** und zu den **Niederungen** der **Elbe** zu schaffen. Auch die **Dampfschiffe** stationiren vor dem **Lehngericht** und beleben öfter durch **Ausschiffung** von **Hundertern** **Reiselustiger** diesen Theil des **Elbthals**. Ein, anfänglich sanft sich erhebender, lang hinziehender **Berggrücken**, über dessen dunkelgrüner **Holzbedeckung** im rothigen **Morgenslichte** mit riesigem **Schatten** steile **Felsenwände** sich erheben, die über einen **Wall** sich erhebenden **Festungsmauern** mit einer **Bastei** nicht unähnlich sind, während unter **bunter** **Abwechslung** von perlenden im **Morgenthau** glänzenden **Wiesen** **Feldstücken** und **Fruchtbaumpflanzung**, aus dessen **Mitte** sich **ländliche** **Wohnungen** und **Landgüter** still erheben und so das **Eintönige** der **rauh**en **Felsenwände** gleichsam **mildern**, bilden die eine  **Hälfte** dieses **Rundgemälde**s, in das sich der prächtige **Lilienstein** mit seinem **düster**en, **umwaldeten** **Haupte**, wie ein **ernster Fürst**, einreihet. Das im **Kreise** herumsehweifende **Auge** wird jetzt zuerst auf eine von der **Hauptwand** mächtig **hervorspringende** **Felsenmasse** sich **lenken**, die, weil sie vom **Thale** **ausgesehen** einem **alten** **Festungsbau** nicht unähnlich ist, und in einer **ziemlichen** **Abrundung** von **Hauptfelsen** wie eine **Bastion** von der **Umschließungsmauer** **abgetrennt** **erscheint**, eben deshalb den **Namen** **Bastei** führt. Wir **begnügen** uns mit der **Beschreibung** des einen **Theils** dieses **trefflichen** **Landschaftsbildes** und **besteigen** im **Geiste** **sogleich** lieber jene von der **Natur** aus den **Rippen** der **Erde** **aufgethürmte** **Bastei** selbst, von deren **Plateau** wir die **andre**  **Hälfte** des **Rundgemälde**s noch weit **besser** **aufzufassen** vermögen. — **Zuvörderst** verlassen wir den **diesseits** der **Elbe** gelegenen **Theil** des aus **einigen** **dreißig** **Häusern** im **Ganzen** **bestehenden** **Dorfes** **Rathen**, um in den von **Felsenschluchten** und **Thälern** **labyrinthartig** durchkreuzten **Umgebungen** die **Wanderung** zu **beginnen**. Zuerst **nimmt** uns  **bald** **hinter** dem **Lehngerichte** ein **Felsenthal** auf, welches der **Rathner** **Grund** heißt, wo diejenigen, welche den **Wehner** **Grund** **besuchen** wollen, jedoch  **baldig** **abgehen** müssen. Auf dem  **etwa** **160** **Fuß** über der **Elbe** **erhabenen** **Vorsprunge** des über dem **Dorfe** **Rathen** **unterhalb** der nach der **Bastei** zu sich hebenden **Felswand** **auffstrebenden** **Felsen** erheben sich die **wenigen** **Ruinen** der **Burg** **Alt-Rathen**, zu



denen wir den Leser aufsteigen lassen, um ihm im Geiste an Ort und Stelle, die Geschichte derselben kürzlichst mitzutheilen. Leider ist von dieser Burg des grauesten Mittelalters nicht viel mehr, als ein dicker, runder Thurm, sowie einiges Umfangsmauerwerk mit mehren jetzt fast unzugänglichen Kellern übrig. — Die Begründung dieser Bergveste schreiben mehre den Sorben vor dem 9. Jahrh. zu, für welche Behauptung der Unterbau des runden Thurmes und der Name selbst allerdings sprechen könnte. Auch geht die Sage, daß, bei Eroberung der Burg durch die Deutschen, sich die Sorben bei der damaligen über den Abgrund, die Martertelle genannten, geführten Brücke in die Tiefe gestürzt hätten. Daß sie jedoch später durch Deutsche erst von Neuem besetzt worden, geht aus dem übrigen Mauerwerk hervor. Die Burg scheint zuerst urkundlich unter den Namen *Raceu*, *Raten* u. zu Ende des 13. Jahrh. vorzukommen. In der bekannten Urkunde Markgraf Friedrichs des Kleinen und König Wenzels vom Jahre 1289 wird nämlich ein *castrum Lapis* (Schloß Stein) und *castrum Raten* (Schloß Raten) erwähnt. Unter der Feste Stein ist nun zuverlässig Königstein zu verstehen, was also um's Jahr 1289 der Burggraf Rauwold von Tymanz, nebst Raten, als böhmisches Lehn besetzt hielt. Vor dem J. 1400 kam sie mit Königstein höchst wahrscheinlich an die Burggrafen von Dohna und nach deren Vertreibung, allerdings wohl nur formell, an die Markgrafen von Meißen, da bereits 1428 die v. d. Velsnitz als „Hauptleute des Königsteins“ darauf gefessen waren. Unter denen v. d. Velsnitz ist besonders Friedrich mit seinen Brüdern Hans, Reinbrecht und Nikel urkundlich bekannt geworden, als sie im Jahre 1424 der Kirche zu Königstein einige Güter schenkten. Doch sie scheinen nicht eben für Vasallen der Markgrafen, damaligen Kurfürsten von Sachsen, haben gehalten werden wollen, wovon die Nichtachtung des an sie ergangenen kurfürstlichen Verbots, wegen ihrer fortwährenden, wahrscheinlich aus Glaubenshaß entstandenen, Fehden mit den Birkon von der Duba auf Hohenstein, welche der Hussiten Parthei zugethan, ein hinlänglicher Beweis ist. Von den Birkon wurde daher auch die Burg im J. 1438 und wiederholt im J. 1463 belagert, und von Hinko Birk von der Duba in diesem Jahre erobert. Nachdem sie jedoch dieser Hinko einige Jahre inne gehabt, wurde er von Hans v. d. Velsnitz heimlich überfallen und aus der Burg vertrieben. Ob schon Kurfürst Ernst und Herzog Albert sie wiederholt zur Ruhe ermahnten, gehorchten sie, wie schon angedeutet, doch nicht, weshalb beide Fürsten im Jahre 1468 vor das Bergneß mit ihren Reifigen zogen. Hans v. d. Velsnitz, der recht wohl einsah, daß er sich gegen solche Macht nicht zu halten im Stande war, wendete sich flehendlich an den damaligen päpsti-

chen Legaten Rudolph Bischof zu Breslau und Lavant, und dieser kam auch wirklich beim Kurfürsten und seinem herzogl. Bruder bittend ein, sie möchten doch ihre Mannen von Rathen wegziehen, weil der v. d. Velsnitz und seine Brüder sich zu der frommen Christen Gehorsam böhmischer Herrn hielten und wieder den „abgesetzter Ketzler“ (den von 1458 bis 1471 in den päpstlichen Bann gerathenen König Georg Podiebrad), waren. Doch blieb diese Bitte, eines Theils, seltsam genug, für die damalige Zeit, andern Theils aber nicht zu verwundern, da Podiebrad Schwiegervater des Herzogs Albert war, unbeachtet. Die Belagerung ward daher mit der größten Anstrengung und Wachsamkeit fortgesetzt und endlich noch im J. 1468 Rathen erobert und auf Befehl des Kurfürsten Ernst von Grund aus zerstört; auch die dazu gehörigen Dörfer Rathen und Rathewalde, sowie höchst wahrscheinlich auch Waltersdorf, wurden als erledigte Lehne zum kurf. Amte Pirna geschlagen und die alte Burgmeierei zu einem Lehngerichte gemacht. Die so zerstörte Burg verfiel seit dieser Zeit mit Gewalt und nur zu Anfang dieses Jahrhunderts traf man erst wieder Vorkehrungen zur Erhaltung der wenigen, die Gegend jedoch wahrhaft zierenden Ruinen.

Mit welchen Anstrengungen und mit wie großem Menschenverluste übrigens die Eroberung Rathens bewerkstelligt worden sein mag, läßt sich beim Anblick der Lage dieses alten Felsenfestes denken; daher es auch wahrscheinlich ist, daß die unterhalb der Basteibrücke in der Vogel- und in der Martertelle aufgefundenen großen Menschenknochen, sowie das zu Anfange dieses Jahrhunderts aufgefundenen nach Leipzig gekommene große Schwertschwert, was man, gewiß fälschlich, für ein sorbisches gehalten und endlich die vom Herrn Maler Reinhardt in Dresden 1844 ausgegrabenen Fragmente von Räderbeschlägen und Waffen, besonders aber das von diesem daselbst mit aufgefundenen, schön geformte Handschwert, was durch Prof. Bendemann in das Museum für vaterländische Alterthümer im Palais des großen Gartens kam, aus der Zeit der letzten Eroberung und Zerstörung der obern und niedern Burg herrühren und keineswegs von der Sorbenzeit sind, was wenigstens die Gestalt der beiden Schwerter verräth.

Nachdem wir diese Burgruine in Augenschein genommen, und einen flüchtigen Blick von ihr herab in das Elbthal geworfen haben, schicken wir uns zur Besteigung des Neu-Rathens an. Nachdem wir eine Weile am Grünbache aufwärts gestiegen sind, gelangen wir auf immer steiler werdendem Pfade zwischen Felsenklippen und Steingerölle zu dem sogenannten *Wachthäusel*, einer am Wege in den Felsen vierseitig gearbeiteten Höhlung, die vielleicht einem Wächter zum Aufenthalt gedient haben mag, als die Burg Alt-Rathen noch die Gegend überwachte. In der ziemlich



engen Spaltung der Felsen, durch welche sich der Weg hinaufwindet, geben die am Eingange, anscheinend durch Menschenhände eingehauenen, sichtbaren Fulse zu der Vermuthung Anlaß, daß dieser Durchgang vor Zeiten durch ein Thor gesperrt war. Wir schreiten durch dasselbe und gehen längs des Abhanges im Gehölze vorwärts, wo zu uns zur linken Hand der Elbspiegel aus der ungeheuern Tiefe heraufblickt und ein über dem Abgrund hängender Vorsprung der Felsenwand, das Rosenbette genannt, einen freien Blick auf die Gegend zu unsern Füßen zu thun gestattet. Wer jedoch beim Sehen in die Tiefe leicht schwindlich wird, dem rathen wir nicht auf diesen Vorsprung weit heraus zu treten. Immer mehr aufsteigend gelangen wir endlich am 210 Fuß hohen *Mönchssteine*, einer zum Theil überhängenden Klippe, vorüber zum wirklichen Eingange des *Neu-Rathen*, den zwei fast senkrecht aufstrebende Felsenkegel bilden. Zu beiden Seiten dieser etwa 5 Fuß breiten Klüftung hält man die wahrscheinlich durch Menschenhände gehauenen Fulse und Löcher für Spuren eines ehemals hier angebracht gewesenen Fallthors und dessen Einsatz-Riegel. Sobald wir dieses von der Natur gebildete Thor durchschritten, führt uns der immer steiler werdende Weg in eine Gasse hoher Felsenwände und wir erblicken am Abhange der hier gewaltig aufgethürmten Felsenmassen die Ueberbleibsel alter, erst im 7jährigen Kriege zerstörten Mauern, die die Volksfage als die Ruinen der ehemaligen Burgkapelle auf *Neu-Rathen* nennt. Nachdem wir von hier aus den höhern Theil des Felsen erstiegen haben, gewahren wir wieder links vom Wege ein wahrscheinlich gleichfalls durch Menschenhände zu einer Ruhebank umgestaltetes Felsstück, in der Volkssprache das *Kanapee* genannt, was uns, vom Steigen ermattet, einen trefflichen Ruheplatz und noch obendrein auch eine schöne Aussicht auf den Elbstrom darbietet, der wie ein Silberband sich zwischen seinen von hohen Felsen beengten Ufern dahin windet. Doch wir wollen uns den Ausichtsgenuß lieber, bis wir die *Bastei* selbst erstiegen haben werden, vorbehalten, damit desto größer die Ueberraschung ist. Allein noch einen Blick nach der alten *Burg Rathen*, die hier uns wieder sehr nahe erscheint, wollen wir werfen, und dann uns nach dem *Mönchssteine* wenden, der wie ein Thurm aus der Tiefe emporragt und dessen 5 Fuß breite, ziemlich am Gipfel befindliche Höhle, das *Mönchslot* oder der *Wartthurm* genannt, von der Elbe aus am Besten gesehen wird, und in neuerer Zeit mit Leitern bestiegen wurde. Der Sage nach soll einst hier in Fehdezeiten der Burgwart seinen Posten gehabt haben. Der Falz am Eingange zu diesem Loche verräth allerdings, daß es ein menschlicher Aufenthalt war. Bald haben wir's überstanden und sehen zunächst dem Gipfel

der höchsten Felsenmassen, ein von Felsenkegeln spitzig gebildetes Thor, das den Haupteingang zum *Neu-Rathen* bildet. Auch finden wir Spuren von in den Felsen gearbeiteten Gemächern, deren mit Mauern ergänzte Verbindungen jedoch, durch den Zahn der Zeit zernagt, herabgerollt sein mögen. Ebenso ist das *Mundloch* eines künstlich bereiteten Brunnens oder vielmehr einer Cisterne im Felsen noch unverkennbar, sowie endlich Trümmer Spuren alter Befestigungen.

Wir treten jetzt durch das spitzige Felsenthor, an dessen Seitenwänden man noch sehr deutlich die Merkmale des Anschleifens der Räder und die Falze der Befestigungen und die Vertiefung, in welche das Thor mit dem Schwengel eingelegt ward und die Spur, wo es oben in dem Zapfen lief, auf die über den Abgrund führende Brücke, und betrachten die auf kühn emporstrebenden Felsenkegeln noch weit kühner aufgemauerten Brückenpfeiler, welche zum Theil aus der Vorzeit stammen, auf die auch im J. 1826 eine 128 Ellen lange Holzbrücke über beide Schluchten gelegt werden konnte, und wir gewahren, daß ursprünglich vom Austritt des Thores aus bis zum ersten kühnen Pfeiler wahrscheinlich eine Zugbrücke gewesen sein mag. Die Sage von der ledernen Brücke ist wohl nicht ganz ohne Grund. In der Nähe der alten, auf die Felsenkegel wie festgekitteten, Brückenunterbaue zieht sich in die Breite des Grundes eine Felsenmasse auf der querdurch sich eine grabenähnliche Vertiefung hinziehet, die man ebenfalls für das Ueberbleibsel einer ehemaligen Verschanzung hält, weshalb sie auch in dem Munde des Volks die alte *Schanze* heißt. Auch hatte man in den neuern Zeiten die vom Wetter ausgewaschenen und zum Theil mit losem Gestein verrollten Stufen wieder zu Lage gelegt, auf den man, unweit des spitzigen Thors, auf das Plateau der höchsten, an Höhe und Lage der *Bastei* zunächst gelegenen Felsenwand gelangen konnte; doch sind dieselben bereits wieder ungangbar. Bei der ersten Besteigung derselben fand man mehre große steinerne Kugeln vor, die mit den übrigen Spuren zu der Vermuthung veranlaßten, daß dies ein trefflicher Vertheidigungspunkt, sowohl für den *Elbpaß* als für *Neu-Rathen*, gewesen war, von dem man die Steinkugeln auf die anstürmenden Feinde herabschleuderte, weshalb auch die Volkssprache diesen Punkt die *Steinschleuder* taufte. Man muthmaßt, allerdings unterstützt von der im Munde des Volks fortgeerbten Sage, daß die *Burg Neu-Rathen*, von der allerdings jetzt nur noch die gedachten Felsenmauern und kleine Spuren ehemaliger in den Felsen gehauenen Wohnungen übrig sind, vielleicht schon im 12. Jahrh., als die geringe Räumlichkeit der *Burg Alts-Rathen* es erheischte, erbaut worden ist, und auch gleiches Schicksal mit ihr hatte.

(Beschluß folgt.)



## Friedrich Heinrich von Seckendorf,

Reichsgraf, Herr in Oberzenn, Meuselwitz, Schnauderhaynchen, Mumsdorf, Starckenberg, Wuitz 2c., des Johanniter-, Elephanten- und weißen Adler-Ordens Ritter, kaiserl. königl. wirklicher geheimer Rath und General-Feldmarschall, auch Reichs-General der Cavallerie, und der Reichsfestung Philippsburg Gouverneur.

(Nebst dessen Bildniß.)

Friedrich Heinrich Reichsgraf von S., der als tüchtiger Feldherr und als bewährter Staatsmann vom Anfange des 18. Jahrhunderts an mehr als 50 Jahre hindurch eine bedeutende Stelle in der Geschichte Sachsens und Deutschlands im Allgemeinen gespielt hat, ward den 16. Juli 1673 zu Königsberg, dem namentlich durch seine guten Weinberge bekannten Amt und Städtchen in Franken, das nach Brucker, ebenfalls als Geburtsort eines andern großen und besonders um die Wiederbelebung der Wissenschaften, namentlich der Mathematik so unsterblich verdienten Mannes, des Johannes Müller, der sich auch nach seiner Vaterstadt „Regiomontanus“ genannt hat, oft genannt wird.

Entsprossen aus einem der ältesten, ritterlichen und stiftsmäßigen Geschlechter Frankens, das, wie wir bereits in der Lebensgeschichte Veit Ludwigs von S. dargethan und genealogisch erörtert, von vielen Jahrhunderten her und von dem ersten Ursprunge des Adels im Lande der Franken geblüht. — Das sind wenigstens die Worte des kaiserlichen Diploms, das ausgestellt ward, als unser General-Feldmarschall in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Sein Vater, Heinrich Gottlob von S., lebte als sächsischer, der Ernestinischen Linie Kriegsrath und Amtshauptmann zu Königsberg, und sein Großvater, Joachim Ludwig von S., welcher, wie wir ebenfalls in gedachter Biographie erwähnten, zu Salzwedel im J. 1642 wegen eines ungegründeten Verdachts der Verrätherei, vor ein Kriegsgericht gestellt, öffentlich enthauptet ward, schwedischer Obrister. Schon im zweiten Jahre seines Alters verlor unser S. seinen würdigen Vater, dem der große Veit Ludwig von S. in seiner Geschichte des Lutherthums (*historia Lutherusmi*) das Zeugniß vor der gebildeten Welt gegeben hat, daß neben seinem trefflichen Character, tugendhaften Wandel, neben seiner Klugheit in Staats- und öffentlichen Geschäften, seine Gelehrsamkeit ihm eines längern Lebens würdig gemacht habe. Heinrich Gottlob von S. starb nämlich, als er vermöge seiner Stellung als sächsischer Kriegsrath im J. 1675 an den Kurfürsten von Brandenburg, welcher damals mit seiner Armee die Winterquartiere in Franken bezogen hatte, eine Gesandtschaft übernommen, an einer unter den bei den brandenburgischen Fahnen daselbst versammelten Kriegsvölkern

furchtbar wüthenden Seuche, in der schönsten Blüthe seines Mannesalter, da er kaum das 38. Jahr zurückgelegt hatte.

Bis zum sechsten Jahre seines Alters war die Erziehung unsers S. einzig und allein einem ihm von seinem Oheim bestellten Hofmeister, Namens Zöber, welcher sein Leben als Superintendent zu Tausenstein im Hohenlohischen beschloß, anvertraut, mit welchem er zu Oberzenn, einem der Familie S's. gemeinschaftlich zugehörigen Rittergute, unweit Ansbach, lebte. Wiewohl die genaueren Nachrichten, in Rücksicht seiner frühesten Jugend-Bildungszeit, uns fehlen, hat man aus mancherlei Gründen hinlänglich Ursache, zu vermuthen, daß S's. erste Erziehung vom klösterlichen Pedantismus, wenn auch nicht gradezu geleitet, aber doch auch nicht gänzlich frei blieb. Im Jahre 1678 nahm endlich ihm sein Oheim, der uns schon bekannte Veit Ludwig von S., wie wir sahen, unstreitig einer der gelehrtesten und verdienstvollsten Männer seines Zeitalters, geachtet und gekannt als Schriftsteller, wie als Staatsmann, und namentlich hoch verdient als erster Canzler der Universität Halle, zu sich nach dem als Hausfideicommiß der Seckendorffe bekannten Meuselwitz bei Altenburg, und verwandte die größte Sorgfalt auf seine Erziehung. Zur Vorbildung für die weitere Ausbildung zum Staatsdienste, für den er beide Nissen bestimmt zu haben scheint, schickte er ihn im Jahre 1683 mit seinem ältern Bruder, Ernst Ludwig von S. (geb. 1672, gest. 1741), dem nachherigen Preussischen Staatsminister, nach Zeitz auf das Gymnasium, zu dem berühmten Rector Christoph Cellarius, welcher damals schon durch seine großen Kenntnisse in den Gelehrten-Sprachen und der griechischen und römischen Literatur sehr bekannt war. Cellarius fand beide schon so vorbereitet, daß er sie in die erste Klasse setzen konnte, auch nahm er sie, aus Hochachtung für ihren großen Oheim, in eigne Kost und Wohnung, und ging so sorgfältig, fleißig und treu bei ihrer Erziehung und dem Unterricht zu Werke, daß er bald den frischesten Keim zu den schönsten Früchten seines Fleißes an diesen beiden Jünglingen gewahrte. Und dieses war auch die Ursache, weshalb der Oheim beide, als Cellarius nach Merseburg im Jahre 1688 berufen wurde, ihm dahin folgen ließ. So gedieh S. unter dem Einflusse seines Oheims und in der Schule eines Cellarius,



sowie sein großer Dheim fast in allen Theilen der Gelehrsamkeit, besonders in der Philologie war er schon frühzeitig überaus erfahren, und hatte aus eigener Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der alten classischen Literatur für die Ausbildung jedes Standes darauf hingearbeitet, daß er nach dem Vorbilde seines Dheims, durch das Studium der Alten vertraut mit ihrem Geiste, zu den neueren und für das Leben practischen Wissenschaften übergehen konnte. Veit Ludwig von S. der zu seiner Zeit auf der Schaubühne der Staatengeschichte als wirklich vollkommen ausgebildeter Mann für das Leben und dabei als gründlicher Gelehrter dastand, übernahm es selbst in der Folge seine beiden Neffen besonders im Natur- und Völkerrechte, in der Staatskunde und manchen andern interessanten Gegenständen des menschlichen Wissens zu unterrichten. Der damalige Standpunkt der Kenntnisse unsers S. würde ihn wahrscheinlich für die juristische oder vielmehr diplomatische Laufbahn bestimmt haben, wenn nicht überwiegende, gewissermaßen angeborne Vorliebe für den Beruf und den Wissenschaften des Kriegers, vielleicht auch, wie es scheint, um seinen Vater noch im Tode zu ehren und dessen unschuldig er-

littene Schmach durch Kriegsruhm zu tilgen, ja selbst eine ähnliche frühere Neigung seines Dheims \*), für den Soldatenstand entschieden hätten. Wirklich äußerte sich seine Neigung besonders zur Mathematik als Vorleser und zu den gesammten Kriegswissenschaften bei S. sehr frühe.

\*) Schöpflin in Strassburg entdeckte nämlich im Jahre 1751 in einem Wirthshause in Frankreich zwei runde 4 Zoll im Durchmesser haltende Fensterscheiben, in welche Veit Ludwig von S., als er in seinem 20. Jahre Frankreich bereiste, mit einem Diamantringe folgende Worte eingeschnitten hatte. Auf der einen steht: „Vitus Ludovicus a Sekendorf Eq. Franc.“ „Vel pace vel bello clarum fieri licet. 1643.“ — auf der andern: „Respice finem — Fortuna vitrea est.“ „Vitus Ludovicus a Seckendorf, Eq. Franc.“

Si fortuna favet caveto tolli

Si fortuna tonat caveto mergi.

1643.“ Da die letztere zersprungene Scheibe wahrscheinlich beim Schreiben zersprang, ist noch hinzu gefügt: „Glück und Glas, wie bald bricht das.“ Man könnte fast vermuthen, daß sich der Schreiber durch den Sprung des Glases bestimmen ließ, den Kriegerstand nicht zu wählen.

(Fortsetzung folgt.)

## D o h n a ,

Stadt im Königreiche Sachsen, nebst Geschichte der Burg und Burggrafen.  
(Nebst Abbildung.)

Auf einer nicht eben zu stellen Anhöhe über dem rechten Ufer der Müglist, in Urkunden meist Muggelenz genannt, welche in bedeutenden Krümmungen aus dem anfänglich wild romantischen, dann immer anmuthiger werdenden Weesensteiner Grunde, herab und ein mit der Anhöhe, über welche sich die Stadt verbreitet, jetzt eng verbundenes, doch um ein Bedeutendes höher aufsteigendes Vorgebirge, das sich durch einen Granitfelsenabhang gleichsam absteift, umfließt, ist die alte, historisch merkwürdige und in neuester Zeit durch Betriebsamkeit bekannte Stadt Dohna, in den Urkunden des 13., 14. und 15. Jahrhunderts meist Dohnyn genannt, erbaut. Zur Blüthenzeit der Burggrafen von Dohnyn, welche sich Jahrhunderte hindurch eine große Geltung verschafft hatten, war dieses jetzt sehr kleine Landstädtchen gewiß ein ziemlich bedeutender Ort, was hinsichtlich seines Umfanges daraus hervorzugehen scheint, daß man in den nächsten Umgebungen des jetzigen Stadtgebietes wiederholt auf Keller und anderes sehr altes Gemäuer stieß. Ein anderer Beweis von der ehemaligen Bedeutsamkeit dieses Orts möchte auch darin zu suchen sein, daß es bis zum J. 1572 hier einen Schöppensstuhl gab, der mit dem sogenannten Dohnaschen Mal oder Ritterding nicht zu verwechseln ist, und nächst dem

Magdeburger Schöppengerichte die meiste Geltung hatte. Nach der Zerstörung der Burg begann jedoch schon das Sinken dieses früher so blühenden Städtchens, und nach Verlegung des hiesigen Schöppenstuhls sank noch mehr sein ehemaliger Wohlstand, und die noch wenigen Ueberreste von Wohlhabenheit wurden vollends durch den Einfall der Schweden im dreißigjährigen Kriege zerstört. — Die frühesten Geschichte Dohna's hängt zu sehr bis zum Jahre 1402 mit der Geschichte der Burg und Burggrafen zusammen, daß etwas Besonderes über die Stadt selbst und ihre bürgerlichen Verhältnisse aus dieser Zeit zu berichten, dem Geschichtschreiber unmöglich ist. Wenn man auch nicht geradezu annehmen kann, daß die Stadt älter als die Burg sey, da gewöhnlich von den Burgleuten und Dienstmannen erst die Ortschaften und kleineren Städte angelegt wurden, die dem Burgherrn dienst- und zinspflichtig blieben, so bleibt es doch fast unbestritten, daß sie älter als Dresden und sogar Meissen ist. Im Jahre 1403 kam sie erst nach Vertreibung der den Landfrieden störenden Burggrafen am 19. Juni in den Besitz des Markgrafen Wilhelms des Einzäugigen, der sich am genannten Tage von den Bewohnern der Stadt und den Zinsleuten der Herrschaft Dohna huldigen ließ, weil ihn dieselbe als erledigtes



Besitzthum eines Geächteten und als eröffnetes freies Lehn zugefallen war, nachdem er die Burg selbst hatte schleifen lassen. Als der Markgraf am 10. Februar 1407 gestorben war, erhielt es in der Theilung des Jahres 1410 Friedrich der Friedfertige zu seiner Landesportion. — Das gesammte Besitzthum der Burggrafen zu Dohna war ursprünglich ganz böhmisches Lehn gewesen. Böhmen hatte jedoch wahrscheinlich durch Verpfändung an die Markgrafen von Meissen, die Hälfte der Lehnsherrschaft darauf verloren, daher auch Kaiser Karl IV. es wiederholt versuchte, die Herrschaft Dohna nebst einem großen Theil der Markt Meissen ganz an Böhmen zu bringen, und nur Markgraf Wilhelms Thätigkeit konnte dieß verhindern. — Im Jahr 1422 versuchte es abermals Kaiser Sigismund als König von Böhmen seine Ansprüche auf diesen Theil der meissener Markt dadurch geltend zu machen, daß er bewies, daß es Herzog Wradislav besessen und weil im Jahre 1341 die Burggrafen von Dohna unaufgefordert ihre Besitzungen der Krone Böhmen zu Lehn aufgetragen hätten. Die Sache hätte vielleicht zu Weiterungen Anlaß gegeben, wenn nicht der Hussitenkrieg den Kaiser wie den Markgrafen anderweit beschäftigt hätte.

Nach Beendigung dieses Kriegs, suchte abermals Georg Podiebrad, gewissermaßen nur aufgehetzt von Apel von Vitthum, die frühern Ansprüche der Krone Böhmens hervor, drang sogar mit gewaffneter Hand bis vor die Thore Pirna's, doch weil er hier etwas zu harten Widerstand fand, und sich überdieß auch der Kaiser in die Angelegenheit mischte, so verstand er sich gern zu gütlichen Unterhandlungen, welche im Jahre 1459 am 6. Juni durch den bekannten Egerschen Vertrag damit geschlossen wurden, daß hinfür halb Dohna nebst den andern streitigen 62 Städten und Schlössern, welche alle im Meißnischen gelegen waren, als böhmisches Lehn dem Hause Kur-Sachsen verbleiben sollten, welcher Vertrag bis zum Jahre 1779 seine Geltung behielt, wo im Teschener Frieden alles dieses ganz unter die Lehnsherrschaft Sachsens kam.

Da die frühesten Geschichte Dohna's so ganz in die Geschichte ihrer Burg und derer Besitzer verwoben ist, so wollen auch wir mit derselben beginnen.

Was vor allen den Namen Dohna's betrifft, so kommt er in Urkunden sehr verschieden geschrieben vor, als Donin, Donyn, Donaw, Donnenn, Dohnyn, Dhona u. s. w. Ueber seine Bedeutung ist man noch sehr in Zweifel. Die Burg, von der jetzt nur noch wenige Einfassungsmauern übrig sind, erhob sich

mit ihren vielen Thürmen und Zinnen, eine stattliche Beste und Zwinge des Mittelalters auf jenem von Granitfels auf drei Seiten steil aufgethürmten Vorsprunge des Müglitzthales, auf einer Höhe von 700 Par. Fuß über der Meeresfläche, von der aus sie bis weithin in das Elbthal die Gegend kühn und trotzig beherrschen konnte, und schreckte namentlich bis zum Ausgange des 14. Jahrhunderts, nicht nur die benachbarten Rittersitze, und den auf der bei Dohna vorüberführenden Landstraße von Böhmen nach Dresden vorüberziehenden Reisenden und Kaufmann, sondern war sogar für die fernere Hofburg der Markgrafen von Meissen keineswegs ein willkommenes Nachbar. Ja schon zu Anfange des 13. Jahrhunderts sah sich Papst Innocenz III. zu dem am 3. Juni 1201 gegebenen Befehl veranlaßt, daß der Burggraf zu Dohna das Stift Meissen nicht drücken solle. Die Entstehung dieser Beste könnte man im 11., ja vielleicht schon im 10. Jahrhunderte suchen, wie wohl man in Rücksicht auf den Namen sie vielleicht gar für den Sitz slavischer Herrn ansehen könnte. Historisch gewiß wird sie jedoch erst zu Anfange des 12. Jahrhunderts genannt. Es wird nämlich beim Jahre 1107 erzählt, daß, als die beiden böhmischen Herzöge, die Brüder Poriwoy, oder vielmehr Borziwoy, und Schwantopolk oder Schwantopluk, in Uneinigkeit lebten, Leherer Erstern vertrieb, dieser sofort seine Zuflucht zur kaiserlichen Hofburg nahm, es beim Kaiser Heinrich IV. dahin brachte, daß sein Bruder Schwantopolk gefangen und er, als der ältere Bruder, zum Herzog von Böhmen wirklich eingesetzt und nach Prag in Begleitung einiger treuen Diener gesendet wurde, sie am dritten Tage ihrer Reise beim Schlosse Dohna anlangten und daselbst Raft hielten. Daß endlich, als Schwantopolks jüngerer Bruder, Otto, Poriwoy's Heranzug vernommen hatte, er sofort in Eilmärschen aus Böhmen aufbrach, um ihn vor Dohna zu fangen; daß jedoch Poriwoy noch zeitig genug entflohen und zwar mit Hilfe der das Schloß besetzt haltenden Böhmen. — Das zweite Mal wird Dohna beim Jahre 1113 erwähnt. Es wird nämlich erzählt, daß, als Herzog Sobieslaw von Böhmen vor seinem Bruder Wladislaw floh, er vom Burggrafen Erkenbert zu Dohna gefangen genommen wurde. Ferner wird berichtet, daß im Jahre 1121 derselbe Herzog Wladislaw die in den Empörung- oder Bruder-Kriegen wahrscheinlich von ihm selbst zerstörte Stadt und Burg Dohna wieder aufbaute, da er eingesehen haben soll, wie wichtig dieser Platz sei.

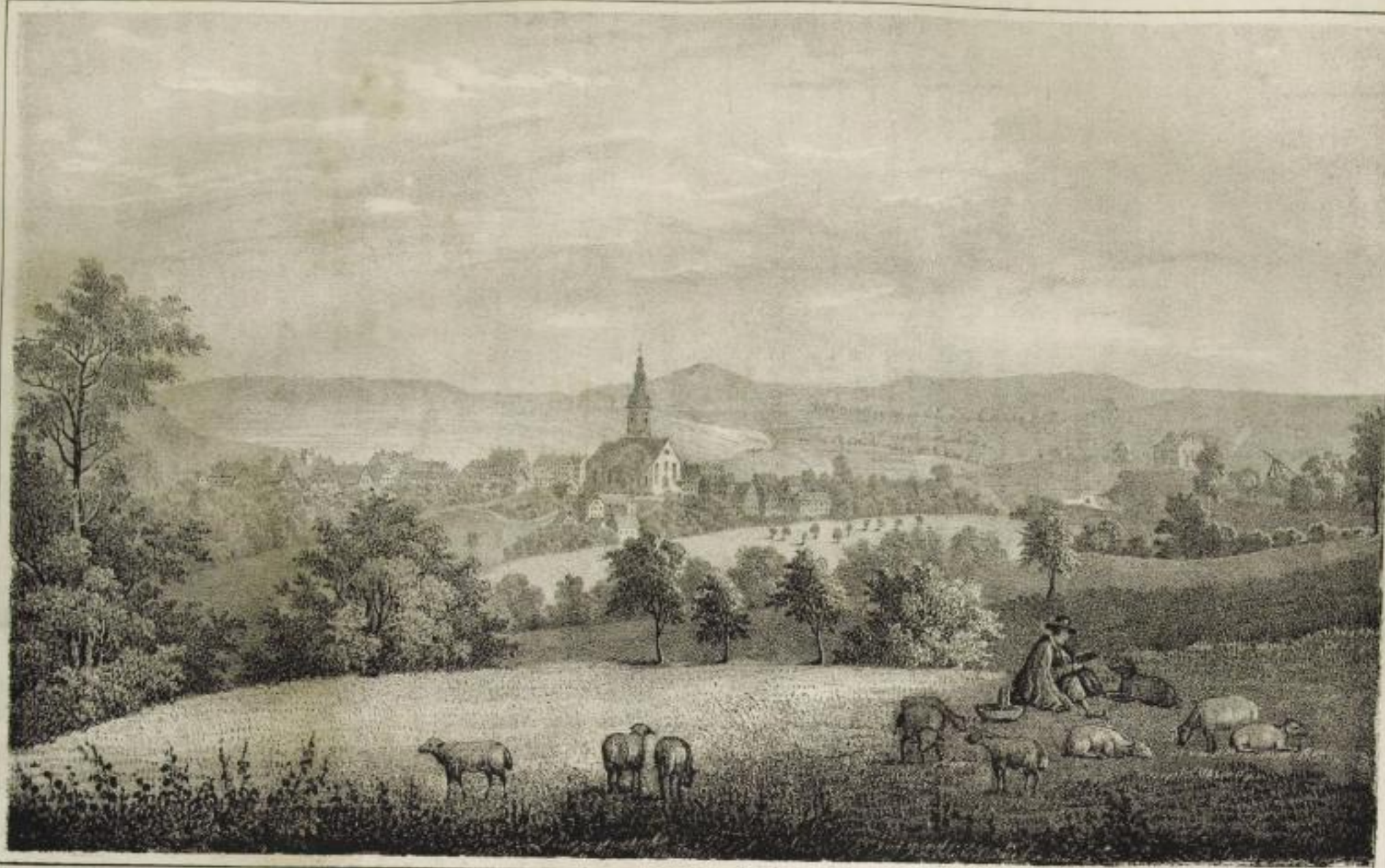
(Fortsetzung folgt.)

### Lithographirte Beilagen:

Dohna. Friedrich Heinrich von Sackendorf. Die Bastei.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





*St. d. Nat. gen. v. Nordhaus.*

*gedr. v. Zwickornen.*

*Verf. v. W. R. Sch.*

# DOHNA.









FRIEDR. MEIN<sup>ER</sup> V. SECKENDORF,  
*Reichsgraf General Feldmarschall und Reichs  
General der Cavallerie.*









*gedr. v. Besenmer.*

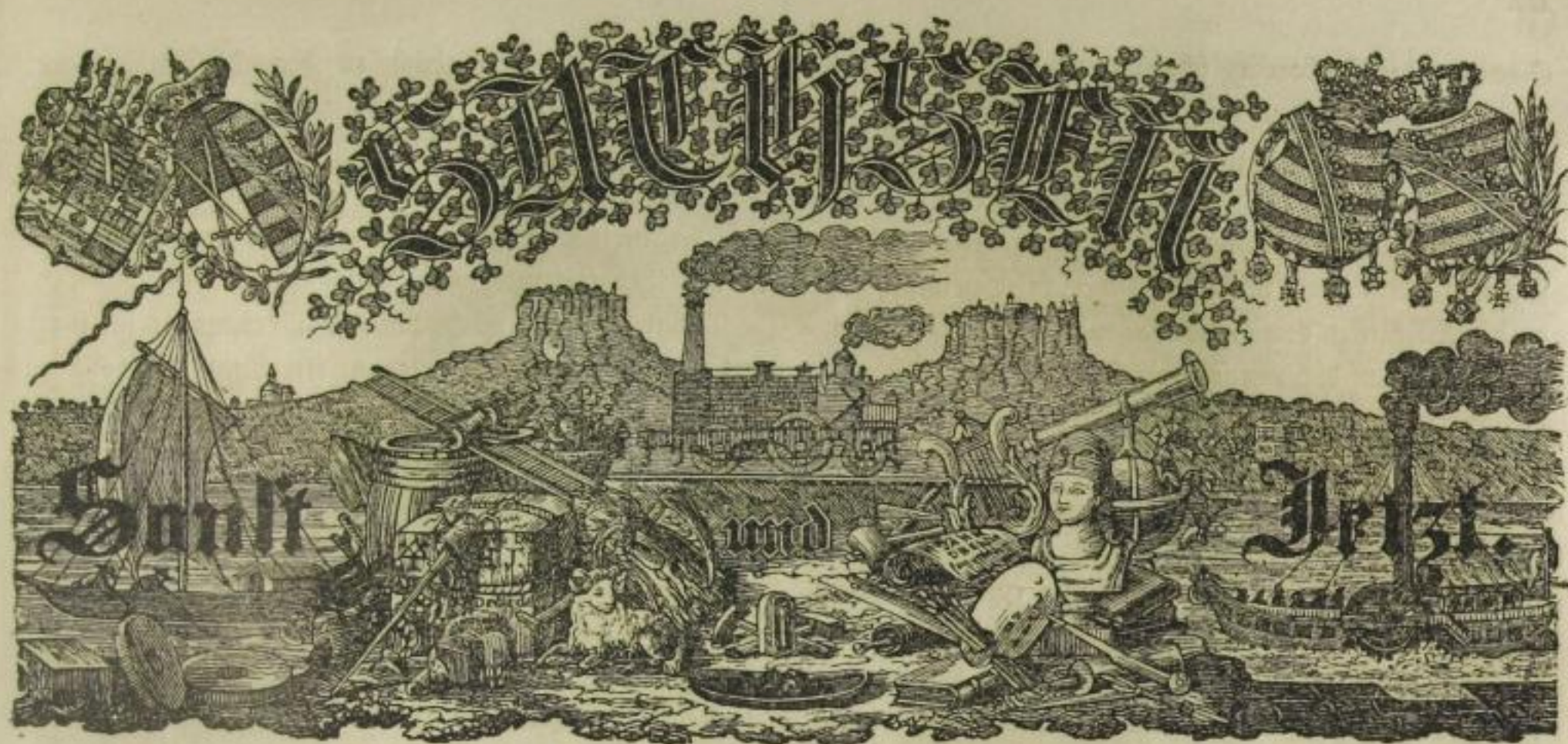
*Stich. v. W. Arlt.*

## DIE BASTEY.









Lief. 6.]

[I. Bd.]

## G e s c h i c h t e des dreißigjährigen Kriegs

innerhalb der sächsischen Gesamtlande.

Sachsen und sein Kurfürst, Johann Georg I., beim Beginn des Kriegs.  
(Fortsetzung.)

### Johann Georg I., als Reichsfürst, Regent, Mann, Gatte und Vater.

Aus einigen Briefen J. G.'s. geht auch hervor, daß er mit mehren Reichsfürsten in einem ziemlich vertraulichen, ja fast brüderlichen Verhältnisse lebte. Besonders war dies mit dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, den er gewöhnlich seinen „schneeweißen Herrn Bruder“ zu nennen pflegt, so wie mit dem Erzbischof Schweickard von Mainz und dem Landgrafen Ludwig von Hessen der Fall. Interessant ist zu erfahren, wie diese Fürsten in ihren Briefen an einander ohne alle Etiquette, als Menschen, gar menschlich mit einander verkehren. So ermahnte J. G. einst den Sigismund von Brandenburg recht herzlich, doch ja seine Thätigkeit nicht allzu sehr zu zertheilen und namentlich seine Stellung als Fürst des deutschen Reichs unverwandt im Auge zu behalten, auch nicht so oft nach Preußen zu gehen; bittet ihn ferner um Gottes Willen, daß er sich doch ja als Kurfürst des Reichs zeige, „der gern sähe, daß das heilige römische Reich möchte wieder in ein Aufnehmen, ruhig, friedlich Leben gedeihen.“ —

So wie die meisten Fürsten der neuen und neuesten Zeit, hatte auch J. G. schon als Prinz eine große Vorliebe für die Jagd und ihre Freuden. Dem lebenskräftigen, thaten- und abenteuerlustigen Fürsten, dessen Geist, nach dem Gebrauch der damaligen Zeit, weniger für Wissenschaft angeregt und für schöne Künste in-

teressirt war, mußte bei dem damals großen Jagdrevier, das noch an Bären, Wölfen \*) und Ebern \*\*) keinen Mangel, und dessen Wälder und Fluren noch Hirsche \*\*\*) von unglaublicher Größe und Stärke in Ueberfluß aufzuweisen hatten, das edle Waidwerk allerdings viel Stoff zur Unterhaltung bieten. Ja es scheint sogar, als ob er als Prinz sich um Nichts angelegentlicher gekümmert habe, als grade um die Hirschfeist, den Wolfsfang und die Bären- und Sauherzen. Wenigstens zeigt die ziemlich starke Sammlung seiner eigenhändigen Schreiben über Jagd und Jagdlust, die er an seinen Bruder, den Kurfürsten Christian II., und andere Fürsten des Reichs, so wie an Einige vom höheren Adel, besonders aber auch an den Jägermeister

\*) Der Kurprinz Johann Georg II. schreibt von Dresden am 24. Febr. 1647 an seinen Vater: „Habe ersehen, was sonst von Wölfen die ganze Zeit über auf der Anneburgischen Haiden gefangen, und werden sie ja einmals auf diese Weise abnehmen, wünschende, daß nicht allein E. Gn. die Wölfe vollends gar aus Dero Landen los werden mögen, sondern auch der Zweibeinigen.“ (Auf die Schweden deutend.)

\*\*) Vom 1. Januar bis zum 28. November 1608 hatte man 1792 Sauen erlegt.

\*\*\*) 1627 berichtet Maximilian von Liechtenstein dem Kurfürsten, daß er auf seinen Gütern ein Hirsch von 7 Centnern 95 Pfund Dresdner Gewicht geschossen habe.



Georg von Carlowitz schrieb, und aus der Mehrzahl derselben geht nur zu deutlich hervor, daß er mit Leib und Seele ein kühner sich in alles schickender Waidmann war, der mit den Jägern von Profession gleichen, graden Sinn hatte und eine gleich derbe, eigenthümliche Sprache führte. „Im Trunke salva Reverenz“ schrieb er im J. 1609 an den Kurfürsten von Schöneck aus, „wir tummeln aus redelich, aber die Berge und Wälder sind groß. Ich bringe E. L. ein Glas Wein auf einen großen Hirsch, haben wir's Glücke und Weil; eilen thuet kein Gut, thue heint Bescheid;“ sowie von Breitenbrunn im Hammer aus datirt: „Sauft Euch heut nicht voll, seid um 5 Uhr auf, so kommt ihr recht, es gilt auch eine Kanne Bier, der Wein ist nur verboten.“ Ferner begiint er einen Brief an den kurfürstl. Bruder, der lauter Jagdangelegenheiten im Waidmannsstyle behandelt mit den Worten „Hochgeborner Fürst, freundlicher, vielgeliebter Bruder. Auf E. L. Befehlich bin ich heut früh anhero an Oberwald nach dem großen Schweine gezogen, so stets über die Grenze gangen und hat mir unser Herregott das Glück geben, daß ich's fangen habe. Es hat mir gute Blossen gemacht, ich hab sie aber gleichwohl übertimpffelt,“ und er schließt mit den Wor-

ten: „Jezo reite ich gleich zu den Jägern auf der Kunheitte, will sehen was da zu thun ist und will's E. L. noch heut in der Nacht Post thun. — Hiermit Gott befohlen. Datum auf'm Bauernwagen, da die Sau drauf liegen. E. L. getreuer dienstwilliger Bruder bis in den Tod Johans Sorge“ —

Mit welcher Mühe und Anstrengung, ja sogar großen Geldaufwand übrigens die Jagdlust noch zu jener Zeit erkaufte werden mußte, geht aus vielen andern eigenhändigen Schreiben des J. G., namentlich aber aus einem vom 30. Nov. 1609 hervor, wo es heißt: „Vor Sonnabends kann keine Jagd werden, denn der Zeug gar zu sehr gefroren, zerreißt mit Gewalt und zerbrechen die Wagen, daß auch gestern und heute ein funfzehn, wo nicht alle zwanzig Räder seindt zerbrochen. Zeit meines Lebens ist mir keine solche Arbeit vorkommen, geschieht großer Schade zum Zeuge, weiß nicht wird er mit drei oder viertausend Gulden können wieder erzeugt werden; es steht einer seinen Jammer an Leuten und Zeuge, denn es träget und träget nicht, es friert und regnet, wir wollen das unfrige thun“ u.

(Fortsetzung folgt.)

## Carl Maria von Weber,

Königlich Sächsischer Capellmeister und Musikdirector der deutschen Oper zu Dresden.

(Nebst seinem Portrait.)

Der Name Weber hat in der Geschichte der deutschen Tonkunst des 18. und 19. Jahrhundert. einen mehrfach guten Klang, denn Bernhard Anselm Weber, Königl. Preussischer Capellmeister, geboren zu Mannheim im J. 1766, gestorben am 23. März 1821, sowie Friedrich August Weber, Doctor der Medicin und Stadtarzt zu Heilbronn, geboren am 24. Jan. des J. 1753 und gestorben im Jan. 1806, waren als gute Componisten bekannt, und Georg Weber, geboren zu Würzburg am 1. Jan. 1771, hat sich besonders als tüchtiger Orgelspieler und Pianist gezeigt, und die Geschichte der Musik wird Ernst Heinrich Weber, Professor der Anatomie an der Universität zu Leipzig, geboren am 24. Juni 1795 in Wittenberg, als tüchtigen Musikker und musikalischen Schriftsteller, sowie dessen jüngeren Bruder Wilhelm, geboren am 24. Oct. 1804 zu Wittenberg, ebenfalls als bewährten Musikker nennen, während die Namen eines Heinrich Dionysius Webers, geb. 1771 zu Welchau in Böhmen, als der eines großen Musikkers und Componisten, sowie Gottfried Webers, als der eines der verdientesten Theoretiker und auch praktischen Tonsetzers, besonders bekannt durch die Zeitschrift „Cäcilie“, geboren 1779 zu Freinsheim in Rhein-Baiern, auf dem Gebiete der Ton-

kunst stets ihre Geltung und den verdienten Ruf behalten und die Namen Josepha, Aloysia, Constanze und Sophie von Weber, Töchter des Oheims unsers Carl Maria von Webers, des ebenfalls als guten Violinisten und Bassängers berühmten Friedolin von Weber, nie der Vergessenheit anheim fallen werden.

Unter allen ist aber Carl Maria von Weber am Meisten dem deutschen Volke durch seine melodiereichen, aus dem Munde des Volkes zum Theil erlauschten Compositionen bekannt geworden, und während der Britte seine Tonsetzungen beachtet und der Franzose dieselben lobt, kann der Deutsche stolz auf ihren Erfinder sein, der als Mensch, Gatte und Vater, so wie als Beförderer der neuesten Musik gleich hoch zu achten, und unstreitig in der nach-mozartischen Kunst-Periode als einer der genialsten, originellsten und dabei fruchtbarsten deutschen Componisten zu betrachten, ja als Tonkünstler überhaupt genommen, als einer der merkwürdigsten Männer des 19. Jahrhunderts anzusehen ist.

C. M. v. W. erblickte das Licht der Welt am 18. Decbr. des Jahres 1786 in dem durch seine Stadtschule, an der Johann Heinrich Voss und Bredow



als Rectoren wirkten, berühmten und ehemals als Residenz des Bischofs von Lübeck bekannten Städtchen Lützin im Holsteinischen, wo sein Vater, Anton von W., als Major außer Dienst in ziemlich glänzenden Verhältnissen lebte und daher auch in dem Stand gesetzt war, für die beste Erziehung des Knaben, den er anfänglich für die Wissenschaften bestimmt hatte, Sorge zu tragen. Eine Hauptneigung lenkte jedoch den Fleiß des jungen W. schon früh mehr zur Musik und Malerei hin, für die Anfangs der Vater eigentlich nur die Mußestunden angewendet wissen wollte, und, obgleich W. sehr viel Talent für die letztere zeigte, mußte sie sich doch endlich durch die erstere baldigst verdrängt sehen. Dem Studium der Tonkunst widmete jetzt W. ausschließlich die vom Schulunterrichte freien Stunden, und zwar mit soviel Vorliebe und Eifer, daß er sogar, wenn seine Mitschüler sich im Freien ergingen, oder auf den Spielplätzen sich austobten, vorzog, angestrengt zu musizieren. Er sagt von sich in seiner Selbstbiographie, welche der Vorrede zu dem Isten Bändchen der bei Arnold in Dresden im J. 1827 von seinem intimsten Freunde Theodor Zell herausgegebenen hinterlassenen Schriften v. Webers einverleibt ist: „Ich genoß der sorgfältigsten Erziehung mit besonderer Vorliebe für die schönen Künste, da mein Vater selbst ausgezeichnet Violine spielte. — Die eingezogene Weise, in der meine Familie lebte, der stete Umgang mit erwachsenen, gebildeten Menschen, die ängstliche Vorsicht, mir keine andere verwildernde Jugendgesellschaft zuzulassen, lehrten mich früh, mehr in mir selbst und der Phantasiwelt zu leben, und in ihr meine Beschäftigung und mein Glück zu suchen. Malerei und Musik theilten sich hauptsächlich in meine Zeit. Von ersterer versuchte ich mit Glück mehrere Zweige zu pflegen, ich malte in Del, Miniatur, Pastell, und wußte auch die Nadirnadel zu führen. Doch unwillkürlich entschlummerte diese Beschäftigung, und die Musik verdrängte, meiner sich unbewußt, die Schwester endlich gänzlich.“

Ueber seine erste Erziehung im älterlichen Hause hat er sich übrigens in dem, dem 3ten Capitel seines „Tonkünstlers-Lebens“ beigefügten Brief an Ernsthof etwas deutlicher erklärt, in dem er schreibt: „Laß mich in die Zeiten zurückträumen, wo ich von der Hand einer guten Mutter, ach, leider so wenige Jahre geleitet wurde. Erzogen mit allem Aufwande eines wohlhabenden Vaters, sein Abgott, prägte man in früher Jugend die Liebe zu allen Künsten in meine empfängliche Seele; meine wenigen Talente entwickelten sich, und waren auf dem Punkte, mich zu verderben; denn mein Vater kannte nur die Seligkeit, mit mir zu glänzen, fand alles vortrefflich, was ich schuf, erhob mich in Gegenwart fremder Menschen an die Seite unserer ersten Künstler, und hätte so schonungslos das in jedem Gemüthe liegende Bescheidenheits-Gefühl unterdrückt,

wenn nicht der Himmel mir in meiner Mutter einen Engel beigeßelte, der mich von meiner Nichtigkeit zwar überzeugte, aber doch den strebenden Funken, dem einst ein schönes Ziel nach hohen Anstrengungen verheißen sei, nicht unterdrückte, sondern nur auf seine rechte Bahn leitete. Ich las Romane, und überspannte meine Begriffe. Ich reiste früh in meiner gefährlichen Ideen-Welt, sog aber doch den großen Nutzen daraus, aus dieser zahllosen Menge Helden ein Ideal von Männlichkeit mir zu verschaffen. Mein Vater reiste mit mir; ich sah einen großen Theil Europas, aber nur wie im Spiegel, wie im Traume; denn ich sah durch fremde Augen. Ich bereicherte mein Wissen und gerieth, vorher ein bloßer Empiriker, — auf theoretische Werke. Eine neue Welt öffnete sich mir; hier glaubte ich den Schatz alles Wissens erschöpfen zu können. Ich verschlang alle Systeme, vertraute blindlings der Autorität der großen Namen, unter deren Beglaubigung sie in der Welt standen, — und wußte nichts. — Nun starb meine gute Mutter; ohne einen Erziehungsplan gemacht zu haben, hatte ihr zartfüßiges Rechts-Gefühl sie den Weg gelehrt, mir Grundsätze einzuprägen, die ewig die Stütze meines Seyns ausmachen werden.“

Eine besondere Neigung seines durch nichts gebundenen und mit hinlänglichen Existenzmitteln versehenen Vaters, nicht lange an einem Orte zu verweilen, sondern je öfter je lieber seinen Aufenthalt zu wechseln, hatte den Nachtheil, daß der junge W. eben so oft den Wechsel seiner Lehrer zu erfahren hatte, und W. sagt daher selbst davon: „Der Nachtheil, den das Wechseln der Lehrer hervorbrachte, ersetzte sich später desto wirksamer, durch das Erwecken der eigenen Kraft, und der Nothwendigkeit aus eigenem Nachdenken und Fleiße zu schöpfen.“

Nach Ws. eigenem Geständnisse hatte er den ersten wahren und besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart, auf dem Klavier, und zu gleicher Ausbildung beider Hände, dem braven, strengen und eifrigen Organisten Hauschkel in Hildburghausen, dessen Unterricht er in den Jahren 1796—97 genoß, zu verdanken. Sein Vater, der die allmälige Entwicklung des Talents seines Sohnes beobachtete, sorgte wie W. selbst von ihm sagt, „mit der liebevollsten Aufopferung für dessen Ausbildung.“ — Ein Beweis, daß der Vater W's. nichts schonte, was zur Entwicklung des musikalischen Talents seines Sohnes förderlich sein konnte, war, daß er ihn im J. 1797 zu Michael Haydn nach Salzburg brachte. — Doch W. gesteht selbst von den Verhältnissen, in den er als Schüler zu seinem neuen Lehrer Haydn sich in Hinsicht seiner weitem Ausbildung befand: „Der ernste Mann stand dem Kinde noch zu fern, ich lernte wenig bei ihm und mit großer Anstrengung.“ — Während seines Aufenthaltes in Salzburg ließ im J. 1798 der Vater Ws. zur Auf-



munterung des jungen Tonkünstlers, der sich jetzt schon in der Composition versucht hatte, das erste Werk, 6 Fughetten, drucken, die in der musikalischen Zeitung auch günstig erwähnt wurden.

Zu Ende des J. 1798 geleitete ihn sein Vater, der eingesehen, daß Haydn's Unterricht noch viel zu wenig für seinen Sohn geeignet war, nach München. Hier erhielt W. zuerst Unterricht im Gesange bei Vallesi und in der Composition vom nachmaligen Hoforganisten Kalcher. Seinem Lehrer Kalcher verdankte W. gewissermaßen die erste feste Grundlage zu seiner endlichen Ausbildung zum Tonsetzer. Er sagt daher selbst in seiner Biographie: „Dem klaren, stufenweise fortschreitenden, sorgfältigen Unterrichte des Letztern verdanke ich größtentheils die Herrschaft und Gewandheit im Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz, die dem Tondichter so natürlich werden müssen, soll er rein sich und seine Ideen auch dem Hörer wiedergeben können, wie dem Dichter Rechtschreibkunst und Sylbenmaß. Mit unermüdetem Fleiße arbeitete ich mein Studium aus.“ — Damals schon zeigte sich bei W. eine unverkennbare Vorliebe zur dramatischen Composition, weshalb er auch unter der Aufsicht seines würdigen Lehrers Kalcher sich in der Composition einer kleinen Oper, „Die Macht der Liebe und des Weines“, versuchte. — Gleichzeitig schrieb er eine große Messe, drei Klavier-Sonaten, sechs Violin-Trios, und vierstimmige Gesänge oder Canons, so wie mehre Hefte Variationen, welche Erstlinge seiner musikalischen Schöpferkraft leider alle in späterer Zeit bei einer Feuersbrunst ein Raub der Flammen wurden. Er gedenkt in dem oben schon erwähnten Briefe dieser Feuersbrunst, bei der er all sein Habe verlor, aber dafür einen wahren Freund fand, wie folgt: „Ich lebte mit Dir an einem Orte, und haßte Dich zwar nicht, aber ich verachtete Dich, denn — Künstler wie ich, auf demselben Instrumente, einen Weg mit mir wandelnd, mußte ich immer nur von Dir hören, daß Du mich bitter getadelt, daß Neid Dich erfülle, daß Du mir tausend Kabalen gemacht ic., daß Alles dieß aus dem Munde unsrer Tischfreunde und einer aus Liebe für mich blinden Umgebung kam, erwog ich Schwacher nicht, und eine herbe Bitterkeit gegen Dich hatte sich meiner bemächtigt. — Da brach des Krieges Greuel auch unsre friedliche Ruhe. Du warst kurz vorher von einer Reise mit Ruhm zurück gekehrt, und im Begriffe, sie weiter fortzusetzen, indeß ich, angeschmiedet, durch die Liebe eines Vaters, der den Gedanken nicht ertragen konnte, ohne mich zu leben, verbrütete, als räuberische Horden das Städtchen überfielen, und meine Habe ein Raub der Flammen wurde. Ich hatte mich verspätet; meine Lieblinge, meine Bücher, zu retten, vergaß ich alles, mich selbst; man gab mich für verloren, als es mir schon gelungen war,

mich von der andern Seite des Hauses zu retten; doch kaum war ich in Sicherheit auf der Straße angelangt und hörte, daß Du mit der augenscheinlichsten Lebens-Gefahr, um mich zu retten, in den Flammen seyst, da that es einen mächtigen Riß in meiner Brust, als ob das Weltthor der Liebe sich aufthäte, das Flehen des Vaters, das Drängen der Menge, der offenbare Tod konnte mich nicht abhalten, Alles das für Dich zu wagen, was Du schon für mich thatest. Durch Feuerwogen, stürzende Balken, und betäubenden Dampf drang ich zu Dir, der mich suchte, und im Hochgefühl der gegenseitigen Liebesschuld, sanken wir uns in die Arme und schlossen unter den Toben des Elements und der Gefahr, jedem Augenblick sein Opfer zu werden, den Bund, der nie sich wieder trennen soll.“ —

Der rege jugendliche Geist der alles Neue und Aufsehen erregende mit Begier erfaßt, und mit Hast sich anzueignen sucht, hätte fast unsern jungen W. von der betretenen Laufbahn abgelenkt, und ihm einem neuen, doch zu mechanischen, Zweig der Kunst zugewendet. — Als nemlich von Sennefelder, oder wie ihn W. nennt von Sonnensfels, die Erfindung der Lithographie gemacht hatte, so regte sich in W. die Idee, der neuen Erfindung, wie er sich selbst ausdrückt, den Rang abzulaufen. „Ich glaubte,“ sagt er, „endlich die Erfindung auch gemacht zu haben und zwar mit einer zweckmäßigen Maschine versehen. Der Wille diese Sache in's Große zu betreiben, bewog uns, nach Freiberg zu ziehen, wo alles Material am bequemsten zur Hand schien.“ — Doch die Umständlichkeit und Weitläufigkeit der Begründung eines für die neue Erfindung geeigneten Etablissements, so wie überhaupt das Mechanische und für W's. bisherige künstlerische Bestrebungen doch eigentlich mehr Geisttödtende des Geschäftsbetriebes ließen baldigst seine Idee fallen und ihn seinen Plan zur Vervollkommnung der neuen Erfindung aufgeben. —

Dieser Abschnitt in der Periode seines Lebens, der ihn jedoch zum größten Glück nur auf kürzeste Momente der Tonkunst abtrünnig gemacht hatte, war Folge, daß er mit verdoppelter Lust die Composition fortsetzte. Sein erstes Werk, was er jetzt wieder der musikalischen Welt vorlegte, waren die seinem würdigen Lehrer Kalcher aus wahrer Dankbarkeit dedicirten und in München im Jahre 1800 lithographirt erschienenen Variationen in C. Auch die alte Vorliebe zur dramatischen Tonkunst regte sich in W. vom Neuen. Er wählte sich zum Text die vom Ritter von Steinsberg gedichtete Oper „das Waldmädchen.“ Dieser von dem 14jährigen Componisten vollendete dramatische Tonsetzung-Versuch ward mit dem Eintritte dieses Jahrhunderts auf mehren Bühnen Deutschlands wirklich mit Beifall gegeben: er kam in Wien allein 14 mal zur Aufführung, ward in Prag sogar in das Böh-



mische übersezt, und auch in Petersburg mit vielem Beifall gesehen. Ueberhaupt wurde diese Oper W's. weiter verbreitet, als, wie er sich ausdrückt, ihm selbst lieb sein konnte, da es nach seinem eigenen Urtheile ein höchst unreifes, nur vielleicht hin und wieder nicht ganz von Erfindung leeres Produkt war, das er überdies in sehr kurzer Zeit, und namentlich den zweiten Akt desselben, in nicht mehr als zehn Tagen vollendet hatte, weshalb er auch diese Oper „eine der vielen unseligen Folgen der auf ein junges Gemüth einwirkenden Wunder-Anekdoten von hoch verehrten Meistern, den man nachstrebt, wiederholt selbst nannte.

Sein Streben nach Originalität hatte W. bereits in mehren bis jetzt versuchten kleinern Compositionen dargethan, und sein Bemühen, stets Neues, Selbstständiges zu schaffen, oder neu Geschaffenes möglichst zu veredeln, oder genießbarer zu machen, beschäftigte fortwährend seinen regen Geist. Vorzüglich aber war es ein Artikel der musikalischen Zeitung, welcher in W., fast um dieselbe Zeit, die Idee weckte, eine ganz andere Weise der Tonkunst geltend zu machen, und namentlich ältere, meist längst vergessene Instrumente von Neuem für das Orchester in Anwendung zu bringen. Im Verfolg dieser Ideen schrieb er, als er mit seinem Vater im Jahre 1801 in Familienangelegenheiten nach Salzburg gereist war, daselbst die Oper „Peter Schmoll und seine Nachbarn.“ — Diese Composition erfreute sogar seinen alten ernstern Lehrer Michael Haydn namentlich deshalb, da er in ihr so manches Neue fand, weshalb er sich dazu bewogen fühlte, derselben öffentlich ein ungemein gültiges Zeugniß zu ertheilen, was später in Gerbers Tonkünstler-Lexikon abgedruckt ward. W's. ebenerwähnte neue Oper kam in Augsburg auch wirklich zur Ausführung, doch wie er selbst sagt „ohne sonderlichen Erfolg, wie natürlich.“ Die Ouvertüre in Es ward später von ihm umgearbeitet und erschien erst im Jahre 1807 bei Gombart in Augsburg in Druck. Außerdem gab er noch in demselben Jahre und Verlage *Six petites pièces à quatre mains* und 12 Walzer heraus, sowie zu Anfange des Jahres 1802 einzelne Lieder und 6 *Cossaisen* bei Böhm in Hamburg. — Im Jahre 1802 trat sein Vater, zufrieden mit den Fortschritten seines Sohnes, eine musikalische Kunstreise, durch einen großen Theil Deutschlands mit ihm an. Auf dieser Reise, auf der er namentlich Leipzig, Hamburg und Zolstein besuchte, nahm er vorzüglich Gelegenheit, mit gewohntem Eifer theoretische Werke über alle Theile der Musik zu sammeln und mit wahrhaftem Wissensdrang zu studiren. In diesen Momenten seines Lebens stieß ihn unglücklicher Weise, wie er selbst erzählt, ein *Doctor medicinae* alle seine schönen Lehrgebäude mit den oft wiederkehrenden Fragen: *Warum? Wie?*

*Weswegen?* u. s. w. über den Haufen, und stürzte ihn in ein Meer von Zweifeln, aus dem ihn nur nach und nach das Schaffen eines eigenen auf natürliche und philosophische Gründe gestützten Systems rettete, „so daß,“ wie er selbst von sich sagt, „ich das viele Herrliche, was die alten Meister befohlen und festgestellt hatten, nun auch in seinen Grundursachen zu erforschen und in mir zu einem abgeschlossenen Ganzen zu formen versuchte. Es drängte mich nach der Tonwelt Wiens, und zum ersten Male trat ich hinaus in die Welt.“ —

In Wiens regem Künstler-Leben kam W. sehr bald in den Umgang mit den bedeutendsten Tonkünstlern jener Zeit, die Deutschlands Hauptstadt damals in ihren Mauern versammelt hielt. Unter ihnen war auch sein unvergeßlicher Lehrer Haydn. In seinem Umgange hatte der junge hoffnungsvolle Componist auch das Glück, den Abt Vogler kennen zu lernen. Dieser größte Tonkammer seiner Zeit schloß mit der Liebe, die jedem wirklich großen Geiste eigen ist, dem wahrhaft ernst gemeinten Streben freudig zu helfen, und mit der reinsten Hingebung den Schatz seines Wissens vor ihm auf.

„Wahrlich“, sagt W., „nur wer so wie ich, und einige Wenige noch, Gelegenheit hatte, diesen tieffühlenden starken Geist, diesen unererschöpflichen Reichthum an Kenntnissen, und die feurige Anerkennung alles Guten, aber — auch die strenge Wägung desselben — zu beobachten, dem mußte er ehrwürdig und unvergeßlich sein, und er mußte die durch Erziehung, Stand, Anfeindungen aller Art und Mißverstehen dem großen Ganzen eingeschobenen, es umgebenden und scheinbar verwirrenden Schlacken und seltsamen Eigenheiten, als an sich minder merkwürdige Erscheinungen hinnehmen, übersehen, und natürlich finden. — Möge es mir einst gelingen, diese seltene psychologische Kunst-Erscheinung der Welt klar vor die Augen zu stellen, seiner würdig und zur Belehrung der Kunstjünger.“ —

Auf den wahrhaft väterlichen Rath des Abts Vogler gab W. sofort das Ausarbeiten größerer Tonstücke auf, und widmete sich heinahe zwei Jahre hindurch dem fleißigsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Tonkünstler, indem er besonders während dieser Zeit fortwährend Gelegenheit nehmen konnte, gemeinschaftlich mit Vogler den Bau, die Ideenführung und Mittelbenutzung zu zergliedern und dabei auch außerdem genug Aufforderung hatte, dieselben theilweise in einzelnen Studien zu erreichen, und sie in sich klar zu machen. Dessenhalb erschien während dieser Zeit weiter nichts von W., als Variationen in *F dur* „sur l'air de Castor et Pollux,“ so wie der Clavierauszug der Vogler'schen Oper „*Samori*“ und Variationen aus dieser Oper in *B dur*.

Aus diesem für W. wirklich höchst vortheilhaften Verkehr mit den besten praktischen Tonkünstlern und



unter dem Einflusse des bewährtesten Theoretikers und Tonsetzers jener Zeit, wurde W., vielleicht noch zu früh, in das praktische Leben geführt. — Erst 19 Jahr alt erhielt nämlich W. den Ruf zur Musikdirectorstelle nach Breslau. Dieser Ruf, der im Jahre 1805 an ihn gelangte, eröffnete ihm jedoch, wie er selbst sagt, ein neues Feld zur Erweiterung der Effectkenntnisse. „Ich schuf“ sagte er von dieser Epoche seines Lebens, „da ein neues Orchester und Chor, überarbeitete manche frühere Arbeiten, und componirte die Oper „Käbezahl“ vom Prof. Kobde, größtentheils. Die vielen Dienstgeschäfte ließen mich nicht viel zu eigenen Arbeiten kommen, desto besser konnte ich aber die so vielfach gestalteten, und mit übergroßer Begierde in mich gesogenen verschiedenartigen Kunst-Principien abgähren, und nach und nach das Selbstständige, vom Schöpfer Verlebene, hervortreten lassen.“

Die Thätigkeit W's. für Breslaus neue musikalische Kunstbestrebungs-Epoche war jedoch nur von kurzer Dauer; denn schon im Jahre 1806 folgte er, dem es nicht eben behaglich in Breslau zu sein schien, der Einladung des Herzogs Eugen von Württemberg, der damals zu Carlsruhe in Schlesien residirte. An dem Hofe dieses wirklich kunstinnigen und kunstliebenden Prinzen hatte W. Gelegenheit zwei Symphonieen, mehre Concerte und einige andre Harmoniestücke zu schreiben; doch der über Deutschland hereinbrechende Krieg vertrieb ihn nur zu schnell aus diesen, seinem Studium sehr zusagenden Verhältnissen, und nachdem das niedliche herzogliche Theater von den rohen Kriegeshorden zerstört worden war und die Mitglieder der wahrhaft braven herzoglichen Capelle sich zerstreut hatten, blieb auch ihm nichts weiter übrig, als sich, nach den vom Kriegstumult noch etwas freien deutschen Ländern auf eine Kunstreise, doch wie er sagt, von den ungünstigen Verhältnissen der damaligen Zeit begleitet, zu begeben.

Nach vielen Hin- und Herzügen sprach er endlich auch am Hofe des Herzogs Louis von Württemberg in Stuttgart ein, wo er eine Zeit lang auf Veranlassung dieses kunstliebenden Fürsten, obgleich der Kunst als ihr unmittelbarer Diener, auf kurze Zeit entsagend, verweilte. — „Hier“, sagt er, „von der freundlichen Theilnahme des trefflichen Danzi ermuntert und angeregt, schrieb ich die Oper: Silvana, nach dem Sujet des früheren Waldmädchens von Ziemer neu bearbeitet, den ersten Ton, Ouvertüre, umgearbeitete Singchöre, wieder Klaviersachen u. s. w., bis ich 1810 mich wieder ganz der Kunst weihete, und abermals eine Kunstreise antrat. Von dieser Zeit an kann ich ziemlich rechnen, mit mir abgeschlossen gewesen zu sein, und Alles, was die Folgezeit gethan hat und thun wird, kann nur Abschleifen der scharfen Ecken und das dem feststehenden Grund nothwendige Verleihen von Klarheit und Faßlichkeit sein. — Ich durchzog Deutschland nach verschiedenen Richtungen, und die Liebe, mit der ich im Ganzen meine Leistungen als ausübender und dichtender Künstler aufgenommen sah, der Ernst, der ihnen bei oft heftigsten Widersprüche und Anfällen doch stets geweiht wurde, ließ auch mich alle die Kraft und alle die Reinheit des festen Willens aufbieten, die allein den Menschen zum wahren Priester seiner Kunst heiligt. In Frankfurt, München, Berlin, Wien u. s. w. wurden meine Opern gegeben, meine Concerte versucht. Noch einmal sah ich den trefflichen Abt Vogler, wenige Zeitspannen vor seinem Hingehen, wie er sich hingab, zweien mit herrlichen Gottesgaben beschenkten Kunstjüngern, Meyerbeer und Gensbacher. Im Vereine mit diesen genoß ich, gereizter und selbst zum Sichten fähiger, noch seine tiefen Erfahrungen, und schrieb eine Oper Abu Hassan (Darmstadt 1810). Nur später noch einmal in Wien sahe ich ihn, im freudigsten Antheile an meinem Streben. Friede seiner Asche!“ —

(Fortsetzung folgt.)

## Die Bastei.

(Nebst Abbildung der Burg Alt-Rathen mit den Basteifelsenwänden.)

(Fortsetzung.)

Der Neurathen diente im dreißigjährigen Kriege, besonders im J. 1639, als General Banner mit seinen schwedischen Kriegsvölkern Pirna und die Umgegend fürchtbar heimsuchte und den Sonnenstein belagerte, den flüchtigen Bewohnern der Umgegend als Zufluchtsort, und viele derselben kehrten nicht wieder zu ihren Wohnungen zurück, sondern starben hier, entweder vor Ermattung oder Hunger, und nur die Stärkern und Jüngern kehrten nach dem Waffenstillstande in ihre

Heimath zurück. Auch im Jahre 1706 trieb die Erinnerung an jene Schreckensjahre des 17. Jahrhunderts Viele in diese Einöde, als die Schweden der Gegend sich wieder näherten, und es wird behauptet, daß viele der untern, augenscheinlich neuern Befestigungen ein Werk dieser Zeit der Schwedenfurcht sind. Eine Inschrift, welche wenigstens zeigt, daß zu dieser Zeit hier Menschen gehaust haben, ist übrigens noch jetzt in einem Viereck an einem Felsen des Neurathen zu



lesen: CRISTOPH HASE 1706 WAR TER SWETE IN LANTE ER KUSTETE VIL GELT. — Wenn jedoch, wie mehre wollen, behauptet wird, daß die Befestigungs-spuren am Neurathen alle aus dieser Zeit stammen, so ist dies zu viel gewagt, da diese Zeit zuverlässig ebenso wenig, als die Zeit des 30jährigen Kriegs solche kühne Baue hervorgebracht haben kann; vielmehr spricht sich in den wenigen Spuren der ganzen Anlagen des Neurathen nur zu deutlich der Geist des frühern Mittelalters aus, wo man auf den schroffsten Felsen-riffen die tollkühnsten Baue gleichsam aufkittete. —

Das Schloß Rathen hatte auch seine eigene, wiewohl kleine Pflanze, die aus dem Dorfe Rathen und dem jenseits der Felsenmassen gelegenen Rathewalde, wie nicht nur der Name anzuzeigen scheint, sondern auch daraus geschlossen werden kann, daß der Name dieses Dorfes in keinem alten Kaufbrieft, weder der Pflanze Hohenstein noch der Pflanze Wehlen, als gehöriges Dorf genannt ist, gebildet wurde. —

Durch die Brücke, welche vom sogenannten Thore des Neurathen aus auf die an die Bastei stoßende Felsenhöhe schon in frühesten Zeit führte, ward die Verbindung zwischen beiden zur Herrschaft Rathen gehörigen Dörfern, und machte namentlich in ältester

Zeit die Zufuhr aus Rathewalde in die Burg Neurathen möglich.

Es mag übrigens, wie wenigstens aus den alten Rügen des Amtes Pirna zu ersehen ist, der kriegerische, unruhige Geist der Besitzer und Mannen auf Rathen auch unter den Bewohnern des Dorfs Rathewalde selbst noch lange nach der Zerstörung der Burg sich fortgeerbt haben.

Schlüsslich scheint es uns noch passend, ehe wir im Geiste die letzten Schritte von der Brücke zur Höhe der Bastei selbst thun, um den Leser auch auf die schöne Aussicht speciel aufmerksam zu machen, daß wir nochmals zu dem Namen Rathen oder Raden kürzlich zurückkehren, um bei Erklärung seiner Bedeutung einen schwachen Blick in die Urgeschichte dieser natürlichen Burg zu werfen. — Rada bedeutet nämlich im Sorbischen der Rath, die Weissagung, daher auch der Göze Radigast, Radegast und Radagost. Kann man nun nicht annehmen, daß hier in den frühesten Zeiten des Sorbenthums eine Priesterweste war, oder der Ort, wo die Heerführer und Volksvertreter gemeinschaftlich sich beriethen, wofür allerdings auch die ältesten Sagen von Alt- und Neu-Rathen zu sprechen scheinen. —

(Beschluß folgt.)

## Friedrich Heinrich von Seckendorf,

Reichsgraf, Herr auf Oberzenn, Neuselwitz, Schnauderhainchen, Mumsdorf, Starckenberg, Wuitz u. c., des Johanniter-, Elephanten- und weißen Adler-Ordens Ritter, kaiserl. königl. wirklicher geheimer Rath und General-Feldmarschall, auch Reichs-General der Cavallerie, und der Reichsfestung Philippsburg Gouverneur.

(Fortsetzung.)

Schon mit dem Uebertritte vom Knaben- zum Jünglingsalter, im 15. Lebensjahre, war S. für die Hochschule reif. In Begleitung seines Bruders besuchte S. im J. 1689 die Universität zu Jena, wo beide in Gesellschaft des nachmaligen Reichs-Vizekanzlers, Grafen von Nersisch, ihre Studien begannen. Um das in jeder Beziehung sorgfältig begonnene Gebäude ihrer gelehrten Ausbildung, besonders in Hinsicht auf die Rechtswissenschaften fester zu begründen, wurden beide Brüder der speciellen Aufsicht des damals so sehr berühmten Rechtslehrers und nachherigen Reichshofraths, Baron von Lynkers, anvertraut, und erhielten in dessen Hause Kost und Wohnung. Ihr großer Oheim hatte ihnen beim Eintritt in das weitere Leben vor Allem das Gebet im Geiste und in der Wahrheit, nächstdem die fleißige Lectüre der Bibel und die gewissenhafteste und feierlichste Beobachtung der Sonn-, Fest- und Ruhetage, sowie den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes dringend anempfohlen, machte

ihnen zur Pflicht, keine Stunde, als höchstens die zur Erhaltung der Gesundheit nöthigen, ungenützt vorübergehen zu lassen, und gab ihnen sogar eine besondere Vorschrift, wie sie ihre Studien mit Nutzen vertheilen sollten. Ebenso zeigte er ihnen, wie sie ganz besonders durch Mäßigkeit im Essen und Trinken, in der Bewegung sowohl, als in der Ruhe ihre Gesundheit kräftigen und ihr Leben verlängern könnten. Er warnte sie aber auch namentlich vor Allem, was die Würde des Menschen schändet, ermahnte sie hauptsächlich, sich vor bösen Gesellschaften zu bewahren, da sie gute Sitten und treffliche Gesinnungen zu verderben pflegen, und rieth ihnen an, nur mit anerkannt rechtschaffnen und wahrhaft tugendhaften und dabei auch wo möglich gelehrten und verständigen, ihre Kenntnisse nicht bloß zur Schau tragenden, sondern sie auf das Leben stets übertragenden Leuten bekannt zu machen. Ferner schrieb er ihnen noch eine Reihe von Regeln vor, in deren Befolgung besonders der Adel sich einer wahrhaften Anständigkeit,



Sittsamkeit und ungekünstelten Höflichkeit theilhaft machen könne. Endlich schärfte er aber ihnen auch Ordnung, die größte Tugend des Geschäftsmannes, und eine richtig verstandene Sparsamkeit ein. Bei dieser Ordnung der akademischen Studien mußte nothwendig die Wissenschaftlichkeit dieses edeln Brüderpaars schnell gedeihen, und die schönste Hoffnung einer fruchtbaren Zukunft geben. Doch ihr großer Oheim, dem, wie wir aus seiner Biographie erfahren, nichts genügte, was nicht wahrhaft erfüllt und möglichst vollkommen war, genügte der einmalige akademische Cursus noch keineswegs. Er ließ vielmehr seine Nessen, nachdem sie schon in den Rechtswissenschaften gründlich unterrichtet waren, nicht nur auf der Hochschule in Leipzig ihre akademischen Studien noch weiter fortsetzten, sondern sie auch noch nach daselbst vollendetem Lehrkursus zu sich auf seinen Ritterstiz nach Meuselwitz kommen, um zur endlichen Ausbildung beider die Hand selbst an das Werk zu legen. — Da aber Veit v. S. vom König Friedrich I. als erster Kanzler der neu errichteten Universität zu Halle berufen wurde, und sich im Jahre 1692 dahin begab, nahm er seine beiden hoffnungsvollen Nessen mit sich. Das neue Verhältniß, in das ihr Oheim trat, würde auch ihre Studien zu der von ihm erstrebten Vollkommenheit zuverlässig gebracht haben, indem sie hier noch ihre juristischen Studien unter den beiden großen Rechtslehrern Stryk's und Thomastius gehörig vollenden sollten; doch der Tod ihres vor-  
trefflichen Oheims, ihres zweiten Vaters, der, kaum einige Wochen in seinem neuen Wirkungskreise, am 20. December desselben Jahres starb, gab wenigstens unserm S. plötzlich eine andere Richtung. — S. begab sich nämlich, bei seiner überaus großen Neigung zu den Kriegswissenschaften, im darauf folgenden Jahre mit seinem Bruder nach Holland, — um zu sehen, ob er daselbst sein Glück finden käme. Der berühmte Vittrarius in Leyden suchte ihn zu bereden, den Staatswissenschaften treu zu bleiben, und S. beendigte hier auch wirklich seine facultäts-wissenschaftliche Laufbahn mit einer juristischen Disputation \*), die er bei einem großen Auditorium unter dem Vorsitz des Vittrarius hielt. Wir werden in seinem ganzen übrigen Leben, vorzüglich in dem, den diplomatischen Geschäften gewidmeten Theile desselben, mehr als es viele Disputationen und Dissertationen, die viele Gelehrte, um zu glänzen, zu schreiben pflegen, beweisen können, daß der Zweck der Universitätsjahre größtentheils bei unserm S. erreicht ward. Und es ist zuverlässig, daß, hätte ihm diese wichtige Zeit seiner Bildungsperiode nicht den hohen Sinn für Literatur und das Streben nach ihren Schätzen verliehen, hätte das Studium derselben seinen Geist

\*) De pactis successoriis tam publicis quam privatis.

nicht zur gelehrten Gründlichkeit und zum wahren systematischen Fleiße gewöhnt, so wäre er keineswegs, weder einer so vielseitigen, fast 50jährigen Geschäftsthatigkeit fähig, noch viel weniger dem Kampfe gegen die Civilbehörden gewachsen gewesen, welche ihn, wie wir später sehen werden, ziemlich nachdrücklich mit der Feder angriffen.

Das letzte Jahr seiner Bildungsperiode, und der in ihr leider zu früh erfolgte Tod seines würdigen Oheims, ist aber in noch einer Beziehung für die Charakteristik S.'s. merkwürdig. — Der unerwartete Eintritt dieses seines Beschützers und Erziehers ward nämlich Störung des Plans zu wissenschaftlichen Reisen, die die jungen Seckendorfe auf Kosten und nach der planmäßigen Angabe antreten sollten. Unstreitig hätte die Ausführung dieses Vorhabens höchst wohlthätig der tiefen Wirkung des in seiner ersten Erziehung eingesogenen klösterlichen Pedantismus in seinem Innern entgegengearbeitet.

Da nun S. sich vornehmlich in dem Natur- und Völkerrechte, sowie überhaupt in den Staatswissenschaften und in den mathematischen Wissenschaften namentlich nicht nur gewöhnliche Kenntnisse erworben hatte, folgte er endlich seinem Hange zum Soldatenstande, in welchem ihn auch sogar sein Oheim noch weit mehr gestärkt zu haben scheint. Er trat daher zuerst im J. 1693 bei dem Heer des Königs Wilhelms III. in den Niederlanden als Freiwilliger ein. Ging jedoch schon im J. 1694 zur Reichsarmee, welche Markgraf Ludwig von Baden, der Sieger von Salanckmen, anführte, und trat bei dem Kürassierregimente von Wartensleben, das damals in kaiserlichem Solde stand, als Cornet in Dienste. Nachdem er mit demselben zwei Feldzüge gemacht und während derselben als Lieutenant eingerückt war, nahm er im J. 1695 seinen Abschied, ging nach Venedig, um sich von hier aus nach Morea einzuschiffen, trat jedoch, statt sich einzuschiffen, in Venedig, wo er die Bekanntschaft des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach zu machen Gelegenheit hatte, in dessen Dienste, und traf mit ihm im Junius 1696, nach einer Reise durch Italien, in Ansbach ein, wo er sogleich als Capitain-Lieutenant bei einem von dem Markgrafen für das kaiserliche Heer errichteten Regimente angestellt ward. Als sein Regiment in's Feld rückte und sofort zur kaiserl. Armee, die am Rhein stand, stieß, fand S. Gelegenheit, sich seinen Oberen vortheilhaft zu empfehlen, und er bewauerte, daß für ihn zu bald der Ryswick'er Friede, am 20. Oct. 1697, diesem Kriege ein Ende machte. Gewissermaßen mis'muthig ging er nach Ansbach zurück, und es war ihm daher erwünscht, daß im Jahre 1698 sein Regiment nach Ungarn geschickt ward, wo der Prinz Eugen, an der Spitze des kaiserlichen Heeres, gegen die Türken foht. In den darauf folgenden



Winterquartieren ward sein Herz, das bis jetzt mehr für den Krieg und seine Wissenschaften geschlagen hatte, auch von der Liebe beschlichen und er vermählte sich am 7. Mai 1698 mit dem Fräulein Clara Dorothea von Hohenwarth, die durch ihr vortreffliches Herz und ihre wirklich innige Liebe zu ihm, während einer 58jährigen Ehe, auf ihn wahrhaft wohlthätig wirkte. Am 26. Januar des Jahres 1699 wurde der Friede zu Carlowitz geschlossen und S. der mit seinem Regiment nach Deutschland zurückgekehrt war, wurde für treue Dienste zum Kammerjunker und Major ernannt. Als aber im Jahre 1701 der Markgraf seine Truppen in Holländischen Sold gab — wurde S. als Oberstlieutenant zu den Dragonern versetzt. Als solcher wohnte er im Jahre 1702 der Belagerung von Kaiserswerth bei, und war auch bei allen großartigen Operationen dieses Krieges. So war er leider aber auch bei dem Armee-Corps, welches Landau entsetzen sollte, aber bei Speierbach geschlagen wurde. Als im Jahre 1704 Marlborough den Auftrag erhielt, den Fortschritten der Franzosen in Ober-Deutschland Grenzen zu setzen, erhielt S. die Weisung für die Subsistenz der Truppen Sorge zu tragen, was er auch vortrefflich ausführte. Als Führer seines Dragonerregiments hatte er die glänzenden Siege der Allirten, wodurch die französische Armee fast gänzlich vernichtet wurde, während dieses Zeitabschnitts, mit erfochten.

Vom Jahre 1693 an, wo S. als Volonteur bei der Armee König Wilhelms von England in den Niederlanden seine ersten Kriegsdienste that, bis zum Jahre 1704, haben wir leider keine so genauen Nachrichten gefunden, aus den man schließen könnte, daß diese Epoche seiner ersten militärischen Laufbahn auf seine Ausbildung als Mensch und Soldat, bedeutenden Einfluß gehabt hatte; man kann jedoch aus der Folge ersehen, daß sie keineswegs für ihn unwirksam geblieben war.

Daß übrigens besonders die untergeordneten Grade im Kriegsdienste unter einem Wilhelm von Gra-

nien — den selbst das entschiedenste Misgeschick in seinen Kriegsunternehmungen nicht den Ruhm eines weisen Feldherrn rauben konnte — sowie unter einem Ludwig von Baden, Eugen von Savoyen und Marlborough für S. höchst unterrichtend gewesen seyn mußten, geht daraus hervor, daß er bereits nach den wenigen Jahren dieser Laufbahn nur allzu thätig zeigte, in welcher Kriegsschule er bis jetzt gewesen war.

Die große Schlacht bei Hohenstädt am 13. August des Jahres 1704 war für S. eigentlich der Anfang zu einer neuen und zwar glänzenden Lebens-Epoche. An der Spitze des Ansbachischen Dragonerregiments, welches allein 16 französische Fahnen erbeutete, that sich S. so sehr hervor, daß ihm Marlborough deshalb seine größte Zufriedenheit an den Tag legte, und Prinz Eugen eine solche Achtung für ihn hegte, welcher natürlich auch ein festes Vertrauen folgen mußte.

Nachdem noch in demselben Jahre ihm der Markgraf von Ansbach das Commando eines Infanterieregiments, das für holländische Dienste bestimmt war, erteilt hatte, fand er Gelegenheit auch an den großen kriegerischen Ereignissen der brabantischen Feldzüge während des Successionskrieges den thätigsten Antheil zu nehmen, und bei allen Gelegenheiten, wo sein Regiment in Thätigkeit gesetzt ward, hinlängliche Veranlassung, in den Niederlanden Tapferkeit und Heldennuth zu beweisen. — Prinz Eugen hatte S. zwar in Folge seiner vollsten Zufriedenheit, 1708 den wichtigen und einträglichen Posten eines Platzmajors in Lille zugegacht. Doch da dieser Fürst mit seiner Empfehlung nicht durchzudringen vermochte, verließ S. den Dienst der Allirten und nahm das Anerbieten des Königs Friedrich August II. von Polen und Kurfürsten von Sachsen, der ihn bei der Belagerung von Ryssel persönlich kennen gelernt hatte, an.

(Fortsetzung folgt.)

## D o h n a,

Stadt im Königreiche Sachsen, nebst Geschichte der Burg und Burggrafen.

(Nebst Abbildung.)

(Fortsetzung.)

In der Folge wird das Schloß Dohna wiederholt als Staatsgefängniß, dessen sich die böhmischen Herzöge bei den unaufhörlichen Empörungen der Großen des Reichs bedienten, genannt; namentlich wird erzählt, daß Herzog Sobieslaw im Jahre 1126 mehre böhmische Herrn in das dasige Burgverließ zu werfen befohl. Derselbe Herzog bestimmte ferner im Jahre

1139 für Graf Wieprechts des Jüngern Wittwe, von dem Einkommen der Burg Dohna den dritten Pfennig auf Lebenszeit zum Unterhalte. — Daß die Lehnsherrlichkeit über Dohna zu Anfange des 13. Jahrh. oder vielleicht gar schon früher, und zwar höchst wahrscheinlich Weise durch Verpfändung an die Markgrafen von Meissen, doch nur zur Hälfte kam, scheint

60 II



daraus hervorzugehen, daß am 15. Oct. des Jahres 1212 Kaiser Friedrich II. den König Ottokar von Böhmen mit Milin, Reichenbach, Lichtenstein und Dohna, und zwar auf dem Fall, daß er letzteres von dem Markgrafen zu Meissen auslösen könnte, zu Lehn übergiebt. Auch scheint es, daß in dieser Zeit die Könige von Böhmen und Markgrafen zu Meissen die Belehnung Dohna's den Bischöfen zu Meissen vielleicht als ein Beneficium übertragen hätten, wenigstens trat nach einer noch vorhandenen Urkunde vom 27. Januar 1336 der König Johann von Böhmen Pirna und Dohna an den Bischof von Meissen ab.

Was übrigens die genealogische Geschichte der hiesigen Burggrafen anlangt, so setzt diese, jedoch nur auf Grund der Sage, keineswegs aber urkundlich bewiesen, die Entstehung derselben schon in das 9. Jahrhundert. Diese von mehreren Historikern ohne Zeugniß gegebene Sage jedoch, nach welcher Aloys von Urpach, ein Coler aus Languedoc im Jahre 806 unter Kaiser Karl dem Großen sich hier ansässig gemacht hat, ist schon deshalb ungemein verdächtig, weil dieser Frankenbeherrscher nie bis in diese Gegend der Elbe vorgedrungen ist, daher auch hier keine Burgen gegründet, und am allerwenigsten Burggrafen hier eingesetzt haben kann. — Weit wahrscheinlicher ist es jedoch, daß, wenn man diesen Aloys von Urpach wirklich als den Stammvater dieser Burggrafen-Familie annehmen will, er aus jenem Voigtländischen Adels-Hause der Freien und Grafen von Urpach, von den wir leider alle früheren Nachrichten entbehren, entsprossen, und daß er von den ersten christlichen, (zu Ende des 9. Jahrhunderts,) Böhmischem Herzögen, welche vielleicht ursprünglich die Veste Dohna, als Zwingsburg gegen die noch heidnischen Böhmen und die Slaven in Meissen besaßen, anfänglich als nicht erblicher Burggraf derselben eingesetzt worden ist. Sein Sohn Konrad soll ebenfalls vom Kaiser Ludwig dem Deutschen das Schloß und Gebiet Dohna um's Jahr 840 als nicht erblicher Burggraf in Lehn erhalten haben. Auch wird erzählt, daß derselbe Konrad vermöge seines großen Reichthums den Bau der ersten Dresdener Brücke auf eigene Kosten unternommen, weshalb ihm auch der Kaiser den Brückenzoll erblich zugestanden haben soll. — Doch dies alles sind leider bloß unzuverlässige Berichte noch unzuverlässiger Geschichtsschreiber. —

Urkundlich gewiß wurde im Jahre 1113, und zwar vom Kaiser Heinrich V., der bereits genannte Erkenbert als erster Burggraf auf Dohna eingesetzt, welcher den vor seinem Bruder Wratislaw stehenden Herzog Sobieslaw, den er in der Gegend der Burg Dohna gefangen genommen hatte, an den Kaiser auslieferte.

Mächtig und reich herrschten gewissermaßen die Burggrafen von Dohna gegen 400 Jahre auf ihrer Veste, sowie über viele andere feste Plätze und Dedden des von Böhmen begrenzten südlichsten Theils der alten meißnischen Mark, bis auch sie endlich, wie so viele andere edle Geschlechter und Dynastien des Mittelalters, auch ihr wohlverdientes Schicksal erreichte. — Gewiß ist es, daß die in frühester Zeit sich nördlich bis Lockwitz herabziehende Dohna'sche Pflanzung ebenfalls zu dem einstigen Lande Misny gehörigen Sorbengau Nisen oder Nisani gehörte, dessen Umfang sich völlig oder doch meistens Theils auf das spätere, darnach zuverlässig genannte niscenische Archidiaconat (zu Briestnitz) des Bisthums Meissen übergang, woher auch kommen mag, daß diesen Bischöfen die Oberlehns Herrschaft über diesen Theil der Mark Meissen zustand, sei es entweder als Beneficium oder aus feudal-rechtlichen Gründen. Der südliche Theil dieses Bezirks nun, wozu auch Dohna, Königstein, Pirna, Zohnstein, Tharandt, Frauenstein, Rabenau u. gehörten, kam 1075 durch Kaiser Heinrich IV. wegen geleisteter Kriegshilfe an den böhmischen Herzog Wratislaw, von dem sie als Wittgift der Tochter Judith an Graf Wieprecht von Groitzsch im Jahre 1084 und, wohl noch vor dem Tode Heinrich's von Groitzsch, an Böhmen zurückfiel. — Ebenso leidet es wenig Zweifel, daß wohl schon seit Kaiser Heinrich's I. Zeiten die kaiserlichen Burggrafen zu Dohna den Theil des Sorbengaus Nisani, sowie die zu Meissen den des Gau's Daleminci zu beaufsichtigen hatten, woher sich auch das Recht des Schöppengerichts, oder des „Stuhls der Mannen der Dohnaschen Pflanzung,“ die nach altem guten Magdeburger Recht urteilten, sowie des dasigen Lehnhofs oder Ritterdings, welcher aus denselben 18 Vasallen unter dem Vorzuge des ältern der Burggrafen bestand, füglich erklären läßt.

Allerdings scheinen die Burggrafen von Dohna ursprünglich näher im Verhältniß zum Kaiser und Reich gestanden zu haben, weshalb sie auch *Castelani*, *Praefecti* u. in Urkunden genannt werden; dieses scheint sich aber sehr bald verändert zu haben, weshalb sie auch in den so sehr verschiedenen, keineswegs hinreichend aufgeklärten Lehnsverband gerathen sein mochten. \*)

\*) Durch oben gedachte Schenkung des Gau's Nisen kamen zuerst die Burggrafen unter die Oberherrschaft Böhmens, von der ihr auch die Besatzung der nahen Schlösser Pirna, Königstein u. theilweise auch als Lehn übertragen ward. Anderentheils standen sie unter der Oberlehns Herrlichkeit der Bischöfe von Meissen und endlich auch, vielleicht nur wegen mehrerer nördlich gelegenen Güter und muthmaßlich auch wegen der nur durch die Müggel von der Hauptfeste Dohna getrennten Wasserburg, da oben erwähnte Verpfändung nicht ganz beseitigt sein mochte, unter der Afterslehns Herrlichkeit Meissens.



Daß übrigens die Burggrafen zu Dohna bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts, wenn auch nur zur Hälfte Markgräflich Meißnische Lehnleute waren, scheint auch daraus hervorzugehen, daß sie wiederholt als Zeugen in Meißnischen Urkunden vorkommen. — So erscheint 1160 ein Burggraf von Dohna bei der Schenkung einiger Güter, welche der Herzog Wratislaw an Meissen machte, während Heide von Donin in einer Urkunde des Markgrafen Otto des Reichen, die Privilegia der Stadt Leipzig betreffend, als Zeuge genannt wird. Als wirklich meißnische Vasallen kommen sie sogar schon zu Ende des 12ten Jahrhunderts bereits vor, indem der eben erwähnte Burggraf Heide im Jahre 1197 auf dem sogenannten Landdinge zu Stölen und im Jahre 1200 auf dem zu Kolmnitz, so wie auch auf mehreren andern Mitterschaftstagen bis zum J. 1224 zugegen war.

Auch hatten die Burggrafen schon zu Ende des 13. Jahrhunderts Besitzung außerhalb ihres eigentlichen Gebiets. So geht aus einer Urkunde vom 4. Decbr. 1288, nach welcher Otto von Dohna den Tiliko von Hoynsparg ein Fuder Wein der Berge zu Kötzschenbroda \*) verspricht, und aus einer andern vom 25. Nov. d. J. 1321, nach welcher derselbe Burggraf dem Kloster Altzella, wo sie ein eignes Erbbegräbniß hatten, ein Fuder Wein zweignet, hervor, daß sie Weinberge in jener Gegend besaßen. Ebenso hatten sie den Elbzoll von Pirna, dessen Feste sie so wie die des Königstein ebenfalls inne hatten, bis Dresden, sowie mehre Häuser \*\*) in dieser Stadt und Güter der Umgegend. —

Auf der Burg Dohna hausten bereits schon zu Anfange des 14. Jahrhunderts mehre Burggrafen, die nur allzu sehr von dem sehdelustigen Geiste des Mittelalters sich hatten hinreißen lassen.

Obgleich schon in den Jahren 1318 und 1329 der Burggraf Otto der Aeltere und Burggraf Otto Heide dem Markgrafen Friedrich als Lehn-Vasallen, Treue mit Leib und Gut versprochen, und es auch ihren Söhnen bei Enterbung zur Pflicht gemacht hatten, obgleich auch Otto der Jüngere am 24. Feb. 1347 dem Markgrafen Friedrich versprach, seinen Theil am Hause Dohna und Rabenau zu öffnen und daß nach seinem Tode es an ihm fallen solle, und Otto Heide am 22. März 1349 diesen Lehnseid besonders wiederholt hatte; so ließen sie sich doch schon während dieser Zeit durch ihre erworbenen Reichthümer und erlangte Macht zu allerlei Anmaßungen gegen ihre Oberherren verleiten.

\*) Der Kötzschenbroder Wein war im Mittelalter der bekannteste, 1271 wird er schon erwähnt und noch Luther gedenkt des „Kötschperschen Trankes“ mit Lob. —

\*\*) Am 30. Mai 1332 eigneten die Burggrafen dem Kloster Altzella ein Haus in Dresden zu.

Angesehen und mächtig, handelten sie sehr willkürlich, neigten sich dabei mehr zu Böhmen und wurden im Allgemeinen feindselig gegen Meissen, pflegten, wie bereits angedeutet, des Stregreislebens als „treue Gevätern des Steigbügels,“ während auch die Markgrafen von Meissen dadurch, daß sie dem Uebermuthe der Burggrafen so lange ruhig zusahen, selbst bei ihren einflußreichsten Vasallen das Vertrauen verloren. Diese beiderseitigen Mißhelligkeiten scheinen auch dazu Anlaß gegeben zu haben, daß Friedrich und Otto, Gebrüder von Donyn, am 7. Sept. des Jahres 1341 in Gemeinschaft mit dem Truchseß von Borna, mit dem sie in mehrfachem Verbande standen, dem König Johann von Böhmen, ohne Wissen des Markgrafen zu Meissen, ihr Schloß und Besitzthum zu Lehn austrugen. — Schon längst dem Markgrafen, als ein so mächtiger und unzugänglicher Nachbar, ein Dorn im Auge, stieg die Feindschaft zu Ende des 14. Jahrhunderts, besonders seit dem J. 1373 zum Höchsten, wo die Burggrafen mit dem Markgrafen und sogar mit den Vasallen desselben in offenbare Zwistigkeiten geriethen, die den Ersteren um so gefährlicher wurden, als nicht nur ihre Besitzungen schon unter mehre Familienzweige vertheilt waren, sondern auch unter ihren eignen Vasallen sich zahlreiche Feinde zu zeigen begannen. Namentlich entspannen sich im Jahre 1385 zwischen Otto Heide von Dohna und denen von Körbitz auf Meusegast, \*) einer gleichfalls reichen und begüterten Familie des meißner Landes, Streitigkeiten.

Die Altzellaische Chronik (*Chronicon veterocellense*) berichtet zwar beim Jahre 1385, daß Burggraf Otto Heide, der Aeltere, auf der Vorderburg oder wohl gar im Städtchen selbst, seinem Enkel zu Ehren einen großen Kindtauffchmauß veranstaltet hatte, und daß, während man sich der Lust und Freude hingab, die hintere Burg von Rudolph von Körbitz, auf Meusegast, mit 24 Meißigen überrumpelt, der alte Burggraf Otto Heide, Vater des Jasko, gefangen nach Meusegast fortgeführt worden sei, wo dieser nach einiger Zeit in der Gefangenschaft starb. — Es scheint jedoch, daß hier ein Versehen mit der Jahrzahl vorgegangen sein mag, da es nicht denkbar ist, daß Jasko 16 Jahr lang ruhig dazu geschwiegen habe. — Ueberdies scheint der Rudolph von Körbitz einer solchen That ohne vorhergegangene Veranlassung von Seiten der Burggrafen nicht recht fähig gewesen zu sein, er müßte denn im Interesse einer uns noch unbekanntem Person, welche Ursache hatte, mit dem Burggrafen un-

\*) Sie besaßen sowohl in Böhmen, als im Meißnischen Güter, namentlich gehörte ihnen außer Meusegast, Krebs, Meußlig, Sporbig, Ischachwitz und Ischeuschewitz.



zufrieden zu sein, Streitigkeiten und Reibungen mit demselben absichtlich gesucht haben.

Das Unwesen des Landfriedensbruchs mögen jedoch in der That den Burggrafen von Dohna lange fortgetrieben haben, wenigstens geht dies daraus hervor, daß Markgraf Wilhelm, der in Dresden auf dem Schlosse am Taschenberge residirte, der Klagen über die B. von Dohna überdrüssig, die aus Böhmen nach Dresden führende Straße, die hinter Dohna weg, im Thal über die Lugaer Brücke an der Mügelitz nach der jetzigen Lugschenke hinführte, über Pirna und Heidenau verlegen, die Lugaer Brücke abbrechen, ein Commando Reifüge in Heidenau zum sichern Geleite für die Reisenden aufstellen und auch sogar Mäxen mit Kriegsvolk in derselben Absicht besetzen ließ.

Auch König Wenzel, welcher am Sylvester des Jahres 1400 zu einem Reichstage alle seine Vasallen in Prag versammelt hielt, äußerte seine Unzufriedenheit besonders über die Burggrafen zu Dohna, nannte sie untreue, bundbrüchige Vasallen und Störer der Handel treibenden Unterthanen seines und der Nachbarstaaten und Beunruhiger der Elbschiffahrt, und beschloß sie zu züchtigen, und diese königliche Achtserklärung wäre auch wirklich an den Burggrafen von Dohna vollstreckt worden, wenn sich nicht der Oberburggraf und Kanzler Ischernin noch in's Mittel geschlagen und den entrüsteten König beruhigt hätte.

Im Jahre 1401 kam endlich diese lange verhaltene Fehde durch Jeszke (Jaszko) von Dohna zum völligen Ausbruche; die Veranlassung hierzu soll aber folgendes Ereigniß gegeben haben. Auf dem Altdresdner Rathhause, wo, nach einiger Meinung, alljährlich die Markgrafen selbst, zu Ehren ihrer Vasallen eine Art von Hofball, Adelsstanz genannt, gaben, hatten sich auch im Jahre 1401 um Martini die Burggrafen von Dohna, trotz der mehrjährigen Fehden mit den Rittern und Herrn der Umgegend, eingefunden. Bei dieser Festlichkeit soll nun, wie Einige berichten, aber doch ohne ihre Gewehrsmänner zu nennen, Markgraf Wilhelm der Einäugige mit der schönen Gemahlin des Burggrafen Jaszko und zwar ohne Genehmigung desselben getanzt und sich überdies noch gegen dieselbe einige Freiheiten, die von den Damen großen Herren weniger übel genommen zu werden pflegen, erlaubt haben. Hierüber entrüstet soll sich aber Jaszko, als eifersüchtiger Gemahl und überdies nicht eben zu ehrerbietiger Vasall, sehr

beleidigend gegen den Markgrafen betragen, und sogar mit einem Dolche nach ihm gezielt haben. — Hierzu kam jedoch noch, daß Rüttschel (Rudolph) von Körbitz aus Eifersucht dem Burggrafen Jaszko, der sich ebenfalls zu vertraulich gegen seine Frau gezeigt hatte, während dieser tanzte, ein Bein stellte, was Jaszko jedoch sogleich durch eine tüchtige Ohrfeige an Rüttschel rächte. Die Anwesenden geriethen in große Aufregung und, da es den Anschein nahm, als ob die Schwerdter der beiden gegen einander erzürnten Ritter zur weitem Entscheidung dienen sollten, verbreitete sich Furcht und Schrecken im festlich erleuchteten und geschmückten Saale. \*) Die Zornentbrannten wurden zwar durch den anwesenden Markgrafen zur Ruhe verwiesen; doch hatte der ganze ärgerliche Austritt unmittelbar zur Folge, daß sie sich einander die offene Fehde erklärten; denn weder Jaszko von Dohna noch Rudolph von Körbitz konnten die gegenseitige Beschimpfung nach dem damaligen Rittergebrauch so ungerochen lassen. Körbitz bat seine Freunde um Beistand gegen den übermüthigen Burggrafen von Dohna, und dieser forderte seinen Bruder Nicolaus, genannt Maul, und seine beiden Vettern Zeide und Jahn gegen den von Körbitz auf. Jede der streitenden Parteien fiel nun von Zeit zu Zeit in die Besitzungen der Andern und verheerte und plünderte sie; besonders machten die Burggrafen die Gegend der beiden Ufer der Elbe unsicher, indem sie Belagererei und Plackerei aller Art trieben.

\*) Kaiser Heinrich I. (Finkler) gab das Geſetz, daß alle Feste, Belage und Zusammenkünfte in den Städten gehalten werden mußten, daher in mehreren sächsischen Städten die Spuren von Adelsstänzen, zu denen sich der Adel der Umgegend alljährlich wenigstens einmal einfanden mußte. Die Feste fanden gewöhnlich in den Rathshäusern Statt, woher auch noch die Gerechtigkeit vieler Raths- und Burgekeller stammt. In Delitzsch findet man Spuren von dem Halten der Adelsstänze bis in's 17. Jahrhundert, und Kurfürst Christian I. gab sogar noch im Jahre 1604 für den delitzscher Adelsstanz eine besondere Tanzordnung. In Dresden ward ebenfalls seit früher Zeit ein solcher Adelsstanz gewöhnlich um Martini jedes Jahres gehalten, wozu die Besitzer der sogenannten Burglehnshäuser den benachbarten Adel einzuladen pflegten, und woran auch der Markgraf gewöhnlich Theil nahm. Der Ort dieses Adelsstanzes war wahrscheinlich der Saal des alten Rathhauses in Neudresden: denn Altdresden war damals noch nicht mit Stadtgerechtigkeit begabt.

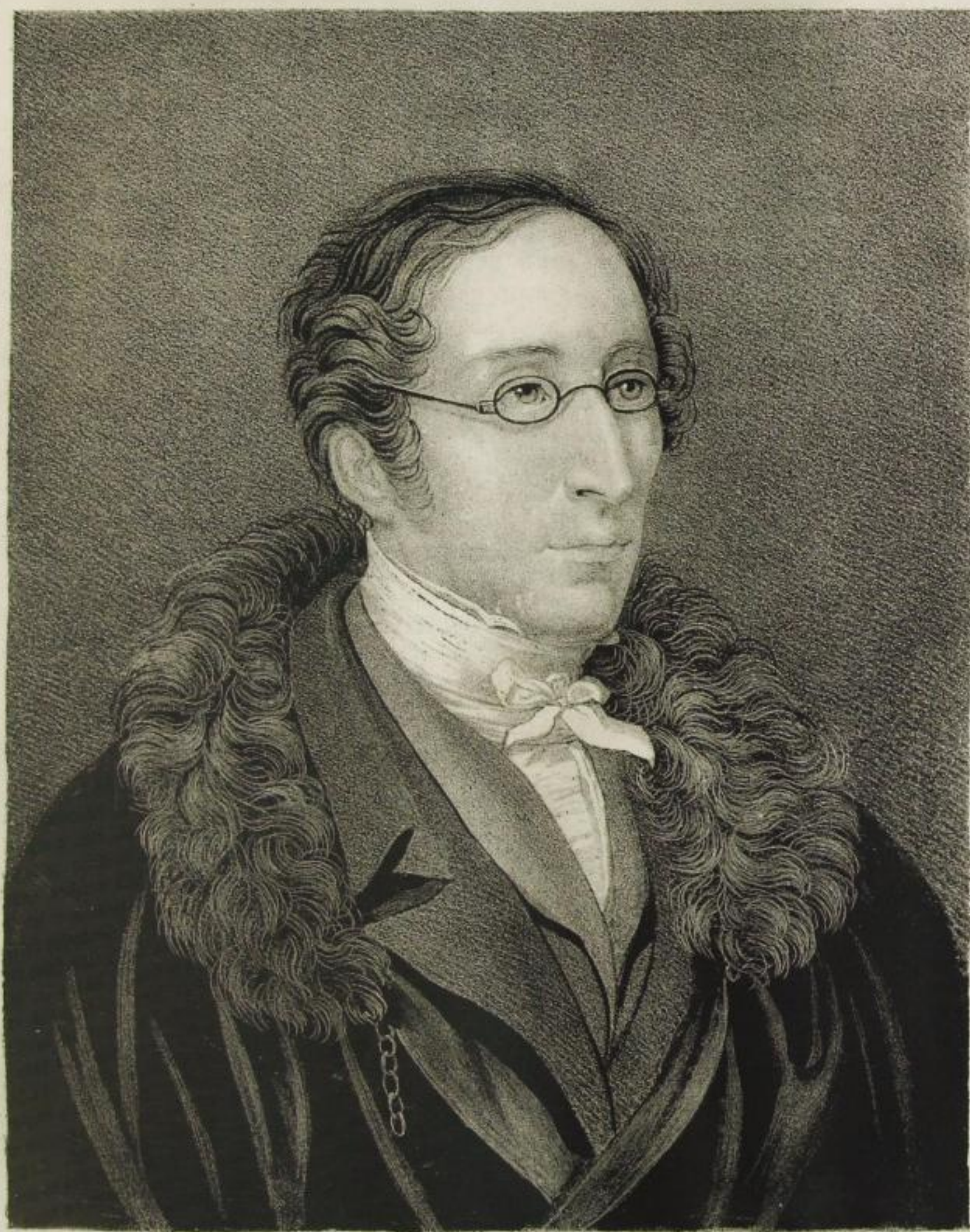
(Fortsetzung folgt.)

### Lithographirte Beilagen:

Carl Maria von Weber. Die Burg Alt-Rathen. Innere Ansicht der Stadtkirche zu Dohna.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





*Zeich. v. N. Knäuper.*

CARL MARIA v. WEBER,  
*Königl. Sächs. Kapellmeister*









RATHEN.









*J. v. Zindel*

*Gebr. v. Peñ*

DAS INNERE DER KIRCHE ZU DOHNA.









Lief. 7.]

[I. Bd.]

## Friedrich August II. (III.),

Kurfürst von Sachsen und König von Polen.

Die Schilderung des Lebens dieses Fürsten ist eine ebenso schwierige als undankbare Arbeit, denn einmal ist es nur die Geschichte seiner Zeit, die hierbei in Betracht kommt, und in welcher der Kurfürst nicht selbstthätig auftritt, sondern nur eine zufällige und mehr leidende Rolle spielt, das andere Mal die Geschichte seiner Minister und Günstlinge, Sulkowski's und Brühl's. Zwei Reiche sind es, die das Geschick dem Kurprinzen überweist, eine ereignisvolle Periode ist es, in welche sein Leben fällt, Alles ist ihm geboten, seinen Namen berühmt und gefeiert, seine Staaten glücklich zu machen, aber nichts von dem Allen geschieht. Für ihn ist die Zeit nur ein stürmisches Meer, das den kraftlosen Schwächling auf seinen Wogen dahin und dorthin verschlägt, das er unbekümmert toben läßt, wenn nur er im sicheren Hafen sitzt, glücklich im Vollgenusse sinnlicher Vergnügungen. Darum finden sich auch, bei so vielen Bänden über die Geschichte seiner Zeit und seiner Minister, so wenig, so dürftige Angaben über die eigne Person des Kurfürsten-Königs, und wir müssen die Leser im Voraus auf diesen Umstand aufmerksam machen. Kurfürst August I., der Begründer des Alleinherrschertums und einer prächtigen Hofhaltung nach dem Muster des französischen Ludwig XIV., war am 1. Februar 1733, in Folge eines alten Schadens am linken Fuße, zu Warschau, wo er gerade den Reichstag versammelt hatte, gestorben. Sein Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche, um die Krone Polens auf sein Haupt zu setzen, sein durch diese unglückliche Erwerbung erzeugter Krieg mit Karl XII. von Schweden

und der polnischen Gegenpartei, seine Brunkliebe und schlechte Staatswirthschaft hatten vereint Sachsens Macht gebrochen, das Land in Schulden gestürzt und durch den schwedischen Einfall 1706 verödet. Es aus diesen Drangsalen zu befreien, es nach Innen und Außen neu zu kräftigen, war die große Aufgabe seines Nachfolgers, eine Aufgabe, viel zu schwer für die Schultern des Kurprinzen, eine Aufgabe, der er sich nicht einmal versuchsweise unterzog. Er, der einzig rechtmäßige Sohn August's des Starken, von dessen Gemahlin Christine Eberhardine, Prinzessin von Brandenburg-Culmbach, ward am 7. October 1696 geboren und in der protestantischen Religion erzogen, mag immerhin seine Mutter, die am 5. September 1727 verblieb, den Sohn in den Grundsätzen der protestantischen Kirche unterrichtet haben, von langer Dauer war dieser mütterliche Einfluß auf ihn nicht. Das Beispiel des Vaters, die Einflüsterungen der zahlreich am sächsischen Hofe verweilenden polnischen Großen, die Hindeutungen der Hoffschranzen auf die polnische Königswürde und jesuitische Bestrebungen mögen frühzeitig in dem Jünglinge den Wunsch erweckt haben, in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. Während seine Mutter den Forderungen der polnischen Stände gegenüber ihrer Religion bis zum Tode treu verblieb, benutzte der Prinz die ihm ertheilte Reiseerlaubnis, um in Bologna in Italien im Jahre 1711 seinen Uebertritt zu bewerkstelligen, nachdem sein streng lutherischer Haushofmeister v. Miltitz durch die Grafen von Kostka, einen Polen, und von Hagen



aus dem Trierschen, ersetzt worden war. Wie bei seinem Vater, blieb dieser Schritt einige Zeit geheim, erst 1717, als für ihn um die Hand der Erzherzogin Marie Josephe, Tochter Kaiser Joseph I., geworben ward, wurde der Glaubenswechsel öffentlich bekannt gemacht, und erregte sogleich einen bedeutenden Sturm im deutschen Reiche. Das kursächsische Haus hatte seit der Reformation die Beschützung des protestantischen Theiles Deutschlands übertragen erhalten; beim Uebertritt August I. war dieß beibehalten worden, weil man das Ereigniß für ein vorübergehendes hielt, jetzt aber schien der gleiche Schritt des Thronerben den völligen Uebergang des Hauses Sachsen zur römischen Partei zu verbürgen. Brandenburg und Hannover bewarben sich eifrig um das Directorium in protestantischen Angelegenheiten, und nur mit Mühe, nur durch den Zufall, daß die protestantischen Stände sich über die neue Wahl nicht einigen konnten, blieb es beim Kurhause. Kurfürst August I. erklärte wiederholt, (1717 u. 1718) sein bereits 1698 gegebenes Versprechen: „er wolle Sachsen bei der Augsburgerischen Confession und völliger Gewissensfreiheit u. kräftigst erhalten, auch niemanden zur katholischen Religion zwingen, die ganze kirchliche und politische Einrichtung solle beim Alten bleiben, und der Herzog von Gotha kommissionsweise, mit Zuziehung des geheimen Raths, das Directorium in allen kirchlichen und Religionsfachen in und außer dem Kurfürstenthume Sachsen führen“, stehe unwiderruflich fest und erlangte so die neue Zustimmung der protestantischen Stände. Um jedoch unsere Eingangs niedergelegte Bemerkung, daß über Kurfürst August II. nicht viel Anderes zu sagen sei, als was sich aus dem Charakter der Zeit ergibt, und zugleich unsern sofortigen Uebergang auf die Regierungsgeschichte desselben zu rechtfertigen, sei es uns vergönnt, hier noch ein paar Züge einzuschalten. Im Jahre 1702, also in seinem sechsten Lebensjahre, ward der Prinz zum Rector der Universität Wittenberg ernannt, im Jahre 1704 zum Landvogt des Markgrathums Oberlausitz, beides zur besonderen „Gloire“ der Universität und der Stände; im Jahre 1711 „suchte er seine angeborne Helden-Qualitäten auch andern Nationen zu zeigen“ und ging mit seinem Vater nach Polen. „Anno 1715 aber verhängte Göttliche Schickung, daß Sie zu Venedig an Blattern zu liegen kamen. Nachdem Sie aber zufolge des sehnlichen Wunsches aller Frommen wieder genesen, erhoben Sie sich nach Frankreich. Alhier setzten Sie sich in dergestaltige Hochachtung, daß der alte König Ludwig XIV. bei der Abschieds-Bisite zu Marly dieselbige etlichemal embrassirte, und mit einem kostbaren Degen, der auf mehr als 150,000 Livres geschätzt ward, beschenkte.“ So heißt es im sächsischen Heldenfaale (S. 450), so, in diesem kriechenden Tone in allen damals erschienenen Schrif-

ten. Welcher Art die Erziehung des Prinzen an einem so üppigen Hofe und bei solchen Vorbildern gewesen sein könne, ist leicht zu errathen, und wir werden in der Regentengeschichte des Kurfürsten sehen, wie weit er die bei seiner Geburt auf ihn geschlagene Medaille mit der schmeichlerischen Inschrift:

Salve luce Spei patriae fausto omine nate!

(Sei gegrüßt, am Tage der Hoffnung unter günstigem Zeichen dem Vaterlande geboren!)  
rechtfertigen wird.

Wie die Krone Polens schon dem sächsischen Lande unter Kurfürst August I. unheilbringend gewesen war, so bewährte sie diese verderbliche Eigenschaft auch jetzt. Trotz aller dafür verschleuderten Geldsummen, trotz des geopfertem Blutes von Tausenden sächsischer Krieger hatte Kurfürst August I. dem Hause Sachsen die Krone nicht sichern können; Prätendenten traten auf im Herzoge von Lothringen, im Prinzen von Portugal, und dem gefährlichsten von allen Gegnern, in Stanislaus Leszinski, der durch Karls XII. von Schweden siegreiche Waffen bereits König gewesen war. Die reichlich gespendeten sächsischen Ducaten sprengten indeß die französischen Intriguen, und am 5. October 1733 ward der Kurfürst als König August III. von Polen ausgerufen, und am 17. Januar 1734 feierlichst zu Krakau gekrönt. Das Schwert Boleslaw des Heldenmüthigen hatte den Kurfürsten umgürtet, der Eitelkeit und Ruhmsucht war somit Genüge geleistet, aber um welchen Preis! Sachsens Heer war zu ungemeiner Stärke gebracht worden, vorzüglich um dem widerspänstigen Adel Polens gegenüber stets gerüstet zu sein, und der Aufwand dafür betrug im Jahre 1734 die hohe Summe von 1,371,428 Gld. 12 Gr., die sächsischen Steuer-schulden waren bis auf 30,540,526 Thlr. angewachsen, und sie zu decken, waren neue Auflagen nöthig: Erhöhung der Pfennig- und Quatembersteuer, der Frank-, Vermögens- und Kopfsteuer, und Einführung des Stempelpapiers bei Ertheilung von Titeln ohne Aemter, die zu den fünf ersten Klassen gehörten. Allein nicht nur gänzliche Erschöpfung des Landesvermögens, auch Krieg bezeichnete den Regierungsantritt des Kurfürsten — alles Folgen der polnischen Thronbewerbung. Frankreichs Ludwig XV. begünstigte seinen Schwiegervater, den obengenannten Stanislaus, kündigte Oesterreich, das Sachsen unterstützt hatte, den Krieg an und sandte Truppen nach Polen. Ein Heer von 10,000 Sachsen und russische Hilfsvölker mußten die Wahl August's durch die Waffen aufrecht erhalten, bis der Wiener Friede und die Thronentsagung Stanislaus' der Sache ein Ende machten (27. Januar 1736). In der nun folgenden ruhigen Periode stiftete der Kurfürst zur Belohnung für kriegerisches Verdienst den Sct. Heinrichsorden (7. Oct. 1736) und berichtigte mehrere wichtige Staatsverhältnisse mit



größeren Vasallen, besonders den Grafen zu Stollberg (1738) und Schönburg (1740). Bis hieher hatte der Kurfürst den Eingebungen und Rathschlägen seines Günstlings Gehör geschenkt, des Grafen Joseph Sulkowski, der früher dem Prinzen als Page beigegeben und schnell zu den höchsten Ehrenstellen emporgestiegen war. Gegen ihn intriguirte Graf Heinrich v. Brühl, die Seele der sächsisch-polnischen Regierung, der Mann, dessen unheilvolles Wirken eigentlich die Geschichte Kurfürst August's bedingt und schafft. Günstling des vorigen Kurfürsten, der in seinen Armen starb, machte er, um sich in seiner hohen Stellung zu sichern, die geschickteste höfische Anwendung des Grundsatzes der Legitimität: der König ist todt, es lebe der König! Vom Todtenbett seines Beschützers hinweg eilte er mit überraschender Schnelligkeit nach Sachsen und überbrachte dem Kurprinzen die polnischen Reichskleinodien. Sein Zweck war erreicht, ein so dienstfertiger Mann mußte auch dem neuen Herrscher höchst willkommen sein. Meisterhaft wußte Brühl seinen ungezügigten Ehrgeiz zu verbergen, ja er selbst bot die Hand zur Beförderung Sulkowski's, hatte er doch in seinem erfinderischen Genie jederzeit die Mittel, diesen zu stürzen. Aus thüringischem Adel entsprossen, wollte er die Welt glauben machen, seine Familie stamme aus Polen, und für 30,000 Thlr. erkaufte er von dem geldbedürftigen polnischen Adel den gewünschten Stammbaum. So geringfügig der Gegenstand und so hoch der Preis war, die Sache läßt hinlänglich erkennen, daß Brühl jede Laune und um jeden Preis auszuführen der Mann war. Wie hätte er lange den verhassten Nebenbuhler dulden sollen! Die Gelegenheit fand sich bald. Die Kurfürstin war stets darauf bedacht, ihren Einfluß auf die Staatsangelegenheiten aufrecht zu erhalten und zu erweitern, aber häufig stand ihr Wille mit dem des Ministers Sulkowski in Widerspruch und blieb dann unbeachtet. Der gekränkte Ehrgeiz der Kurfürstin ward nun von Brühl benutzt, um den Widerwillen derselben gegen seinen Nebenbuhler in offenen Bruch zu verwandeln. Um aber in dieser Intrigue sicher zu gehen, verband sich Graf Brühl mit dem Beichtvater der Kurfürstin, dem Vater Quarini, einem Jesuiten, dem er seinerseits die ausgedehnteste Unterstützung des Katholicismus zusicherte und seinen

eigenen Uebertritt in Aussicht stellte. Das Bündniß ward geschlossen, und als Sulkowski davon hörte und seinen Feind vom Hofe entfernen wollte, war es zu spät: die Königin Kurfürstin, von eigenem Haß geleitet und von ihrem Beichtvater noch mehr angespornt, vermochte den schwachen Gemahl zur Entlassung des Ministers, dem nichts als die Generalwürde von allen seinen Aemtern übrig blieb.

Wie immer beim Falle eines Günstlings, war beim Volke die Freude ungeheuer, Alles hoffte auf bessere Zeiten, auf mehr Sorgfalt im Staatshaushalte, auf Herabsetzung der drückenden Steuern. Wie täuschte man sich! Freilich hatte Sulkowski in den fünf Jahren seiner Herrschaft über 2 Millionen Thaler Privatvermögen erworben, indeß wohl weniger von sächsischen Cassen als durch Geschenke polnischer Großen für Verleihung von Aemtern — aber was war diese Summe gegen Brühl's spätere Erwerbungen, gegen den Luxus dieses Ministers, während Sulkowski zu seiner jährlichen Haushaltung höchstens 6000 Thlr. verwandte! Jetzt stand Brühl am Ziele seiner Wünsche — und sein erstes Auftreten war das eines kleinlich rachsüchtigen Menschen, eines vollendeten Heuchlers und Uebertreters der Landesgesetze, die zu schützen er berufener war. Nicht nur, daß Brühl in seinem Siegesrausche auch die Freunde seines gestürzten Gegners verfolgte, o nein, er freute sich auch der Erbärmlichkeit eines Försters in der Lausitz, der Sulkowski's Lieblingshündchen unter dem Wagen desselben erschoss, als dieser in seine Heimath Polen zurückkehrte. Nicht genug, daß Brühl jetzt seinen lutherischen Glauben abschwor, — er hielt den Uebertritt auch noch geheim, weil er sonst seine hohen Stellen hätte niederlegen müssen, und hielt mit dem Jesuiten Quarini geheimen Rath über das Schicksal des protestantischen Sachsens, dessen Rechte somit nicht schlechter hätten bewahrt werden können. Wie der Beginn, so der Fortgang seiner Laufbahn, die wir, da sie zu gleicher Zeit Sachsens und des Kurfürsten Geschichte ist, aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten haben, in ihrer Wirkung auf die äußeren und auf die inneren Verhältnisse des Kurstaates und der Krone Polen. —

(Fortsetzung folgt.)

## Friedrich Heinrich von Seckendorf,

Reichsgraf, Herr auf Oberzenn, Meuselwitz, Schnauderhaynchen, Mumsdorf, Starckenberg, Wuitz etc., des Johanniter-, Elephanten- und weißen Adler-Ordens Ritter, kaiserl. königl. wirklicher geheimer Rath und General-Feldmarschall, auch Reichs-General der Cavallerie, und der Reichsfestung Philippsburg Gouverneur.

(Fortsetzung.)

Der Herrscher Sachsens hatte gute Gründe, einen so bewährten und kenntnißreichen Feldherrn, wie v. Seckendorf war, in seine Dienste herüberzuziehen; der nordische Krieg, in den er sich unüberlegt eingelassen, hatte eine



ungünstige Wendung genommen, der kriegerische Schwedenkönig Karl XII. hatte die sächsischen Truppen aus Polen verdrängt, in der Person des Edelmannes Stanyslaus Leszcynski dem Kurfürsten einen Gegenkönig aufgestellt, und durch den Altranstädter Frieden für ihn sogar die Anerkennung August's und dessen Verzichtleistung auf die Krone Polen erzwungen. Niemand verliert gern eine Krone, selbst wenn sie ihm nicht gebührt oder er ihrer unwürdig ist. Noch durfte der Kurfürst auf eine starke sächsische Partei in Polen rechnen und auf das rollende Rad der Kriegesgöttin, er rüstete sich daher insgeheim zu neuer Theilnahme am Kriege, den sein Bundesgenosse, Zaar Peter, noch nicht aufgegeben hatte. Die Dienste unseres Seckendorf mußten also erwünscht sein, und seine Ernennung zum Generalmajor erfolgte am 16. August 1709 im Lager bei Guben, gleichzeitig mit der Ankunft des Kouriers, der die so ersehnte Nachricht von der Niederlage Karl's bei Pultawa brachte. — Der Ausbruch der sächsischen Truppen erfolgte sofort, aber ohne Seckendorf. Auf Werbung ausgesandt, gelang es ihm ein Bataillon Grenadiere von einem kleinen deutschen Fürsten zu kaufen, die er nach Polen schickte, ihn selbst zog es mit Allgewalt auf den Schauplatz seines früheren Ruhms, nach Flandern, zurück. Hier focht er als Freiwilliger in der mörderischen Schlacht bei Malplaquet, machte den Sturm auf die Citadelle von Tournay mit und übernahm im folgenden Jahre 1710 das Commando über ein Regiment sächsischer Truppen in englisch-holländischen Diensten, und nach dem Sturze Marlborough's im Jahre 1712 über die gesammte sächsische Heeresmacht. Seine Tapferkeit bei Bouchain und Queſnoi, wo er leicht verwundet ward, veranlaßte den englischen Anführer Ormond, ihm Anerbieten zum Eintritt in englische Dienste zu machen, die aber von ihm zurückgewiesen wurden. Im August desselben Jahres wurde Seckendorf Gelegenheit, seine diplomatischen Kenntnisse zu zeigen; er ging als bevollmächtigter polnischer Minister nach dem Haag, um Theil zu nehmen an den Friedensverhandlungen zu Utrecht, die dem spanischen Erbfolgekrieg ein Ende machten. Schon im folgenden Jahre stand Seckendorf an der Spitze eines Regiments in Polen, um die Mißvergnügten, besonders die Fürsten Jablonowski und Lubomirski, zu unterwerfen, und organisirte 1714, als Generallieutenant, die sächsische Armee, denn Karl XII. war aus seiner freiwilligen Haft zu Bender zurückgekehrt und hatte sich in die Festung Stralsund geworfen, den einzigen Fußbreit Boden, den Schweden noch in Deutschland besaß. Mit einer sächsischen Brigade stieß Seckendorf zum dänisch-preussischen Belagerungsheer (1715) und erfocht sich hier neue Lorbern. Durch einen geschickt gefaßten und mit Besonnenheit ausgeführten Plan gelang es ihm, mit Hilfe der Ebbe die

schwedischen stark verschanzten Linien zu umgehen; der Verlust derselben und die Flucht des Königs beschleunigten die Capitulation der Festung, am 22. Dezember 1715. Den Rückweg nach Sachsen mußte Seckendorf mit seinen Truppen und den eroberten Siegeszeichen über Polen antreten, um hier erst neu ausgebrochene Unruhen zu dämpfen.

Auch der nordische Krieg war somit, wenigstens für Sachsen zu Ende, aber das Land auch im höchsten Grade erschöpft, und Seckendorf's Regiment ward daher, als ein gemiethtes, abgedankt und nach Hause geschickt. Der heimathliche Herd mochte den Mannschaften willkommen sein, für Seckendorf's Thätendurst gab es noch keine Ruhe, das Feldlager war seine Heimath. Prinz Eugen, sein alter Freund, bot ihm kaiserliche Dienste an und den Rang eines General-Feldmarschall-Lieutenants — wie hätte Seckendorf dieß ausschlagen mögen? Aufs neue warb er ein Corps Infanterie und Dragoner vom Markgrafen von Anspach, und eilte, Ende Juni 1717, nach Belgrad, gerade rechtzeitig um seinen Antheil am Ruhme dieser denkwürdigen Schlacht zu ernten (16. August), in der jeder Christ gegen fünf Türken focht. Der Fall Belgrads und vieler anderen Festen, und der Passarowitz'er Friede waren Folge dieses herrlichen Sieges. Kaum war die Ruhe zurückgekehrt, als der „rauhe Kriegsbesen“ unseren Helden nach Sicilien segte, das durch die ehrgeizigen Pläne des Cardinal Alberoni, spanischen Ministers, hart bedroht war. Schwere Stürme zur See, in den letzten 3 Monaten des Jahres 1718, hinderten Seckendorf nach Sicilien zu gelangen und das belagerte Castell Milazzo zu entsetzen, während seine Gemahlin siegreich in Loreto die Stürme der Mönche abschlug, die sie zum römischen Glauben bekehren wollten. Endlich glückte es Seckendorf, zunächst allein, nach Milazzo zu kommen (21. Januar 1719); auch seine Truppen trafen nach und nach ein, und die Festung ward behauptet. Gleich nachher eroberte Seckendorf die Liparischen Inseln, und züchtigte deren seeräuberische Bewohner, die ihm bei der Ueberfahrt nach Sicilien einige Schiffe weggenommen hatten. Nach wechselvollem Kriegsglück eroberten die kaiserlichen Truppen Palermo, und der spanische Feldherr Marquis v. Lede mußte, am 6. und 8. Mai 1720, die Verträge abschließen, durch welche er Sicilien und Sardinien räumte. Die Belohnung Seckendorf's für seine geleisteten Dienste, für mehre empfangene Wunden, bestand in der ihm für sich und seine Erben ertheilten Reichsgrafenwürde. Auf der Rückreise nach Deutschland besuchte er mit soldatischer Haltung, mit Stock und Hut und trotz seines Protestantismus, den Papst zu Rom.

Der Friede hatte aufs Neue dem Waffenlärm ein Ende gemacht, und Seckendorf ward 1719, obschon



noch in kaiserlichen Diensten, Gouverneur von Leipzig, 1723 kaiserlicher General-Feldzeugmeister und polnisch-sächsischer General der Infanterie. Leider war dieser Aufenthalt, durch den Umgang mit den Gelehrten für den kenntnißreichen Seckendorf so angenehm, nur von kurzer Dauer, denn im August des Jahres 1726 sandte ihn der Kaiser als bevollmächtigten Minister an den berliner Hof. Die Veranlassung zu diesem plötzlichen Wechsel seiner Verhältnisse ist in der bedenklichen Stellung zu suchen, in die das Haus Oesterreich eben jetzt England, Frankreich, Preußen und andern nördlichen Mächten gegenüber, gekommen war. Das sogenannte salische Gesetz der männlichen Erbfolge galt auch in Oesterreich, aber Karl VI. hatte den einzigen Sohn durch den Tod verloren und wollte nun seiner Tochter Maria Theresia seine Länder sichern; deshalb führte er am 19. April 1718 durch die pragmatische Sanction die weibliche Erbfolge in Ermangelung männlicher Erben ein. Dagegen verbanden sich die oben genannten Staaten im Jahre 1725, und Seckendorf sollte nun in Berlin als Diplomat die feindliche Verbindung sprengen oder sie wenigstens möglichst unschädlich machen. So sehr er nun über seinen neuen Posten in allen Briefen klagt, und die Hofränke und Intriguen verwünschte, er mußte darin ausharren bis 1734; der sicherste Beweis, daß seine Thätigkeit und Umsicht im Cabinet der früher im Felde bewiesenen keineswegs nachstand. Seckendorf war es, der im Interesse seines Kaisers zunächst den König von Preußen zur Anerkennung der pragmatischen Sanction bestimmte, und später auch die günstigen Verträge mit den übrigen Mächten vermittelte. Für diesen Eifer ward er zum Reichsgeneral der Cavalerie und Johanniterritter ernannt. — Jetzt winkte dem ermüdeten Politiker auch neuer kriegerischer Ruhm. König August II. von Polen war gestorben, und ein neuer Kampf begann um den erledigten Thron. Oesterreich, und durch Seckendorf's Vermittelung auch Preußen, erklärte sich für den Kurfürsten von Sachsen, Frank-

reich und Spanien für den alten Gegenkönig Stanislaus Leszcynski. Die Waffen sollten die Entscheidung bringen. Gebeugt von der Last der Jahre und den in so vielen Feldzügen erduldeten Mühseligkeiten, rief Prinz Eugen seinen treuen Waffenbruder Seckendorf zu sich an den Rhein (1734), aber zu einer kriegerischen Thätigkeit kam es nicht; das kaiserliche Heer war nicht im besten Zustande, und der Feldherr ängstlich und sorgenvoll; nur Seckendorf hat schweren Dienst, ihm ist die Vertheidigung des Rheins von Koblenz bis Mainz übertragen, während die „Neckarhüter,“ wie das Volk spottweise die deutsche Armee wegen ihrer Unthätigkeit nannte, die Festung Philippsburg von den Franzosen nehmen ließen. Endlich erhielt Seckendorf Erlaubniß zu einem Streifzuge am Unterrhein und trotz der Feindschaft des „alten Desfauers“ den Oberbefehl über die dazu bestimmten Truppen. Nach einem schwierigen Marsche über den unwegsamen Hundsrück, gelangte er an die Mosel und lieferte dem französischen Feldherrn Coligny, 22000 Mann gegen 40000, die Schlacht bei Claufen am 20. Oct. 1735. So unblutig dieser Sieg, so wichtig war er in seinen Folgen — Waffenstillstand und Friedensverhandlungen zu Wien. Aber der lauten Anerkennung von Seckendorf's Ruhme wirkte verberblich die Eifersucht und der Neid der Generale und Minister entgegen, und die geheimen Einflüsterungen erlangten, wie gewöhnlich, auch diesmal den Sieg. Sechs Wochen lang blieb Seckendorf ohne alle Nachricht von Wien, ja noch mehr, der undankbare Kaiser übergab ihn, der die nächsten und gerechtesten Ansprüche hatte, bei Besetzung der wichtigen Stelle eines evangelischen Reichsfeldmarschalls. Unwillig über diese unverdiente Kränkung, wollte Seckendorf sich ins Privatleben zurück ziehn, aber Liebe zum Kaiser und nur halb gestillter Ehrgeiz hielten ihn, und wichtige Ereignisse riefen ihn im October 1736 vom Rhein nach Wien zurück. —

(Fortsetzung folgt.)

## Carl Maria von Weber,

Königlich Sächsischer Capellmeister und Musikdirector der deutschen Oper zu Dresden.

(Fortsetzung.)

Nachdem v. W. in mehreren Städten Deutschlands, namentlich in Stuttgart, Mannheim, Darmstadt, München und Berlin einige Zeit verweilt, und überall durch eigene Compositionen sowohl, als Beurtheilungen der Werke Anderer und der Kunstzustände in den verschiedenen Orten seines zeitweiligen Aufenthaltes, vielfache Beweise seines hohen Eifers und seiner innigen Liebe für die Kunst gegeben hatte, kam er im Januar des Jahres 1813 nach Prag, um dort von jeder Anstellung unabhängig, allein seiner Kunst zu leben.

Auf Veranlassung des Theaterdirector C. Liebich übernahm er jedoch: „um das schöne Bewußtsein zu haben, den alten Ruf der Prager Musikvollkommenheit herzustellen, und zugleich zu zeigen, daß doch wenigstens eine Kunstanstalt vorhanden sei, die ohne die tausend gewöhnlichen kleinlichen Handwerks- und Neides-Erbärmlichkeiten rein und fern von allen Neben- und Rücksichten handle“, die Leitung der dortigen Oper, mit welcher bisher der durch seine humoristischen Volks-



schöpfungen bekannte Wenzel Müller betraut gewesen war.

Wie der Geschmack des Publicum, welches noch immer auf den Ruhm stolz war: zuerst den Genius Mozart's gewürdigt zu haben, so war auch die Oper selbst, und zwar so sehr gesunken, daß Liebich sich genöthigt gesehen hatte, sie auf Zeit wenigstens, gänzlich aufzulösen. Ihre Reorganisation nun griff W. mit jenem Eifer und Nachdrucke an, den man nur von ihm, der mit reinsten, vollster Neigung seiner Kunst lebte, erwarten konnte. Nach Kräften unterstützt von der Direction, brachte er durch seine aufopfernde, rastlose Thätigkeit das ihm anvertraute Werk bald auf einen Höhepunkt, der ihm gerechte, allgemeine Anerkennung erwarb.\*

Nachdem W. drei Jahre lang redlich gethan, was sich unter den die freiere Thätigkeit oft einschränkenden Verhältnissen einer Privatdirection und bei den großen Hindernissen, welche der Krieg namentlich den Engagements tüchtiger Künstler entgegenstellte, irgend ausführen ließ, das Fortbestehen der Oper aber gesichert erschien und nur eines redlichen Wärters dazu bedurfte, somit aber W.'s. Zweck in der Hauptsache mindestens erreicht war, legte er die Direction nieder.

Während seines Wirkens in Prag erschienen unter mehren andern Compositionen von ihm für concertirende Instrumente sowohl, als für Sologefang, auch die drei ersten Hefte seiner, dem Geiste der damaligen ereignißvollen, großen Zeit so entsprechenden, mit so unendlichem Beifalle aufgenommenen Liedersammlung für vierstimmigen Männergesang: *Leier und Schwert*, deren Dichter Theodor Körner war. Wer kennt nicht Lützow's wilde Jagd und das Schwertlied: *Du Schwert an meiner Linken!* — Damals componirte W. auch die berühmte Cantate: *„Kampf und Sieg“*, zu deren Dichtung und Composition er nebst dem Dichter Wohlbrück im Juli 1815 durch die großen Weltereignisse der letzten Zeit begeistert worden war, und welche die Gefühle der menschlichen Natur bei so gewaltigen Begebenheiten, bezeichnen und ausdrücken sollte. Diese Cantate ist durch Fülle und Erhabenheit der Ideen, sowie durch brillante Bearbeitung ausgezeichnet und von drastischer Wirkung.

Um ungestört und der Kunst allein leben zu können, zu deren Pflege und Beförderung geschaffen zu sein, er fest überzeugt war, verließ W. 1816 Prag, und hielt sich namentlich längere Zeit in Berlin, im Hause eines kunstverehrenden Freundes auf, wo er, um Mittel für größere Unternehmungen zu gewinnen, ununterbrochen, *„Tag und Nacht“* — wie er selbst sagt — arbeitete und keine Concerte gab. In dieser Zeit schrieb er u. A. drei seiner ausgezeichnetsten Sonaten für Pianoforte.

Doch auch diese Muse war ihm nicht lange ver-

gönnt. Unter vielen, so vortheilhaften als ehrenden Anerbietungen, welche ihm von mehreren Seiten entgegengebracht wurden, konnte er endlich nicht umhin, den Ruf nach Dresden, zu Gründung einer deutschen Oper anzunehmen. Hier widmete er als Kapellmeister neben Morlacchi, seit Januar 1817 den bei weitem größten Theil seiner Zeit der Ausführung der ihm obliegenden, schwierigen und sorgenbringenden Geschäfte. Auch wirkte er als Schriftsteller, — wie er dies schon in Prag mit Glück gethan, — für das Interesse der Oper durch seine dramatisch-musikalischen Notizen, „als Versuche: durch kunstgeschichtliche Nachrichten und Andeutungen die Beurtheilung der neu auf dem Königl. Theater erscheinenden Opern zu erleichtern.“ Diese Notizen erschienen in der, in jenem Jahre 1817 zuerst auftretenden Abendzeitung, wurden freudig aufgenommen und mit vielem Interesse und nicht zu verkennendem Nutzen gelesen, und zeigten sich von ganz besonderer Wichtigkeit für das neue Institut. Leider ward W. durch eine langwierige Krankheit und in Folge seines Sommer-Aufenthaltes zu Zosterwitz — woselbst er u. A. die so beliebte „*Aufforderung zum Tanze*“ componirte, — sowie gekränkt durch hämische Ausfälle und unverdiente Beschuldigungen, veranlaßt, von 1820 ab diese geistreichen Andeutungen aufzugeben.

Wie sehr jene gediegenen Eröffnungen und überhaupt W.'s. Amtsführung die ehrendste, allgemeinste Anerkennung verdienten, ersehen wir aus seiner eignen Schilderung seines Amtsantritts. „Ich hatte — spricht W. in einem seiner Briefe — mit Vorurtheilen zu kämpfen, aller Art Hindernisse zu bestegen, für ihre Existenz besorgte Subjecte zu beschwichtigen, Engagements anzuknüpfen, zu correspondiren nach allen Theilen Deutschlands, zu der Oper ein Chor von Grund aus zu organisiren, von dem, wie von der Oper es darauf ankam, dem Hofe und dem Publicum eine günstige Meinung zu verschaffen, was nur durch rastlose Thätigkeit geschehen konnte — —, es war eine harte Zeit der Unruhe und Sorge, meine zerrüttete Gesundheit fühlte es, und der Andrang war von allen Seiten so groß, daß ich an eigne Arbeiten gar nicht denken konnte, und alle Verbindung mit meinen Freunden aufhörte.“ — Selbst sein Wunsch, Ende August seine Heirath vollziehen zu können, mußte vor der Last der Geschäfte, und da ihm gerade zu jener Zeit der Auftrag gegeben wurde, zu der Vermählungsfeier der Prinzessin Maria Anna eine italienische Cantate zu componiren, zurückweichen. Endlich konnte er abreisen und verheirathete sich am 4. November in Prag mit Caroline Brandt aus Bonn, welche bis dahin als Sängerin nicht unbekannt gewesen war.

Unter den hiernächst von W. componirten größeren Werken zeichneten sich aus: die Cantate zum Re-



gierungsjubiläum des Königs, die bekannte großartige Jubelouverture, die äußerst gediegene Jubelmässa, welche zum Jubelhochzeitsfeste des Königs und der Königin aufgeführt wurde. Auch arbeitete er an der Musik zu der von Fr. Kind gedichteten Oper: die Jägersbraut, zu Angurd u. m. A.

Dem Freischütz aber — dessen erste Vorstellung in Berlin stattfand — und zu welchem ihm sein langjähriger Freund, der nachmalige Hofrath Friedrich Kind den Text dichtete — war es vorbehalten, v. Weber's Namen der ganzen civilisirten Welt bekannt zu machen und ihm eine Berühmtheit und Popularität zu verschaffen, die nach ihm noch keinem Componisten wieder zu Theil geworden ist. Neben dem scenischen Bei- und Zauberwerk — dem Kugelgießen in der Wolfschlucht u. s. w. — verschafften hauptsächlich die äußerst volksthümlichen Melodien, die bald von Mund zu Mund gingen, dieser Oper einen so außerordentlichen Erfolg. Daß v. W. eben diese Melodien gerade, welche der Oper auf allen großen und kleinen Bühnen Europa's Eingang verschafften, einem Clavierconcerte des jetzt geisteskranken Organisten Böhner entlehnt habe, ist zur Zeit so wenig noch erwiesen worden, als die dieser Beschuldigung so ähnliche des Componisten der classischen Oper: die Vestalin.

v. W. vollendete diese romantische Oper, die er bereits im Jahre 1817 begonnen, im Mai des Jahres 1820, als er sich zur Stärkung und Befestigung seiner zerrütteten Gesundheit im Bade aufhielt.

In demselben Jahre componirte er auch die, durch ihre Originalität ausgezeichnete Musik zu dem Schauspiel: „Preciosa“ von Wolf.

Außer mehren in den nächsten Jahren von ihm componirten Concertstücken und Liedern, beendete er 1823 die von Wien aus ihm aufgetragene Oper: „Euryanthe“, wozu Frau von Chezy nach einer altfranzösischen Erzählung ihm den Text lieferte. Die Euryanthe ward am 25. October desselben Jahres von ihm selbst in Wien dirigirt, erlangte jedoch ungeachtet der wahrhaft großartigen, gediegenen Musik, bei Weitem nicht den Erfolg, dessen der „Freischütz“ sich zu rühmen hatte.

Indeß griff die Ueberlast seiner Berufsarbeiten, die sich um das Doppelte dadurch vergrößerte, daß v. W. seines krankten und deshalb oft in Italien abwesenden Collegen Morlacchi Geschäfte die meiste Zeit versehen mußte, sowie seine bei alledem angestregten, unausgesetzten Studien, seine Gesundheit immer mehr an. Er konnte sich daher auch eines weiteren von London aus 1824 ihm ertheilten Auftrages: die Oper: „Oberon“ für das Coventgarden-Theater zu componiren, weder in Ems, wohin er sich zu Herstellung seiner Gesundheit im Jahre 1825 im Sommer begeben hatte, noch in Berlin — wo er zu Ende desselben Jahres die „Eu-

ryanthe“ auführte, — noch auch in Dresden entledigen.

Die Anforderung zu ihrer Vollendung ward aber immer dringender, weshalb er, nachdem ihn noch das Studium der englischen Sprache angelegentlich beschäftigt hatte, und obschon sich sein Brust- und Halsübel bedenklich verschlimmerte, den Armen seiner liebenden Gattin und besorgten Freunde sich entriß, und am 26. Februar 1826 in Begleitung des bekannten Flöten-Virtuosen Fürstenau die Reise nach London antrat. Während dieser Reise schien sein Krankheitszustand wesentlich abzunehmen und voll freudiger Hoffnung kam er nach Paris, wo der gepriesene Tondichter auf eine so herzliche und schmeichelhafte Weise empfangen wurde, daß sein wahrhaft bescheidenes Künstlergemüth sich oft in die größte Verlegenheit gesetzt fühlte. Er schrieb darüber selbst an seine Gattin: „Ich versuche es gar nicht, dir zu beschreiben, wie man mich empfängt, weil es über alle Maassen eitel wäre, wenn ich schreiben wollte, was die größten jetzt lebenden Künstler mir für Dinge sagen, denn dann müßte das Papier selbst roth werden, und wenn man mich hier nicht stolz macht, so bin ich wirklich dazu verdorben.“ Er war aber und blieb bescheiden, weil eben als wahrer Kunstjünger der aufrichtigen Anerkennung selbst der Besten würdig.

Derselbe Empfang, dieselben Huldigungen wurden ihm in London, wo er am 5. März ankam, zu Theil, worüber sein empfängliches, dankbares Gemüth sich in folgenden Worten äußerte: „Keinem Könige wird Alles so aus Liebe entgegengebracht, wie mir. Man hätschelt mich auf alle Art, ja, ich kann fast sagen, daß man mich auf den Händen trägt.“ Charakteristisch in seiner gemüthlichen Weise drückt er sich über seinen Empfang im Coventgarden-Theater aus: „Wie ich so an den Logenrand trete, um das prachtvoll decorirte Haus ordentlich zu besehen, ruft auf einmal eine Stimme: „Weber, Weber ist hier!“ und obgleich ich mich schnell zurückzog, brach doch ein solches Jubeln, Applaudiren, Vivatrufen aus, das gar kein Ende nehmen wollte, daß ich mich mehrere Male zeigen, und unterschiedene Buckerle machen mußte.“

Es war bestimmt worden: v. W. solle verschiedene Sätze aus dem „Freischütz“ und dann dem „Oberon“, welchen er hier vollendete, aufführen. Letzgenannte Oper ward auch unter seiner Direction am 12. April gegeben, und über die Aufnahme derselben lassen wir ihn am besten selbst sprechen: „Ich habe — sagt er — durch Gottes Gnade und Beistand heute Abend, d. 12. April, abermals einen so vollständigen Erfolg gehabt, wie vielleicht noch niemals. Das Glänzende und Rührende eines solchen vollständigen, ungetrübten Triumphes ist gar nicht zu beschreiben. „Gott allein die Ehre!“ — Ferner; „Am Ende mich mit Sturmesgewalt herausgerufen. Eine Ehre, die



in England noch nie einem Componisten widerfahren ist.

Bei der krankhaften Reizbarkeit und schwächlichen Disposition seines Körpers mußte dieser mächtigen Aufregung eine um so nachhaltigere Abspannung folgen, welche durch klimatische Einflüsse noch gesteigert ward. Er sehnte sich nach Ruhe und Erholung. „Ruhe, Ruhe — heißt es in einem Briefe vom 24. April — ist jetzt mein einziges Feldgeschrei, und soll es wohl für lange bleiben. Ich habe alle das Kunstgetreibe so satt, daß ich keine größere Herrlichkeit kenne, als wenn ich ein Jahr ganz unbemerkt als ein Schneider leben könnte, meinen Sonntag hätte, einen guten Magen und heitern, ruhigen Sinn. Seine Sehnsucht nach Hause ward immer unwiderstehlicher, und äußerte sich ergreifend in folgenden Worten: „Gott segne Euch, Ihr innigst Geliebten. Wie zähle ich die Tage, Stunden, Minuten bis zu unserm Wiedersehen. Wir sind doch sonst auch getrennt gewesen, und haben uns gewiß auch lieb gehabt, aber diese Sehnsucht ist ganz unvergleichbar und unbeschreiblich!“ Je schwächer er sich selbst fühlen mochte, desto größer ward

seine Sehnsucht nach der Heimath erregt, und steigerte sich fast bis zur Qual.

Indeß hoffte er noch immer zum 6. Juni seinen „Freischuß“ als das ihm bewilligte Benefiz selbst dirigiren, dann aber sofort den geraden Weg nach Hause, zu den Seinen eilen zu können, als er am 5. Juni 1826 vom Todesengel ereilt, seinen letzten Athemzug aushauchte, und in seinem frommen Glauben: „wie Gott will“ in die Wohnung des ewigen Friedens einging.

Fern von den Seinen, der theuren Gattin, den geliebten Söhnen — Maximilian und Alexander, — den vielen treuen Freunden, ward der große, ruhmbeehrte Künstler, der Schöpfer und Lehrer im Reiche der Töne, der Mann, dessen Gemüth das reinsten Wohlwollen, die liebendste Anerkennung, die edelste Großmuth und das treueste Pflichtgefühl in sich trug, der zärtliche Gatte und Vater, den selbst im Gewühle der Weltstadt unbesiegbare Sehnsucht zu den Seinigen zog, und dessen Stimme des Herzens unter dem enthusiastischen Beifalle der Briten niemals schwieg, in der Moorfieldskapelle beigesetzt.

(Beschluß folgt.)

## Die Bastei.

(Beschluß.)

Ersteigen wir endlich die letzte Höhe und treten vor auf das kaum 8 Fuß breite, beinahe 350 Ellen über den Spiegel des Elbstromes erhabene Felsenhorn, wegen seiner Aehnlichkeit mit Festungswerken, Bastei genannt, so genießen wir eine prächtige Aussicht auf ein reiches Landschaftsgemälde. Bis hinein nach Böhmen, zum Sattel- und Rosenberge schweift der trunkene Blick, und rings um uns erheben sich Felsmassen von sonderbarer Gestalt, an deren schroffen Wänden hinweg die Elbe wie ein Silberband im Sonnenlichte vorüberfließt. Ein eisernes Geländer umgiebt den Vorsprung und bewahrt vor schaudervollem Sturze in die Tiefe. Die Bastei ist der Punkt, den alle Fremden besuchen, welche durch Mangel an Zeit abgehalten werden, die ganze sächsische Schweiz zu bereisen; wie mancher Beschluß mag hier schon gefaßt worden sein, im nächsten Jahre zurückzukehren und die übrigen in ihren Reizen geahnten Partien des Meißner Hochlandes zu durchstreifen, wie oft aber auch der Vorsatz: bis hierher und nicht weiter! aus dem gleichen Grunde aufgegeben worden sein: Die Bastei ist einer der Sonntagsvergügnungsorte für Dresdens Einwohner geworden, Gesellschaftswagen und Dampfschiffe fahren in kürzester Frist den Freund der romantischen Natur

hierher, wo die zum Empfange der Reisenden bestens eingerichtete Wirthschaft ihm Nachtlager gewährt, damit er am anderen Morgen den Aufgang der Sonne bewundern kann, wenn irgend das Wetter ihm geneigt ist. Im Jahre 1827 gebaut, ist dieses Gasthaus ein stets besuchter Wallfahrtsort, wenn auch die Preise daselbst etwas höher sind als man sie gewöhnlich in der sächsischen Schweiz antrifft. Rindenhüttchen mit Stein- und Moosbänken laden den vom Steigen müden Wanderer ein, von ihnen aus gemächlich das weite Panorama zu überschauen. Jenseit des Wehlengrundes (fast 500 Stufen führen in seine schauerliche Tiefe hinab) ragen die sonderbar gestalteten Klippen der großen und kleinen Gans und der Amselfstein empor. Da richtet sich unser Blick stromaufwärts, eine schwarze Wolke wird auf der Elbe sichtbar und mit stolzem Staunen braust der Dampfer heran, das Glöcklein tönt zu unsern Ohren, in Rathen eilen die Passagiere über die schmale Brücke an Bord — es ist zu spät für uns, noch einen Blick auf das abfahrende Boot, und wir stehen wieder versunken im Anblick der reizenden Abendlandschaft, und trösten uns lächelnd — ein Gefangener auf der Bastei geworden zu sein! —



## D o h n a,

Stadt im Königreiche Sachsen, nebst Geschichte der Burg und Burggrafen.


(Fortsetzung.)

Die Fehden der Söhne des alten Burggrafen Otto — den Rudolph von Korbitz während eines Kindtauffestes durch nächtlichen Ueberfall gefangen nahm und nach Neusegast führte, wo er auch in der Gefangenschaft starb — mit eben diesem Rudolph, gen. Ridschel, wurden mit immer größerer Erbitterung und Grausamkeit geführt. Letzterer sah sich daher, zumal die Vettern jener, Heyden und Jahn, sich ihnen zugesellt hatten, gezwungen bei dem Markgrafen Wilhelm Cocles, dem Einäugigen, Hilfe zu suchen. Dieser hatte schon vorher um dem Wegelagern, Plündern und Rauben der Dohnaischen Grafen Einhalt zu thun, einen Theil seiner Truppen nach Heidenau (v. w. f. u.) gelegt, welche von da aus die zwischen Böhmen und Dresden Reisenden geleiten und gegen die Raubanfalle der heutesüchtigen Grafen und ihrer treuen Kumpane schützen mußten. Indem es schon in seinem eigenen Interesse lag die Bitte das von Korbitz zu erfüllen, brach er daher sofort auf und belagerte die Burg, mußte jedoch unverrichteter Sache wieder abziehen, da die Belagerten sich tapfer vertheidigten und durch öftere Ausfälle ihm beträchtlichen Schaden zufügten.

Jeschke wurde durch diesen glücklichen Erfolg nur um so dreister und zuversichtlicher gemacht, und beging von Neuem gegen den von Korbitz, wie gegen die Reisenden Greuelthaten aller Art. Inzwischen ward jedoch sein Bruder Maul, den er nach Böhmen geschickt hatte, von des Ritters von Bünau Reiffigen an der Gränze in der Fichte (jetzt Hammergut) ergriffen und starb dort in Folge eines Pfeilschusses. Hierauf soll sich die in der Bennohöhle — im Bieslaer Grunde bei Rosenthal — befindliche Inschrift:

M. v. Donjn †††

1401

Benno 

beziehen. Auch sein Vetter Heyden blieb im Gefechte bei Burthardswalde.

Bei alledem hatte man zwar eine gütliche Ausgleichung versucht, indem die Burggrafen an Wilhelm ein Anstandsschreiben erließen und Waffenstillstand beantragten, kurz darauf aber schienen sie ihre friedlichen Gesinnungen schon wieder zu bereuen, und ließen durch einige ihrer Lehnsleute an den Markgrafen Absagebriefe richten. In diesen merkwürdigen Schreiben hieß es u. A.: „Ich bitte, Ewir Gnade wissen, daß ich ewir vint sien will, vnd allen ewren offenbaren Helffern und alle ewir man vnd alle ewirs Hofengesindes, vnd alle der ewir“ u. s. w.

Dieser unerhörte Uebermuth machte es dem Markgrafen zur strengsten Pflicht, die Burggrafen zu züchtigen. Zunächst besetzten seine Truppen unter Günther's v. Bünau Anführung die Burg und schlossen Jeschke ein, sodann übernahm Wilhelm in eigener Person den Oberbefehl, nachdem er vorher erst mit Friedrich, sowie mit Wilhelm und Georg, Brüdern des Landgrafen zu Thüringen, in Rochlitz sich über die, gegen die Burggrafen von D. zu nehmenden Maßregeln besprochen hatte.

Jeschke von des Markgrafen Energie nichts Gutes ahnend, entzog sich für jetzt der wohlverdienten Strafe durch die Flucht nach Weesenstein, ward aber von dort durch die markgräflichen Truppen, welche die Burg belagerten und eroberten, vertrieben, und suchte sich in der Nacht nach Königstein, von welcher Feste er Hauptmann war, zu retten. Allein bald fand er sich hier eben so wenig geborgen und begab sich nach Böhmen zu seinem Schwager Choltitz, dem Besitzer der Riesenburg. Aber auch hier war ihm kein langer Aufenthalt vergönnt, denn sein Feind, der Markgraf Wilhelm I. unterhandelte mit Choltitz wegen Ankaufs der Herrschaft Colitz und der Riesenburg, er kaufte sie beide im J. 1404 um 90,000 Mark; sie blieben bei Meissen bis 1459, in welchem Jahre sie durch den Eger'schen Vertrag an Böhmen abgetreten wurden. Der einst so mächtige und gefürchtete Jeschke suchte jetzt, landflüchtig und machtlos, an verschiedenen Orten seine Zuflucht. Die Versuche beim Könige Wenzel und bei dem Könige Sigismund von Ungarn Hilfe und Beistand gegen Wilhelm zu erlangen, mißglückten, vielmehr ward des Letzteren wohlbegründeten Klagen gegen Jeschke Gehör gegeben und derselbe nach genauester Untersuchung und Vernehmung als Störer und Verächter des vom Könige Wenzel gebotenen Friedens und Wegelagerer in Ofen, mit zweien seiner Begleiter, enthauptet.

Am 19. Juni 1402 nahm endlich Markgraf Wilhelm die Festung und Städtchen, sowie die übrigen Besitzungen der Burggrafen, erklärte sie alle für verwirktes Lehn, und ließ die Burg — nach einigen auch das Städtchen — niederreißen und schleifen, und zwar: „aus vil tapfern beweglichen Ursachen, zvor etlicher troeziger Mishandlung und stolcz mutiger obereennunge der Hern daselbst, nicht ane merkliche Untost, Mühe und schwerer arbit, durch vile Berckhauer, hin und her gesammelt.“ Von dieser Schleichung gibt auch eine Inschrift, welche über einer



in der Kirche befindlichen, zugemauerten Thüre stand, in folgenden Worten Kunde:

Als man zehlet Das ist war'  
Ein tausent Vierhundert und 2 Jar  
Ist Dohna samt dem festen Schlos  
Zerstört mit aller Macht gros.

Nach dem Verluste ihres Stammsitzes wendete sich der größte Theil der burggräflichen Familien nach Dresden, und übergab sich — wie Möring erzählt — der Großmuth ihres Ueberwinders. Die Burg, welche — auf zwei Seiten von der Müglist umflossen — durch ihre Lage, sowie durch ihren bedeutenden Umfang und gewaltigen Bau vor Erfindung des Schießpulvers jedenfalls zu den festesten Plätzen gehörte, lag seitdem in Ruinen. Die Hauptlinie derer von Dohna war nicht mehr vermögend, zu Wiedererlangung der verlorenen Güter geeignete Schritte zu thun, um so mehr wurden aber diese vermeintlichen Ansprüche von den Seitenlinien verfolgt. Ob nun schon Kaiser Siegismond 1463 die Burggrafen Nicolaus und Jeschke mit der Burggrafschaft belehnte, ja selbst die Stände Böhmens ihre Rechte auf Dohna, Pirna und Königstein geltend zu machen versuchten, so ließen sich dadurch die Markgrafen doch nicht irren, und nachden ihre Grenzstreitigkeiten mit der Krone Böhmens durch den zwischen König Georg Bodibrad und Kurfürst Friedrich

und Herzog Wilhelm zu Sachsen, in Eger im Jahre 1459 geschlossenen Vertrag vollkommen beseitigt waren, gaben sie den ferneren Anforderungen der Dohnaischen Grafen kein Gehör, und es scheint, daß diese endlich der wiederholten vergeblichen Bemühungen von selbst überdrüssig geworden sind. Wenigstens finden sich seit 1530 keine Documente vor, die eine Erneuerung jener Gesuche um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand Seiten der Dohnaischen Grafen nachweisen. Erst im Jahre 1802 brachte Heinrich Ludwig Burggraf von Dohna die Stätte, auf welcher die Stammburg seiner Ahnen gestanden, für 1700 Thlr. an sich und ließ sie vom Schutte reinigen, ein Häuschen darauf bauen, und 1814 eine runde Mauer zu Anlegung einer Thurmruine aufführen, deren Ausbau aber unterblieben ist. Später, im Jahre 1826 erkaufte die Schützengesellschaft Dohna's vom Burggrafen den Berg um 700 Thlr., und ließ ein großes Schießhaus darauf bauen. 1840 ging dieser mit seinen Zubehörungen auf weiteren Privatbesitz über und dient jetzt als Vergnügungsort. In dem runden Thurme, der jetzt als Tanzsaal dient, zeigte man das Bild der Beste Dohna.

Kurz vor ihrer Zerstörung war die Burg in drei Theile getheilt, deren einen Otto's Söhne: Jeschke und Maul, die beiden andern aber ihre Vettern Jahn und Heyde besaßen.

(Der Beschluß folgt.)

## H o h n s t e i n ,

(Stadt und Schloß im Königreich Sachsen; nebst Abbildung.)

Mitten in der so romantischen sächsischen Schweiz,  $3\frac{3}{4}$  Meilen von Dresden entfernt, thront auf einem sandsteinfelsigen Bergrücken, 888 Pariser Fuß über dem Meerespiegel das Städtchen und Schloß Hohnstein. Dieses, durch eine steinerne Brücke mit der Stadt verbunden, war schon im Mittelalter eine gefürchtete Burg des mächtigen Geschlechts der Birken von Duba, die wenigstens schon im 14. Jahrhunderte daselbst ihren Sitz aufschlugen. Weit reichte der Arm der Birken, von der Elbe bis zum Riesengebirge, und hochgepriesen ist ihr Name und ihre Tapferkeit in Böhmen, denn sie kämpften mit Glaubenseifer für die Hussitische Lehre. Hohnstein gehörte der mächtigsten Linie dieses Hauses laut Urkunde schon 1353, bis es 1444 unter die Oberherrschaft Friedrich des Sanftmüthigen von Sachsen kam, wie alle an der heutigen böhmischen Grenze gelegenen Burgen von den sächsischen Fürsten allmählig gebrochen oder erobert wurden. Die Besitzer wechselten noch mehrmals, bis 1523 gehörte es dem reichbegüterten Geschlecht von Schleinitz,

dann den Schönbergen, bis es 1543 durch Tausch an Kurfürst Moriz fiel. Eine trostige Beste mag es in den Zeiten des Faustrechts gewesen sein, westlich und südlich vom tiefen Polenzgrunde und einer Schlucht umgeben, und noch im dreißigjährigen Kriege hielt es den Angriffen der Schweden und Kaiserlichen wacker Stand. In dieser Burg waren so fürchterlich verrufene Staatsgefängnisse, daß der Volksmund davon sagte: „Wer da kommt nach dem Hohnstein, der kommt selten wieder heim.“ In einem derselben zeigte man ein aus kurzem Stroh geflochtenes Seil, durch das ein unglücklicher Gefangener sich retten wollte; ein anderer, seit 1770 nicht mehr zur Aufbewahrung von Gefangenen benützter Kerker, ist nach dem Freiherrn v. Klettenberg getauft, einem betrügerischen Alchymisten, dessen verunglückte Goldmacherei nach längerer Haft auf dem Hohnstein, mit dem Tode durchs Schwert belohnt ward. Indes ist von der ältesten Burg, sowie von der zu Dohna, nichts mehr übrig, und selbst das neuere sogenannte mittlere Schloß ist größten-



theils zerstört durch einen Blitzstrahl, der es im Jahr 1620 traf. Durch die Ausfallspforte gelangt man auf einen Rasenplatz, das sogenannte alte Vorwerk, das die früheren Wirthschaftsgebäude enthielt, und steht nun gegenüber den Hockstein aufsteigen. —

Unter uns liegt der Bärengarten, der im J. 1609 angelegt wurde, um dem damaligen Geschmacke der Fürsten Genüge zu leisten. In der damals noch ziemlich rauhen Gegend und den dichten Wäldern hielten sich diese Thiere noch auf, und wurden hier eingezogen, um häufig zu Lustbarkeiten zu dienen, wie unter anderen in Dresden große Bärenhegen gehalten wurden, oder auf dem jetzt ebenfalls in Verfall gerathenen Schlosse zu Sedlitz. Gegen 150 Jahre pflanzten sich die Thiere in diesem Zwinger fort, oft aber trieben sie ihr Klettertalent so weit, daß es ihnen gelang, den Zwinger zu übersteigen; um die Bewohner der Stadt daher vor Gefahr zu bewahren, und wohl vorzüglich weil sich der Gefalle an dieser Gegend in jener Zeit verloren hatte, wurden sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf höheren Befehl erschossen. In dem neuen Schlosse, auf der Stelle des alten 1444 zerstörten, wird jetzt das Recht geschützt, ein Justizamtman hat da seine Wohnung, wo früher oft genug statt des Landrechts das Recht des Stärkeren gegolten haben mag. — Kommen wir vom Schlosse zum freundlichen Städtchen mit seinen 1000 Einwohnern, die in 130 Häusern zusam-

menleben, so finden wir daselbst eine 1759 erbaute, sehr schöne Kirche mit trefflichem Orgelwerk. Die Einwohner betreiben außer etwas Landwirthschaft und Hopfenbau, besonders das Flachsspinnen; 3 Jahrmärkte und der Strom der Fremden, welche die reizenden Partien der sächsischen Schweiz besuchen, bringen der Stadt manchen Vortheil. Stolpen ist der Geburtsort des Orgelvirtuosen Schröter (1699 — 1782) und des Componisten Schaffrath. Im Jahre 1813 wurden auch hier Schanzen aufgeworfen, sind aber als Zeichen des Friedens wieder verfallen, und als schönes Andenken jener Befestigungslinien an der Oberelbe ist nur die Napoleonsstraße übrig geblieben, die der Kaiser vom Liliensteine nach Stolpen führen ließ. Durch die Verfassung ist Hohnstein dem siebenten städtischen Wahlbezirke zugetheilt worden, und wird sonach im Geiste des constitutionellen Fortschritts vom wackern Advokaten Klinger zu Dippoldiswalde vertreten, eine Weise der Vertretung, die wir die gute Bergstadt für immer festzuhalten bitten. Der frische fröhliche Männergesang hat auch hier zahlreiche Freunde und Jünger gefunden; die Gesangsvereine des Meißner Hochlandes feierten hier im Sommer des verflossenen Jahres ein fröhliches Gesangsfest, und es ist zu erwarten, daß die Macht des Gesanges in den Bergen der sächsischen Schweiz immer mehr Boden gewinnen werde. Mit diesen Wünschen scheiden wir von Hohnstein.

## Augustsburg,

(Schloß im Königreiche Sachsen; nebst Abbildung.)

An der Stelle des jetzigen im Kreisdirectionsbezirke Zwickau gelegenen Schlosses Augustsburg, auf dem höchsten Punkte des zwischen der Flöhe und Ischovau aus Porphyre aufgethürmten Schellenbergs, stand früher eine alte Burg, Schellenberg genannt, als deren Erbauer nach Einigen schon Carl der Große (800 n. Chr.), nach Andern aber Kaiser Otto I., Heinrich des Finklers Sohn (936) genannt wird; welche jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach, erst von dem durch seine Demüthigung vor dem Papste Gregor VII. bekannten Kaiser Heinrich IV. (1077) erbaut wurde. Diese Feste diente einer großen Pflanzung oder Herrschaft als Hauptort, und gab einem mächtigen adligen Geschlechte den Namen. Im Jahre 1282 litt sie durch eine Belagerung, sowie im J. 1528 durch Brand, wurde jedoch noch immer von dem Herzoge Georg bewohnt, als endlich im Jahre 1547 (zur Zeit des schmalkaldischen Krieges), mehre Blitze sie gänzlich zerstörten. Die Ruinen derselben ließ Kurfürst August im J. 1567 abtragen und legte am 3. März 1568 den Grundstein zu dem jetzt noch stehenden Schlosse, welches nach ihm

Augustsburg genannt und von dem, durch die Erbauung des alterthümlichen Rathhauses zu Leipzig bekannten, damals berühmten Baumeister Hieronymus Lotter, Bürgermeister der Stadt Leipzig, im Vereine mit den Meistern Lynar und van der Mehr im Jahre 1572 vollendet ward.

Dieses Schloß nun, welches 1439 Pariser Fuß über der Nordsee erhaben, sowohl von der böhmischen Grenze aus, als von der Gegend um Grimma und Rochlitz gesehen wird, und zufolge seiner hohen Lage die herrlichsten Fernsichten gewährt, war in seiner ursprünglichen Gestalt in Form eines Vierecks, genau nach den vier Himmelsgegenden, gebaut, und hatte vier Stockwerke. Um dasselbe zog sich innerhalb im Hofraume sowohl, als auch außerhalb eine mit Blei gedeckte Gallerie, welche jedoch, da das Betreten derselben lebensgefährlich ward, im J. 1776 abgebrochen werden mußte. Die 4 Pavillons des Schlosses, welche noch jetzt wohl zu unterscheiden und durch niedrigere Flügel so verbunden sind, daß sie, wie bemerkt, ein Quadrat bilden, welches etwa 150 Quadrat-ellen Basis hat, führten beson-



Namen. In dem ersten derselben, Lindenhaus genannt, welcher nach Nordost gelegen ist, befand sich ein großer prachtvoller Huldigungsaal. In demselben „Hause“ war auch das Zimmer, in welchem Kurfürst August seiner Lieblingsneigung, dem Drechseln, manche Stunde zu widmen pflegte. Das Sommerhaus, gegen Nordwest, enthielt den Fürstensaal, dessen Wände die Bildnisse von 35 sächsischen Fürsten, von Herzog Ludolph I. an bis Kurfürst Johann Georg I. schmückten. Die Wände des sogenannten Haasensaales, im Haasenhause (südwestlich gelegen), zeigten eine Menge von Haasen abgebildet, welche Künste, Gewerbe und allerlei menschliche Beschäftigungen, als Soldaten, Jäger, Buchdrucker u. s. w. trieben. Der vierte Pavillon, das nach Südost liegende Kuchenhaus, mochte wohl, seinem Namen nach zu schließen, einst zu gastronomischen Zwecken dienen. Die innern Räume des Schlosses waren in 5 Säle, 71 Zimmer u. 93 Kammern abgetheilt. Auch sagt man, die Anzahl der Fenster sei der der Tage im Jahre, die der Feueressen der Wochenzahl gleich gewesen, und Wetterfahnen habe es soviel gehabt, als das Jahr Monate. Auch hat es Keller, welche beinahe 2000 Eimer fassen.

Daß im Verlaufe von fast drei Jahrhunderten die Zeit auch diesen Prachtbau nicht verschonte, manche innere wie äußere Einrichtung verändert, manche Zierde wegen Bauvalligkeit entfernt werden mußte, ist leicht erklärlich; so hat es namentlich durch die moderne Bedachung viel verloren, gewährt aber noch jetzt einen imposanten Anblick, ist eine Zierde der Gegend, und wird von Fremden noch viel besucht. Denn sowohl der Anblick der näheren Umgebung ist wegen seiner bunten Mannichfaltigkeit ergötzend, als die Aussicht in die Ferne, in welcher man das Schloß Frauenstein, den Rochlitzer Berg, den Culmberg bei Ditschitz, den Greifenstein bei Thum, den Böhlsberg bei Annaberg erschaut.

Zwischen dem Kuchen- und Lindenhause, dem Fürstensaale gegenüber, steht das erste in Sachsen nach der Reformation gebaute protestantische Gotteshaus, die Schloßkirche. In derselben befinden sich über Altar und Kanzel zwei Gemälde von Lucas Cranach dem Jüngern, Sculpturen von Schreckenfuchs u. s. w.

Besonders merkwürdig ist noch der im Stallhofe, welcher an den Schloßhof südwestlich grenzt, befindliche 300 Ellen tiefe, theils gemauerte, theils 286 Ellen tief in den Felsen gehauene Brunnen, dessen Bau mit dem des Schlosses begonnen ward, und über 40,000 Thlr. gekostet haben soll. Er hat gewöhnlich 12—16 Ellen Wasserstand, ward nur einmal, im J. 1651, ausgeschöpft, und versiegte zum erstenmale im J. 1800. Das im östlichen oder Flöhe-Thale gelegene Hoffischhaus, versorgte ehemals die Küche des Landesherrn mit Forellen und allerhand seltenen Fischen.

Der am steilen westlichen Abhange gelegene Bärengarten, beherbergte noch zu August des II. Zeiten Bären, die zur Jagd nach Dresden gebracht und dann wieder hier verwahrt wurden. Da sie jedoch ungeachtet der 12 Ellen hohen Gartenmauer sehr oft entsprangen, und allerlei Unheil anrichteten, so ward seit dem J. 1757 die bisherige Bestimmung des Gartens aufgehoben.

Unter der Schloßbrücke wächst Weidenmoos, und im Garten steht die bekannte, jetzt 424 Jahre alte Linde, deren Umfang 16 Ellen beträgt und deren — früher über 224 Ellen weit ausgebreitete Aeste von einem durch viel steinerne Säulen — früher 77 — unterstütztem Roste getragen wurden.

Im J. 1632 wurde das Schloß von Kroaten geplündert. Der Versuch im J. 1721, daselbst ein Fräuleinstift zu gründen, zu dessen besserer Erreichung man dort die erste Lotterie unter des bekannten General Ryaus Leitung ziehen ließ, mißlang. Im Kriege von 1813 wurde das Schloß als Militärhospital benutzt. Es wird jetzt nur von einem Förster bewohnt, jedoch ist der umfassende Stallhof Sitz eines Justiz-, Rent- und Steueramtes und einer Bezirkssteuer-Einnahme.

An der Nordostseite des Schloßberges liegt das uralte, häufig und noch im Jahre 1831 von Brandunglück heimgesuchte Städtchen Schellenberg, welches etwa 130 Häuser und 1360 Einwohner hat, welche sich durch Wolllenweberei und sonstige Fabrikarbeiten, die sie meist für Bschopau, Dederan und Chemnitz liefern, sowie durch Viehzucht nähren, und Garn- und zwei Jahrmärkte halten.

### Lithographirte Beilagen:

Friedrich August II. — Hohnstein. — Augustusburg.

Druckfehler zu Lieferung 6: S. 68 Sp. 1 Z. 18 v. u. statt käme: könne. — S. 69 Sp. 1 Z. 35 v. o. statt hatte: hätte. — S. 71 Sp. 1 Z. 1 in der Note, statt Kößchenbroder: Kößchenbrodaer. — S. 72 Sp. 1 Z. 4 v. o. statt den: die.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





scult. e. Maximil. Sigaud.

sculp. e. M. Knapig.

AUGUST III. KÖNIG VON POLEN

*Churfürst von Sachsen.*









HÖHNSTEIN.









*Augustusburg*

*Augustusburg*

AUGUSTUSBURG.









Lief. 8.]

[I. Bd.]

## Friedrich August II. (III.),

Kurfürst von Sachsen und König von Polen.

(Fortsetzung.)

### A.) Aeußere Politik unter Kurfürst August II. bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Der Tod Kaiser Karl VI., mit dem der Habsburgische Mannstamm erlosch (20. Octbr. 1740), ward verhängnißvoll für Sachsen. Gegen die von den europäischen Mächten anerkannte pragmatische Sanction, durch welche Maria Theresia von den Ländern ihres Vaters Besitz nahm, erhoben sich Preußens junger König Friedrich II. und Carl Albert, Baierns Kurfürst; der erste, die schlesischen Fürstenthümer durch schnellen Ueberfall an sich reißend, der letzte mit französischen Hilfstruppen sich ganz Oesterreichs bemächtigend. Das Glück dieser Fürsten und Theresiens Wehrlosigkeit reizten auch den sächsischen Kurfürsten auf, die pragmatische Sanction nicht länger anzuerkennen. Er trat am 19. Septbr. 1741 dem französisch-baierischen Bündnisse zu Nympfenburg bei und sandte den General Rutowsky, einen natürlichen Sohn August's des Starcken, mit einem Heere von 22,000 Mann nach Böhmen. Während dieses im November desselben Jahres Prag mit Sturm eroberte, ward die Kriegserklärung durch sächsische Staatschriften damit gerechtfertigt, daß man angab, Maria Theresia habe durch Annahme ihres Gemahls Franz I. zum Mitregenten, die pragmatische Sanction selbst verlegt und ungiltig gemacht. So schien Alles zum Verderben der Kaiserin auszusagen, als diese in der Treue und hochherzigen Aufopferung Ungarns plötzliche Hilfe und Rettung fand. Brühl erschrak über die plötzliche Wendung des Waffenglücks, und obgleich er den Preußen nicht traute,

stellte er doch auf Friedrich's II. persönliches Dringen in Dresden die sächsischen Truppen endlich unter dessen Oberbefehl, verweigerte ihm aber Geschütz zur Belagerung der Festung Olmütz und vereitelte auf diese Weise die Erwerbung Mährens. Sollen wir die Geschichte dieses ersten schlesischen Krieges in kurzen Worten angeben, je nach den Resultaten, die derselbe den kriegsführenden Mächten brachte, so führen wir Schloffer's Worte an: „Carl Albert machte Schulden und gebrauchte die Subsidiengelder, um Krönung zu feiern, Feste zu halten, Säle zu vergolden. Brühl setzte Deutschland in Erstaunen durch die Pracht der Opern, die er in Dresden aufführen ließ, sein König kaufte einen großen Smaragd für 160,000 Thlr. Friedrich II. entsagte allen Bequemlichkeiten“ — aber erntete auch allen Ruhm und alle Beute des Feldzugs. Brühl, der von Vergrößerungen des sächsischen Gebiets geträumt hatte — erhielt Nichts, kaum daß Sachsen in den Frieden eingeschlossen wurde, der nach dem Siege Friedrich's bei Gzaslau zu Breslau (11. Juni 1742) zum Abschluß kam. Ohne eine Hand breit Boden, ohne einen Groschen Entschädigungskosten erworben zu haben, unterwarf sich Brühl, eben so feig und wankelmüthig, als vorher habgierig und übermüthig, den Bedingungen, und die sächsischen Truppen räumten nach einem nutzlosen Feldzuge die österreichischen Erblande. Der Kaiserin Waffen waren jetzt allenthalben glücklich, Franzosen und Baiern wurden geschlagen, — da glaubte der kursächsische Hof sich große Vortheile von einer Verbindung mit Oesterreich versprechen zu dürfen, und



am 20. December 1743 kam diese zu Stande. Die Punkte, über welche man dabei übereinkam, waren folgende: 1.) beide Theile garantiren sich ihre Länder und die Zusendung von Hilfstruppen; 2.) Sachsens Erbrecht auf Oesterreich, im Fall des Aussterbens auch der weiblichen habsburger Linie, wird neu bestätigt; 3.) einige Gränzstreitigkeiten werden beigelegt; der Kurfürst erhält 4.) das Recht, im Nothfall den Weg nach Polen mit 1200 Mann Begleitung durch Böhmen, Mähren und Oberschlesien zu nehmen. Das waren die hochwichtigen Punkte dieses Bündnisses, das für Sachsen so verderblich werden sollte, Hoffnungen, und kleine Bequemlichkeiten für den Fürsten, nicht das Geringste für das Land, — doch das konnte auch damals nicht in Betracht kommen, es war ja Eigenthum des Königs. Während so das erschöppte Sachsen einer kurzen Ruhe sich zu erfreuen hoffte, da rings umher der sogenannte österreichische Erbfolgekrieg forttozte, Böhmen und Baiern abwechselnd vom Kaiser und der Kaiserin gewonnen und verloren wurden, zog schon die finstere Wetterwolke über Sachsen neu herauf. Das Waffenglück Oesterreichs machte Friedrich II. um seine kaum erworbenen schlesischen Länder besorgt, und er verband sich deshalb aufs neue mit dem Kaiser und Kurfürsten von der Pfalz, dem Landgrafen von Hessen-Kassel in der Frankfurter Union, den 22. Mai 1744. Noch im August desselben Jahres brach er, ohne Rücksicht auf Sachsens Neutralität, durch die Kurstaaten in Böhmen ein, nahm Prag und drang bis Frauenberg vor, ward aber bald durch 22,000 Sachsen unter dem Herzoge von Weisensfels wieder von da vertrieben. Brühl, der durch seinen Unverstand erst den Durchzug der Preußen durch Sachsen veranlaßt hatte, schloß jetzt in kindischem Aerger über diese Beleidigung und seine Ohnmacht, (den 8. Januar 1745) einen Vertrag mit Georg II. von England, durch den er sich verbindlich machte, sofort 30,000 Mann ins Feld zu stellen gegen Preußen, später 10,000 Mann davon in holländisch-englischen Dienst zu vermietzen. Der Kaufpreis für das erste Heer waren 150,000 Pfd. Sterling, für das zweite 90,000 jährlich. Der eitle Minister mußte aber bald einsehen, daß man ihn abermals hintergehen wolle, denn nur auf erneutes Dringen erlangte er die Zusicherung des Herzogthums Magdeburg und anderer preussischer Länder als sächsischen Beuteanteil, in einer zweiten Uebereinkunft zu Leipzig (am 18. Mai). Drohend rückten nun, den Bedingungen gemäß, und unerwartet die Sachsen in Schlesien ein — aber die Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni) warf alle eitlen Hoffnungen Brühl's in den Staub. Friedrich II. rief seinen Gesandten von Dresden ab, der Fürst Leopold von Dessau rüstete sich bei Halle zum Einfall in Sachsen, und Brühl suchte durch einen raschen Zug das Verlorne wieder einzubringen, während auch die Oester-

reicher noch einen entscheidenden Wurf thun wollten. Beides mißglückte. Friedrich II. siegte durch die Ungeschicklichkeit der österreichischen Generale bei Sorr (30. Septbr.) und kam dem beabsichtigten Streifzuge der Sachsen nach Berlin, von dem der eitle Brühl geschwaßt hatte, zuvor, indem er bei Hemmersdorf in der Lausitz (23. Novbr.) die dazu bestimmten Truppen angriff und vier Regimenter gefangen nahm. So war durch die dummdreisten und ungeschickten Maßnahmen Brühl's der Krieg aus Böhmen nach Sachsen herübergespielt worden, die Luftblasen glänzender Siege und reicher Eroberungen zerplagten, und Kurfürst und Minister ließen das preisgegebene, unglückliche Land im Stiche und flohen im December nach Polen. Die letzten sächsischen Truppen unter Grüne und Rustowsky wagten die Schlacht bei Kesselsdorf zur Rettung der Hauptstadt und verloren sie vollständig am 15. Decbr. Zehntausend sächsische Krieger lagen auf dem winterstarrten Boden. Friedrich II. vereinigte sich jetzt mit den Truppen des „alten Dessauers“ und traf am 18. Decbr. in Dresden ein, wo er die verlassene Kurfürstin fand und 6000 Mann rathlose Truppen, die er entwaffnete und unter sein Heer steckte. Ungeheure Kriegsgelder wurden jetzt vom ausgesogenen Sachsen gefordert, das Land mußte die Sünden Brühl's in reichem Maße büßen. Trotzig und voll Siegeshoffnungen hatte dieser im November die billigen Friedensbedingungen, die ihm der König von Preußen durch den englischen Gesandten bieten ließ, verworfen, jetzt sah er nach Verlust der Hauptstadt und des Heeres voreilliger Weise Alles für verloren an und bettelte um Englands verschmähte Vermittlung. Sie ward ihm, und schon 10 Tage nach der Kesselsdorfer Schlacht ward der Friede zu Dresden geschlossen, mit allen Ehren für Preußen und Oesterreich, verdienter Maßen schmachvoll für den sächsischen Hof. Die Stadt Leipzig und die Landstände mußten das von der Regierung verbürgte Versprechen abgeben, alle noch rückständigen Contributionen und außerdem 1 Million Thaler auf der Ostermesse zu zahlen; die mit Gewalt in preussische Uniformen gesteckten Sachsen mußten in Friedrich's Diensten bleiben, alle Zollstreitigkeiten wurden zu Gunsten Preußens entschieden. Um die Erbärmlichkeit des Ministers, seine gänzliche Unfähigkeit zu begreifen, werfen wir einen Scheideblick auf die Geschichte der Jahre 1741—1744. In dem ersten verbündet sich Sachsen mit Preußen gegen Oesterreich, unterstützt seinen Bundesgenossen nur schlecht und kommt beim Friedensschlusse kaum in Beachtung. Im Jahre 1743 verbündet es sich mit Oesterreich gegen Preußen, seine Truppen dienen als Soldknechte für englisches Gold, das der Kurfürst und Brühl für ihre Vergnügungen nothwendig brauchen, und 1744 muß unser Vaterland den blutigen, aus Ehrgeiz des Hofes veranlaßten Krieg



mit einem schmähligen Frieden büßen. — Fragen wir, wie es um dieselbe Zeit in Polen aussieht, so erhalten wir auch hier die bestätigende Antwort, daß die Männer, die an der Spitze zweier Reiche standen, völlig unfähig waren, auch nur ein einziges zu regieren. Während für Sachsen der Kurfürst Aufrechthaltung der protestantischen Lehre zusichern mußte, versprach er in Polen das Gleiche für den Katholicismus und ließ in seiner Ohnmacht die dortigen Dissidenten (Nichtkatholiken) ungescheut verfolgen. In Sachsen herrschte Brühl und plünderte das Land aus, in Polen, das in dieser Zeit mit allen Nachbarstaaten im tiefsten Frieden lebte, beschiedeten sich die Großen; durch Sachsen zogen ungestraft die Preußen, durch Polen die Russen, — und König

August lebte der Jagd, besuchte die Opern und prachtvolle Feste, er wußte nichts von dem trostlosen Zustande seiner Länder, für sie sorgte ja sein trefflicher Brühl, und der König schloß von dem Ueberfluß seiner eigenen reichbesetzten Tafel auf den Wohlstand des Landes.

Wie irrig dieser Schluß, wie verblendet der gutmüthige vertrauende Fürst, wie frech sein Günstling, wie verzweifelt der Zustand der Finanzen und wie feig und niedergedrückt das ganze Volk war — läßt sich an einigen Beispielen zur Genüge beweisen, die wir in der nächsten Abtheilung zu erwähnen haben werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Friedrich Heinrich von Seckendorf,

Reichsgraf, Herr auf Oberzenn, Meuselwitz, Schnauderhaynchen, Mumsdorf, Starckenberg, Wutz ic., des Johanniter-, Elephanten- und weißen Adler-Ordens Ritter, kaiserl. königl. wirklicher geheimer Rath und General-Feldmarschall, auch Reichs-General der Cavallerie, und der Reichsfestung Philippsburg Gouverneur.

(Fortsetzung und Schluß.)

Je erschöpfter ein Staat ist, an dessen Spitze thörichte, selbstfüchtige Beamte stehen, desto hartnäckiger sucht er seine Schwäche durch Beibehaltung, wohl gar Vermehrung des früheren Glanzes zu verbergen, er kauft, wie der verarmte Student, noch Kanonen mit hellklingenden Sporen, als letztes Blendwerk für die, welche seine Geldmittel nicht kennen. So Oesterreich im Jahre 1737. In den ruhm- und erfolglosen Kriegen der letzten Jahre waren die Regimenter, mehr durch schlechte Verpflegung als durch Feindesschwert, gelichtet worden, die sieggewöhnten Veteranen des Prinzen Eugen verschwunden, die Kassen leer; aber der Hofkriegsrath beredete den schwachen Kaiser Karl VI. zum Bündnisse mit Rußland und stellte als Preis eines kurzen glorreichen Feldzuges gegen die Ungläubigen, Bosnien und die unteren Donauländer in Aussicht. Mit Eifer erfaßt dieser den Plan und ernennt Seckendorf am 21. Mai zum General-Feldmarschall. Mit dieser Ernennung war aber auch der traurige Ausgang des Feldzuges, noch ehe er begonnen, schon entschieden. Ein Keger, ein bloßer Edelmann, ein Ausländer an der Spitze eines gut katholischen Heeres, als Befehlshaber über so manchen österreichischen General mit geschichtlich berühmtem Namen und — unendlicher Verwandtschaft im allmächtigen Hofkriegsrathe, — ihm durfte kein Siegeslorbeer erblühen. So sah sich denn bald der ehrgeizige Seckendorf aus allen seinen Hoffnungs träumen aufgeschreckt — statt eines ordentlichen Heeres hatte er höchstens 44,000 Mann, meist junge Mannschaft und kroatische Horden vor sich, eine exem-

plarisches schlechte Reiterei, keine Brückengeräthschaften, keine hinreichende Geschützanzahl und, trotz aller Bitten und Vorstellungen, weder genügende Transportmittel für Proviant und Kleidungsstücke, noch diese letzteren selbst. Auf die Soldzahlungen der Truppen erhielt er nur Anweisungen auf dem Papier, aber nur wenig Geld, und sein geträumtes alleiniges Oberkommando ward in Wahrheit zum vielköpfigen Ungeheuer. Nicht genug, daß, ihm gleichgestellt, Herzog Franz von Lothringen das Kriegshandwerk lernte und dabei vom Obergeneral anfang, Seckendorf mußte auch noch im Oberbefehl mit einigen Generalen wechseln, die früher eigene Corps geführt hatten und eifersüchtig auf den fremden Keger waren. Daß unter solchen Verhältnissen, trotz der dringenden Mahnungen des Kaisers, nichts Großes ausgeführt werden konnte, ist wohl klar. Indes that Seckendorf alles, was in seinen Kräften stand, er fühlte, daß sein militärischer Ruhm gefährdet sei und wollte die Schlingen und Netze seiner Feinde zerreißen. Aber erst im Juni konnte er auf türkisches Gebiet übergehen, ungeachtet des fürchterlichsten Regenwetters, und eroberte rasch die Festung Nissa, von hier aus seine Unterfeldherren aussendend, mit den genauesten Verhaltungsbefehlen. Umsonst, Graf Khevenhüller schlug auf die Festung Widdin einen anderen Weg ein als den vorgezeichneten, traf der vielen Naturhindernisse wegen zu spät vor dem Orte ein und zog sich schleunigst wieder zurück, als er erfuhr, daß Verstärkungen der Besatzung darin angelangt seien; die Züge einiger anderen Anführer hatten durch deren



Ungeschick oder bösen Willen einen gleich unglücklichen Erfolg. Von allen Seiten stürmten türkische Heerhaufen heran und als Seckendorf ihnen entgegenging, um zu retten, was noch zu retten war, übergab hinter seinem Rücken der feige General Dorat das befestigte Nissa, den Schlüssel Bosniens, ohne einen Angriff abzuwarten, am 15. Octbr. 1737. Der unsinnig begonnene, schlecht unterstützte Feldzug war zu Ende, die Bosnier, die sich zu Gunsten Oesterreichs erhoben, wurden der Rache ihrer Paschas preisgegeben, in der traurigsten Lage kehrte das Heer nach Ungarn zurück, der größte Theil von 8000 Sachsen, die Brühl in kaiserlichen Dienst vermiethet hatte, war in den Spitalern umgekommen, den Feind hatten nur Wenige gesehn.

„Verrath! Verrath!“ ertönte es in Wien, der Kaiser zitterte in seiner Hofburg, er sah die türkischen Horden schon vor Wien lagern. Seckendorf, dem man die alleinige Schuld des unglücklichen Feldzugs beimaß, ward zurückberufen und gleich bei seiner Ankunft in Wien mit Hausarrest belegt, Wiener Stadtmiliz besetzte seine Wohnung. Der Hofkriegsrath, den Präsidenten Grafen Königseck an der Spitze, triumphirte und schmiedete eine Hochverrathsklage von 18 Punkten, die aber so lächerlich, so widersprechend unter sich waren, daß Seckendorf sie mit leichter Mühe widerlegte. Umsonst, alle Schrecken des Inquisitionsverfahrens, über das wir in Sachsen uns hoffentlich nicht lange mehr zu beklagen haben werden, ergingen über den verhafteten Gefangenen; 4 Monate saß er ohne Verhör, und als es endlich, vom 28. Febr. — 10. April 1738, im Gange war, versuchte die Creatur der Jesuiten, der erbittertsten Feinde Seckendorfs, Hofrath Pelfer während 10 Sitzungen in nicht weniger als 186 Anklagepunkten den unglücklichen Gefangenen zu verwirren und zu vernichten. Vergebens vertheidigte sich dieser aufs bündigste, wies das Ungegründete und Ungereimte der Anklage nach und verlangte die Vorführung seiner Ankläger: sie ward ihm verweigert und die Jesuitenschüler hegten den Pöbel auf, so daß die Wache an seiner Wohnung verdoppelt, unter das rasende Volk scharf geschossen werden mußte. Der Kaiser war unwillig über dieß Verfahren, er glaubte an Seckendorfs Unschuld, wagte aber doch dem Hofkriegsrathe nicht zu widersprechen, als dieser die Befreiung des Gefangenen auf das Schloß von Grätz beantragte. Hier begannen erst seine Leiden, selbst seine treue Gemahlin ward nicht zu ihm gelassen, und erst nach langen Bemühungen seines Neffen erhielt er, krank wie er war, Erlaubniß in die Stadt, in das Haus seiner Gattin zu ziehen. Drei lange Jahre saß Seckendorf in Haft, das war der Lohn seiner dem Hause Oesterreich so unablässig geweihten Dienste. Erst der Tod des Kaisers brach seine Fesseln. Maria Theresia schlug die Untersuchung nieder, am 6. Novbr. 1740,

und Seckendorf, ohne Genugthuung zu erhalten, eilte auf sein Gut Meuselwitz. Im nächsten Jahre erfuhr er eine neue Kränkung. Der Großherzog von Toskana, Gemahl der Kaiserin, strich ihn von der Liste der Feldmarschälle, und seine Schuldforderung von 100,000 Gulden für Rückstände ward nicht beachtet. — Leider aber sollte ihm bald Gelegenheit werden, sich zu rächen; daß er diese Gelegenheit ergriff, mag wohl durch die Schwäche der menschlichen Natur erklärt werden, ehrenhaft war es auf keinen Fall und wirft einen düsteren Schatten auf den Charakter unseres Helden. —

Gegen Maria Theresia trat der Kurfürst von Baiern, Karl Albrecht, auf, protestirte feierlichst gegen die Giltigkeit der pragmatischen Sanction, bestritt, im Verein mit Frankreich und Spanien, den Regierungsantritt der Kaiserin und ließ sich als Karl VII. zum deutschen Kaiser krönen. Der österreichische Erbfolgekrieg begann, und Seckendorf übernahm am 20. August 1742 den Oberbefehl über das bayerische Heer, erfreut, den österreichischen Anführern, einem Khevenhüller u. A. seine alte Ueberlegenheit im Felde zeigen zu können, in seinem Rachedurste sich einredend, er handle für das deutsche Reich. Aber auch diese kriegerische Thätigkeit war ohne nachhaltig glänzende Erfolge; zwei Mal zwar eroberte er dem Kaiser sein Land und seine Hauptstadt zurück und errang verschiedene Vortheile, aber die Saumseligkeit einerseits, die Intriguen der verbündeten französischen Generale andererseits ließen alle Mühen scheitern. Zwar versuchte Seckendorf alles nur Mögliche und bemühte sich, Sachsen vom Bündnisse mit Oesterreich abzuziehen, aber umsonst, es fehlte an Geld, den Grafen Brühl gehörig zu bestechen, oder, wie Seckendorf selbst dieß ausdrückt, „an Scheidewasser, die Eisenkette zu sprengen,“ die Sachsen an Oesterreich fesselte. Jetzt trat Friedrich II. von Preußen auf und rückte feindlich in Böhmen ein, die österreichischen Heere zogen sich aus Baiern zurück, aber in voller Ordnung, und Seckendorf legte am 1. Decbr. 1744 den Oberbefehl nieder, müde, von preussischen und französischen Intriguen noch länger verfolgt zu werden. Der schon im nächsten Jahre erfolgte Tod des Kaisers veranlaßte Seckendorf, seine eigne Ausöhnung mit Oesterreich zu betreiben, doch vermittelte er zugleich noch für den Sohn des Baiersfürsten den für das gänzlich ausgezogene Land so willkommenen Frieden von Füssen (den 22. März 1745), durch welchen Oesterreich auf seine Eroberungen in Baiern verzichtete, dieses dagegen, oder vielmehr sein Fürst die pragmatische Sanction anerkannte.

Sein Leben in Ruhe zu beschließen, ging Seckendorf jetzt auf sein Gut Meuselwitz zurück, mit ihm aber auch sein steter Begleiter, sein unruhiger Geist, der ihn noch immer in den deutschen politischen Verwickelungen Rath ertheilen hieß; besonders erwachte in



ihm wieder seine alte Vorliebe für Oesterreich, so daß er, wenige Jahre nach seinem goldnen Ehestandsjubiläum (im Mai 1749) in Gesellschaft des Erbprinzen von Anspach zum großen kaiserlichen Lustlager bei Collin reiste (1754). In voller Gesundheit stehend, sorgte er noch wacker für die Festung Philippsburg und ließ diese nachdrücklich ausbessern, aber im Januar 1759 lähmte ein Schlagfluß seine Rechte, die so oft und rühmlich Schwert und Feder geführt hatte, so daß er meist über eine Stunde Zeit brauchte, um ein Quartblatt zu beschreiben; auch seine Denkkraft spannte sich zusehends ab. —

Bewegt und den Wechselfällen des Schicksals ausgesetzt, wie der Morgen und Mittag, war auch der Spätabend seines Lebens. Seine treue Gattin starb am 7. Januar 1757, und immer mehr sehnte sich Seckendorf nach dem Tode, dem er, irrthümlich, getrost entgegenzugehen meinte. Friedrich des II. Feindschaft, welche ihm schon im österreichischen Erbfolgekriege so verderblich gewesen, war noch nicht gelöscht, die Ohnmacht des alters- und geisteschwachen Generalfeldmarschalls vermochte nicht den Haß des preussischen Philosophen-Königs zu entwaffnen. Schon 1756, bei Ausbruch des siebenjährigen Kriegs und seinem Einrücken in Sachsen hatte Friedrich Drohungen ausgestoßen; jetzt ließ er sie zur That werden. Unter dem Vorwande, Seckendorf stehe in geheimem Briefwechsel mit Oesterreich, ließ er am zweiten Adventsonntage des Jahres 1758 den fünf und achtzigjährigen Greis durch 30 Husaren aufheben; der Tempel des Herrn war keine Freistatt für ihn, aus der Kirche weg ward er auf die Festung Magdeburg abgeführt und scharf bewacht, jedoch ziemlich menschlich behandelt. Ein Kerker sollte

die letzte Wohnung des Feldherrn und Staatsmannes werden — so war Friedrich's Wille. Die Verhältnisse zwangen ihn indes schon nach wenigen Monaten zum Nachgeben. In österreichischer Gefangenschaft befand sich, seit dem Ueberfall von Hochkirchen, der preussische Feldmarschall, Fürst Moriz von Dessau, und nur gegen Freilassung Seckendorfs sollte dieser, auf Maria Theresia's Befehl, zurückkehren dürfen. Durch ein eignes Spiel des Schicksals mußte also der „alte Dessauer,“ der erbitterte Feind Seckendorfs, der Freiheitspreis für jenen sein, wenn auch Friedrich II. hart genug war, von Seckendorf noch ein Lösegeld von 10,000 Thalern einzutreiben, der all sein Silbergeschirr und seine Kleinodien deshalb verkaufen mußte. So weit ging der unkönigliche Haß Friedrich's, daß er dem Frei gewordenen keine Sicherheit gewährte vor neuer Verhaftung und den Zitternden in freiwillige Verbannung trieb. Seckendorf wohnte zunächst bei einem Verwandten, dem Freiherrn von Notenhau, auf einem Gute bei Bamberg (bis in den October 1760), dann kehrte er nach Meuselwitz zurück und wohnte trotz der Gebrechen seines Alters noch dem Landtage zu Altenburg (1762), als ältestes Ständemitglied bei. Am 23. Novbr. 1763, also nach Abschluß des Hubertusbürger Friedens, starb er.

Groß als Staatsmann, war er als Mensch weniger liebenswürdig. Sein Privatleben, wie sein ganzes Wesen war durchdrungen vom Geiste der Ordnung und Thätigkeit, aber auch von herrischem Willen in der Ausführung. Sein Charakter ist, bis auf das Oben Gesagte, ohne Flecken, und seine Verdienste und Talente als Feldherr und Staatsmann unbezweifelt. —

## Carl Maria von Weber,

Königlich Sächsischer Capellmeister und Musikdirector der deutschen Oper zu Dresden.

(Beschluß.)

So ruhte denn der ruhmgekrönte Meister, der in seinen besten Mannesjahren mitten im begeisterten Schaffen für seine Kunst derselben viel zu früh entrißen ward, viele Jahre in fremder Erde, ohne daß sein heißester, letzter Wunsch: „ach, wäre ich doch bald bei Euch, Ihr Lieben!“ erfüllt worden wäre. Da endlich, es war um dieselbe Zeit, als die Asche Napoleon's Frankreich zurückgegeben ward, — erfaßte der Begründer der „Sächsischen Vaterlandsblätter,“ Advocat Adolph Schäfer in Dresden, angeregt durch einen Bericht aus London über den damaligen Zustand der Moorfields-Kapelle, so wie vielleicht durch die gleichzeitigen Vorgänge in Frankreich, jenen letzten Wunsch v. Weber's mit der ihm eigenthümlichen Regsamkeit und Begeisterung. Ohne Säumen ging er mit seinem

Freunde, dem als Componisten wohlbekannten Carl Ferdinand Adam (jetzt Cantor zu Leisnig) an's Werk. Ein Aufruf zu Sammlung von Beiträgen, um die irdischen Ueberreste v. Weber's in's deutsche Vaterland überzusiedeln, fand Anklang, und ein zu diesem Zwecke von C. F. Adam mit der Liedertafel, welche damals vorzüglicher Gefangesträfte sich erfreute, am 26. März 1841 im Hôtel de Saxe gegebenes, großes Concert erwarb allgemeinen Beifall, und trug über 400 Thaler ein. Von der Direction des Hoftheaters war die Einnahme von der ersten Aufführung des „Freischütz“ im neubauten Theater, zu gleichem Zwecke zugesagt worden, und es hätte diese, vereinet mit jener Summe, zu Ausführung des Schäfer'schen Planes allerdings wesentlich beitragen mögen. Allein hierbei, wie

\*



überhaupt traten plötzlich Hemmungen und Hindernisse aller Art ein, so daß diese Angelegenheit längere Zeit ruhen blieb, wodurch natürlich auch der Enthusiasmus für dieselbe erkaltete.

Drei Jahre nachher, im J. 1844, bildete sich indeß ein neuer Comité für diese Sache, und zwar, mit Uebergehung des von Schäfer, welcher Sachsen verlassen hatte, bevollmächtigten Adam aus Solchen, welche im J. 1841 die beabsichtigte Ueberfödelung angeblich durch Geldbeiträge unterstützt hatten. Dieser Comité vermittelte die Auslieferung der sterblichen Ueberreste v. Weber's, die Erwerbung eines Begräbnißplatzes auf dem katholischen Friedhofe zu Dresden, sowie die Beisetzung selbst.

Geleitet von dem ältesten Sohne des gefeierten Tonsehöpfers, kamen endlich nach langem Harren, die irdischen Ueberreste v. Weber's am 14. Octbr. 1844 hier an, und wurden von demselben Fahrzeuge, welches die Gebeine des Königs Anton von Böhmen nach der Residenz gebracht hatte, am linken Elbufer Abends 7 Uhr, bei den Bachhofgebäuden gelandet. Hier empfingen sie die Mitglieder der Kapelle, brennende, mit Kränzen verzierte Wachskerzen tragend, die Kapellmeister, die Mitglieder des Comité, Sangesfreunde u. A., nächst ihnen die Männergesang-Vereine Orpheus, Liederkranz, Liedertafel, die Hofopernsänger, der Theaterchor, die Militärsänger und drei Musikchöre. Den von diesen gebildeten Halbkreis schlossen 120 Artilleristen, brennende Fackeln tragend, von den zu Tausenden versammelten Zuschauern ab. Unter dem feierlichen Gesange eines vom Kapellmeister Reiffiger componirten „Grufes“ ward der Sarg auf die Bahre gehoben und dann in den bereitstehenden Leichenwagen gebracht. Um diesen ordnete sich der Zug, an den Seiten die Fackelträger, unter Leitung von Trauermarschällen, und setzte sich, geführt von den Musikchören, welche einen von dem Kapellmeister Wagner nach Motiven aus „Coryanthe“ componirten, ergreifenden Trauermarsch bliesen, nach dem Friedhof in Bewegung. Dort angelangt, ward der Sarg von Geistlichen und mehren in Trauer gekleideten Damen der Oper empfangen, mit Kränzen geschmückt, und einstweilen in der Kapelle beigelegt.

Am folgenden Tage, Nachmittags, versammelten sich wiederum die Obigen, mit Ausschluß der Musikchöre und Fackelträger, und begaben sich im geordneten Zuge vor die Begräbnißkapelle, an welcher eine Abtheilung Communalgarde die Ehrenwache versah. Während hier die Sängerschöre einen von v. Weber selbst componirten Trauergesang ausführten, fand in der Kapelle die priesterliche Einsegnung statt. Nach dieser ward der mit Laubgewinden und Kränzen reich geschmückte Sarg zur Gruft geleitet, welche von den Geistlichen ebenfalls eingeseget ward. Hierauf hielten Dr. Schulz und Kapellmeister Wagner Grabreden,

davon erstere v. Weber's Charakter als den eines ächten deutschen Künstlers, eines Volkscornponisten in der wahrsten und reinsten Bedeutung des Wortes entwickelte, während die andere den Verewigten als Menschen innig, wahr, und voller Gemüth schilderte. Hofrath Binkler, lange Jahre hindurch treuer Freund v. Weber's, sprach ihm dann den Scheidegruß, worauf die Geistlichkeit in die Kapelle zurückkehrte, woselbst die Kapellknaben das „Salve regina“ anstimmten. Den Beschluß dieser Feierlichkeit — welche näher zu beschreiben, wir ihrer Seltenheit und einfachen Würde wegen, nicht unterlassen mochten, — machte ein von Wagner componirter Männergesang. Als dieser verhallt war, schmückten die Anwesenden die Gruft mit Kränzen, und verließen dann in ernster, feierlich erhobener Stimmung den Friedhof.

Das Vaterland hatte den innigen Wunsch seines Sohnes erfüllt. v. Weber ruhte in heimatlicher Erde, er ruhte bei seinem Sohne Alexander, der vorangegangen war, ihm die Stätte zu bereiten.

Am Abende des 15. Decbr. ward im Dresdner Hoftheater der „Freischütz“ gegeben. Dem großen Meister ein würdiges Denkmal zu errichten, haben die meisten Theater Deutschlands die Einnahme von der Aufführung einer v. Weber'schen Oper bewilligt.

C. M. v. Weber verband große und glänzende Eigenschaften und Talente in einer Person; nämlich das eines originellen und gründlichen Tonsehers, eines großen, ausübenden Künstlers — er war einer der vorzüglichsten, besonders in seiner letzten Zeit große Eigenthümlichkeiten bekundender Pianofortespieler —, eines eben so feurigen, als besonnenen, umfassenden und einsichtsvollen Musikdirectors, — in welcher Eigenschaft v. Weber mindestens für seine Zeit, gewiß einzig dasteht, — und eines in dem ästhetischen und grammatischen Theile seiner Kunst überall einheimischen Theoretikers, daher auch ausgezeichneten Lehrers. Setzt man noch dazu einen poetisch gebildeten Geist, der nicht in einseitiger Befangenheit seiner Kunst fröhnt, sondern den tiefen Zusammenhang derselben mit andern Künsten, vorzüglich mit der Dichtkunst und mit den höchsten Bedürfnissen des Menschen selbst, zu würdigen und seinen Gedanken darüber Worte zu geben weiß, der endlich damit im Außern die größte Feinheit und Sicherheit gesellschaftlicher Bildung verbindet, so war es wohl schwer, daß einer der damals lebenden Tonkünstler ihm gleich kam, unmöglich aber, daß ihn einer übertraf. Dafür zeugen die vielen Abhandlungen und Aufsätze, welche er in verschiedenen Zeitschriften — wie wir bereits oben erwähnten — meist anonym, über künstlerische Gegenstände lieferte. Das beweisen uns seine wundervollen musikalischen Dichtungen, die mit Zauberklänge das Ohr



erfüllen und hinreißen, ohne daß sie der Wahrheit der Kunst und Schönheit untreu werden. Sie halten vielmehr dieselbe hoch und heilig, opfern daher nicht das Vorübergehende diesem Heiligen, und bewahren doch den Reiz der Anmuth und Lieblichkeit in der schönsten Form. „Das ist es gerade — wie wir mit einem der gediegensten Beurtheiler der Tonkunst in voller Ueberzeugung aussprechen —, was sich als das Charakteristische der Composition unsres v. Weber auszeichnet und sich vorzüglich in dem „Freischütz“ erst recht vorwaltend ausgesprochen hat, daß seine Tondichtungen überall Wahrheit des Ausdrucks mit der entsprechen-

sten Anmuth fließender, ja selbst volkstümlicher Melodien und mit süßem Harmonieenzauber vereinigen. Eben diese Einigung, dies gleichzeitige Erfüllen der beiden Aufgaben des Leiblichen, wie des geistigen Sinnes, dieses wahre *utile dulci*, ist offenbar der Talisman, durch welchen es v. Weber gelang, uns nicht allein gleich bei der ersten Bekanntschaft so lieb zu werden, sondern auch auf die Dauer uns so werth zu bleiben, und damit den Beweis zu liefern, wie man selbst das größere Publicum nicht nur gewinnen, sondern auch dauernd festhalten kann, ohne deshalb das Höhere zu vernachlässigen.“

## Carl Gottlob Todt,

Bürgermeister in Adorf und Mitglied der zweiten Kammer der Sächsischen Ständeversammlung.

(Hierzu dessen Portrait.)

C. G. Todt wurde am 20. October des Jahres 1803 zu Auerbach im Voigtlande geboren. Seine Aeltern, schlichte, einfache Leute, welche sich von Nothselinerweberei nothdürftig nährten, bemühten sich nach besten Kräften, dem Sohne eine zweckmäßige, den Zeitbedürfnissen entsprechende Bildung zu verschaffen, da sie deren hohen Werth recht wohl erkannt hatten. Todt erhielt daher den ersten Unterricht in der Bürgerschule seines Geburtsortes, später in Privatschulen. Er war für sein Alter sehr ernst, arbeitete fleißig und zeigte solide Anlagen. Als die Zeit der Entscheidung über seinen künftigen Beruf — den er oft in dem Wunsche: „bei der Schule bleiben zu dürfen“ bezeichnet hatte, — nahe kam, beschloßen seine Aeltern im Einverständnisse mit jenem Wunsche, den Knaben nach Plauen auf das Seminar zu schicken. Theils in Folge der damals eintretenden, großen Theuerung, welche den Aeltern die nothwendigen Hilfsmittel zur Fortbildung ihres Sohnes zu entziehen drohte, theils bewogen durch das Anerbieten des Advocaten Mehner, welcher den Knaben als Schreiber annehmen wollte, nahmen sie jedoch jenen Beschluß zurück, und gingen auf Mehner's Vorschlag ein. Todt trat daher im J. 1817 nach seiner Confirmation in dessen Expedition als Schreiber ein. Hier fand er bald so viele und lohnende Arbeit, daß er die Unterrichtsstunden, welche er bis dahin ununterbrochen genossen hatte, nicht mehr besuchen konnte. Auch hielt ihn der Umstand, daß seinem Vater die Bewirthschaftung des von den Honoratioren Auerbachs erbauten Gesellschaftshauses übertragen ward, von der eigenen Fortbildung zurück, da er in den Freistunden, besonders des Abends, seinem Vater als Gehilfe beistand. Indes ward dieser Verlust einigermaßen dadurch ersetzt, daß einige Mitglieder der Gesellschaft, welche Todt liebge-

einließen, und namentlich waren es die Unterhaltungen mit Aktuar Sommer, denen er Vieles verdankte und die ihn zu dem Entschlusse führten, das Gymnasium in Plauen zu besuchen, um sich dort für das Studium der Rechte vorzubereiten. Dies that er denn zu Ostern des J. 1820 mit Bewilligung seiner Aeltern. Obschon hier durch eigene Krankheit, so wie durch den Tod seiner Schwester in eine ernste, oft schwermüthige Stimmung versetzt, ließ er doch nicht nach, dem vorgesezten Ziele fleißig entgegenzustreben. Dafür ward ihm die lohnende Anerkennung seiner Lehrer zu Theil, so wie ihn wegen der Biederkeit und Festigkeit seines Charakters seine Mitschüler bald liebgewonnen und zum Beweise ihres Vertrauens in eine geheime Verbindung der „drei mal drei“ aufgenommen hatten. Diese Verbindung, welche sich auch auf einige andre Schulen erstreckte, sollte zunächst die wissenschaftlich-sittliche Bildung der Verbündeten befördern, doch war man dabei auch um die Politik nicht ganz unbekümmert, da besonders einige Studenten, Burschenschaftler, sich dieser Verbindung angenommen hatten.

Der Sorge für seinen Unterhalt waren Todt's Aeltern fast ganz überhoben, indem er denselben durch Stundengeben verdiente, und dabei auch von einigen angesehenen Familien Freitische erhalten hatte. Zum besondern Bildungsmittel diente es Todt, daß er dem Grafen Brühl, einem bisweilen zwar von wunderlichen Ansichten befängenen, übrigens aber sehr wissenschaftlich gebildeten Manne täglich eine Stunde lang vorlesen mußte.

Zu Ostern 1824 bezog Todt die Universität Leipzig, wo es ihm indes sowohl wegen des eher geisttödtenden, als geisterweckenden Kollegienwesens, als wegen des sehr im Argen liegenden Studentenlebens, äußerst wenig behagen wollte, bis er später in einer Art von



burschenschaftlicher Verbindung mehr Nahrung für seine Wünsche fand. Diese Verbindung zog ihm aber auch, wenn schon aus sehr unerheblichen Gründen, — es war aber einmal die schöne Zeit der Demagogen-Riescherei —, eine Untersuchung, und zu Johannis 1826 Relegation auf 2 Jahre zu. Der „junge Bursche“ mußte also nach Hause in die „großen Ferien.“ In dieser Zeit lernte Todt seine jetzige Gattin kennen, und namentlich die Liebe zu ihr — obschon deren Verwandte gegen den relegirten Studenten gewaltige Bedenklichkeiten hatten, von denen sich jedoch die Liebe nicht irren ließ — feuerte ihn zum angestrengtesten Studium in der großen Ferienzeit an, so daß er nach seiner Wiederaufnahme in Leipzig, zu Michaelis 1826 disputirte und im Februar 1829 mit bestem Erfolge das Examen bestand.

Nach einiger Zeit der Ruhe und Erholung nahm Todt zu Ostern 1829 auf der Landstube zu Leipzig den Acceseß als Protocollant. Da ihm aber bald hier-

auf die Stelle eines Stadtschreibers in Treuen (im Voigtlande) angeboten ward, so arbeitete er bis Johannis 1830 die zur advocatorischen Praxis u. s. w. berechtigenden Probefchriften aus und trat nach deren Approbation jenes Amt, nach dem Feste der Uebergabe der Augsburgerischen Confession, an.

Von den damals fast in allen Städten Sachsens ausbrechenden Unruhen blieb auch Treuen nicht verschont, und Todt's Stellung ward um so schwieriger, da er, noch jung in seinem Amte, es mit einer ziemlich ungebildeten Einwohnerschaft zu thun bekam. Dazu hörte bei jenen bewegten Zeiten die Praxis fast ganz auf, Todt's Einkommen reducirte sich also fast auf Null, denn festen Gehalt bezog er nicht. Sein damaliges energisches Auftreten erwarb ihm indeß volle Anerkennung, und machte ihn auch außerhalb seines Städtchens bekannt. Zu Beginn des Jahres 1831 verheirathete sich Todt.

(Fortsetzung folgt.)

## D o h n a,

Stadt im Königreiche Sachsen, nebst Geschichte der Burg und Burggrafen.

(Beschluß.)

Wie reich und mächtig die Burggrafen einst waren, erzieht man daraus, daß vierzehn vom Adel die Lehen von ihnen empfangen mußten, und daß sie außer dem Stammfize auch Bosewitz, Heidenau, Königstein, Kotta, Liebstadt, Maxen, Mügeln, Bössendorf, Botschappel, Seifersdorf, Weesenstein und Grundeigenthum in Dresden besaßen. Dazu gehörte ihnen der Dresdner Brückenzoll, der ihnen dafür abgetreten war, daß sie zum Baue der Brücke Geld vorgeschossen hatten. (Auch diese bedeutende Einnahme wurde ihnen im J. 1618 durch Johann Georg entzogen.)

Ihren damaligen Feinden, den ebenfalls angesehenen und reichen Rittern v. Körbitz gehörte: Krebs, Meusegast, Meußliß, Sedliß, Sporbiz und Zschachwitz. Die meist benachbarten umliegenden Orte: Altenberg, Bärenburg, Bärenfels, Bärenklause, Bärenstein, Borthen, Gamig, Gorknitz, Hausdorf, Jonasbach, Lochow, Ottendorf, Reinhardsgrimma, Röhrs-dorf, Sadisdorf und Schmiedeberg waren Eigenthum der Ritter von Bernstein (Bärenstein).

Ueber die Errichtung neuer Stammhäuser ist nur zu bemerken, daß die Schlesiße und die Gräfensteiniße Linie in Böhmen zuerst gegründet wurden. 1401 stiftete Burggraf Friedrich im Voigtlande die Auerbachsche Linie, und 1403 wurde von dem Burggrafen Wenzeslaus ein neues Stammhaus in der Lausitz gebildet, wozu Königsbrück gehörte. Unter ihnen

ist die Schlesiße, nachher Preußiße diejenige, welche noch bis jetzt in Ansehn steht. Viele der Glieder dieser Linie dienten Preußen in Civil- und Militairdiensten und bekleideten selbst die höchsten Ehrenposten; so namentlich: Alexander, welcher unter Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen Regierung erster Staatsminister war (er starb 1728). Nächst ihm zeichnete sich Christoph (geb. 1702) in der Schlacht bei Zorndorf (1758) als preußischer General aus und erwarb sich später durch Vertreibung des österreichischen Generals Haddick aus Sachsen, großen Ruhm. (Er starb 1762.) Auch zu Anfang dieses Jahrhunderts war ein Graf von Dohna, Friedrich Ferdinand Alexander, preußischer Staatsminister.

Gehen wir nun zur Geschichte, Statistik u. s. w. des Städtchens Dohna selbst über, so ist zunächst zu erwähnen, — wie dies auch J. A. Brandner nachweist, — daß Dohna allem Anscheine nach eher als die Burg, welche erst um das Jahr 930 vom Kaiser Heinrich I. zu derselben Zeit mit den Burgen Sonnenstein, Weesenstein, Kufstein, Frauenstein, Lauenstein erbaut wurde, und zwar zu Anfang des achten Jahrhunderts von Slaven, die aus Ungarn, Slavonien, Mähren u. s. w. durch Böhmen hieher zogen, gegründet wurde und den Namen Dohnyn oder Donin, welches Wort slavischen Ursprungs so viel als: am oder unter'm Berge bedeutet, seiner Lage wegen erhielt.



Dohna ist jedenfalls eine der ältesten Städte Sachsens und liegt im  $31\frac{5}{8}^{\circ}$  L.,  $50\frac{7}{8}^{\circ}$  Br. am Fuße der nach Böhmen führenden Gebirge und an der Müglist, die auch den Namen: „rothes Wasser“ führt, weil sie von einem unterhalb Altenberg in sie einmündenden Bache, der die zum dortigen Zinnbergwerk gehörigen Hoch- und Waschmaschinen treibt und die aus dem Erze gewaschene, rothe Erde mit sich führt, roth gefärbt wird.

Es waren nach Schleifung der Burg und Zerstörung der Stadthäuser den unglücklichen Bewohnern Dohna's kaum einige Jahre der Erholung und Ruhe vergönnt, als sie schon wieder von neuen Schrecknissen heimgesucht wurden. Es kam nämlich nach der Schlacht bei Ausig im Juni des J. 1426 auf seinem Zuge von Pirna nach Dippoldiswalda der wilde Anführer der Hussiten, Procopius der Kahle, mit seinen blutdürstigen, grausamen Schaaren hieher und verheerte den kaum zum Theil aufgebauten Ort von Neuem.

Die Einkünfte des großen Vorwerks, welches durch Eroberung Dohna's dem Markgrafen Wilhelm ebenfalls zugefallen war, überwies dieser bei Gründung eines Klosters auf dem Königsteine, den dortigen 12 Mönchen vom Cölestiner-Orden. Sie betrug 66 Schock Silber Groschen. Da jedoch das kaum begründete Kloster den Einflüssen der Reformation nicht zu widerstehen vermochte und schon im J. 1524 einging, sich mithin die Prophezeiung des Bischof Johann VI. von Saalhausen: „die Königsteiner Mönche werde die rauhe böhmische Luft nicht alt lassen werden,“ als wahr erwies; so verkaufte Georg das Vorwerk sammt der Brauerei an Dohnaische Bürger im J. 1531 für 1089 Schock Silber Groschen, und es wird zur Zeit von 32 Bürgern — sogenannten Vorwerkstheilbesitzern — besessen.

Der bereits oben (S. 59) erwähnte Schöppensteinstuhl, der in so großem Rufe stand und den zu Magdeburg gleich geachtet wurde, und bei dem selbst das Ausland oft Urtheil einholte, wird zuerst urkundlich 1325 aufgeführt. Er diente zugleich als Rittergeding über die zahlreichen burggräflichen Vasallen, und seine Sprüche begannen in der Regel: „Wir Mannen der Dohnaischen Pflüge sprechen vor Recht.“ Er wurde selbst lange nach Zerstörung der Burg von den benachbarten Ritterschaften unter dem Schutze der deutschen Kaiser und Markgrafen zu Meissen verwaltet und erteilte noch immer Urtheilssprüche nach Sachsenrecht, und wurde erst im Jahre 1541 angewiesen, nur für das Inland Recht zu sprechen, im J. 1572 aber vom Churfürsten August mit dem im Jahre 1420 in Leipzig errichteten Schöppensteinstuhl verschmolzen. Die für die Aufhebung angegebenen Gründe: „weil die Burggrafen von Dohna außerhalb Meissens gewohnt hätten und katholisch geblieben wären,“ mochten wohl zu jener Verfügung August's beitragen, konnten aber nicht die alleinige Ursache derselben

sein. Doch behielten die Dohnaischen Localgerichte den Namen Stadt- und Landgerichte bei, und es werden noch jetzt die Amtslandsgerichtsstellen im Amte Pirna von den Dohnaischen Vorwerkstheilbesitzern besetzt.

Ein schreckliches Unglück ward Dohna im J. 1607 am 12. Octbr. durch eine 15jährige Dienstmagd aus Zschachwitz, bereitet, indem das von dieser angelegte Feuer, außer der Pfarrwohnung und Kirche, die ganze Stadt verheerte.

Auch der 30jährige Krieg suchte mit seinem Gefolge von Greuelthaten und Plagen aller Art Dohna heim. Die Pest, welche in den J. 1631—1633 dort furchtbar gewüthet und ganze Familien hinweggerafft hatte, war kaum überstanden, als im J. 1641 ein schwedisches Reiterregiment unter dem Obrist Bähr in Dohna einrückte, alle Wohnungen ausplünderte und den größten Theil derselben zerstörte. Eine neue Plünderung und Vertreibung der Einwohner ward durch den kaiserlichen Feldmarschall Piccolomini herbeigeführt, welcher 1643 sein Hauptquartier nach Dohna verlegte. In diesem Jahre sollen nur 50 Menschen in Dohna übrig geblieben sein.

Minder groß, wenn auch hart genug, war die Bedrängniß der Bewohner Dohna's während des 7jährigen Krieges. Vorzüglich waren es Einquartierungen und Proviantlieferungen, die ihnen zuerst im J. 1756 dadurch auferlegt wurden, daß die sächsische wie die preussische Armee in der Umgegend von Pirna lagerten, und welche dann im J. 1758 sich wiederholten, als der Prinz von Zweibrücken mit seiner Armee Sonnenstein belagerte (diese Weste ward am 5. Septbr. 1758 übergeben).

Auch den letzten für Sachsen ewig denkwürdigen Kriegen mußte die so oft und schwer heimgesuchte Stadt Tribut zahlen. Der schrecklichste Tag war für Dohna der 8. Septbr. 1813. — Schon früh hatten Kosaken dort fouragirt und bald darauf die Russen sich des Ortes bemächtigt. Diese wurden von den Franzosen unter dem Befehle Napoleon's selbst angegriffen, vertheidigten sich jedoch tapfer bis Mittag. Da gelang es den Franzosen, bis auf den Markt zu dringen, und nun wurde der Kampf allgemein. Ueberall, auf Gassen und in Häusern wurde geschossen, und von den Russen, um sich der heftig andrängenden Feinde besser zu erwehren, Grenaden in die Häuser geworfen. Dem hieraus entstandenen Feuer konnte erst nach 6 Uhr, als die Russen zum Weichen gebracht waren und der anhaltende Kugelregen nachließ, Einhalt gethan werden. 28 Häuser waren jedoch abgebrannt, mehre andere sehr beschädigt. Während der Nacht nahm Napoleon selbst sein Quartier in Dohna, und diese durch ihre Schrecken denkwürdige Nacht wird — wie Möring erzählt — von den dortigen Bewohnern allgemein die Kaisernacht genannt. Vom 9. Mai bis 1. Decbr. 1813 waren in

1779: 00



Dohna von Franzosen, Oesterreichern und Preußen zusammen nicht weniger als 101 General, 453 Staabs-officiere, 2820 Officiere und 84,969 Gemeine einquartiert worden, und die Einquartierungskosten der französischen Truppen allein betragen über 44,000 Thaler, ungerechnet das, was durch Requisition, Plünderung und Fouragiren an Vieh, Getraide, Feldfrüchten u. s. w. verloren ging. Wie in Dresden und andern Orten, wo der Krieg unmittelbar gehauft, verbreitete sich auch in Dohna ein epidemisches Nervenfieber und forderte viele Opfer.

Dohna, zu Zeiten der Burggrafen wohlhabend und groß, litt seit 1402, wie aus Obigem hervorgeht, ungemein, und erst in jehiger Zeit hat es den Anschein, als wolle ein größerer Wohlstand eintreten. Zu Ende des 17. Jahrhunderts hatte es 85 bewohnte Häuser und überhaupt 307 Einwohner, deren Anzahl aber sich bis zu Anfang dieses Jahrhunderts auf 575, im Jahr 1834 auf 1144, jetzt bis auf 1200 vermehrt hat. Es umfaßt jetzt mit der Hospitalcommunität, welche ihre eigene Kapelle, Verwalter, Richter mit 2 Beisitzern hat und 8 Hospitalitinnen zählt, — und 2 Röttewitzhäusern, 145 Hausnummern, und zählt 295 Haushaltungen. Die Einwohner bekennen sich, mit Ausnahme von 17 Katholiken und einem Reformirten, sämmtlich zu dem lutherischen Glauben. Eine ihrer vorzüglichsten Erwerbsquellen ist bei dem ergiebigen Boden der Ackerbau, dazu der Brauereibau, seit Aufhebung des Bierzwanges; so wie für die ärmere Klasse das Fertigen von Strohflechten, welche zu Strohhüten und Kappen verarbeitet, bis in die Rheingegenden versendet werden. Eingeführt ward diese Arbeit durch Ehr. Gottlob Schuberth im Anfange des 18. Jahrhunderts. Seit einigen Jahren wird auch der Kardenbau (*dipsacus fulonum*) mit großer Sorgfalt betrieben. Die dortigen Fleischer besitzen seit 1462, in welchem Jahre sie zur Zeit der Pest Dresden freiwillig mit Fleisch versorgten, durch Kurfürst Friedrich II. das Vorrecht, Vieh in die Residenz schlachten und verkaufen zu dürfen. Diese Begünstigung wurde von dem Kurfürsten Johann Georg im J. 1611 noch weiter ausgedehnt. Auch werden daselbst 2 Jahrmärkte gehalten.

Die in früheren Zeiten wegen ihrer Heiligenbilder und der damit zusammenhängenden Ablässe, von Pilgern vielbesuchte und verehrte Kirche ist eins der schönsten Denkmale der Vorzeit, und namentlich der über 300 Jahre alte Altar sehenswürdig. Es sind dorthin 31 Rittergüter und Dörfer eingepfarrt. Diese sind:

- 1.) Das dem Geheimrath v. Loß gehörige Birkwitz (slawisch: *birkawicze*) mit 237 Einwohnern.
- 2.) Die Besitzungen des Grafen v. Wallwitz: Groß- und Klein-Borthen, mit 138 Einw., Burg-

städtel, mit 85 Einw., Welkau (*welky*, großer Ort) mit 78 Einw.

- 3.) Das alte Rittergut Samig (*kamijk*, Steinort) mit Bosewitz (*bozewice*, Gottesort), mit 103 Einw., Menschau (*meze*, Gränze), Tzschieren (*cerne pole*, schwarzes Feld), mit 271 Einwohn., Sommern (*komor*, Mücke), mit 144 Einw., sämmtlich Eigenthum des H. G. v. Lüttichau.
- 4.) Das dem Prinzen Johann, Herzog zu Sachsen, gehörige Schloß Weesenstein (früher Wiesenburg) mit Dorf und 196 Einw. In demselben Besitze sind Falkenhayn (111 Einw.), Ober- und Nieder-Neusegast (*meze gword*, Grenze) mit 195 Einw., Groß-Bschawitz, 148 Einw.
- 5.) Dorf Gorkwitz (*gorku*, Hügel), mit 133 Einw., der Familie v. Carlowitz gehörig.
- 6.) Das Staatsgut Groß- und Klein-Sedlitz (*sedlo*, Ansiedelung) mit schönem Schlosse und Garten, und 197 Einw. Hierzu das vom Burggrafen Seyde gegründete Heidenau.
- 7.) Röttwitz (*kottowice*, Hecke), mit 161 Einw., dessen Besitzer E. G. Barzsch heißt.
- 8.) Die dem Kammerherrn v. Doppel zugehörenden Orte Krebs (*krbec*, Feuerherd), mit 215 Einw. und Mügeln (*mogyly*, Grabhügel) mit 290 Einw.
- 9.) Die Dörfer Groß- und Klein-Luga mit 190 Einw., Meißlitz mit 97 Einw., welche dem Grafen Rex gehören; sowie das Dorf Plöschwitz (*pluzwice*, Pflugland) mit 58 Einw. und Sporwitz (*sporwiece*, Streitort) mit 74 Einw.
- 10.) Das vom Geheimrath v. Globig erkaufte Sürssen (*serssen*, Hornisse) mit 139 Einw.
- 11.) Das zu Röhrsdorf gehörende Thrunitz (*throconice*, Markthöckerin) mit 53 Einw.
- 12.) Das Rathsdorf Klein-Bschawitz mit 215 Einwohn., dessen vormaliger Besitzer, der russische Fürst von Boutiatin, durch seine Wohlthätigkeit und Originalität in Bezug auf die Bequemlichkeiten des Lebens bekannt war.

Filial von Dohna ist das dem Dr. Schulz in Dresden zugehörige Zuschendorf, dessen Pfarrer Nicolaus Blume oder Blumig durch Teufelsbannung und dadurch sich bekannt machte, daß er zugleich Beichtvater des Kanzlers Crell war, der nach 10jähriger Haft auf dem Königstein, in Dresden 1601 hingerichtet wurde.

Noch gehören zu dem städtischen Bezirke die Schloß-, Brand-, Zinken- und eine im J. 1841 neu errichtete Mühle.

Die Gerichtsbarkeit über das Städtchen übt das Justizamt Pirna aus. In Bezug auf Landtagswahlen gehört Dohna zum VII. städtischen Wahlbezirke.



## Der Kirnitzschgrund bei Hinterhermsdorf.

### 1.) Die Wolfschlucht.

(Nebst Abbildung.)

Einer der besuchenswerthesten und in seiner Art einzigen, bis jetzt aber nur wenig noch bekannten Gründe der sächsischen Schweiz ist der früher größtentheils unzugängliche, enge und ungeheuer tiefe, seit den Jahren 1842 bis 1844 erst durch die außerordentlichen Bemühungen des auf dem Königl. Reviere bei Hinterhermsdorf angestellten Försters Eduard Voigt bekannter gewordene und zugänglich gemachte, unweit Hinterhermsdorf beginnende Schleußen- oder Kirnitzschgrund. Die ihm neben der Kirnitzsch den Namen gebende (obere) Schleuße wurde zum Flößen des Holzes nach Schandau, im J. 1667 angelegt, in den J. 1816 und 1817 aber von dem damaligen Floßmeister Hauptmann Hering in Schandau neu gebaut, und es führt seit jener Zeit eine Felsstreppe zu ihr hinab. Zum Andenken an diesen Bau liest man am linken Ufer des Baches, an der hohen Böhlischwand, jene Jahrzahlen und den Namen des Erbauers.

Die Kirnitzsch stürzt hier ungestüm durch ihr enges Bett, und bietet da, wo die schroffen, mit vielfarbigen Flechten, Moosen und Farrenwedeln bekleideten Wände

der Biegung des Baches folgend, den schauerlichen Schlund ganz zu verschließen scheinen, — er ist an einigen Stellen kaum 7 Ellen breit — nur einen schmalen Uferrand.

Steigt man in den Grund hinab, so findet man unweit der obern Schleuße eine schauerliche, etwa 30 Ellen lange Höhle, die Wolfschlucht oder auch das Wolfsloch genannt, in welche man auf einer ebenfalls von obengenanntem Förster angelegten Treppe gelangt. Es ist diese Wolfschlucht ihrer ächt wild-romantischen Umgebungen wegen bei weitem sehenswürdigere und interessanter, als die gleichnamige bei Hohnstein gelegene. In der Nähe der Wolfschlucht führt an der Bergwand in das Thal hinab, ein in den Felsen mühsam eingehauener und von starken Barrieren eingefasster Weg, der ebenfalls seine Entstehung dem Förster Voigt verdankt, wie denn Letzterer überhaupt Alles gethan hat, um dem Wanderer, dem Schweizreisenden den Besuch dieser, vor vielen andern den Namen der Schweiz verdienenden Gegend, zu erleichtern.

(Beschluß folgt.)

## Die Dresdener Elbbrücke.

(Nebst Abbildung.)

Wenn die Dresdener Elbbrücke von jeher unter die schönsten Bauwerke Deutschlands gezählt, ja neben dem Zwinger, dem Königl. Stallgebäude und dem Japanischen Palais zu den Wunderwerken Dresdens gerechnet wurde: so ist es eben so bestrebend, als bedauerlich, weder über die Zeit ihrer Entstehung, noch über ihren Erbauer etwas Zuverlässiges berichten zu können.

Aus den verschiedenen, sich oft widersprechenden Angaben, welche die zahlreichen Werke und Urkunden der Geschichte und Chronik Sachsens und der Residenz darüber mittheilen, ist wenigstens so viel erwiesen, daß die Burggrafen von Dohna den ersten Bau der Brücke durch Geldvorschüsse bedeutend befördert haben. Sie erhoben dafür den Brückenzoll. (Vergleiche darüber: Dohna, in d. Bl.) Ob nun sie, oder Markgraf Otto der Reiche, oder gar die Bruderschaft des heiligen Leichnams zu Dresden, oder noch Andre den Grund zu der ersten Brücke gelegt haben, läßt mit unbedingter Sicherheit sich nicht ermitteln, und es kann nur angenommen werden, daß im zehnten oder

elften Jahrhunderte der erste Bau derselben stattgefunden habe. (Vergl. Hohlfeldt, d. Dresd. Elbbrücke.)

In ihrer ersten Gestalt von Pfosten, Pfählen und Klögern aufgeführt, ward sie häufig von Wasserfluthen und Eisfahrten so hart beschädigt, daß endlich ein steinerner Aufbau unerläßlich ward. Dieser soll im Jahr 1119 oder 1148 von dem Baumeister Matthäus Fotius — dessen Bild das unter dem 4ten Bogen linker Hand, von der jetzigen Altstadt aus, angebrachte Brückenmännchen darstellen soll — geleitet und in 50 oder 54 Jahren vollendet worden sein. Die Baukosten sollen 168,000 Gulden oder Schocke betragen haben; eine für die damalige Zeit, bei dem hohen Werthe des Geldes sehr bedeutende Summe. (Ein Arbeiter erhielt damals einen weißen Pfennig — nach jetzigem Course ungefähr 4 Pfennige — Tagelohn.)

Als aber auch diese Brücke durch eine große Eisfahrt im J. 1343 gänzlich zerstört worden war, begann man in dem darauf folgenden Jahre einen solideren, auf weiser Berechnung basirten Bau aus großen Quadern und Grundstücken, welche unten an den Pfeilern

Die Dresdener Elbbrücke im Jahre 1843



durch eiserne mit Blei eingegossene Klammern verbunden wurden. So entstanden denn, wie man nach den meisten mit einander übereinstimmenden Quellen annehmen muß, 23 Bogen mit 24 Pfeilern, deren Anzahl jedoch aus Rücksicht für die von Herzog George dem Bärtigen im J. 1520 unternommene Befestigung Dresdens, auf Befehl des Kurfürst Moritz im J. 1551 auf 19 vermindert wurde. Der Letztere ließ nämlich die 5 ersten Pfeiler — vom linken Ufer aus — verschütten; die früher 800 Schritte betragende Länge der Elbbrücke verminderte sich daher auf 650 Schritte.

Zu dieser Brücke führte von Neudresden (jetzt Altstadt) aus das von Herzog Georg erbaute Elsthor, später das von Kurfürst Moritz an dessen Stelle begonnene, vom Kurfürst August vollendete schöne Thor. Ueber demselben wurde später ein Lusthaus, die Kasse genannt, angelegt. Von Alt-Dresden (jetzt Neustadt) aus gelangte man ebenfalls durch ein, jedoch weniger prachtvolles Thor auf die Brücke.

Schon zu Anfange des 14. Jahrhunderts befand sich auf dem ersten oder zweiten Pfeiler rechts die Kapelle eines wunderlichen Heiligen, Namens Alexius \*), dessen Bildniß zweimal jährlich ausgestellt und öffentlich verehrt ward. Herzog Georg ließ sie jedoch schon vor der Reformation eingehen.

Andre religiöse Monumente waren 4 Martersäulen, so genannt zum Andenken an besondere Unglücksfälle und meist von einzelnen Personen errichtet. Sie wurden theils im 16., theils im 17. Jahrhunderte weggenommen. (Vergl. Hohlfeldt, d. Dresd. Elbbrücke.)

Ein andres Denkmal ließ Kurfürst Moritz, zum ewigen Gedächtniß an seinen über Kaiser Karl V. am 24. April 1547 bei Mühlberg erfochtenen Sieg, auf der Brücke von dem Brückenmeister Martin Heußler noch in demselben Jahre errichten. Es war dies ein Triumphbogen, der aber, obgleich seiner Inschrift nach für die Ewigkeit bestimmt, einem von Kurfürst Johann Georg III. an seiner Stelle erbauten Blockhause — welches mit 5 Kanonen besetzt ward, und in der einen Hälfte die Wache, in der andern den Brückenzoll-Einnehmer barg — weichen mußte. Auch dieses ward im J. 1727 nach dem Plane des Königs Friedrich August abgetragen.

Eben so hatte Kurfürst August I. in den Jahren 1554—1558 auf einem der Pfeiler ein Löwenhaus

\*) Alexius soll der Sohn eines römischen Senators, Euphemiatus, gewesen sein, und seine Braut in der Hochzeitsnacht verlassen haben, um Mönch zu werden. Diese so außerordentliche Ueberwindung seiner selbst konnte natürlich nur durch Canonisation (Heiligsprechung) belohnt werden.

bauen lassen, dessen Bestimmung: Löwen zu verwahren, jedoch schon im J. 1612 wieder aufgehoben ward.

Anstatt der zuletzt entfernten Martersäule ließ Kurfürst Johann Georg II am 14. September 1670 (am Tage der Kreuzeserhöhung) auf dem 3. Pfeiler rechts (von Dresden nach Neustadt zu) ein metallenes, von Andreas Herold nach der schon vorhandenen Patrone Hillger's (dessen Erben das von ihm für die Brücke gegossene Crucifix nach Prag verkauft hatten) gegossenes Crucifix, auf steinernem Postamente aufstellen, woran eine messingene Tafel befestigt war, die folgende Inschrift trug:

Joan Georg II. Dux et Elector Saxoniae. S. K. J. Princeps, hanc Christi Servatoris patientis statuam, remoto omni superstitionis adorationis cultu, aeternae memoriae gratitudinisque praetereuntium in redemptorem generis humani provocandae causa p. c. anno S. M.DCLXX. aet. LVII. reg. XIV.

(Johann Georg II. etc. etc. errichtete dieses Bildniß Christi, des leidenden Erlösers, unter Fernhaltung jedweder abergläubischen Verehrung und Anbetung, um das immerwährende Andenken und die stete Dankbarkeit gegen den Retter des Menschengeschlechts in den Vorübergehenden zu erwecken.)

Es konnte dieses von einem protestantischen Fürsten errichtete Monument, wie sein Inhalt deutlich ausspricht, am wenigsten ein dem katholischen Cultus gewidmetes sein, sondern es war ein rein christliches; alle darüber gemachte Glossen und darin gesuchte Beziehungen sind eben nur gesucht und falsch. Auf der Rückseite des Postaments stand der Name Wolf Kaspar's von Klengel, der, als Oberinspector der Fortification und Civilgebäude, die Aufstellung desselben geleitet hatte.

Außer dem obenerwähnten Brückenmännchen zählte die Brücke noch an Merkwürdigkeiten: das Monument der Brückenfreiheit, dargestellt durch eine Hand, welche von einem Beile abgehauen wird. Sodann einen 3 Ellen langen und 3½ Ellen breiten Stein mit verschiedenen Figuren und Einzeichnungen, welchen angeblich der Brückenmeister Martin Heußler zum Andenken an die damaligen politischen Verhältnisse Sachsens setzen ließ. Ferner eine dem Crucifix gegenüber befindliche Oeffnung, durch welche die zur grausamen Strafe des Säckens verurtheilten Verbrecher in die Elbe hinabgeworfen wurden. Außerdem sah man an derselben einige Tafeln zu Erinnerung an den großen Wasserstand der Elbe in den J. 1518 und 1655, die später noch vermehrt wurden.

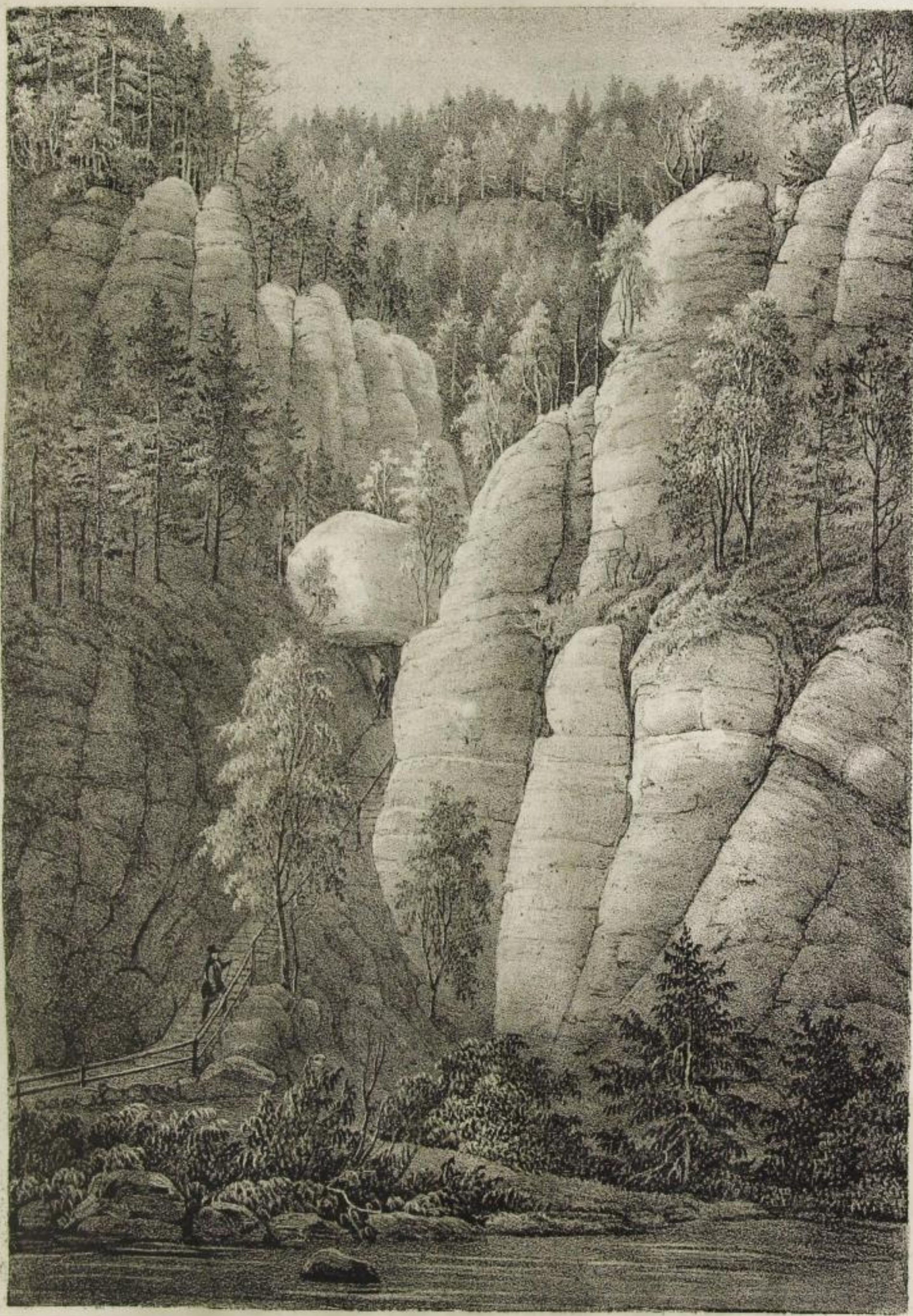
(Fortsetzung folgt.)

### Lithographirte Beilagen:

Portrait von Carl Gottlob Lott. — Die Wolfschlucht im Kirnigshgrunde. — Dresdener Elbbrücke.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





Nach der Natur gezeichnet von W. Zorn

Gedruckt in Pech

# DIE WOLFSSCHLUCHT BEI HINTERHERMSDORF.









ANSICHT DER ELBBRÜCKE ZU DRESDEN  
*nach dem Einsturz des Kreuzfyr u. Beschädigung des Brückenkopfseits.*









Lief. 9.]

[I. Bd.]

## Friedrich August II. (III.),

Kurfürst von Sachsen und König von Polen.

(Beschluß.)

### B.) Innere Staatsveränderungen bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

In welche furchtbare Zerrüttung die sächsischen Finanzen durch das Einmischen in den schlesischen und den Erbfolgekrieg gerathen waren, zeigt die Bewilligung von 14 Quaternern und  $7\frac{1}{2}$  Pfennigen auf 6 Jahre durch ständischen Beschluß vom Jahre 1742 und die Abweisung der Schädensklagen Leipzigs und Dresdens für bezahlte Kriegskosten. Dazu war das Finanzwesen selbst in so gräulicher Unordnung durch den Contributionsfuß, daß, wie ein Zeitgenosse versichert, „die ältesten Bedienten bei der Steuer und Accise in einer ägyptischen Finsterniß tappten und nicht einen Strahl von Licht sahen, um sich zurecht zu finden.“ Der Minister Brühl kümmerte sich darum nicht, er erließ nur Befehle, die und die Summe Geldes müsse geschafft werden, das Wie war Sache der Beamten. Ein Dammbau an der Elbe, auf nur eintausend fünfhundert Thaler veranschlagt, mußte unterbleiben, weil die Kammer das Geld nicht aufbringen konnte und sich damit entschuldigte, daß alles baare Geld für die Bedürfnisse des Hofes abgeliefert werden müßte, der freilich üppige Feste dafür gab, (wie die Oper Ezio, in der Kammele, Pferde, 500 Soldaten zu Fuß und zu Pferd auftraten, und ein Ballet von 50 Tänzern und Tänzerinnen vorkam). So mußten endlich, trotz der immer steigenden Geldbewilligungen der „zu blöden und zu furchtsamen Landstände,“ die Einkünfte der Grafschaft Mansfeld, des Amtes Sangerhausen und nöthigenfalls der Grafschaft Henneberg, an Hannover verpfändet

werden, und doch zuletzt die Steuerkasse Bankerott machen. Und gleichwohl hatte Brühl mehr als 33 Millionen aus Sachsen eingenommen, und dabei die 20 Millionen Schulden, die Sulkowski dem Lande hinterließ, auf 100 Millionen vermehrt und nicht einmal die Zinsen richtig abgeführt. Das Heer, dieß ist wegen der späteren Ereignisse wichtig, zählte früher in Sachsen in Friedenszeiten 25,000 Mann, in Kriegzeiten sogar 4,000 Mann. Aber der „Minister-Regent“ presste überall Geld hervor und dankte so viel Truppen ab, daß beim Ausbruch des dritten schlesischen Krieges nur noch 17,000 Mann in Diensten waren, er sparte also 10 Jahre lang die Verpflegungsgelder für 10,000 Mann. Eine weise Ersparniß scheint auf den ersten Blick die Ursache solches Handelns gewesen zu sein, aber Brühl und Sparsamkeit waren himmelweit verschieden. Einige Jahre vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges hatten die Offiziere der sächsischen Armee acht und zwanzig Monate hindurch keinen Heller Gehalt empfangen! Wie mögen da erst die Mannschaften bedacht worden sein! Ein alter Oberst hatte den, unter Brühl's Wirthschaft, wirklich bewundernswerthen Muth, dem Kurfürsten zu eignen Händen eine Bittschrift zu übergeben, in welcher er die gerechten Forderungen der Offiziere darstellte, und um Abhilfe bat. Der Fürst war erstaunt, er wußte und hörte von seiner Umgebung, natürlich lauter Creaturen Brühl's, nicht anders, als daß alle Gehalte regelmäßig bezahlt würden; sogleich ließ er den Minister rufen, gab ihm die Denkschrift und fragte ihn, was er



hierauf zu sagen habe. So unerhört es dem Minister erschien, daß seiner Spionenkette diese gefährliche Schrift entgangen war, so diplomatisch ruhig benahm er sich dabei, versicherte, daß alle Offiziere zu Heller und Pfennig bezahlt, der Oberst entweder sein persönlicher Feind oder wahnsinnig sei. So plump diese Lüge war, die Frechheit, mit der sie vorgetragen wurde, machte sie dem Kurfürsten glaubhaft, und als er am andern Tage die Quittungen der sämtlichen Offiziere der Dresdner Garnison erhielt, die vom Minister mit Steuerscheinen schleunigst abgefunden worden waren, blieb ihm vollends kein Zweifel über die Redlichkeit seines Günstlings. Der unglückliche Oberst büßte allein und erhielt den Abschied. Die Staatsgefängnisse wurden nicht leer; Königstein, Pleißenburg und Sonnenstein waren die sächsischen Bastillen, die der allmächtige Minister mit den Dpsern seines Hasses füllte. Dem Kurfürsten durfte sich nach jenem Ereignisse Niemand mehr nahen; selbst wenn er, wie täglich geschah, in die Capelle ging, war es unmöglich ihm anzureden oder ihm Bittschriften zu überreichen. Da ihm so durch Brühl und dessen Anhang die Staatsgeschäfte, ja selbst das Lesen und Schreiben erspart wurde, fand er Muße genug, — Tabak zu rauchen und mit der Gräfin Brühl sich zu unterhalten, und so ward die Macht des Ministers durch das unerschütterte Vertrauen des Fürsten vollends sicher gestellt. Die Folgen blieben denn auch nicht aus. Ein förmliches Plünderungssystem ward im ganzen Lande organisiert, das scheußlichste, was gedacht werden kann, gegen — Waisen. Alle Mündel- und Depostengelder mußten in die Steuer eingeliefert werden, zu einer Zeit, als diese bereits gänzlich in Verfall war, als Steuerscheine nur noch mit mehr als zwei Drittel Verlust gekauft wurden. Den Raub theilte Brühl mit seinen Helfershelfern, besonders mit dem verächtlichen Hennicke, den er vom Lakei zum Geheim-Sekretair beförderte, dessen Erhebung in des heiligen römischen Reichs Adelsstand die Dresdner wöchentlichen Anzeigen mit den Worten verkünden: „er sei mit dem Prädikate Von beglückt worden.“ Als die Weisensfelder Nebenlinie des Kurhauses ausstarb, bewiesen die sächsischen, jedem Winke Brühl's gehorchenden Juristen, daß alle dort früher veräußerten Kammergüter an das Kurhaus zurückfallen mußten, und die rechtmäßigen Besitzer mußten weichen. Ihre Beschwerde blieb ohne Erfolg, 8000 Thaler, die ihnen der Kurfürst als Entschädigung verwilligte, wurden — in den verrufenen Steuerscheinen ausgezahlt, Brühl zog das Geld für sich ein. Wo noch Recht suchen, in einem Lande, wo kein Recht mehr zu finden war, denn überall war ja Brühl der Endpunkt, auf welchen man stieß; so verstummte endlich auch die Kurfürstin, die den Minister persönlich haßte, weil er sie um allen Einfluß gebracht hatte. Nur ein Versuch ward noch unternommen, dem Kur-

fürsten die Augen zu öffnen, er verunglückte, und die Theilnehmer an demselben büßten hart unter den Streichen des siegreichen Ministers. Es ist dieß der sogenannte Seyffert'sche Prozeß, über dem jedoch noch ein ziemliches Dunkel schwebt, da man sich noch immer scheut, aus dem geheimen Archive die Papiere zur Abfassung einer Biographie August's III. auszuliefern. Die leere Steuerkasse ward, wie schon gesagt, durch Mündelgelder neu gefüllt, als im Jahre 1749 plötzlich ein gewisser Alexander Macphail de Bishopfield, schottischer Abkunft, der früher in holländischen Finanzangelegenheiten zu thun gehabt hatte und seit 1747 im sächsischen Steuerwesen angestellt war, und der Kriegskanzleisekretair Georg Gottlob Seyffert in Untersuchung gezogen wurden. Angeblich geschah dieß „wegen unberufener Einmischung in die Steuer- und Finanzangelegenheiten Sachsens und wegen Verdachts einer projektirten Veränderung der Verfassung des Landes in Steuersachen.“ Die Untersuchung durch den Oberamtmann und Hofrath Essenius in Dresden, einen Mann, wie Brühl ihn brauchte, ergab trotzdem ganz andere Dinge. Die beiden Angeklagten hatten nämlich über die schlechte Finanzwirthschaft sich unwillig geäußert und vereint ein Schreiben an den Landesherrn aufgesetzt, welches die Stände übergeben sollten. In diesem wurde gebeten: der Kurfürst möge die Minister Brühl und Hennicke entlassen und die Steuerschulden ohne Zuziehung des Directors (Brühl) untersuchen lassen. Das durfte natürlich nicht ruckbar werden, man erbachte daher eine andere Beschuldigung und klagte Seyffert und seinen Freund als Pasquillanten und Verdächtiger von Regierungsmaßregeln an. Als man einmal dieß glücklich in die Untersuchung eingeschwärzt hatte, hielt die erwünschte Verurtheilung nicht schwer. Ohne Vertheidigung zu gestatten, wurde Bishopfield für 8 Jahre auf die Festung Sonnenstein abgeführt, und Seyffert zu Pranger und lebenslänglichem Zuchthause verurtheilt. Die übrigen Angeklagten kamen mit Gefängnißstrafen davon. Brühl's Machedurst war somit gestillt, aber er fühlte wohl, daß diese Verurtheilung, die wahrscheinlich viel reden machte, da das Schreiben zu den Unmöglichkeiten gehörte, vor der öffentlichen Meinung noch einer Rechtfertigung bedürfe. So erschlich er denn vom Kurfürsten, der von der Trefflichkeit der sächsischen Rechtsverwaltung vollkommen überzeugt war und keine Ahnung von dem ausgeführten Bubenstück hatte, das Mandat vom 13. April 1750, in welchem „alles ungebührliche Raisonniren, Critisiren über die publicquen Angelegenheiten Sachsens und das boshafte, ungebührliche Verunglimpfen und Bezüchtigen der Herren Minister, bei Vermeidung höchster Ungnade, schlechterdings und gänzlich“ untersagt wurde. Wer durfte, wer konnte es jetzt noch wagen, ein Wort gegen die sorgsame, väterliche Re-



gierung Sachsens zu sprechen! Brühl herrschte jetzt ohne Furcht in gewohnter Weise fort, die Gelder flossen in seine Kassen, Rittergüter, Bibliothek und aller erfindliche Luxus wurde dafür gekauft, der Angstschrei des Landes beim Becherklang der Hoffeste oder in den Jubeltönen der Concerte und Opern erstickt. Der Kurfürst war der Einzige im Lande, der die Noth desselben nicht kannte, die Noth, die, wie wir im nächsten Abschnitte zeigen werden, noch mehr gesteigert werden sollte.

### Die Zeit des siebenjährigen Krieges.

Der Friede von Aachen, der drei Jahre nach dem Dresdner (1748) den österreichischen Erbfolgekrieg beendete, schien zwar eine dauernde Ruhe nach so schweren Stürmen für Deutschland bewirken zu wollen, indeß war diese Hoffnung eben nur eine scheinbare, denn die Kabinettpolitik hatte sich keineswegs geändert. Preußen bewachte Schlessien, seine erworbene Kriegsbeute, mit eifersüchtigem Auge, und Oesterreich sah mit Schmerz hinüber auf den schönen ihm entrissenen Garten, von dem es nur die Hecke behalten hatte, das Riesengebirge und die Sudeten, und sann auf Wiedererwerbung. Sachsen konnte mit Preußen nicht auf freundschaftlichem Fuße stehen, es fühlte sich noch immer zu Oesterreich hingezogen und trug noch die unvernarbten Wunden, die ihm der letzte Krieg geschlagen hatte. So stand also Alles noch auf dem alten Fuße, man war erschöpft und wartete auf neue Kräfte, das aufgegebene Spiel wieder aufzunehmen. Die Stimmung Sachsens ward durch neue Streitigkeiten mit Preußen über die Leipziger Stapelgerechtigkeit und den Magdeburger Zoll (1755) noch mehr erbittert; eine Ausgleichungscommission, die zu Halle zusammenkam, hatte keinen Erfolg. Laut beklagte sich das Land über die Kriegsschäden und hohen Steuern, besonders, aber vergeblich führten Dresden und Leipzig bittere Beschwerden vor den Ständen, die nichts thun zu können erklärten, dagegen auf der anderen Seite dem Hofe immer neue Gelder bewilligten. So bewilligten sie 1734 gegen 69,000 Gulden für den Hofstaat der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, 1736 für den des Kurprinzen 100,000 Thlr., 1742 für die eignen Bedürfnisse des Königs 380,000 Thlr., dazu noch an freiwilligen Geschenken 130,000 Gulden bei der polnischen Thronbesteigung des Kurfürsten und 1746 ein ritterschaftliches Geschenk von 130,000 Thlrn. An Steuern bewilligte der Landtag von 1742 eine sehr drückende Zahl, hoffte jedoch „bei veränderten Umständen auf ansehnlichen Erlaß, weil eine große Anzahl von Contribuenten nicht einmal das bisher Verwilligte, am allerwenigsten aber ein Mehreres tragen könne;“ außerdem eine Erhöhung der Weinsteuer, und eine ganz unerhörte Auflage von allem Vermögen, wonach von einem Vermögen bis zu 10,000 Thlrn. jährlich

2 p. Ct., bis 12,000 Thlr. 3 p. Ct., bis 20,000 Thlr. 6 p. Ct. gezahlt werden mußte. Damit jedoch Brühl selbst und seine Freunde dadurch nicht zu hart getroffen wurden, ward von 25,000 Thlrn. und größeren Summen an nur 8 p. Ct. gefordert, während der Minister, dessen Nachlaß in etwa 1,540,000 Thlrn. bestand, bei derselben Steigerung der Procente etwa 12,300 Thlr. jährlich hätte entrichten müssen, statt deren er nur, wenn überhaupt, 200 Thlr. zahlte. Diese Auflage ward übrigens so übel aufgenommen, daß schon 1746 statt derselben eine Rang-, Kopf- und Gewerbesteuer eingeführt wurde. Trozdem nun, daß, wie bemerkt, des Landes Industrie darniederlag, sein Handel durch jene preussischen Neckereien gehemmt wurde, entließ Brühl die Hälfte des sächsischen Heeres, zu einer Zeit, wo er kriegerische Ideen auszuführen gedachte und den sächsischen Offizieren Gelegenheit verschaffen wollte, sich den am 7. Oct. 1736 gestifteten St. Heinrichsorden zu erwerben.

In dieser Zeit nämlich bereitete sich der neue Schlag gegen Friedrich II. vor, zu welchem sich ins Geheim Oesterreich, Frankreich und Rußland zu Anfang des Jahres 1756 verbunden hatten; bei diesem Vertrage hatte sich auch Sachsen betheiliget, um das im Frieden von Dresden Verlorene wieder zu gewinnen, aber in halber unentschiedener Weise, die es denn zunächst und schwer büßen mußte. Friedrich II. sah das Wetter sich zusammenziehen, wußte aber durchaus noch nichts Bestimmtes, wann es losbrechen, welche Richtung es nehmen werde; da erhielt er durch den Verrath des kursächsischen Geheimschreibers Menzel Abschriften mehrerer Urkunden aus dem Dresdner Archive, die ihm Licht über die Pläne seiner Feinde verschafften. Mag es sein, wie der preussische Minister v. Herzberg sagt, „daß die Pläne noch in weiter Aussicht standen“ und also den raschen Entschluß seines Königs nicht forderten, das Vorhandensein derselben konnte nicht geläugnet werden, und Friedrich suchte aus den erhaschten Papiere die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit seiner Handlungsweise zu beweisen, wenn ihm auch dieß weniger gelang, als „die unverständige Manier der Cabalen Brühl's darzulegen.“ Mit einem Worte, Friedrich kam seinen Feinden zuvor und rückte am 29sten August 1756 in 3 Kolonnen in Sachsen ein, erhob überall harte Contributionen, errichtete ein Feld-Kriegsdirectorium, dem alle sächsischen Kammer- und Landeseinkünfte berechnet werden mußten, und erklärte doch gleichzeitig, er behandle das Land keineswegs als ein feindliches. Seinem 60,000 Mann starken Heere standen im Lager bei Pirna 17,000 Sachsen gegenüber, die auf österreichische Hilfe angewiesen waren. Während sie an der äußersten Gränze des Landes unthätig standen, nahm Friedrich dieses selbst in Besitz, rückte ohne Kampf in Dresden ein, räumte Zeughaus und Kassen aus und erzwang sich aus den Händen der



Kurfürstin die Schlüssel zum geheimen Archiv, aus dem er die ihm wichtigen Papiere entführte. Während dessen unterhandelte er mit dem Kurfürsten über dessen Neutralität, da dieser jedoch die Bedingung verwarf, sein Heer zu entlassen, so zerschlug sich Alles und Friedrich rückte gegen Böhmen vor, wo er bei Lowositz am 1. Oct. den Sieg über die Oestreicher unter Browne erfocht, der Sachsen völlig in seine Hand gab. Zwar versuchten die sächsischen Truppen am 13. sich durchzuschlagen, aber die österreichische Mitwirkung fehlte, und von Hunger und Kälte ermattet, capitulirten sie am 14. auf der Ebenheit am Fuße des Liliensteines, Angesichts des Kurfürsten und Brühl's, die auf dem Königsteine sich befanden. 14,000 Sachsen wurden dem preussischen Heere einverleibt, den Offizieren das Ehrenwort abgenommen, in diesem Kriege nicht gegen Preußen zu dienen, der Königstein ward neutral erklärt und der Kurfürst erhielt Pässe nach Polen — Sachsen ward preussische Eroberung. Aber die sächsischen Truppen kehrten sich nicht an den erzwungenen Fahneneid, in ganzen Bataillonen gingen sie zu den Oestreichern über, und Friedrich hatte von diesem Gewaltstreich verdienten schlechten Gewinn. — Gegen ihn, als einen Landfriedensbrecher, ward die Reichsexecution beschlossen, Rußland rüstete sich zum Kriege, und Friedrich's einziger Bundesgenosse, England, mißbilligte das Verfahren gegen Sachsen, und selbst Schweden schloß sich dem Bunde gegen Preußen an. In Sachsen schaltete Friedrich indeß als Despot, die Contributionen und Lieferungen wurden immer drückender, die Besoldungen der kurfürstlichen Diener wurden verweigert oder gar eingezogen und die Gegenvorstellungen der Stände nicht beachtet. Der Sieg bei Prag schien Friedrich's Eroberung zu verbürgen, als ihn durch die sächsische Cavalerie bei Kollin (18. Juni 1757) eine schwere Niederlage traf. Den Rückzug der Preußen bezeichnete die Einäscherung Zittaus, das von den Sachsen selbst, unter Prinz Laver, unnützerweise bombardirt wurde. Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, hier eine Geschichte des im Laufe von 7 Jahren fast ganz Deutschland berührenden Krieges zu geben, wir beschränken uns vielmehr auf den Antheil, den Sachsen daran nimmt, oder vielmehr zu nehmen gezwungen ist. Das arme, von Friedrich so schwer gepeinigte Land, erfuhr selbst von den verbündeten Oestreichern eine harte Behandlung, ganze Gegenden wurden verheert, selbst die Kirchen geplündert, und nach der Schlacht bei Roszbach (5. Nov.) war Sachsen abermals in preussischer Gewalt. Die Königin von Polen, vor Kummer erkrankt, erlag am 17. Nov. 1757.

Einen neuen Versuch zur Befreiung Sachsens machte der österreichische Feldmarschall Daun im Jahre 1758, nach der Schlacht bei Leuthen (5. Decbr. 1757), rückte aber nur mit seiner gewöhnlichen Langsamkeit vor, und

als ihm der preussische Commandant von Dresden, General v. Schmettau, erklärte, er werde sich in dieser Stadt von Haus zu Haus vertheidigen und die Vorstädte niederbrennen, zog er sich wieder zurück. Den Erfolg seiner Waffenthat bei Hochkirchen (14. Octbr. 1758) versäumte er, und auch seine späteren Versuche in Sachsen mißglückten vollständig; sein erneutes Vorrücken auf Dresden hatte nur die Niederbrennung der Pirnaischen Vorstadt auf Befehl Schmettau's zur Folge (10. Nov. 1758). Was den Oestreichern fehlschlug, gelang, freilich nur unter begünstigenden Umständen, der Reichsarmee im folgenden Jahre, bekanntlich dem unglücklichsten dieses Krieges für die Preußen. Friedrich hatte Sachsen verlassen, um seine eignen Staaten gegen die Russen zu schützen, nur Leipzig, Torgau, Wittenberg und Dresden blieben von seinen Truppen besetzt. Bald waren die erstern Plätze in den Händen der Reichsarmee, Torgau nur nach lebhaftem Widerstande, und als der Prinz von Zweibrücken sich nun mit den Oestreichern vereinigt hatte und Schmettau, nach dem Verlust der Kunnersdorfer Schlacht, auf keinen Entsatz hoffte, capitulirte auch Dresden am 4. Sept. 1759. Indes stand der preussische General Wunsch nur noch 2 Meilen von der Stadt, und nur Schmettau's Ehrenhaftigkeit hielt die Capitulation aufrecht, die mehre seiner Offiziere zu brechen geneigt waren. Friedrich war über diesen Verlust so erbittert, daß er den General in voller Ungnade entließ, obgleich er selbst die Veranlassung von dessen That gewesen war, da seine Andeutung, er möge günstig zu capituliren suchen, zuerst diesen wankend gemacht hatte. Indes lieferte der Sieg des Generals Wunsch bei Torgau (den 8. Sept.) Sachsen auf's Neue dem Könige Friedrich II. aus, der nun alle Anstalten traf, davon Vortheil zu ziehen, und ein Lager in der Nähe Dresdens bei Wilddruff bezog. Um die Oestreicher unter Daun so rasch als möglich zu vernichten oder zurückzuschrecken, sandte er den General Fink nach Maxen, der alle Gemeinschaft mit Böhmen verhindern sollte. Da er aber durch neue Befehle diesen General nöthigte, die eigne Verbindung mit Dresden aufzugeben, so ward dieser mit 40,000 Mann von Daun angegriffen, und mußte sich nach tapftrer Gegenwehr den 21. Nov. 1759 ergeben. Der nun bedeutend geschwächte König hätte Sachsen räumen müssen, wenn ihn die Oestreicher sogleich angegriffen hätten, aber der langsame Daun stand an ihrer Spitze und that wie immer — Nichts. Das unglückliche Land litt von der Härte seiner Feinde, wie von der Unentschlossenheit seiner Freunde gleichmäßig. Dicht gedrängt lagen beide Heere in den Dörfern um Dresden, ansteckende Krankheiten brachen aus, Friedrich preßte allenthalben die Sachsen für seinen Dienst und trieb ungeheure Contributionen ein. So mußte der Thürin-



ger Kreis 1,375,000, die Stadt Leipzig allein schon 1,100,000, Chemnitz 250,000 Thlr. aufbringen. Das bedrohte Schlessien rief den König im folgenden Jahre dahin, aber auf dem Wege selbst kehrte er wieder um, um Dresden zu erobern. Hatte der große Philosoph bisher schon sich die Liebe der Sachsen in hohem Grade erworben, so setzte er seinem Verhalten jetzt die Krone auf. Vom 14. Juli an ward Dresden beschossen und am 19. begann das Bombardement und die Niederbrennung der Vorstädte, — 5 Kirchen, 416 Häuser sanken in Asche und eine Menge Einwohner verloren ihr Leben — vergebens, die Annäherung Daun's verschuchte die Preußen, die, wenn der böse Schutzengel Sachsens rascher aus Schlessien zurückgekehrt wäre, die Belagerung gar nicht unternehmen konnten. Friedrich eilte jetzt wirklich nach Schlessien, sicherte dieses und die Mark Brandenburg, ungeachtet ihm Daun überall nachschlich, und kehrte schon im nächsten Monate nach Sachsen zurück. Hier fiel Leipzig durch die Uneinigkeit der Anführer der Reichsarmee in preussische Hände, und Friedrich selbst erfocht bei Lorgau (3. Nov. 1760) den entscheidenden Sieg über Daun. Ganz Sachsen, mit Ausnahme der Hauptstadt, war der Preis dieses Sieges, und der König bezog Winterquartiere in Leipzig. Abermals forderte er von dieser Stadt 1,100,000 Thaler und hing Pechkränze auf, als die Bezahlung verweigert wurde. Da dieß nicht schreckte, warf er, Missethättern gleich, die ersten Magistratspersonen und reichsten Kaufleute, 120 an der Zahl, ins Gefängniß. Sie blieben standhaft, als man aber 17 derselben nach viermonatlichem harten Kerker als Geißeln nach Magdeburg schleppen wollte, fügte sich die verzweifelte Stadt, und den Bemühungen des edlen Berliner Kaufmanns Gogkowsky gelang es, die geforderte Summe auf 800,000 Thlr zu mildern, für die er sogleich edelmüthig Bürgschaft leistete.

Im nächsten Jahre spielte der Krieg außerhalb Sachsens, nur die Reichsarmee operirte in Thüringen und im Voigtlande, und Daun machte am 5. Nov. 1761 eine großartige Bewegung gegen die Preußen, nämlich von Dresden bis — ins Erzgebirge, um hier — Winterquartiere zu nehmen. Alle Friedensunterhandlungen waren bisher fehlgeschlagen, erst das Jahr 1762 brachte eine große Umwälzung zu Stande. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, Friedrich's erbitterte Feindin, starb den 5. Januar, und ihr Nachfolger Peter III. rief sogleich seine Truppen zurück und schloß den Waffenstillstand zu Stargard, darauf den Frieden zu Petersburg, auf alle seine Eroberungen verzichtend (5. Mai). Seinem Beispiele folgte Schweden schon am 22. Mai. So gewann Friedrich im Norden freie Hand, und die Oestreicher verloren im November sogar ihre von Daun so schön gewonnenen Winterquartiere im Erzgebirge, als Prinz Heinrich

von Preußen bei Freiberg siegte (den 24. Oct.). Jetzt unterhandelten auch Frankreich und England zu Fontainebleau um den Frieden, und die deutschen Mächte sehnten sich ernstlich nach Ruhe. Der Kurprinz Friedrich Christian that den ersten Sühneversuch mit Preußen durch den Minister v. Frislich, und da auch Oestreich darauf einging, so erfolgte am 15. Febr. 1763 der Friede auf dem Jagdschlosse Hubertusburg. Der frühere Dresdner Friedensvertrag bildete die Grundlage dieses neuen, es ward also im Wesentlichen in den Verhältnissen Sachsens und Preußens nichts geändert. Friedrich machte sich verbindlich, die Staaten des Kurfürsten binnen 3 Wochen zu räumen, die Kriegsgefangenen ohne Lösegeld zu entlassen, die Geißeln freizugeben und alle sächsischen Urkunden aus den Archiven auszuliefern. Rückständige Contributionen sollten erlassen sein, außer solche, die durch Wechsel verbürgt waren. Dieß galt, wie wir oben sahen, von den meisten und wichtigsten, und Friedrich erpreßte so eine starke Summe noch nach dem Kriege, die ihm nicht gebührte, wenn die Unterhandlungen nicht eben so leichtsinnig betrieben worden wären, wie der Krieg selbst.

Sehen wir auf die Folgen des Krieges für Sachsen, so zeigt sich uns ein trauriges Bild; zerstörte Städte und Dörfer, verwüstete Aecker, verarmte Bewohner, leere Kassen und Magazine, Darniederliegen des Handels und der Industrie. Friedrich allein berechnete die ihm gezahlten Contributionen auf 40—50 Millionen Thaler, und mit den übrigen Naturallieferungen mag sich der Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten leicht auf 70 Millionen belaufen. Die Münze war unter preussischer Verwaltung, besonders durch den Juden Ephraim ganz verschlechtert, bis 1763 der neue Münzfuß (20 Guldenfuß) eingeführt wurde. Eine Restaurationscommission untersuchte die Lage des Landes und beschäftigte sich wirksam mit ihrer Verbesserung, und der Landtag ward auf den 7. Aug. 1763 anberaumt. Zu seiner Eröffnung traf der Kurfürst aus Warschau wieder ein, wo er seit 1756 sich aufgehalten hatte. Dort scheint, da die sächsischen Kassen erschöpft waren, Polen die Kosten der Hofhaltung bestritten zu haben, denn die Summe von 8,768,882 Livres, welche Sachsen für seine Theilnahme am letzten Kriege von Frankreich erhielt, konnten doch, auch wenn sie dem Kurfürsten ganz zu Gute kamen, unmöglich ausreichen. Jedemfalls zog Brühl auch davon seinen Theil, dessen Güter Friedrich II. muthwillig verheeren ließ, um die Gewaltthätigkeiten der Russen in Preußen an Sachsen und seinem schuldigen Minister zu rächen. Der Kurfürst kehrte nur nach Dresden zurück — um hier zu sterben; noch vor dem Schlusse des Landtages, am 5. October 1763 verschied er im 61. Jahre seines Lebens und im 30. seiner Regierung. Sein treuer Brühl legte sofort seine Stelle nie-



der und starb schon in demselben Monate, den 23ten October.

Mag auch nur Brühl Schuld an dem gränzenlosen Elende Sachsens getragen haben, so besaß er doch bis ans Ende das volle Vertrauen seines Herrn,

und ist es, nach einem alten Sage, ein vortheilhaftes Zeugniß für einen Fürsten, gute Minister zu wählen — so ist damit zugleich unser Urtheil über August III. ausgesprochen.

## Carl Gottlob Todt,

Bürgermeister in Adorf und Mitglied der zweiten Kammer der Sächsischen Ständeversammlung.

(Fortsetzung.)

Vielfache Kummernisse um Sicherung der eignen Existenz, so wie die allein auf Todt lastende Fürsorge zu Abhilfe des großen Nothstandes, welcher gegen Ende des Jahres 1831 im Voigtlande, wie im Erzgebirge sich zeigte, die ihm aber, ungeachtet seiner unermüdbaren Thätigkeit, fast nur mit Undank vergolten ward, mannichfache, mit vielem Aerger verbundene Bemühungen bei den Vorbereitungen zu Einführung der neuen Städteordnung, zogen Todt ein Gallenfieber zu, welches seine Gesundheit zu untergraben drohte. Bald nach seiner Genesung, Ende Juli des J. 1832, ward ihm indeß ein erfreulicher Beweis ehrenden Vertrauens in dem von Adorf — im Voigtlande, Amt Voigtsberg — aus ihm gestellten Antrage: daß Todt die dortige, durch freiwilligen Abgang erledigte Bürgermeisterstelle annehmen solle, „weil ein liberaler Mann gesucht würde, und er als solcher empfohlen sei.“

Durch Annahme derselben, welche auch die höhere Bestätigung erhielt, so daß Todt am 31. October desselben Jahres als Bürgermeister eingeführt werden konnte, erhielt er auch eine sorgenfreihere Stellung. Doch auch der Anfang dieser ward ihm sehr erschwert, da er bald nach seinem Antritte an der Wassersucht über zwei Monate krank danieder liegen mußte, und da ihm überdieß die alte Rathspartei feindlich entgegentrat. Wie aber die Krankheit sein kräftiger Körperbau, so besiegte sein entschiedener, fester Sinn und sein achtungswerthes Benehmen auch jene Feinde, und sein rastloses Bemühen für Herstellung der Ordnung im städtischen Leben, seine einsichtsvollen Maasregeln zu Beförderung des Gemeinwohlens z. B. durch Errichtung einer Sonntagsschule — in welcher er selbst Unterricht erteilte, — einer Sparkasse, durch Gründung einer belehrenden Zeitschrift: des „Adorfer Wochenblattes“ — seit 1835 —, erwarben ihm überall Achtung und Ansehen.

Mit dem Amte des Bürgermeisters verwaltete Todt auch das des Stadtrichters bis zum Jahre 1839, in welchem die Gerichtsbarkeit hauptsächlich auf seine Veranlassung an den Staat abgetreten ward. Von dieser

Zeit an practicirt Todt zugleich als Advocat und auch in dieser schwierigen, der allgemeinen Kritik so sehr unterworfenen Stellung ist es ihm gelungen, sich die größte Achtung und das unbedingteste Vertrauen zu erwerben.

Die ehrenvollste Anerkennung seiner Gesinnungs- und Werkthätigkeit erhielt aber Todt dadurch, daß man ihn bei der Wahl zur Vertretung des 18. städtischen Wahlbezirkes — Delsnitz, mit den Städten: Auerbach, Falkenstein, Schöneck, Adorf, Markneukirchen — für den Landtag von 1836 gleich bei der ersten Abstimmung zum Abgeordneten wählte. (Vergl. „Vorwärts!“ Volkstaschenbuch für das Jahr 1845 von Robert Blum und Friedrich Steger.)

Es war bei der damaligen Richtung der zweiten Ständekammer für Todt schwer, seinen entschieden liberalen Ansichten Eingang und Geltung zu verschaffen, da auf dem Wege der Opposition außer dem Abgeordneten von Blauen, v. Dieskau, Niemand ihm zur Seite ging. Indesß beharrten Beide consequent in dem Wirken für ihre Ueberzeugung und wußten sich Achtung zu verschaffen.

Seine erste Rede hielt Todt auf diesem Landtage bei der Adressfrage; besonderen Erfolg erhielt aber die Rede, welche zu Begründung des Antrags für Erhaltung der Schule in Blauen von ihm gehalten wurde; als die gediegenste aber ist die über den Antrag wegen Aufhebung der Preßpolizeiverordnung vom J. 1836 bekannt.

Wenn Todt übrigens auf diesem Landtage nur einen Antrag, und zwar den: auf Abänderung der Städteordnung in Bezug auf bürgerliche Ehrenrechte stellte, so unterstützte er nichts destoweniger v. Dieskau's Anträge auf Aufhebung des Zweikammersystems und der Preßpolizeiverordnung.

Während des Landtags trat Todt noch als Mitglied der 4. Deputation ein, und arbeitete vornehmlich bei der wegen Einführung eines neuen Grundsteuersystems ernannten außerordentlichen Deputation den Bericht über die Vorarbeiten zu jenem System aus.

Todt's unverkennbare Wahrheitsliebe, seine unerschütterliche Ehrlichkeit, sein uneigennütziges, entschie-



denes Kämpfen für den Fortschritt, für das gemeinsame Wohl des Volkes im Sinne der Zeit, erwarben ihm und der von ihm verfochtenen Sache schon beim nächsten Landtage in den J. 1840 mehre Anhänger.

Er stand daher, trotz v. Dießkau's Ausscheiden aus der Kammer, nicht mehr allein da, als er hier seine Anträge auf Erlassung einer Adresse auf die Thronrede und auf Verbesserung des Wahlgesetzes stellte; obschon der erstere kein Glück machte und auf den letztern nicht eingegangen ward. Seine ausgezeichnetste Arbeit an diesem Landtage war der von ihm, als Mitglied der I. Deputation verfaßte Bericht über das Pressegesetz, welches aus einem eben nicht sehr stichhaltigen Grunde zurückgenommen ward. Unter seinen Reden war die gegen den Neubau des Theaters in Dresden vorzüglich, voller Freimuth und Energie aber die über die hannoversche Verfassungsfrage. Leider wurden ihm bei letzterer die Grenzen der Sprechfreiheit so eng gezogen, daß er diese gehaltvollste Rede nicht beenden konnte.

Auf dem letzten Landtage von 1842 stellte Todt, keineswegs zurückgeschreckt durch die früheren Erfahrungen, wiederum Anträge wegen der hannoverschen Verfassungsfrage, auf Verbesserung des Wahlgesetzes und

auf Entwerfung einer Adresse auf die Thronrede. Es fand diesmal der letztere zahlreiche Unterstützung und ward bei der Abstimmung von 38 Mitgliedern — gegen 37 — angenommen. Todt selbst wurde wieder in die deshalb niedergesetzte außerordentliche, so wie als Mitglied der I. (Verfassungs-) Deputation gewählt. Auch war er Mitglied der außerordentlichen Deputation, welche den von der Regierung vorgelegten Entwurf zu einer Criminalprozessordnung begutachtete. Glänzender Erfolg lohnte diese ausgezeichnete Arbeit, denn es ward jener auf die Inquisitionsmaxime mit Schriftlichkeit gebaute Entwurf in der 2ten Ständekammer mit 71 gegen 4 Stimmen abgelehnt, dagegen dem zeitgemäßen Antrage der Deputation auf Vorlage eines auf Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Anklageprozeß mit Staatsanwaltschaft gebauten Entwurfes einer Strafprozessordnung mit 67 Stimmen beigetreten. In Folge dieses glorreichen Sieges des von der großen Majorität inniggefühlten und wohlverstandenen Zeitbedürfnisses ward denn auch jener Entwurf durch ein Decret vom 25. Januar 1843 von der Staatsregierung zurückgenommen.

(Beschluß folgt.)

## Johann Georg v. Arnheim (Arnim),

römisch-kaiserlicher und kurfürstlich-sächsischer Generalleutnant.

(Nebst Abbildung.)

Unter den Männern, die während des blutigen, dreißig Jahre hindurch dauernden Kriegsdramas eine auch für unser sächsisches Vaterland wichtige Rolle spielten, steht der Brandenburger Arnheim in der ersten Reihe. Geboren 1581 in der Uckermark, wo sein Vater kurfürstlich-brandenburgischer Landvogt war, neigte sich all sein Streben zum Kriegsdienste, in jenen unruhigen Zeiten der Weg zu Ruhm und Ansehen. Ausgerüstet mit trefflichen Kenntnissen, die er durch mehrfache Reisen noch bereichert hatte, trat er zunächst, wenn auch nur auf kürzere Zeit, in die Dienste Schwedens und Polens, die er bald (schon 1626) verließ, um unter den kaiserlichen Fahnen, unter einem Wallenstein sein Glück zu machen. Der kriegserfahrene und staatskluge Blick dieses Feldherrn erkannte bald in dem Neuangekommenen die militärische Tüchtigkeit und ernannte ihn schon im nächsten Jahre zum Feldmarschall, in welcher Eigenschaft er bei der Belagerung Stralsunds (1628) bedeutende Dienste leistete, wenn es auch am Ende dem Herzoge von Friedland nicht gelang, die „mit Ketten an den Himmel geschlossene Seestadt“ zu erobern. Aber Wallenstein's berechnende Schlaueit wußte Dänemark zu bewegen, sich von Schwedens Bündnisse loszusagen, und sein Vertrauter,

Arnheim, zog nun mit einem Heere von 12,000 Mann dem polnischen Könige Sigismund III. gegen die Schweden zu Hilfe. Hier indeß wurden Arnheim's Hoffnungen auf zu erwerbenden Kriegsrühm schwer getäuscht. Während er selbst von den Polen mit Mißtrauen aufgenommen wurde, stürzte Wallenstein als Opfer der bairischen Kabalen auf dem Reichstage zu Regensburg (1630). Das erste Mißgeschick führte die Abberufung Arnheim's vom Commando herbei, das zweite ließ ihn den kaiserlichen Dienst verlassen und in sächsischen treten. Hier gelang es ihm, den Kurfürsten Johann Georg I. vom österreichischen Interesse abzuziehen und dem schwedischen zuzuwenden, wozu seine unerfaltete Freundschaft für den Friedländer nicht wenig mitwirken mochte. Arnheim ward als kurfürstlicher Unterhändler an Gustav Adolf gesandt, und hier zugleich für den Kurfürsten von Brandenburg thätig, vermittelte er die Uebergabe der Festung Spandau an die Schweden; leider aber mußte erst Magdeburg fallen und die Kurstaaten von Tilly selbst bedroht sein, ehe sich der unentschiedene Joh. Georg entschloß, sich mit Gustav Adolf zu verbinden. Das „sächsische Confect, an dem sich Tilly die Zähne ausbeißten sollte,“ mußte nun rasch gebacken werden, und



der Kurfürst nahm deshalb unverweilt die harten Bedingungen des Schwedenkönigs an, der sich jetzt großmüthig nur einen monatlichen Sold für sein Heer ausbedang. Am 4. Septbr. 1631 vereinigte sich das sächsische Heer mit dem schwedischen bei Düben, ohne daß Tilly von Leipzig aus es verhindern konnte. In der Schlacht bei Breitenfeld (7. Septbr.) befehligte Arnheim den linken Flügel, die Sachsen, die jedoch durch den wüthenden Angriff Tilly's aus dem Felde geschlagen wurden; nur die beiden Regimenter Arnheim und Bindauf hielten rühmlich Stand. Arnheim selbst eroberte am 12. Sept. Leipzig, rückte aber, im Auftrage Gustav Adolfs, mit den Sachsen durch die Lausitz nach Böhmen. Hier war für Arnheim wie für den Kurfürsten von Sachsen ein reiches Feld der Thätigkeit offen, der Krieg hätte leicht eine ganz andere Wendung nehmen mögen, wenn es den Sachsen Ernst damit gewesen wäre. Arnheim, wahrscheinlich aufmerksam gemacht durch Wallenstein auf die Blöße Böhmens, drang rasch vorwärts, den kaiserlichen General Liefenbach vor sich her treibend; Aufsig, Tetschen, Leitmeritz, Eger, selbst Prag (den 11. Novbr.) fielen in seine Hände, und das protestantischgesinnte, erst seit 1621 blutig genug dem Katholicismus wieder unterworfenen Böhmen mochte leicht für Sachsen gewonnen, dem Kaiser entfremdet werden, wenn nicht Arnheim zu sehr Freund Wallenstein's gewesen wäre, der Kurfürst Joh. Georg nicht den Kaiser zu sehr zu kränken geglaubt hätte. Die Schilderung des sächsischen Feldzugs in Böhmen, die Schiller dem Jäger in den Mund legt:

„Da nahm ich Handgeld von den Sachsen,  
Meinte, da müßte mein Glück erst wachsen!  
— Profit, es bekam uns schlecht,  
Durfte nicht recht als Feinde schalten,  
Mussten dem Kaiser sein Land verwalten etc.“

ist vortrefflich und der Wahrheit vollkommen entsprechend. Wallenstein's Besitzungen wurden nicht angetastet, ja sogar durch Schutzwachen vor jeder Beeinträchtigung sicher gestellt, und wenn Arnheim auch die Herzen der Böhmen durch Milde und Kriegszucht gewann, so that er doch nichts, die so leichte Eroberung festzuhalten; statt die schwachen kaiserlichen Heere anzugreifen, vergeudete er Zeit und Truppen in nutzlosem kleinen Kriege mit Kroatenhaufen. Und während Arnheim sorglos auf Wallenstein's friedliche, im Schlosse zu Nachod bei einer Zusammenkunft ihm gegebene Versicherungen traute, unterhandelte dieser bereits mit dem Kaiser und schuf sein gewaltiges Heer. Kaum wieder an der Spitze der kaiserlichen Heere, so war er auch durch Verrätherei der Kapuziner Meister Prags, und nur die Geschwindigkeit des getäuschten Arnheim sicherte diesem den Rückzug nach Sachsen. Dieser wendete sich jetzt, die Kurstaaten preis-

gebend, nach Schlessien, eroberte hier Groß-Ologau und die Steinauer Schanzen, und ersocht in Verbindung mit schwedischen und brandenburgischen Truppen beträchtliche Vortheile über die Kaiserlichen. Wallenstein's Einfall in Sachsen rief ihn dahin zurück; da er jedoch erst nach der Schlacht bei Lützen eintraf, wo seine Gegenwart durch die Niederlage des Friedländers überflüssig geworden war, so eilte er sofort nach Schlessien zurück, eroberte zwar Strehlen und Grottkau, führte aber in seiner halben unentschiedenen Weise, die lebhaftesten Beschwerden von Seiten Schwedens hervorrief, nur einen kleinen Krieg (1633). Freilich unterhandelte schon damals der wankelmüthige Kurfürst mit dem Kaiser, auf dem Breslauer Congresse durch Vermittlung Dänemarks. Da sich aber die Sache zerschlug, so eröffnete Arnheim den Feldzug aufs Neue, mit dem Entsatze von Schweidnitz, der einzigen Waffenthat des ganzen Jahres. Wallenstein rückte jetzt mit 40,000 Mann in Schlessien ein, und Arnheim, der nur 24,000 Mann ihm entgegenstellen konnte, vermied sorgfältig jede Schlacht und ging endlich einen von Wallenstein wiederholt gebrochenen und erneuerten Waffenstillstand ein, bis endlich die überlegene List des Letzteren ihn vollständig täuschte. Auf das Gerücht, kaiserliche Truppen seien in Sachsen eingefallen, eilte er mit solcher Schnelligkeit dorthin, daß er die Schweden bloßgab, die sogleich angegriffen, sich bei Steinau unter dem Grafen Thurn ergeben mußten. Schlessiens Hauptplätze waren durch diesen übereilten Zug mit einem Male verloren, und Wallenstein drang sogar über Görlitz und Bautzen nach Sachsen vor, als er durch die Fortschritte Herzog Bernhard's von Weimar in der Oberpfalz in seinem Plane gehindert wurde, Sachsen zum Frieden zu zwingen.

So gewann Arnheim wieder freie Hand und eilte dem Kurfürsten von Brandenburg zu Hilfe. Die Rettung Berlins gelang ihm, Frankfurt aber, das er im härtesten Winter belagerte, konnte er nicht erobern. Nochmals versuchte er jetzt, den Kurfürsten von Sachsen für Wallenstein günstig zu stimmen; die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen mißtrauten jedoch seinen Vorschlägen, und die Ermordung Wallenstein's (25. Februar 1634) zu Eger beendigte Alles. Abermals begann der Krieg. Arnheim eroberte Bautzen, ersocht den Sieg bei Liegnitz und eroberte Groß-Ologau und Bittau zurück, ohne jedoch in ein besseres Verständniß mit den Schweden zu treten. Gleichwohl nahm er Theil an Banner's Feldzuge nach Böhmen, eroberte Limburg und Königgrätz, vermochte jedoch Prag sich nicht zu bemächtigen. Da ward die für die Sache der Protestanten so verhängnißvolle Schlacht bei Nordlingen (27. Aug. 1634) geschlagen, und augenblicklich eröffnete Sachsen seine Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser, die im Frieden zu Prag (30. Mai 1635)



die Interessen Sachsens von denen der Protestanten trennten. Arnheim führte die sächsischen Truppen aus Schlessen in die Heimath zurück.

So viel war dem Kurfürsten Georg I. an Ausöhnung mit dem Kaiser gelegen, daß er die protestantischen Schlessen, die er selbst zur Widerseßlichkeit gegen den Kaiser aufgeregt hatte, nun ohne Bedenken preisgab; der Prager Frieden gewährte diesen keine Sicherung der Religionsfreiheit. Dieß beleidigte den gutlutherischen Arnheim, und ohne dem Kurfürsten sein Vorhaben zu melden, zog er sich aus dessen Diensten zurück und ging nach Brandenburg, auf sein Gut Boizenburg. Hier aber ward er plötzlich auf Befehl des schwedischen Generals Wrangel am 17. März 1637 aufgehoben, zuerst nach Stettin und dann nach Stockholm geschafft, wo er ein ganzes Jahr in Haft blieb. Erst bei einem großen Feste im Schlosse gelang es ihm, zu entkommen und nach vielen Mühseligkeiten nach Deutschland zu gelangen. Nachdem er hier einige Zeit in Fischhausen in Verborgenheit gelebt hatte, söhnte er sich mit dem Kurfürsten von Sachsen aus

und erhielt den Rang eines kaiserlichen und kurfürstlichen Generalleutnants, da Sachsen und Oesterreich jetzt im Bündniß gegen Schweden standen. Eben traf Arnheim Anstalt, ein großes Heer zusammenzubringen, als ihn am 18. April 1641 der Tod ereilte.

Arnheim war ein geschickter Krieger und gewandter Staatsmann, von so großer Enthaltfamkeit und Mäßigkeit, in Mitten seiner ausgelassenen Umgebung und gegenüber so vielen Versuchungen, daß die katholischen Soldaten ihn den „lutherischen Kapuziner“ nannten; daß er als Protestant auf Seiten der Katholischen focht, kann in jener Zeit weniger auffallen, wo der Krieg mehr Handwerk als Parteisache war, bei Offizieren wie bei Soldaten, und leichte mochte ihn Wallenstein's Stern fesseln, in welchem er wohl nicht mit Unrecht den einzigen Retter Deutschlands auch vor Schwedens Uebergriffen erblickte. Von diesem Standpunkte aus dürfte manche Handlungsweise Arnheim's ihre richtige Würdigung, ihren einzig geeigneten Maßstab der Beurtheilung finden. —

## Die Burgruine von Niederlauterstein.

(Nebst Abbildung.)

Unweit der bei dem Dorfe Rittersberg am linken Ufer der Bockau gelegenen Schloßmühle tragen einige Klippen die Ruinen der obern und untern Burg Lauterstein, nach welcher sich die früheren Besitzer in die obere und untere Linie theilten. Während die obere Burg schon zeitig äußeren Einwirkungen unterlag, hielt sich noch lange Zeit hindurch die hier abgebildete untere Burg, Niederlauterstein, nach welcher auch das nahe liegende Amtsdorf, das mit dem Gute Neudeck und dem Schweizervorwerke 520 Einwohner zählt, seinen Namen erhielt.

Am längsten wurde diese Herrschaft vom Geschlechte

derer v. Verbisdorf besessen. Auf diesen beiden Ruinen beruht auch das Amt Lauterstein, welches jetzt seinen Sitz in der Stadt Böblitz hat. Letztere gehört zum 10. städtischen Wahlbezirke Marienberg und wählt mit den Städten Dederan, Schellenberg, Zschopau, Lengsfeld, Wolfenstein und Marienberg ihren Vertreter beim Landtage in letztgenannter Stadt. Der beim Landtage von 1842 in dortigem Bezirke erwählte Abgeordnete K. F. A. Wieland, Justizamtmann von Lauterstein, zeichnete sich besonders als eifriger Vertheidiger des Protestantismus entgegen den Uebergriffen des katholischen Clerus, aus. —

## Die Dresdener Elbbrücke.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Stadtrath zu Dresden die vom Könige Friedrich August I. ihm aufgegebene Erweiterung der 19 Brückenpfeiler — deren Unkosten der Rathsbauemeister J. G. Fehre auf circa 50,000 Thaler veranschlagt hatte — mit der Entschuldigung, daß ihm, namentlich wegen des gleichzeitigen Baues der Frauenkirche, die erforderlichen Geldmittel fehlten, wiederholt abgelehnt hatte, ließ der König selbst der Brücke eine neue und geschmackvollere Gestalt geben. Auf seinem Befehl wurde unter Leitung des Oberlandbauemei-

ster M. D. Böpelmann am 7. Juni 1727 der bedeutende Umbau der Brücke begonnen und mit einem Kostenaufwande von 54,000 Thalern im J. 1731 beendet. Zunächst wurden Fahrstraße und Fußweg erhöht, jener eine Breite von 13½ Elle gegeben, und der Fußweg dadurch, daß man auf jeder Seite der Brücke um 2½ Elle herausrückte, um so viel breiter gemacht. Die Brückenpfeiler wurden zum Widerstande gegen Eisfahrten und dergleichen mehr befestigt, und auf jedem derselben ein Rundtheil in Form eines Halbmondes angelegt



die mit steinernen Ruhebänken und je vier Steinvasen versehen wurden. — Diese Vasen schossen die Preußen im 7jährigen Kriege bei dem Bombardement von Dresden größtentheils herunter, worauf dann später auch die noch übriggebliebenen weggenommen wurden. — Die bisher durch ihre niedrige Beschaffenheit lebensgefährlichen steinernen Einfriedigungen oder Lehnen wurden durch ein eisernes, anderthalbe Elle hohes Geländer, welches 15,559 Thaler kostete, mit eben solchen Laternenhaltern zwischen den Pfeilern ersetzt. — Die ersten Nachtlaternen, 46 an der Zahl, waren auf der Brücke im J. 1706 am 27. März angezündet worden. — Auch ward das bisher auf dem 3ten Pfeiler rechter Hand befindliche Crucifix von dort weggenommen, vom Gelbgießer Debold für 2550 Thaler neu vergoldet, am 15. August 1732 auf den 5ten Pfeiler linker Hand, auf einen vom Hofbildhauer J. Ch. Kirchner gehauenen, 12 Ellen hohen, künstlichen Felsen gestellt, und unter dem Kreuze eine kupferne, stark vergoldete,  $\frac{3}{4}$  Ellen hohe Weltkugel, welche von einer 3 Ellen langen Schlange umfaßt ward, mit folgender Inschrift befestigt:

Joan Georg II.  
Electore  
Aere fudit  
Frieder. August.  
Rex  
ornavit et  
Lapide  
substruxit.

(Kurfürst Johann Georg II. goß es aus Erz, König Friedrich August schmückte es und errichtete es auf einem Felsen.)

Auf dem Pfeiler, welcher dem Crucifix gegenüber stand, wurden 2 Statuen, Sachsen und Polen vorstellend, die Wappen beider Reiche und über diesen eine Krone aufgestellt, welche sämmtlich von obengenanntem Kirchner gearbeitet waren. — Von jenen beiden Statuen stürzte bei Sprengung der Brücke am 19. März 1813 die letztere in die Elbe, die erstere aber ward sehr beschädigt. Sie wurden daher nicht wieder hergestellt, wohl aber Krone und Wappen, die ebenfalls verletzt worden waren.

Zur Erinnerung an diesen Brückenbau wurden 2 Medaillen geprägt; deren eine die Brücke mit König August's Statue, welche an die Stelle des Crucifix hatte gesetzt werden sollen, und eine lateinische Inschrift zeigte. Auf der andern sah man ebenfalls einige Brückenpfeiler, die damals neue Frauenkirche und König August's Reiterstatue.

Die Einrichtung, daß die über die Brücke Gehenden sich stets auf der rechten Seite der Trottoirs halten sollten, ward ebenfalls vom Könige Friedrich August im J. 1729 angeordnet.

Theils in Folge des Baues der katholischen Kirche, theils auch, um dem Residenzschlosse einen angemesseneren Vorplatz zu geben, wurden im J. 1737 der Brücke wiederum 2 Pfeiler — von der Altstadt her — genommen, und in dieser Gestalt, auf 16 Bogen und 17 Pfeilern ruhend und 552 Schritte lang, ist sie bis auf die neueste Zeit geblieben, hat aber dadurch freilich an ihrer ursprünglichen Schönheit verloren.

Um das Steigen und Fallen der Elbe genauer beobachten zu können, ward im J. 1776 unter Kurfürst Friedrich August am 5ten Pfeiler — auf dem das Crucifix stand — ein Elbmesser angebracht. (Vergl. Hofsfeldt a. a. D.)

Zu Erhaltung der Brücke waren schon frühzeitig von den Passanten, dem Fuhrwerke u. s. w. Bölle erhoben, und der Brückenverwaltungs-Behörde außerdem gewisse Einkünfte zugetheilt worden. Die ersten derselben bewilligte Friedrich der Kleine im J. 1311, aus den Dörfern Lockwitz, Prohlis, Bennewitz und Grunbach den Rathsherrn und Vorstehern der Elbbrücke. Durch Friedrich den Jüngeren erhielt ferner der Brückenmeister im J. 1412 das Recht, den Steinbruch zu Struppen zum Besten der Kreuzkirche und der Brücke zu benutzen und daselbst zum eigenen Gebrauch oder zum Verkauf Steine zu brechen.

Später wurden dem geistlichen Brückenamte, welches zu dem Landgerichte des Rathes zu Dresden gehörte, und von einem Brückenmeister verwaltet wurde, die Dörfer Gittersee, Blasewitz und Bennewitz, und Dorfantheile von Obergohlis und Weisdorf, Seidnitz, Prohlis und Possendorf, einige Weinberge und ein Gut in Kößchenbroda zugetheilt, damit die Brücke in baulichem Zustande erhalten würde.

Durch die große Wasserfluth am 29. Febr. 1784, welche den Elbmesser um 21 Zoll überstieg, erlitt die neue Elbbrücke besonders am 5ten Pfeiler, welcher einzustürzen drohte, beträchtlichen Schaden, so daß ihre Wiederherstellung 6000 Thaler, im J. 1799 aber bei fast eben so hohem Wasserstande und noch größerer Beschädigung 8000 Thaler kostete.

Aber nicht allein die Gewalt der Elemente, sondern auch Kriegereignisse übten feindlichen Einfluß auf die Brücke.

Schon während des Schmalkaldischen Krieges im J. 1547 ward der vor dem Zollhause befindliche, aus Bohlen erbaute Theil der Brücke abgetragen.

Wie durch die, als Dresden vor Ausbruch des zweiten Schlesienschen Krieges im J. 1744 in Vertheidigungsstand gesetzt ward, quer über den Crucifixpfeiler gelegte 5 Ellen hohe Erdtraverse, so ward die Brücke noch ernstlicher bedroht, als im J. 1758 der preussische General Schmettau den 2ten Pfeiler rechter Hand unterminiren ließ. Unterblieb für diesmal hier zwar die Sprengung, so ward sie doch vom Marschall Da-



vouft ein halbes Jahrhundert später an einem andern Pfeiler ausgeführt.

Bekanntlich hatte im J. 1813 General Reynier befohlen, daß, um dem nachdringenden Feinde den Uebergang über die Elbe zu erschweren, ein Pfeiler der Brücke unterminirt und gesprengt werden solle. Ob schon die Nachricht hiervon unter den Bewohnern Dresdens die größte Erbitterung erregt, ja als am 9. März zu Ausführung jenes Befehls am 3ten Pfeiler vom linken Elbufer aus Anstalt gemacht worden war, gegen die Franzosen heftige Thätlichkeiten hervorgerufen hatte, in Folge davon mehre Personen gefangen genommen und auf den Königstein abgeführt worden waren, so ward doch die bereits begonnene Arbeit am 11. desselben Monats fortgesetzt und in die über dem Bogen im Pfeiler angebrachten 10 Minenkammern eine Pulvermasse von 1570 Pfund geschafft. (Vergl. H. Aster, Schilderung der Kriegereignisse in und vor Dresden vom 7. März bis 28. August 1813.)

Als am 13. desselben Monats Marschall Davoust mit 10,000 Franzosen in Dresden eingerückt war, übernahm dieser den Oberbefehl. Ohne die Bitten um Schonung der Elbbrücke anzuhören, hob dieser am 15. dess. Mon. den Verkehr zwischen Neu- und Altstadt auf und veröffentlichte am 19. den Befehl, daß nach dem Erörten dreier Kanonenschüsse sich Jedermann nach Hause zu begeben und dasselbe nicht eher als nach Verlauf von 3 Stunden zu verlassen habe. Um wenigstens etwas zu retten, war die Nacht vorher das Crucifix abgenommen und in Sicherheit gebracht worden. Des Morgens 8 $\frac{3}{4}$  Uhr ertönten jene Signalschüsse und es erfolgte hierauf die Explosion, wodurch der Pfeiler und die an ihn sich stützenden Bogen einstürzten. — Diese Sprengung kostete 452 Thlr. 10 Pfennige Conv. M. und Davoust erhielt wegen Sprengung der Dresdener und Zerstörung der Meißner Brücke den Schimpfnamen: „Herzog von Zweibrücken.“

Als nach Abzug der Franzosen die Russen in Dresden eingerückt waren, begann man auf jener Befehl am 29. März den Uebergang über die Brücke durch einen Holzeinbau, der 12 Tage und 12 Nächte Zeit erforderte und 5459 Thlr. 8 Gr. 3 Pf. herzustellen kostete.

Nächst der zum Uebergange der russischen und preussischen Truppen oberhalb der Brücke in 28 Stunden, an demselben Tage vollendeten Floßbrücke — sie kostete 5766 Thlr. 23 Gr. 3 Pf. und ward am 6. April abgetragen —, erbaute man noch eine zweite zwischen Neudorf und Pieschen nach dem Gehege zu, welche am 30. März vollendet ward und 4466 Thlr. 6 Pf. kostete. Anstatt der am 6. April abgetragenen, eben erwähnten Floßbrücke ward am 9. dess. Monats bei Anton's eine doppelte Schiffbrücke gebaut, welche aus

26 großen Elbfähnen bestand, 16 Fuß breit war und 11,522 Thlr. 17 Gr. 6 Pf. kostete.

Als jedoch bei Annäherung der Franzosen die Russen und Preußen am 8. Mai sich zurückzogen, ward diese Schiffbrücke, so wie der Holzeinbau der steinernen Brücke angezündet; zufälliger oder absichtlicher Weise gerieth auch die Floßbrücke in Brand.

Die Communication auf der Elbbrücke ward jedoch durch Napoleon wieder hergestellt, welcher in 24 Stunden — der eigentliche Bau dauerte aber nur 16 Stunden, begann am 10. Mai Abends 5 Uhr und war am 11. früh 9 $\frac{1}{2}$  Uhr beendet — über das gesprengte Stück eine Bockbrücke — von 7 Böcken und einigen Stützen — bauen ließ, deren Kosten 3515 Thlr. 7 Pf. betragen. Außerdem wurden von den französischen Marinesoldaten am 12. Mai zwei Schiffbrücken geschlagen, welche zusammen einen Aufwand von 6821 Thlrn. 11 Gr. 5 Pf. erforderten. Inzwischen ward der Pfeiler wieder aufgemauert und die Beine der Bockbrücke, um den Verkehr nicht zu stören, in denselben eingeschlossen.

Nachdem Dresden am 11. Novbr. 1813 an die Allirten übergeben worden war, wurde die Verbindung zwischen den beiden Elbufern durch zwei Schiffbrücken, und am 22. Decbr. auf der Brücke selbst durch eingesetzte Bohlenbogen hergestellt. An deren Stelle kam jedoch im J. 1814 der erste steinerne Bogen, welcher im Juni angefangen, im September desselben Jahres vollendet, und im J. 1815 der zweite, dessen Bau zu Anfang des Jahres begonnen und im Mai beendet ward. Die Kosten dieses Steinbaues betragen 34,483 Thaler 23 Gr.  $\frac{1}{2}$  Pf.

Die durch Sprengung des Brückenpfeilers, Aufbau der Bohlenbrücke, Herstellung der Communication u. s. w. verursachten Unkosten betragen insgesammt, nach Aster's im angeführten Werke pag. 69 enthaltenen, authentischen Nachrichten

156,353 Thlr. 11 Gr. 3 $\frac{3}{4}$ Pf.,	
und zwar der Aufwand für	
sämmtliche Brückenarbeiten	
der Allirten	16,615 = 1 = 6 =
der Aufwand für sämmtliche	
Brückenarbeiten der Fran-	
zosen	15,428 = 7 = 3 $\frac{3}{4}$ =
dazu der Verlust an Schif-	
fen, Schiffmühlen, Fä-	
ren und Floßholz	70,000 = — = — =
der Bau der Bohlenbrücke	18,826 = 3 = 5 $\frac{1}{2}$ =
die Aufführung des Stein-	
baues	34,483 = 23 = $\frac{1}{2}$ =

Das, wie wir oben erwähnten, vor der Sprengung von der Elbbrücke abgenommene, Crucifix ward am 22. Decbr. 1814 auf Anregung der sächsischen Behörden und auf sächsische Kosten unter dem russischen Sou-



bernement des Fürsten Repnin wieder aufgestellt. Die unter demselben damals angebrachte Gedächtnistafel, deren Inschrift der bekannte Alterthumsforscher Hofrath Carl August Böttiger verfaßt hat:

„Galli dejecerunt die XIX. Mart 1813  
Alexander restituit die natali XXII. Dec. 1814.“

(Die Franzosen stürzten es herab am 19. März 1813, Alexander richtete es wieder auf an seinem Geburtstage den 22. Decbr. 1814.)

enthielt daher zwei grobe Lügen auf einmal, und es ist unbegreiflich, wie man sie bis zum Jahre 1845, also über 30 Jahre lang, den Augen aller Welt der Wahrheit zum Troste hat bloßstellen können. Es gab diese Inschrift Zeugniß entweder von des Verfassers gänzlicher Unbekanntschaft mit den Vorkommnissen in seinem Aufenthaltsorte, überhaupt mit der Geschichte seiner Zeit, oder von seinem kriechenden, berechnenden Egoismus, der es nicht verschmähte, für irgend welchen Vortheil eine fade Schmeichelei an die Stelle der geschichtlichen Wahrheit zu setzen. — Später, im Jahr 1836, ward das Crucifix auf Kosten einer Privatperson gereinigt und abgeputzt.

Anstatt der alten, durch Del erleuchteten Laternen, erhielt die Brücke im J. 1831 Gasbeleuchtung in 36 Lampen durch den Commissionsrath R. Blochmann. Um dieselbe Zeit wurden auch die Trottoirs der Brücke mit Granitplatten belegt, und der Fahrweg mit bossirten Steinen gepflastert. In den J. 1842 wurden die Ruhebänke in den Rundtheilen ergänzt und erneuert, eben so neue Deckplatten und Postamente gefertigt und das eiserne Geländer ausgebessert, angefestigt und broncirt.

Wenn die verschiedenen Eisfahrten und Anschwemmungen der Elbe in den Jahren 1343, 1400, 1431,

1432, 1433, 1446, 1501, 1515, 1651, 1784, 1791, 1799, 1818, 1824, 1830 und 1836 von hoher Wichtigkeit für die Geschichte der Elbbrücke waren, so ist doch das Jahr 1845 unstreitig das bis jetzt merkwürdigste.

Nachdem die Eisdecke der Elbe am 28. März 1845 aufgegangen, stieg das Wasser mit furchtbarer Schnelligkeit und hatte am 31. März eine Höhe von 11 Ellen 3 Zoll über dem schiffbaren Wasserstande erreicht. Mit furchtbarer Gewalt stürzten die Fluthen einher, Häusertrümmer, ungeheure Holzmassen, Flöße und große Balken mit sich führend und gegen den ehrwürdigen Bau schleudernd. Das Jahrhunderte alte, vom Kampfe feindlicher Elemente noch wenig berührte Prachtgebäude erschütterte in seinen Grundvesten und brachte bald der rasenden Fluth das theuerste Opfer.

Man hatte am 31. März, des Morgens bald nach 9 Uhr an dem Steinpflaster vor dem 5ten Pfeiler von Altstadt aus, eine, wenn auch noch kleine Spalte wahrgenommen und, um jeder Gefahr vorzubeugen, das Begehen der Brücke sofort verboten. In banger Erwartung standen die Einwohner der Residenz in dichtgedrängten Reihen auf der Terrasse und an den Ufern der Elbe. Aller Blicke waren nach der gleich einem Kleinod geschätzten Brücke gerichtet, als plötzlich aus den dichtgeschaarten Menschenmassen ein Schrei des Entsetzens ertönte. Der ganze äußere, angebaute 5te Pfeiler wankte und stürzte mit dem auf ihm stehenden Crucifixe, dem Wachhause und einem Theile des Geländers unter gewaltigem Getöse hinab in die Fluthen, die sofort über ihrem Raube sich schlossen, während noch die unterhalb des Crucifixes angebracht gewesene Weltkugel kurze Zeit von den empörten Wellen fortgerissen ward, bis auch sie in die Tiefe hinabsank.

(Beschluß folgt.)

## Schloß Schönfeld.

(Nebst Abbildung.)

Der zu den größern in der Nähe Dresdens gelegenen Rittergütern gehörige, fast wie ein Gebirgsdorf angebaute Flecken Schönfeld zählt gegen 500 Einwohner, hat Apotheke, 2 Gasthöfe, einige Mühlen, starken Obstbau und Spinnerei, auch werden jährlich daselbst 2 Jahrmärkte gehalten. Das sehr umfangliche und ergiebige Staats- und bis zum Jahre 1831 Schattgut, Stammhaus eines alten Adelsgeschlechtes, hat

noch 3 Nebengüter, ist durch seine große Schäferei nicht unbekannt und besitzt eine starke Brauerei. Nächst der zum Theil noch uralten Kirche, ist hauptsächlich die Burg mit altem Thurm und Wallgraben bemerkenswerth, die vor ungefähr 300 Jahren restaurirt ward und so ziemlich ihre jetzige Gestalt erhielt. (Vergleiche A. Schiffer's Sachsen.)

### Lithographirte Beilagen:

Johann Georg v. Arnheim (Arnim). — Die Burgruine von Niederlauterstein. — Schloß Schönfeld.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





JOHANN GEORG v. ARNIM

*Churf. Sächs. Feldmarschall*









*W. A. Meyerhans & Böhmer*

*Stoll & Zsch*

*Leck & Thackmüller*

SCHLOSSRUINE VON NIEDERLAUTERSTEIN.









*1774. Kupf. v. M. Müller*

*Gravirte v. W. Pöckl*

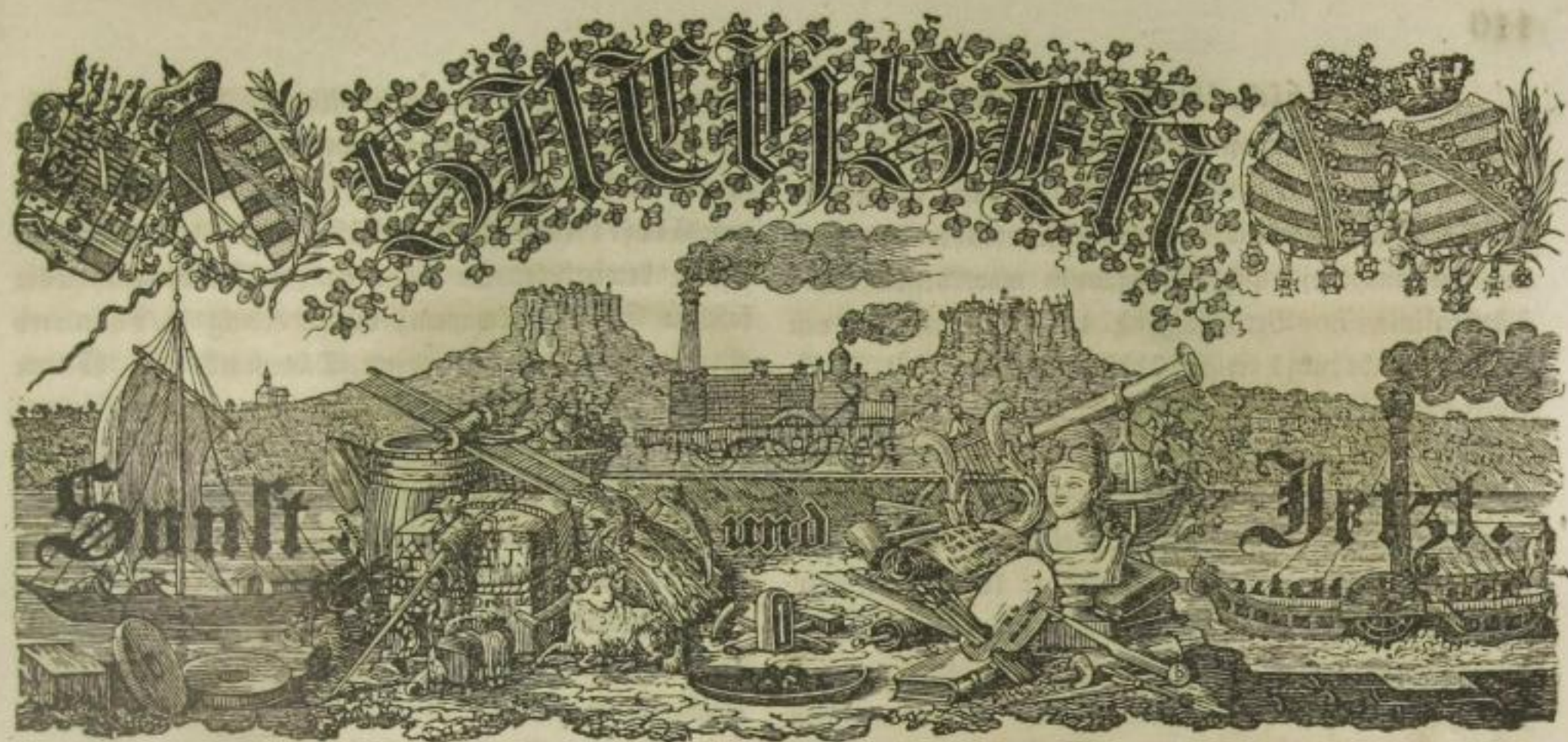
*Druck v. Thielgruber*

KAMMERGUTH SCHÖNFELD BEI PILLNITZ.









Lief. 10.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Fortsetzung aus Lieferung 1. 2. 5. 6.)

### V o r w o r t.

Es giebt aus der griechischen Sagenzeit ein wunderschönes Märchen von bewährter Treue für ein gegebenes Versprechen. Die Gattin des vielgewandten, nach Eroberung Trojas durch den Zorn der Götter auf allen Meeren umhergetriebenen Odysseus wird während dessen Abwesenheit von einer Schaar Freier bestürmt; um sich vor ihnen Ruhe zu verschaffen und doch freie Hand zu behalten, verspricht sie eine Entscheidung zu geben, sobald das Gewand, an welchem sie webe, vollendet sein werde, um aber dem geliebten Manne treu zu bleiben, trennte sie des Nachts wieder auf, was sie am Tage gearbeitet hat, so daß das Gewebe nicht fertig wird und der inzwischen wiederkehrende Odysseus die Freier erschlägt. Das Märchen scheint uns einige Ähnlichkeit mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges in diesen Blättern zu haben. Nicht genug, daß der frühere Meister ein Riesengewebe begann, er schiebt auch noch andere Theile in dasselbe ein, und arbeitet an dem Besatz des Gewandes, ehe noch Aussicht auf Vollendung desselben vorhanden ist. Diese Nebenbilder aber, so trefflich sie angelegt sein mögen, halten wir doch für ungeeignet, um sie weiter auszuführen, die Freier, das heißt die Leser dieser Blätter, wollen die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, ehe das Eintreffen des Odysseus, die Abschließung des Werkes, eintritt. Dieß zu unserer Rechtfertigung, wenn wir die Schilderung des Kurfürsten Johann Georg abbrechen; mag er als Gatte, Mensch und Vater der vorzüglichste Mann des sebzehnten Jahrhunderts ge-

wesen sein, auf den blutigen Krieg, den wir zu schildern unternehmen, hat dieß wenig oder gar keinen Einfluß; wie er aber als Reichsfürst, als Wahrer und Schützer seines Glaubens und Landes, wie er als Staatsmann sich bewährte, das werden die Leser von selbst aus dem aufzurollenden Gemälde erkennen. Endlich aber noch ein Paar Worte über den Plan unserer Darstellung. Unser Vorgänger hat sechs verschiedene Abschnitte angenommen, von denen er drei bereits ausgeführt hat. Wir wollen bei dieser Eintheilung stehen bleiben, wenn wir auch vielleicht andere Ruhepunkte im Laufe des Krieges aufstellen, als er gethan hätte, und beschränken uns in allen diesen nur auf die Theilnahme Sachsens am Kampfe, den allgemeinen Gang in flüchtiger Zeichnung, nur übersichtlich festhaltend. Wir rechnen deshalb den vierten Abschnitt vom Jahre 1618—1630, oder vom Ausbruche des Krieges bis zur Erscheinung Gustav Adolfs, Sachsen auf Seiten des Kaisers; den fünften von 1630—1635, von Gustav Adolfs Auftreten bis zum Verlust der Nördlinger Schlacht, Sachsen auf Seiten Schwedens; den sechsten Abschnitt von 1635—1648, von dem Abfalle Sachsens bis zum Frieden, Sachsen wieder auf Seite des Kaisers. Am Schlusse werden wir noch kurz die Folgen des Krieges für Deutschland im Allgemeinen und für Sachsen insbesondere darzustellen versuchen. —



## IV. Abschnitt. 1618—1630.

## Sachsen auf Seiten des Kaisers.

Schon diese Ueberschrift verlangt eine Erklärung. Sachsen, von wo nur hundert Jahre früher das Licht der Kirchenverbesserung ausgegangen war, dessen ältere Fürstenlinie in Vertheidigung der neuen Lehre den Waffen Habsburgs erlag, dessen jüngere mit ihrem Stifter damit begann, denselben Kaiser Karl V. zu demüthigen und die Freiheit der protestantischen Lehrausübung von ihm zu ertrogen, Sachsen, der Schirmherr des Protestantismus, auf Seiten des katholischen Kaisers nicht allein, sondern auch der katholischen Partei! Aber schon Kurfürst Christian II. führte den Wahlpruch: „Alles für Gott und den Kaiser!“ und als Heinrich IV. von Frankreich, gegenüber „der österreichischen Herrschbegierde, dem österreichischen Länderdurste, der die Aecker von Pflügern, die Werkstätten von Künstlern entblößte, und die Länder mit ungeheuren Heeren, die kaufmännischen Meere mit feindseligen Flotten bedeckte, und den Frieden Europas gefährdete,“ die protestantische Union gründete, trat Christian dieser nicht bei, obschon er dadurch die Fürstenthümer Jülich-Cleve erlangen konnte, sondern verlangte seine Aufnahme in die katholische Liga, die ihm jedoch auf Betrieb Baierns verweigert wurde. Der schwache Kaiser Rudolf II. „eben so wenig vermist im Sarge als wahrgenommen auf dem Thron,“ fand an Christian stets einen Vermittler und Rathgeber, zu ihm wollte er vor seinem Bruder Mathias flüchten, durch seine Vermittlung gewährte er den Böhmen den Majestätsbrief, — und Sachsen feierte den 30. Juli 1609 ein Dankfest deshalb. Im folgenden Jahre hielt Christian mit dem Kaiser Rath zu Prag, und suchte ihm, freilich vergebens weil ohne Heer, Böhmen zu retten, und starb bald darauf am 23. Juni 1611. Sein Nachfolger, Johann Georg I. behielt die Politik seines Bruders bei — und wir müssen wohl sehen, welche Beweggründe bei ihm herrschten. Zunächst Treue und Ergebenheit gegen das Haus Habsburg, dieser selten oder nie verwischte Grundzug seines Geschlechts, dann Eifersucht auf das kurpfälzische Haus, das er als neuerungsfüchtig betrachtete, weil er mit der von Moriz erkämpften Ordnung der Dinge völlig zufrieden war, Haß gegen den Calvinismus und Mißtrauen gegen die Ernestiner, die sich der protestantischen Union entschieden angeschlossen hatten, um so ihre vom Kurfürsten bedrohte reichsfürstliche Freiheit leichter zu behaupten. So hatte sich der Kurfürst durch seinen beschränkten politischen Blick in eine zweideutige Stellung gebracht; er, der eifrige Protestant, fühlte sich zum Kaiser als dem Reichsoberhaupt hingezogen, aber durch dessen Katholizismus abgestoßen; die protestantischen Fürsten mißtrauten ihm, weil er ihnen nicht nur nicht beitrug, sondern 1613 abermals um Aufnahme in die Liga nachsuchte, im

Jahre 1616 die wiederholten Anträge Friedrichs V. von der Pfalz um Vereinigung verwarf und im folgenden Jahre den Kaiser Mathias nebst den Cardinal Gesel (25. Juli — 13. August) in Dresden festlich bewirthete. Ja sogar ein Familienbündniß wäre fast zu Stande gekommen, indem König Ferdinand ein Auge auf Hedwig von Dänemark, die Wittwe Christian's II. warf. Und trotz dieser innigen Freundschaft mit dem Kaiser, schrieb Johann Georg die Feier des hundertjährigen Bestehens der Reformation in harten, bittern Worten gegen die Katholiken aus, die wenige Monate später von den Jesuiten reichlich vergolten wurden. So war die Lage der Dinge, als am 23. Mai 1618 der Prager Fenstersturz das Zeichen zum offenen Aufstande gab.

Hier war Sachsen unbedingt gezwungen, Partei zu nehmen. Die Länder der Kur gränzten in langem Striche an Böhmen, die Einwohner beider Länder waren durch den gemeinsamen Glauben gute Nachbarn und Freunde geworden; das Kurhaus trug Länder von der böhmischen Krone zu Lehen und hatte einen Vertheidigungsvertrag mit ihr geschlossen, endlich war der Kurfürst Mitglied des Reichs, das durch den Aufstand bedroht war. Alle diese verschiedenen Gründe bewegten den Kurfürsten lebhaft; er sah ein, daß ein entscheidendes Handeln seine Pflicht war, aber nach welcher Seite hin? Sollte der Glaube, sollte die Politik entscheiden? In dieser Verlegenheit glaubte er — den Weg der Vermittlung einschlagen zu müssen, und damit, dem unglücklichsten aller Gedanken, war natürlich der Grund gelegt zu der immer heftigern Erbitterung der Parteien und zum Verluste des sächsischen Ansehens bei beiden. Der Kaiser und die Böhmen schickten Gesandte nach Dresden und baten um Hülfe — Georg ermahnte beide Theile zum Frieden, hatte den Zustand Böhmens „ungen“ vernommen, versprach den Böhmen die Aufrechthaltung des Majestätsbriefs zu bewirken, und erklärte zugleich dem Kaiser, daß er jene abgemahnt und ihnen Verbungen in seinen Landen versagt habe. So handelte der Kurfürst, insofern er bloß das empörte Böhmen vor Augen hatte; bei dem Gedanken aber, daß in Böhmen der Protestantismus bedroht war, konnte er sich nicht enthalten, besondere Kirchengebete in den sächsischen Landen „für Erhaltung des lautern und reinen Glaubens, überall wo er gelehrt werde,“ anzuordnen. Daneben rüstete er sich zum Schutze seines Landes, und sorgte für Aufnahme etwa flüchtiger böhmischer Familien, ihnen im Voraus das Asyl zeigend, das sie drei Jahre später durch seine Theilnahmlosigkeit aussuchen mußten. Noch immer hoffte indeß der Kurfürst auf eine gütliche Beilegung der verwickelten Angelegenheiten, seine Gesandten gingen nach Prag und Wien und der Kaiser war sogar geneigt, die vorgeschlagenen Bedingungen zu ge-



nehmigen, als Matthias plötzlich starb und nun der streng papistische Erzherzog von Steiermark und desig-  
 nirte König von Böhmen, Ferdinand, seine Rechte  
 geltend machen wollte. Der Unterdrücker des Prote-  
 stantismus in Steiermark, der Verächter der Wahl-  
 freiheit Böhmens, welches Land er, falls ohne Erben  
 mit Tode abgehend, an Spanien übermacht hatte, erweckte  
 den Widerstand der böhmischen Stände aufs Neue,  
 Mähren und Schlesien schlossen sich an, Graf Peter  
 Ernst von Mansfeld trat mit 4000 Mann in  
 Dienste Böhmens und Graf Thurn rückte siegreich  
 vor Wien, wo nur das unvermuthete Erscheinen der  
 Banzerreiter Dampierres den König Ferdinand  
 vor persönlicher Beleidigung durch die mährischen Edel-  
 leute rettete. Die Friedenshoffnungen nahmen hier-  
 durch und durch Mansfelds Niederlage bei Budweis  
 ein rasches Ende, und Johann Georg gab nothge-  
 drungen „seine deutschen treueifrigen Absichten“ auf.  
 Von nun an verschanzte sich Sachsen hinter die strengste  
 Neutralität, den Böhmen ward die Bitte um 200 Ctr.  
 Pulver und 400,000 Gulden Darlehen auf Antrag  
 der sächsischen Stände abgeschlagen, und der Kurfürst  
 als Reichsvicar schrieb den Tag zur Kaiserwahl aus,  
 und die böhmischen Gesandten, die gegen jede Wahl  
 protestirten, die ohne ihre Buziehung geschehen möchte,  
 wurden von dem Eintritte in die Wahlstadt zurückge-  
 halten. Der festen Ansicht, daß durch Wahl eines  
 protestantischen Fürsten das deutsche Reich in Gefahr  
 komme, schlug Johann Georg den König Ferdi-  
 nand von Böhmen vor, und einstimmig war dieser  
 am 28. Aug. 1619 gewählt, als die Nachricht anlangte,  
 daß 10 Tage vorher die Böhmen Ferdinand der  
 Krone für verlustig erklärt hatten. Schon früher wa-  
 ren sie mit diesem Plane umgegangen und rechneten  
 bereits 1614 auf den Kurfürsten von Sachsen als  
 ihren künftigen König. Jetzt boten sie ihm die Krone  
 deutlich genug, aber dieser blieb stumm, zurückhaltend,  
 der Sturz des Kaiserhauses, oder wenigstens des spa-  
 nischen Einflusses, erschien ihm als Verbrechen, die  
 Böhmen als Rebellen. Der Wahltag kam, aber keine  
 Erklärung des Kurfürsten, für den seine Anhänger  
 Schlick, Kolona v. Fels und Andere, rüstig, aber  
 fruchtlos kämpften, und Friedrich V. von der Pfalz,  
 der die Wahl angenommen, zog am 31. October, dem  
 Reformationsteste, in Prag, seine neue Hauptstadt,  
 ein. —

Diese Entscheidung der Dinge, auf welche der Kur-  
 fürst nicht gerechnet hatte, und die nun plötzlich als  
 nackte Wahrheit mit allen Folgen vor ihm lag, be-  
 stimmte auch seinen nunmehrigen Beschluß. Er hatte  
 das lutherische Böhmen durch Gebet und Unterhand-  
 lungen zu retten versucht, Waffengewalt erschien ihm  
 als Auflehnung wider den Kaiser; jetzt sah er, und  
 das war für ihn, der gänzlich unter seinem bigotten

Hosprediger Dr. Hoe von Hoeneegg stand, ein  
 noch größeres Schreckniß, Böhmen in Gefahr calvi-  
 nistisch zu werden, denn Kurpfalz war reformirt. Noch  
 mehr, er, obnehin schon eifersüchtig auf der Pfalz  
 wachsende Macht, sollte als böhmischer Lehnsträger von  
 dem Nebenbuhler die Bestätigung derselben erbitten!  
 Die deutschen Gesinnungen Johann Georgs wi-  
 chen jetzt vor persönlicher Abneigung gegen Böhmens  
 neugewählten König zurück, und der Kaiser, der eifrig  
 dem Kurfürsten anlag, sich mit ihm zu verbünden,  
 hatte leichtes Spiel. Den Calvinisten mißtraute Sach-  
 sens Fürst, die Verfolgungswuth Ferdinands ent-  
 schuldigte er, seinen heuchlerischen Versprechungen ver-  
 traute er — winkte doch im Hintergrunde eines Ver-  
 trags mit ihm die Aussicht auf Ländererwerb, auf  
 eine „Recompens“, bei der ihm Ferdinand zur Zu-  
 friedenheit „entgegenzugehen“ versprach. Vollendet ward  
 diese Hinneigung durch die diplomatische Reise des  
 eifrig dem Kaiser ergebenen, obschon protestantischen  
 Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt an den  
 Dresdner Hof und durch die Furcht Johann Georgs  
 vor den Ernestinern, besonders vor dem Hause  
 Weimar, dessen beide Prinzen sich auf Seiten Böh-  
 mens schlugen. Ehe er die Kurwürde verlieren wollte,  
 möchte lieber Böhmen untergehen! Aber die sächsi-  
 schen Stände sprachen sich gegen die dem Kaiser zu  
 leistende Hülfe aus und stimmten nur für eine be-  
 waffnete Neutralität, übrigens sollte Sachsens Kurfürst  
 mit den Böhmen in gutem Vernehmen bleiben. Da  
 ließ Ferdinand dem Kurfürsten die Lausitzen als  
 Pfand anbieten und sicherte ihm noch außerdem ein  
 ansehnliches Fürstenthum im römischen Reiche zu, und  
 Johann Georg schloß sich zu Mühlhausen, trotz  
 der Abmahnungen protestantischer Fürsten, die er em-  
 pfindlich zurückstieß, offen der Sache des Kaisers an.  
 (März 1620). Die theologische Facultät zu Witten-  
 berg, die sich gegen die Verbindung des Kurfürsten  
 mit dem Kaiser gegen protestantische Glaubensgenossen  
 aussprach, erhielt einen harten Verweis, und der  
 Bruch Sachsens mit den Calvinisten, der Verlust des  
 genossenen Vertrauens der Lutherischen war die Folge  
 der blinden Vorliebe Johann Georgs für den  
 Jesuitenzögling. Ein warnender Brief Gustav Adolfs  
 und die Gesandtschaft Jacobs I. von England, brach-  
 ten keine Sinnesänderung bei ihm hervor, ein Hand-  
 brieflein Ferdinands (6. Juni 1620), worin die-  
 ser „kaiserlich, deutsch und aufrichtig versprach,  
 die Religionsfreiheit in Böhmen zu schützen,“ warf  
 vollends alle Bedenklichkeiten des Kurfürsten über den  
 Hausen; die Verschreibung der Lausitzen als Pfand für  
 die Kriegskosten in der Tasche, rückte Johann Georg  
 als kaiserlicher Bundsgenosse (August 1620) in die  
 Lausitz ein. Sein Heer zählte gegen 15000 Streiter.  
 Bedeutende Schwierigkeiten fand aber der Kurfürst



bei diesem Zuge durch die Ritterschaft, besonders erklärte ihm die meißnische „der Kurfürst möge wohl bedenken, mit was Sinn, Herz und Muth, mit was Gewissen und Glück sie solche Expedition vor die Hand nehmen würden, wenn sie über die Gränze wider ihre lieben Nachbarn, Bluts- und andere Freunde, auch eigne Religionsverwandte und diejenigen, so sie nicht beleidiget, sondern ihnen mit gutem Willen stets erwiesen, sollten geführt werden.“ Johann Georg war zwar höchlich erbittert, ließ den Ritterschaft auch wissen, wie er sie für Leute halte, „deren er, wenn es auch seine eigne Person beträfe, wenig gebessert sein möge.“ aber in seinem Vorhaben störte ihn weder diese Weigerung noch die verurtheilenden Stimmen der Evangelischen aller Länder. Nach vierwöchentlicher heldenmüthiger Gegenwehr fiel Baugen durch ehrenvolle Capitulation in seine Hände (25. Sept. 1620), und die übrige Lausitz ward ohne besonderen Kampf besetzt. Wohl leicht möchte er traurigen, aber verdienten Dank geerntet haben, wäre Friedrich V., Böhmens sogenannter „Winterkönig,“ ein Mann und vor Allem ein tapftrer Fürst gewesen. Schon hatte dieser dem Kurfürsten die böhmischen Lehen entzogen und sie den Ernestinern übertragen, als die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (d. 8. Novbr.) die ausgestellten Patente unwirksam machte. Friedrich aber hatte kein geordnetes Heer beisammen, die protestantische Union hatte ihn im Stich gelassen, Sachsen und Hessen-Darmstadt waren seine offenen Feinde, und Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, verhielt sich ruhig. So wurden, als sie es am wenigsten ahnten, die auf dem weißen Berge verschanzten Böhmen vom Kurfürsten Maximilian von Baiern und Tilly angegriffen und in Zeit einer Stunde, mit Hinterlassung von 4000 Todten und 10 Geschützen, in die Flucht geschlagen. Erschreckt eilte Friedrich von der Mittagstafel auf den Wall und floh, unwerth des Vertrauens der Böhmen, zu feig seine Krone zu verteidigen, aus dem Lande, dieses der Gnade oder Ungnade des Siegers überlassend. Nur der Graf von Mansfeld setzte den Kampf noch fort, an dem auch Johann Georg Theil nahm, bis ersterer im folgenden Jahre entscheidend geschlagen wurde und Böhmen räumte. Schlessien fügte sich jetzt der Aufforderung des sächsischen Kurfürsten, und Friedrich V. zog von Breslau in die Mark (im Dez. 1620). Der „sächsische oder Dresner Accord“ kam im Febr. 1621 zu Stande und schon am 3. Nov. nahm Johann Georg für den Kaiser die Huldigung Schlessiens an, jetzt vielleicht, noch trauend auf Ferdinands Kaiserwort, im Glauben ein „löblich Werk“ gethan zu haben, als er seine protestantischen Brüder für Rom in Fesseln schlug. Der Winterkönig fiel in die Acht, mit Schmach und Hohn bedeckt löste sich die protestantische Union auf,

und am 21. Juni 1621, dem berühmten böhmischen Bluttage, fielen die Häupter von acht und zwanzig der edelsten Böhmen auf dem Prager Blutgerüste, unter ihnen das des Grafen Schlick, der, ein Jugendfreund Johann Georgs und eifriger Redner für dessen Wahl, in Sachsen auf der Flucht gefangen und vom Kurfürsten, wenn auch auf Dr. Voës Betrieb, — das entschuldigt ihn nicht, — ausgeliefert worden war. Aber selbst dieß Blut, das klagend zum Himmel rauchte, erschütterte den Sachsenfürsten nicht, erst als Ferdinand die lutherischen Geistlichen aus Böhmen verjagte, die Glaubensfreiheit und sein Kaiserwort mit Füßen trat, da ward des Kurfürsten Seele erschüttert, ein Bild von der Größe der Schuld, die er in hartnäckiger Verblendung auf sich geladen, tauchte vor ihm auf.

Zermalmend fiel jetzt auf die bisher befolgte sächsische Politik die tröstliche Erklärung, die der Cardinal Caraffa dem Kaiser gab, als dieser ernsthafte Schritte des Kurfürsten wegen der pfälzischen Kurwürde fürchtete. „Der Kurfürst“ — sagt dieser — „werde wegen der böhmischen Gegenreformation gewiß keinen Krieg anfangen, nur um das Vertrauen der Protestanten nicht zu verlieren mache er so viele Worte, er werde dem Kaiser unbedingt nachgeben, wenn nur der Zurückforderung der Lausitzen keine Erwähnung geschehe.“ So war es auch; zwar erschien der Kurfürst nicht auf dem Fürstentage zu Regensburg, zwar hielt er den Anspruch der Pfalz auf die entriessene Kurwürde aufrecht, aber 1724 erkannte er doch den Baiernfürsten für seine Lebenszeit als Kurfürsten an.

Während der hier erzählten Ereignisse ruhten die Waffen indeß keineswegs. Graf Mansfeld, aus Böhmen verdrängt, schuf sich ein Räuberheer von 20000 Mann, mit dem er sich in die Pfalz warf und die Spanier unter Cordova verdrängte; Jakob I., Englands König und des geächteten Friedrich Schwiegervater, erwachte aus seiner Stumpf sinnigkeit und öffnete seine Schatzkammer zur Rettung der Erbländer seines Sohnes; Dänemark rüstete, in den Niederlanden ging der Waffenstillstand zu Ende und Bethlen Gabor und die böhmischen Flüchtlinge unter Graf Thurn belagerten Wien; Markgraf Friedrich von Baden ergriff für den Protestantismus die Waffen — und ohne die falsche Politik Sachsens, ohne die schimpfliche Thatlosigkeit Brandenburgs möchte des Kaisers Generalissima: „unsre Frau von Loretto“ schlechtes Spiel gehabt haben. Aber Tillys Sieg über die Badner bei Wimpfen (1622) und der Abzug Bethlens von Wien ließen wieder keinen vereinten Schritt zur Rettung der Religionsfreiheit zu Stande kommen. Zwar erhob sich jetzt der jugendliche Abenteurer Herzog Christian von Braunschweig,



„Gottes Freund, der Pfaffen Feind,“ verlor aber gegen Tilly am Main sein halbes Heer, vereinigte sich mit dem Reste mit dem Mannsfelder und zog plündernd und sengend durch Elfaß und Lothringen nach den Niederlanden, wo sich beide trennten. Ein zweiter Feldzug Christians und Bethlen Gabor's endete mit gleichem Mißgeschick wie der erste, und vom Siege aufgeschwellt, achtete der Kaiser nichts mehr. — Da rüstete sich der niedersächsische Kreis eilfertig, Däne-

marks König Christian IV. trat zum Bunde und Gustav Adolph unterhandelte zu gleichem Zwecke. Ein Heer von 60000 Mann stand den Verbündeten, zu denen auch Magdeburg und die Herzoge von Braunschweig und Mecklenburg sich gesellten, zu Gebote; der Kaiser forderte drohend die Entlassung desselben — vergebens! Tilly rückte zwar vor, war aber zu schwach, etwas gegen diese Uebermacht auszurichten. (Fortsetzung folgt.)

## Carl Gottlob Todt,

Bürgermeister in Adorf und Mitglied der zweiten Kammer der Sächsischen Ständeversammlung.  
(Beschluß).

Während desselben Landtages referirte T. bei den Verhandlungen über den Gesetzentwurf: „den Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst betreffend,“ sowie über den eben so wichtigen: „die Befreiung der über zwanzig Bogen im Druck starker Schriften von der Censur betr.“ auch war er Referent bei Berathung der provisorischen Landtagsordnung und ward als Mitglied der zu Entwerfung einer neuen Landtagsordnung niederzusetzenden Zwischen-Deputation gewählt. Noch haben wir hier seiner Anträge auf Abänderung (Verbesserung) des Wahlgesetzes und in Bezug auf die hannöversche Verfassungsfrage zu gedenken.

Obgleich mit diesem Landtage die Uhr seiner ständischen Wirksamkeit abgelaufen war; so ernannte ihn doch das so glänzend bewährte und nach allen Seiten gerechtfertigte Vertrauen der Wahlmänner des 18. städtischen Wahlbezirks einstimmig zum Landtags-Abgeordneten für die mit dem Jahre 1845 neu beginnende Periode; die von M. Blum in seinem für das Jahr 1845 erschienenen „Vorwärts“ — dem wir den größeren Theil dieser biographischen Mittheilung verdanken — S. 266 ausgesprochene Vermuthung bestätigte sich also. Und wie hätte dies auch anders kommen können? Nicht die Wähler des 18. städtischen Bezirks allein, sondern der größte Theil des Volks sah, was ihm fehlte; fand, daß nur von gesinnungstüchtigen, entschiedenen und das Interesse ihrer Zeit verstehenden und wahrnehmenden Männern bei den großen Bewegungen und Erregtheiten der Gegenwart, bei den sich immer schroffer gegenübertretenden Glaubensmeinungen, bei dem durch Egoismus und Sonderinteresse immer härter werdenden Drucke, etwas Heilsames zu erwarten sei. So hatte denn auch T. — wie so verschieden von dem Landtage von 1837! — die hohe Freude, am 9. September 1845 gar manchen wackern, seiner Richtung mit Ernst und Festigkeit folgenden Abgeordneten begrüßen zu können. Er stand nicht mehr vereinzelt wie im Jahre 1836. Und

wie groß das Vertrauen zu Todt war, zeigte sich dadurch, daß er von der zweiten Kammer als einer der für den Präsidentenstuhl vorzuschlagenden (vier) Candidaten erwählt ward. Gleich bei Beginn des Landtages beantragte er, als ein Mann der sich nicht so bald abschrecken lasse, wiederum die Abfassung einer selbstständigen Adresse, die allerdings bei den jetzigen Zeitverhältnissen, bei dem — was man in der Kammer ungeschont aussprach — sich steigenden Mißtrauen des Volks gegen die Regierung, bei dessen Aufgeregtheit durch kirchliche Wirren sowohl, als durch jene bekannten Maaßnahmen zu Leipzig mehr als je nothwendig, ja unabweißlich erschien. Mochte im Verlaufe einer glänzenden Debatte von der Ministerbank aus die Befugniß, wie die Nothwendigkeit der Adresse bestritten, die Verweigerung der Annahme Seitens der Regierung wiederholt versichert werden: das Geschick derselben war entschieden; T. siegte mit einer Majorität von 57 Stimmen und ward selbst in die zu Entwerfung der Adresse erforderliche außerordentliche Deputation gewählt; eben so traf ihn die Wahl in die erste Deputation. Wir stehen im ersten Stadium dieses verhängnißvollen Landtages, auf den nicht die Augen des sächsischen Volks nur, sondern auch die des Auslandes gerichtet sind; denn es sollen hochwichtige, tief in das constitutionelle Leben eingreifende Fragen entschieden werden. — Todt ist sich seiner Aufgabe als Volksvertreter wohl bewußt; er besitzt ein klares Verständniß seiner Zeit. Dies und die Gediegenheit seiner Kenntnisse, die Festigkeit und Entschlossenheit seines Charakters, und vor Allem die Tüchtigkeit seiner Gesinnung, lassen keinen Zweifel darüber, in welche Waagschaale er seine gewichtige Stimme legen wird. Daß ihm viele sich anschließen werden, geht schon aus dem oben Angedeuteten hervor, so wie es kaum nöthig sein möchte hinzuzufügen, daß T.'s Stellung in der Kammer eben so ehrenvoll, als ausgezeichnet und sein Einfluß auf diese sehr groß ist,



eben weil er sich auf obige Eigenschaften, dazu auf die Wärme und Ueberzeugung, mit welcher er seine Ansichten vertheidigt, und auf ein, wenn auch nicht glänzendes, doch überzeugendes eindringliches Rednertalent stützt.

Auch für das sociale, wie für das Familienleben vereinigt L. viele vortreffliche Eigenschaften. Worte wie Handlungen L.'s tragen das unverkennbare Gepräge des Ehren- und Biedermannes. Er ist dem wahrhaft

Nothleidenden ein bereitwilliger Helfer, treu als Freund und ohne Eigennutz; in Gesellschaft, die er sehr liebt, hingebend, mittheilend, und beliebt durch seinen stets fertigen, treffenden, wenn auch verben Witz; als Gatte und Vater zärtlich und liebevoll. Von Gestalt ist er unterseht, breitschultrig, der kräftige Sohn des Voigtlandes. Das Portrait, welches wir dem Anfange von L.'s Biographie beilegen, ist unstreitig das treueste, welches man von L. bis jetzt besitzt.

## Johann Gotthold Ephraim Lessing.

(Hierzu dessen Portrait).

Die erste Nachricht über eine Familie, deren Name, obschon in der wissenschaftlich gebildeten Welt nicht ganz unbekannt, erst durch den in der Aufschrift genannten J. Gotthold Ephraim Lessing wahrhaft berühmt und auf spätere Zeiten vererbt werden sollte, findet sich in handschriftlichen Urkunden, in denen zuerst eines gewissen Clemens Lessig gedacht wird, welcher um das Jahr 1580 Pfarrer in Chursachsen gewesen sein soll. Von einem seiner Söhne Mathäus L., welcher Diaconus zu Skeuditz war, stammte Christian L., der als Literatus und, das Schöne mit dem Nützlichen klug verbindend, „Vachthaber unterschiedlicher hochadliger Güter“ aufgeführt wird. Dieser hinterließ einen Sohn ebenfalls Christian genannt, der „rechten und rechten lernte“ und zuletzt Bürgermeister in Skeuditz war. Sein Sohn Theophilus, geb. im Jahre 1647, wählte denselben Beruf und ward Bürgermeister in Camenz. Ihm ward am 24. November des Jahrs 1693 in zweiter Ehe der erste Sohn Johann Gottfried L. geboren, der sich den Studien seines Ahnherrn Clemens zuwandte, im Jahre 1718 in seiner Geburtsstadt Prediger und Katechet, im Jahre 1733 aber dasselbst Pastor primarius ward. Er war vielseitig gebildet, lieferte verschiedene Uebersetzungen aus der französischen und englischen Sprache, verfaßte mehre theologische Schriften und Abhandlungen, und war ein eifriger Anhänger Luthers. Als solcher schrieb er auch, noch als junger Theolog, zu der 200jährigen Gedächtnißfeier der Lutherischen Kirchenveränderung eine „Widerlegung der gegen die Reformation ausgesprochenen Vorurtheile,“ und widmete demselben Gegenstande fünfzig Jahre später eine besondere Abhandlung, welche noch für die Jetztzeit nicht ohne Interesse ist, da, wie in diesen Tagen, schon damals die symbolischen Bücher mancherlei Angriffen ausgesetzt waren, und wie jetzt, auch zu jener Zeit der überhand nehmende „Unglaube“ vielfach beklagt ward. Johann Gottfried L. ver-

heirathete sich im Jahre 1725 mit einer Tochter seines Amtsvorgängers Feller. Es wurden ihm in dieser Ehe zwei Töchter und zehn Söhne geboren, welche letztere er sämmtlich studiren zu lassen wünschte. Dieser sein Lieblingswunsch, den zu erfüllen er sich alle mögliche Entbehrungen auferlegte, scheiterte indes an der Unzureichheit seiner pfarramtlichen Einkünfte. Als er, hochbetagt im Jahre 1770 starb, waren nur noch eine Tochter und vier Söhne, unter ihnen unser Gotthold Ephraim am Leben. Derselbe wurde am 22. Januar 1729 zu Camenz geboren, und erhielt, aus einer ächt Lutherischen Familie, von welcher „keiner die symbolischen Bücher in Zweifel gezogen, noch wegen einer sonstigen Heterodoxie in Anspruch genommen worden“ stammend, durch seinen Vater eine sehr religiöse Erziehung. Da der junge L. außerordentliche Lust und Fähigkeit zeigte Alles zu lernen was ihm nur vorkam, so bekam er durch den Obristleutenant v. Carlowitz eine Freistelle auf der schon damals im vorzüglichsten Ruf stehenden fürstlichen Landeschule zu Meissen, welche er, durch einen Privatlehrer tüchtig vorbereitet, zwölf Jahre alt, bezog. Er war hier ungemein fleißig und arbeitete sogar in den Ruhe- und Erholungsstunden; sein reger Geist suchte überall Nahrung, vorzüglich aber trieb er lateinische wie deutsche Poesie, Philosophie, Mathematik und las eifrig Theophrast, Plautus und Terenz, die — wie er selbst sagt — seine Welt waren und von ihm in dem engen Bereiche einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirt wurden. — „Wie gern“ — schreibt L. in einem seiner Briefe — „wünsche ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.“ Wie hoch er aber den in Meissen genossenen Unterricht ansah, geht aus folgenden Worten deutlich hervor und giebt, einen Beweis seiner eben so großen Bescheidenheit, als Dankbarkeit: „Der fürstlichen Landeschule zu Meissen allein verdanke ich's, wenn mir etwas Gelehr-



samkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden ist." Auch von L.'s Lehrern ward dessen außerordentliche Befähigung anerkannt; so schrieb u. A. der freisinnige und wahrheitsliebende Rector Grabner an L.'s Vater: „Der junge L. ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht.“

Im Jahr 1746 verließ L. die Fürstenschule, um auf der Universität zu Leipzig dem Willen seines geistlichen Vaters gemäß, Theologie zu studiren. Allein die Liebe zu den schönen Wissenschaften, zur Dichtkunst insbesondere war zu mächtig und vorherrschend in ihm geworden, als daß er nur einen Augenblick ernsthaft Willens gewesen wäre, dem väterlichen Willen gehorsam zu sein; dazu entwickelte sich in ihm eine Neigung, welche der theologischen Richtung schnurstracks zuwider lief; dies war eine entschiedene Vorliebe für das Theater. Um sich daher zunächst für den Umgang mit Menschen überhaupt, geschickt zu machen, fand er für nöthig, seinem äußern Menschen das Hölzerne und Steife zu nehmen, welches er auf der Schule sich angeeignet hatte, da damals über der Ausbildung des Geistes die des Körpers gänzlich vernachlässigt wurde. Er lernte daher reiten, tanzen, fechten, voltigiren und zwar mit demselben Eifer, welchen er dem Studium der Aesthetik, Philosophie, Naturlehre und Mathematik widmete.

Zu einem eigentlichen sogenannten Brotstudium konnte er sich nicht entschließen, und der einmal gemachte Versuch: Medicin zu studiren, ward sehr bald aufgegeben. Von einem regelmäßigen Besuche der Collegien konnte schon deshalb keine Rede sein, und nur die Disputirübungen, welche unter dem Professor, Hofrath Kästner gehalten wurden, waren die einzigen, denen er fast ununterbrochen beiwohnte. Außerdem las er aber besonders viel, was die Vernachlässigung der größtentheils pedantischen Vorlesungen wieder ausglich. — Eine seiner ersten Bekanntschaften, die er in Leipzig machte, war die mit dem nachmaligen Kreissteuerannahmer Weise, der in Denkart und Neigung L. außerordentlich ähnlich war und darum dessen dauernde Freundschaft erwarb. Ferner zählte er dort unter seine Freunde die in der literarischen Welt berühmt gewordenen Brüder Johann Heinrich und J. Adolph Schlegel und den damals als Freigeist verschrieenen Mylius, der äußerlich wenigstens von sehr freien Sitten war und fast immer ohne ganze Schuhe, Strümpfe und Rock ging. Besonders aber nahm ihn der Umgang mit der unter Leitung der bekannten „Neuberin“ bestehenden Schauspielergesellschaft, welche damals „weder kaufmännischen noch moralischen Credit“ hatte, in Anspruch, woraus ihm neben vielen Angenehmen, doch das Unangenehme entstand, daß er von seinen frommen Aeltern deshalb viele Vorwürfe dulden mußte und — selten bei Gelde war, was ihn

natürlich den Schauspielern um so ähnlicher, wenn auch nicht gerade angenehmer machte. In Leipzig brachte L. seinen schon auf der Schule angefangenen jungen Gelehrten zum erstenmale auf die Bühne.

Er sah endlich selbst ein, daß er „seiner weitläufigen Bekanntschaften und der Lebensart wegen, die seine Bekannten an ihn gewohnt gewesen waren, in Leipzig mit dem zu seinem Unterhalte bestimmten Gelde nicht auskommen könnte.“ Er beschloß deshalb, und weil nebenbei die Neuberin mehre vorzügliche Mitglieder ihres Theaters verloren, auch sein Freund Mylius sich nach Berlin gewendet hatte, Leipzig mit Berlin zu vertauschen.

Dieser Entschluß ward L. natürlich sehr verargt und neue Vorwürfe trafen ihn besonders deshalb „weil er seinem Freunde Mylius ganz blindlings anhängte, Komödien und Verse zu schreiben fortfahre, und durchaus nichts thue, wodurch er seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit beweiße.“ In seine Aeltern hatten ihn sogar in Verdacht, daß er nach Wien gehen und dort die Religion wechseln wolle. L. vertheidigte sich dagegen sehr beredt und nachdrücklich und war vor der Hand nicht zu bewegen dem Wunsche seiner Aeltern: das unchristliche, freigeisterische Berlin mit dem christlichen Göttingen zu vertauschen. In Berlin arbeitete L. mit an einer Wochenschrift, welche Mylius redigirte, und gab mit diesem die „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, so wie eine Sammlung seiner Gedichte“ heraus. Ein Zufall verschaffte ihm hier die Bekanntschaft des Philosophen-Dichters Voltaire und der Briefwechsel mit diesem machte seiner Zeit nicht wenig Aufsehen. Es hatte nämlich sein Freund Richier de Louvain, Secretär des Voltaire, ein Exemplar von dessen „vie de Charles XII.“ L. eher mitgetheilt, als nach des Verfassers Absicht die Veröffentlichung geschehen sollte. Darüber erzürnte sich Voltaire ungemein und gab Veranlassung zu jenem interessanten Briefwechsel.

Um den heißen Wunsch seiner Aeltern zu erfüllen, ging L. endlich nach Wittenberg, zog mit seinem Bruder K. G. Lessing (später Conrector in Chemnitz) zusammen, studirte mit diesem sehr fleißig, darbt auch mit ihm und ward zu nicht geringer Freude seines Vaters Magister. Während seines Aufenthaltes dahier übersehte er des Spaniers Huart Werk: „über die Prüfung der Köpfe,“ verfaßte eine Kritik der Messlade, wollte diese sogar in's Lateinische übertragen, und schrieb Berichtigungen und Verbesserungen des Jöggerschen Gelehrten-Lexicon.

Schon im folgenden Jahre (1753) begab er sich aber nach Berlin zurück und übernahm hier zunächst an der Stelle seines Freundes Mylius, der nicht länger hier bleiben wollte, die gelehrten Artikel in der Bossischen Zeitung. In dieser Zeit erschien auch der



2. und 3. Theil seiner kleinen Schriften, so wie das 1. und 2. Stück seiner theatralischen Bibliothek. Von hier dadiert auch seine Freundschaft mit Moses Mendelssohn, Nicolai und Kammeler. Um den ebenfalls hier gefaßten Plan zu seiner Miß Sara Sampson (sie ward in Frankfurt a. d. D. zum ersten Male aufgeführt) in einem Gusse auszuarbeiten, begab sich L. auf einige Zeit nach Potsdam.

Um jedoch dem wieder mit besonderer Stärke erwachten Verlangen nach theatralischen Umgänge zu entsprechen, kehrte L. im Jahre 1755 nach Leipzig zurück. Hier machte er die Bekanntschaft des Kaufmanns Winkler und kam mit diesem überein, mit ihm, als sein Gesellschafter, eine große Reise zu machen. Diese ward am 10. Mai 1756 angetreten, jedoch in Amsterdam schon beschlossen, indem Winkler durch den Einfall des Königs von Preußen in Sachsen auch sein Eigenthum bedroht hielt und deswegen nach Leipzig zurückkehrte. Nach seiner Rückkunft machte ihm Winklers Geiz, indem dieser seinen Verbindlichkeiten gegen L. nicht nachkommen wollte, viel zu schaffen und nur ein Proceß vermochte L. zu seinem Rechte zu verhelfen. Für das Unangenehme dieser Angelegenheit entschädigte L. jedoch die Bekanntschaft mit dem Dichter v. Kleist, den damals Dienstverrichtungen (Kleist war preussischer Major) in Leipzig festhielten und mit dem Freiherrn von Brawe. Hier gab er im Jahre 1757 mit Moses Mendelssohn und Nicolai die Bibliothek der schönen Wissenschaften heraus, die erste gute Zeitschrift in ihrem Fache. Auch begann er hier die Virginia, die er später als Emilie Gallotti erscheinen ließ, gewiß das am fleißigsten ausgearbeitete und nächst dem Nathan geistreichste seiner dramatischen Werke.

Kleist's Abgang zur Armee und Weiße's Vorsatz, nach Paris zu reisen, bewogen L. im Jahre 1759 nach Berlin zu gehen. Hier arbeitete er sehr fleißig und gab Erzählungen, Fabeln, und mit Mendelssohn und Nicolai die Literaturbriefe heraus. Die dortige Akademie der Wissenschaft creirte L. im Jahre 1760 zum Ehrenmitgliede. Bald darauf ward er Secretär des General Lauenzien, der Gouverneur von Breslau und Generalmünzdirector und „einer der großen Edelsteine war, die Friedrich nicht verkannte, obgleich sie nicht geschliffen waren.“

L. hielt dies für eine passende Gelegenheit, Mittel zu späterer Unabhängigkeit zu erlangen, und diese war es auch in mehr, als einer Weise, vorzüglich da ihm von Münzunternehmungen immer die ersten und sichersten Nachrichten zu Gebote standen; allein: „er saß an der Quelle, sah schöpfen und lachte manchmal über die Art des Schöpfens, versäumte aber darüber selbst zu schöpfen.“ In Breslau hegte L. vielen Umgang mit Offizieren, spielte viel und hoch mit großer Leidenschaft

und zwar seiner Gesundheit wegen, „da die heftige Bewegung seine stockende Maschine in Thätigkeit setze und die Säfte in Umlauf bringe, ihn auch von einer fürperlichen Angst, die ihn bisweilen befall, befreie“, und kaufte sich sehr viele Bücher. Dabei gerirte er sich als edeln, großmüthigen Reichen, ehe er es wirklich war und borgte sogar bei Andern, um nicht aus dieser Rolle zu fallen. Von Gelehrten fesselten ihn am meisten die Rectoren Arletius und Klose.

Als Lauenzien die Blokade von Schweidnitz im August 1762 zu commandiren bekam, begleitete ihn L., sowie 1763, als jener nach dem Frieden zu'm Könige nach Potsdam berufen ward.

Seiner auf diese Weise veränderten Stellung, welche ihn den literarischen Arbeiten einigermaßen entfremdete und dadurch Mendelssohn's Fadel erregte, verdanken wir doch das militairische Schauspiel Minna v. Barnhelm, welches zahllose Nachahmungen in's Leben rief. Auch entstand damals sein Laokoon: allgemeine Ansichten über die Gränzen der Poesie und Malerei (i. J. 1766), wodurch er sich vorzüglich die Anerkennung Winkelmann's, der damals das Studium der Antike außerordentlich angeregt hatte, erwarb.

Nach dem Hubertusburger Frieden wollte L. Breslau verlassen, obgleich ihm der General Lauenzien eine noch vortheilhaftere Stellung, als die bisherige war, anbot. Er nahm weder diese, noch eine Professur in Königsberg an, „weil der König von Preußen keinen, ohne abhängig zu sein und zu arbeiten, bezahle“. L. haßte aber vorgeschriebene Arbeiten und wollte lieber von der unerbittlichen Nothwendigkeit, als von der Menschen Willkür und Einrichtungen abhängen. Ueberdies achtete er die gelehrten Beschäftigungen für viel zu hoch, als daß er sie gegen bürgerliche hätte vertauschen mögen. „Er wollte sich nicht bloß elenden Beschäftigungen *de pane lucrando* (um den Broderwerb) widmen.“ Als ihm bei dieser Gelegenheit die Ungewißheit seiner Einkünfte und seines künftigen Verdienstes zu bedenken gegeben ward, sagte er: „Wie es weiter werden wird, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, der hat in der Welt nichts zu fürchten. Langwierige Krankheiten und, ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die außer Stande setzen können zu arbeiten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung.“

Um Ostern des Jahres 1765 verließ L. Breslau, ging zunächst nach Camenz und Leipzig und dann nach Berlin, wo er blieb. Die bisherige freiere, an sitzende Lebensart nicht so sehr gebundene Existenz wurde hier gar bald schmerzlich von ihm vermißt, zumal er die vergrößerten Ausgaben nur durch Fleiß decken konnte; was seinem Körper und seinem Zerstreung suchenden Geiste oft so wenig behagte, daß er zu seinem, bei ihm wohnenden Bruder sagte: „Bruder, die Schriftstellerei ist die ekelhafteste,



abgeschmackteste Beschäftigung.“ Diese Gründe mochten ihn wohl auch veranlassen, daß er nach einer Erholungsreise nach Pyrmont, die er in Gesellschaft des Herrn von Brenkenhof gemacht hatte, einer Einladung nach Hamburg folgte und dort mit einer Gesellschaft von Theaterfreunden, welche die dortige Schaubühne für ihre Rechnung übernahmen und L. zutrauten: er werde ihren guten Zweck befördern helfen, einen Contract schloß. Auch trat er mit dem Legationsrath Bode, der eine Buchhandlung und Buchdruckerei besaß, in Compagnie, löste jedoch dieses Verhältniß im Februar 1769. Hier machte er die Bekanntschaft mit Göze, Senior und „Kapitalhengst der rechtgläubigen Heerde zu Hamburg“, einem großen Eiferer gegen Andersgläubige, mit dem L. oft in großen Streit gerieth. Auch ward L. hier Freimaurer, aus welchem Grunde, vermochte man sich nicht zu enträthseln. Indes mußte ihm die Unbedeutendheit und Unschädlichkeit dieses Ordens schnell klar geworden sein, denn er antwortete auf die Frage eines andern Freimaurers: „Nicht wahr, Sie finden nichts wider Staat, Religion und Sitten bei uns?“ — „Nein! Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas!“

Seinem Aufenthalte in Hamburg verdankt man die auch bis jetzt noch nicht übertroffene Dramaturgie. Seine Mühwaltungen um das Theaterwesen hatten jedoch nicht allenthalben den gewünschten Erfolg, woran neben der Uneinigkeit der Theater-Vorsteher, hauptsächlich die Belehrungen mißachtende Dünkelhaftigkeit der Schauspieler Schuld war. In diese Zeit fällt auch Lessing's Streit mit dem Professor Klotz, einem so ungründlichen, wie ruhmstüchtigen Manne. Des letztern Schriften: „über das Studium des Alterthums“ und „den Gebrauch und Nutzen der alten geschnittenen Steine“ gaben die Veranlassung dazu und führten zu seiner literarischen Vernichtung.

Müthig aus vielen Gründen beschloß endlich Lessing nach Italien zu reisen, um dort ganz für sich zu leben und zu studiren, und um diesen Entschluß auszuführen, verkaufte er seine schöne Bibliothek. Es blieb indes diesmal bei dem Vorsatze, denn er erhielt auf Veranlassung des Professor Ebert und des damaligen Erbprinzen von Braunschweig den Ruf nach Wolfenbüttel als Bibliothekar vom dortigen Hofe, und der Wunsch dieses Hofes, des einzigen beinahe in Deutschland, welcher nicht allein die französische, sondern auch die deutsche Literatur liebte und beförderte, entsprach in jeder Beziehung denen Lessing's, indem er dadurch eine Stelle erhielt, „als ob sie von jeher für ihn gemacht gewesen wäre.“ Die Bekanntschaft mit Madame König, seiner nachherigen Frau, hielt L. noch einige Zeit in Hamburg zurück, so daß er erst im April 1769 in Wolfenbüttel anlangte.

Auf der dortigen Bibliothek entdeckte Lessing mehre

werthvolle Manuscripte; hier gab er auch die „Wolfenbüttler Fragmente“ — theologischen Inhalts — heraus, welche ihn in viele Streitigkeiten verwickelten, in denen er seinen lebendigen Geist und sein unübertreffliches Talent in der Polemik glänzend bewährte. Auch hier kamen ihm verschiedene vortheilhafte Anerbieten zu und besonders eins derselben veranlaßte ihn i. J. 1775 eine Reise nach Wien zu unternehmen. Dort traf er zufällig den Prinzen Leopold von Braunschweig und dieser, auf einer Reise nach Italien begriffen, nahm Lessing dahin mit. Er ging daher auf keine nähere Verbindung mit Wien ein, obschon er selbst mit der Kaiserin Maria Theresia deshalb eine Unterredung gehabt hatte.

Nach mehrmonatlichem Aufenthalte in Italien kam L. im December wieder zurück; seine Lage verbesserte sich und es eröffneten sich ihm sehr glänzende Aussichten in die Zukunft. So erhielt er im Sept. 1776 das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Mannheimer Akademie, und vom dortigen Buchhändler Schwan das Anerbieten einer Pension von 100 Louisd'or, wenn er an den Arbeiten der Akademie Theil nehmen, jährlich eine Abhandlung einschicken und wenigstens in 2 Jahren einmal den öffentlichen Versammlungen in Mannheim persönlich beiwohnen wolle. L. nahm mit Bewilligung seines Fürsten und des Erbprinzen dieses Anerbieten an.

Auch reifete er auf besonderes Verlangen des Kurfürsten von der Pfalz im Januar 1777 nach Mannheim, wo er sich des daselbst zu eröffnenden Theaters annehmen sollte. Die dortigen Verhandlungen mit L., welche vorzüglich durch den Minister von Hompesch geleitet wurden, zerschlugen sich indes und es gelang sogar dem Minister, der an L. ein Sparsystem versuchen zu wollen schien, diesen um seine Pension von 100 Louisd'or zu bringen. L. ließ natürlich diese Ränke nicht stillschweigend hingehen und warf dem Minister sein perfides Benehmen freimüthig vor. Dies half aber nichts, denn es hatte sich eine zu starke Partei gegen ihn gebildet und ihren Machinationen gelang es, L. förmlich „auszubeißen.“ Selbst die von ihm besonders empfohlene Seiler'sche Schauspielergesellschaft ward nicht angenommen und mit einer Entschädigung von 1000 Thalern abgespeist. L. erhielt zum Lohne für alle seine Bemühungen und zugleich als Vergütung für die Reisekosten ein vergoldetes Kästchen mit 30 kupfernen Medaillen!

Nach diesem durch elende Intriguen verunglückten Projecte beschäftigte sich L. hauptsächlich mit polemischer Theologie, wobei es ihm besonders um Aufrechthaltung des gesunden Menschenverstandes zu thun war. Die modische Aufklärung aber hielt er für die abscheulichste Inconsequenz, deren sich die Lutherischen Gottesmänner jemals ausgesetzt. Man wußte bald herauszufinden,



daß er die Clausel: „nichts drucken zu lassen, was die Religion und guten Sitten beleidigen könne,“ höchst muthwillig übertrete, und entzog ihm für seine „Beiträge“ die Censurfreiheit. Das Fragment „vom Zwecke Jesu und seinen Jüngern“ ward sogar confiscirt. Um diese Zeit begegnete ihm auch das Unglück, daß seine Frau in den Wochen starb.

Eben diese Familienverhältnisse, dazu die Differenzen mit dem Consistorium, die Streitigkeiten mit seinem frühern Freunde Göthe, erweckten in L. wieder die Sehnsucht nach dem freien Felde des Theaters, und er kündigte das herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung „Nathan den Weisen“ an, womit er seiner theologischen Polemik die Krone aufsetzte. Doch wurde er wieder in neue theologische Streitigkeiten verwickelt, ja es wollte sogar das *Corpus Evangelicorum* im Jahre 1780 wegen der Fragmente den Reichsfiscal gegen L. excitiren. Davor schützte ihn aber sein Gönner, der schon damals die Regierung angetreten hatte.

Seitdem litt L. an immer wachsender Kränklichkeit. Er verlor seine joviale Laune und ward „eine schlaf- rige, gefühllose Maschine“, nicht bloß „weil viele Kleine und Große zu seinem theologischen Streite und zu seinem Nathan scheel sahen“, sondern weil in seinem Körper wirklich etwas war, das an seiner übrigen Constitution nagte. Er lebte daher ganz einfach und eingezogen und beschränkte sich in Wolfenbüttel sowohl, als in Braunschweig auf den Umgang mit wenigen Freunden, unter denen Jerusalem, v. Hohn, Hofrath Ebert, Eschenburg, General v. Warnstedt u. e. A. Er ward äußerst engbrüstig, das Feuer seiner Augen erlosch, die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung wurde immer seltener und er hatte fast keine einzige heitere Stunde mehr. Diese Engbrüstigkeit befiel ihn am 15. Februar 1781, als er sich Abends zu Bette legen wollte, mit solcher Heftigkeit, daß er nach wenigen Minuten, sich und den Umstehenden unvermuthet, starb.

Lessing's Schriften erschienen nach einander in 30 Bänden von dem Jahre 1771 an. Sie enthalten Gedichte, Fabeln und Erzählungen, „Rettingen“ (3. Bd.), Briefe (4. Bd.), Fragmente (5. und 6. Bd.), theologische und philosophische Aufsätze (7. Bd.), Vorreden, Beiträge zur Kenntniß der deutschen Sprache (8. Bd.), und in den folgenden Bänden: Laokoon, Fragmente dazu, Beiträge zur Geschichte der Wolfenbüttelschen Bibliothek, desgleichen zur griechischen Literatur, Kollananeen zur Literatur, seinen theologischen Nachlaß, seine Lust- und Trauerspiele und seinen Briefwechsel mit Moses Mendelssohn, Gleim, Rammler, Lange und andern deutschen Gelehrten.

Ueber L.'s Gedanken und Meinungen, so wie über sein Leben geben die besten Aufschlüsse die interessantesten Werke von Fried. von Schlegel und K. G. Lessing.

Ist nun das vielfach bewegte Leben der Künstler und Gelehrten aller Zeiten vorzüglich deshalb anziehend, weil man in demselben den Grund ihres auch in dem geistigen Gebiete lebendigen und kräftig gefunden Wesens zu entdecken glaubt: so ist Lessing's Leben gerade wegen des entgegengesetzten Gesichtspunktes der Beurtheilung von großem Interesse.

L.'s Leben und Wirken lehrt uns, wie dem strebenden Forschergeiste die Wissenschaft immer und allein nie genügen mag; wie vielmehr das Leben selbst und dessen bunte Wechselfälle ihm unentbehrlich sind. Wir sehen daraus wie jenes unbefriedigte Bedürfniß den sonst eigentlich nur im Gebiete der Ideen lebenden Gelehrten nöthigt, werththätig in die Ereignisse der Außenwelt einzugreifen; wie aber eben dadurch die dem Philosophen nothwendige Ruhe gestört und in die Lebensverhältnisse des talentreichen, hochbegabten Geistes eine schwankende, sich nirgends gefallende Unruhe und Unbehaglichkeit gebracht wird.

(Schluß folgt.)

## N ö t h n i t z.

(Nebst Abbildung.)

Das in der Nähe Dresdens mit dem Weigute und Weidörschen Rosentiz an der Dippoldiswalder Straße gelegene Nöthnitz zählt mit Rosentiz etwa 280 Einwohner, hat ein gethürmtes Schloß mit schönem Garten und einer Brauerei, welche vorzügliches Bier liefert, eine Ziegelei, Schäferei, sehr frequentirten Gasthof und eine Mühle, und zeichnet sich besonders durch einem trefflichen Obstbau aus. Hier hatten die Allirten bei der Dresdener Schlacht zum Theil ihr Hauptquartier; hierher ward auch General Moreau, nachdem ihm am 27. August 1813 an der

Seite des Kaisers Alexander eine französische Kugel beide Beine zerschmetterte hatte, gebracht und amputirt. (Moreau überlebte diese Amputation nicht lange, sondern starb schon am 2. September 1813 zu Laun in Böhmen, wohin man ihn der Sicherheit und Ruhe wegen geschafft hatte). In dem an das Nöthnitzer Schloß gebauten großen Saale war bis zum Jahre 1764 die vom k. k. Geheim. Rath Grafen Heinrich von Bünau (der 1696 geboren ward und 1762 starb, und durch seine Reichsgeschichte berühmt war) hier angesammelte Bibliothek von 35000 Bänden, die



namentlich durch ihre Geschichtswerke unter allen andern einen der ersten Plätze einnahm, auch in den Jahren 1748—1756 den großen Winkelmann beschäftigte, erhalten. Im Jahre 1764 ward sie der damals kurfürstlichen Bibliothek einverleibt. In der Nähe von Rößnitz liegt die sogenannte „goldne Höhe,“ von welcher aus man die reizendsten Ansichten genießt und die deshalb auch sehr häufig von den Bewohnern der Residenz besucht wird. Es ent-

faltet sich hier vor den Augen des Naturfreundes ein entzückendes Panorama sowohl von Dresden, welches sich hier mit seinem romantischen Elbthale in seiner ganzen Schönheit ausbreitet, als von der Lausitz, der ganzen sächsischen Schweiz, dem schönen Thale, in welchem Kreischa, Lungwitz mit dem Willich liegen, und dem böhmischen Dorfe Ebersdorf, dessen Kirche man deutlich wahrnimmt.

## Die Dresdener Elbbrücke.

(Schluß.)

Die hiernach ganz gehemmte Passage ward zwar am 1. April Nachmittags wieder frei gegeben, und zwar Anfangs so, daß man nur von Viertel- zu Viertelstunde den Uebergang gestattete, allein schon am 19. desselben Monats von Neuem unterbrochen. An diesem Tage lösten sich nämlich von dem Bogen, welcher den 7. und 8. Pfeiler verbindet, einige Schlüsselsteine, das Pflaster mit den Trottoirs senkte sich und man mußte den Einsturz des ganzen Bogens befürchten.

Die Brücke wurde nun ganz gesperrt und es mußten unterdeß Fischerkähne und ein Dampfschiff den Menschentransport besorgen; zu diesen Transportmitteln kam später am 20. April eine unweit des sogenannten Baiers nach dem Elbberge von den Pontonnieren geschlagene Pontonbrücke für Fußgänger, und für schweres Fuhrwerk oberhalb jener eine große, unterhalb der steinernen Brücke aber für die Königl. Equipagen, Post, leichteres Fuhrwerk u. s. w. eine kleinere fliegende Fähre.

Da aber diese eben so kostspieligen, als zeitraubenden Communicationsmittel für das tägliche Bedürfniß sowohl, als für außerordentlichen Zusammenfluß von Menschen und Gütern — wie dies gerade bei dem in jene Zeit fallenden, großen Jahrmarkt augenfällig war — durchaus nicht ausreichten, so ward eine große Schiffbrücke zu bauen beschloffen und diese denn endlich auch — nachdem in Böhmen die dazu erforderlichen Zillen aufgekauft, mit dem Fassen und Ausführen des Beschlusses aber viel Zeit vergeudet worden war — am 6. Juni, nahe bei der Pontonbrücke, welche nunmehr abgebrochen wurde, dem Verkehre eröffnet.

Inzwischen war ein neuer Elbmesser — da der frühere mit dem Crucifirpfeiler in den Wellen begraben worden war — am zweiten Pfeiler errichtet, und auch die Brücke, wie dies auf gleiche Art beim Crucifirpfeiler geschehen, am 9. Mai dem Publicum dadurch gangbar gemacht worden, daß man über die am mei-

sten bedroheten Bogen — den 7. und 8. — eine hölzerne Ueberbrückung gelegt hatte, die allerdings nur für Fußgänger zu passiren war.

Die beiden Bogen selbst wurden nach und nach abgetragen, so wie die nur mit Sand ausgefüllten Pfeiler ausgegraben.

Jetzt bietet das ehemals so herrliche Kunstwerk einen traurigen Anblick dar und je mehre und größere Schäden nach und nach sich zu zeigen beginnen, desto mehr sinkt der früher so unerschütterliche Glaube an die Festigkeit und Unwandelbarkeit der Brücke.

Ob man mit der beschlossenen, langwierigen wie theuren Reparatur der Brücke derselben für lange Jahre neue Festigkeit geben, oder damit den Anfang zu jährlich wiederkehrenden, stets kostspieligen Ausbesserungen machen wird, muß vor der Hand dahin gestellt bleiben, da das Wasser, obschon auf Null herabgesunken, den am Fuße der Pfeiler verursachten Schaden noch nicht ganz übersehen läßt. Eben deshalb hat man jetzt begonnen, einige Pfeiler abzdämmen.

— Daß dieselben schon früher beschädigt waren, sah man im September des Jahres 1842, wo das Wasser 2 Ellen 6 Zoll unter Null stand, und wo man die beste Gelegenheit: durch kleine Reparaturen großem Schaden vorzubeugen, nicht genug benutzt zu haben scheint.

Viele Sachverständige haben die Nothwendigkeit eines Neubaus behauptet, und nimmt man die Zeit und das Geld, welches die seit April an der Brücke begonnenen Arbeiten bis Ende Septbr., — da man die erforderliche Abdämmung der schadhaften Pfeiler noch nicht zur Hälfte beendet, die eigentliche Reparatur aber noch gar nicht begonnen hat — gekostet haben und einschließlic der nachfolgenden Reparaturen noch kosten werden: so würde am Ende der Neubau weder außerordentlich viel mehr an Geld, noch an Zeit erfordern; abgesehen davon, daß man dann eine zweck-

*Lehr richtig!*



mäßigere Construction der Brücke, durch weitere Spannung der Bogen erreichen und anstatt eines Flickwerkes, ein neues, in allen seinen Theilen gesundes Werk erhalten würde.

Am meisten hat durch diese so außerordentlich gehemmte Verbindung der beiden Stadttheile die Neustadt gelitten und der Verlust für die dortigen Haus-

besitzer, Gewerbetreibenden und dergl. wird um so größer und nachhaltiger werden, je entfernter der Zeitpunkt scheint, welchem das langwierige, wohl bedächtige, mit deutscher Gründlichkeit durchaus nichts Uebereilende Reparations-System die vollkommene Herstellung der Communication durch genügende Instandsetzung der Brücke vorbehalten zu haben scheint.

## Der Kuhstall.

(Nebst Abbildung.)

Zu den besuchenswertheften Naturwundern der sächsischen Schweiz gehört ohne Zweifel der östliche Theil der dreifachen, Neuwildenstein genannten Felsenpartie, welcher nach seiner allberühmten Höhle der Kuhstall genannt wird. Ihren Namen empfing diese Höhle im dreißigjährigen Kriege, wo sie das gerettete Vieh der von den Schrecknissen jenes blutigen Krieges schwer heimgesuchten Bewohner der Umgegend barg und auch diesen selbst Sicherheit gewährte. Durch das 16 Fuß hohe und 28 Fuß breite, von Gebüsch und Farrenkraut umgrünte Eingangsthor, gelangt man in das Innere dieser allmählig sich höher und weiter wölbenden Höhle, welche an der jenseitigen Deffnung gegen Süden, nach dem tiefen Habichtsgrunde zu, ein 20 Ellen hohes und 30 Ellen breites prächtiges Portal bildet, dessen schroffe Wand aus einer weitumfassenden, waldigen und wellenförmigen Fläche emporsteigt, über welche jenseits die zackigen Wände des Kleinen Winterbergs hervorragen. Gegen Norden führt dasselbe niedriger durch einen 9 Ellen hohen Ausgang nach dem Bergjoch, auf welchem sich die Sommerwirthschaft und der Maulthierstall befinden. Ist man aus der innern Wölbung auf einem schmalen Wege um die schroffe Wand des Felsens gelangt, so gewahrt man große Falze in demselben, welche auf die frühere Befestigung dieses Felsens schließen lassen. Es soll auch über der Felsenhalle im 13. Jahrhunderte die Stammburg derer von Wildenstein gestanden und diese eben dieser Felsenpartie den Namen gegeben haben. Durch den Spalt, welcher links die Felsenwand trennt, gelangt man auf den Gipfel des Felsens. In dem Gange selbst befindet sich neben einer Höhle das Wochenbett, ein Felsengewölbe in welchem zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, unglück-

liche Mütter geboren haben sollen, und welches jetzt als Keller benutzt wird. Auf dem Gipfel, dessen Ersteigung durch Balkenstufen bequem gemacht ist, und von welchem man aus das umliegende Felsengebiet überschaut, gewahrt man ein verfallenes Wasserbehältniß, so wie eben da mannichfache Spuren darauf hinweisen, daß der Felsen bewohnt gewesen; eine Vermuthung, die dadurch bestärkt wird, daß man ebendasselbst mehre aus dem 14. Jahrhundert stammende Groschen ausgegraben hat. Ein anderer, in neuerer Zeit ebenfalls bequem gemachter Weg führt auf eine Felsenbank bis zu dem Rande des Abgrundes, wo man zwischen hohen Wänden hindurch den Lilienstein, Pfaffenstein und die Wärsteine gewahrt. In einem andern hohen Felsen, welcher durch eine tiefe Schlucht vom Kuhstalle getrennt wird, sieht man eine Deffnung, an welcher eine Scheere gemalt ist, und welche das Schneiderloch genannt wird. Die Sage erzählt, daß darin vor Zeiten ein geächteter Räuber eine Zufluchtsstätte gefunden haben soll. Unweit derselben befindet sich eine andere das Pfaffenloch genannte Höhle. In dieser soll ein Priester aus Lichtenhain gegen die Verfolgungen seiner hussitischen Gemeinde Schutz gesucht haben, jedoch entdeckt und in die nahe Kluft hinabgestürzt worden sein, weshalb diese den Namen Pfaffenkluff führt. Nicht fern vom Rande derselben erblickt man von einem, erst neuerdings zugänglich gemachten Standpunkte, das Kirnischthal mit seinen hohen Wänden, Lichtenhain, Altendorf und Mitteldorf. Die schönste Ansicht dieses prachtvollen Felsenportales genießt man vom Habichtsgrunde aus, über welchem der Kuhstallfelsen gegen 300 Fuß hoch emporsteigt.

### Lithographirte Beilagen:

Leßing. — Rößnitz. — Kuhstall.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





GOTTHOLD EPHRAIM LESSING.









*Die 4. Jan. 1801 v. Meißel*

*Die 1. 1801*

*Die 1. 1801*

SCHLOSS NOETHNITZ BEI DRESDEN.









W. C. Knabig

Gebr. v. Pösch

DER KUHSTALL.









Lief. 11.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

### IV. Abschnitt. 1618—1630.

#### Sachsen auf Seiten des Kaisers.

(Beschluß.)

So kommen wir zu einer neuen Wendung des Krieges. So viel auch Baierns Thatkraft, Tilly's Feldherrntalent dem Kaiser genützt hatte, es war nicht sein eigen Heer, mit dem er siegte, nicht sein Feldherr, der es befehligte. Ferdinand erkannte die Nothwendigkeit, sich von Baiern unabhängig zu machen, ein eignes Heer zu haben, einen eignen General. Dieser fand sich in der Person eines verdienstvollen kaiserlichen Offiziers, des reichsten böhmischen Edelmannes, Albrechts von Wallenstein. Dieser, bereichert durch die böhmische Beute, die Ferdinand dem Obersten Wallenstein für seine Thaten in der Prager Schlacht bewilligt hatte, erbot sich, dem Kaiser ein Heer auf eigene Kosten zu werben.

Wir müssen jetzt Sachsen in seiner Unthätigkeit, seinen Kurfürsten in seinem unbegrenzten Vertrauen auf des Kaisers Wort verlassen und den Ereignissen im übrigen Deutschland unser Augenmerk schenken, denn ihnen war es vorbehalten, die politische Sinnesänderung Johann Georg's zu bewirken.

Wallenstein versprach dem Kaiser ein Heer, und zwar auf eigene Kosten, denn der Wiener Schatz war bis auf den Grund erschöpft, wie konnte es anders sein, als daß man über diesen Plan, wie über alles unbegriffene Neue, lachte und witzelte — bis der Erfolg die Spötter widerlegte. Der Klang des Namens Wallenstein, die Aussicht auf Beute und rasche Beförderung zogen binnen wenig Wochen gegen 20,000

Mann zu des Kaisers auf Böhmens Werbplätzen ausgesteckter Fahne, deutsche Fürsten rüsteten ganze Regimenter für das Haus Oesterreich, und der neuerstandene Feldherr, die kaiserliche Vollmacht in der Tasche, seine Offiziere selbst zu ernennen, rückte in Kurzem mit 30,000 Mann nach Niedersachsen. Seiner Macht sich wohl bewußt und begierig, den eignen Ruhm zu mehren, vermied er den Anschluß an das Heer der Ligue, wo Tilly, als älterer Feldherr, ihm möglicher Weise nur das Untercommando gelassen hätte, und rückte gegen Halberstadt und Magdeburg, bei Dessau sich des Elbüberganges bemächtigend. Hier wagte es der Mannsfelder Graf, ihn anzugreifen, büßte aber das fecke Unternehmen mit einem Verluste von 3000 Mann und zog sich durch die Mark Brandenburg gegen Schlessen, als gefährlicher Feind dem unbeschützten kaiserlichen Erblande nahend. Während ihn dahin Wallenstein verfolgte, entschied das Kriegsglück für Tilly in Niedersachsen, der nach vielen Marschen und Gegenmärschen und nach einem dreitägigen Marschgefechte den Dänenkönig Christian bei Lutter am Barenberge (im Braunschweigischen) zum Stehen brachte und trotz seines tapfern Widerstandes gänzlich schlug, ihm 60 Fahnen und das sämtliche Geschütz abnahm (27. Aug. 1626). Die Früchte dieses Sieges waren die Besetzung des Wesergebietes und das Zurückdrängen der Dänen in die Defensiv, die eben so unglücklich für sie wurde, wie früher der Angriffskrieg, denn ein besetzter Platz nach dem andern ging verloren und Tilly drang in die Mark Brandenburg ein. Jetzt kam auch Wallenstein wieder an — aus Ungarn. Bis dorthin hatte



ihn Mannsfeld hinabgezogen, aber von Bethlen Gabor im Stich gelassen, mußte dieser hier sein Heer entlassen und zog mit wenigen Begleitern durch Bosnien und Dalmatien, um in Venedig neue Hilfgelder zu einem neuen Heere zu suchen. Aber in den Sterzen war es anders beschloffen, zu Uracowicz (nach Andern zu Zara) ereilte ihn der Tod. Sein ritterlicher Geist blieb ihm in der letzten Lebensstunde treu, „ein Feldherr muß stehend sterben!“ rief er, und starb in voller Rüstung, gestützt auf zwei seiner Offiziere, den 20. Novbr. Seine Ueberreste ruhen in Spalatro. In gleicher Zeit starb zu Wolfenbüttel der zweite Vertheidiger der protestantischen Sache, Herzog Christian von Braunschweig.

Kaum war Wallenstein auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen, so entfernte er Lilly, diesem die Beobachtung Hollands als nothwendig vorpiegelnd, und pflückte dann auf eigne Rechnung die ihm von Jenem vorbereiteten Lorbeern. Die Dänen vor sich hertreibend, drang er in Brandenburg, Mecklenburg und Holstein ein; der Kurfürst von Brandenburg erkannte die Kurwürde Baierns an, Hessen-Cassel hatte sich schon früher vom Bunde loszusagen müssen, und die Mecklenburger Herzoge fielen in die Reichsacht und verloren ihre Länder. Des Kaisers siegreiches, nach jedem Siege lawinengleich anschwellendes Heer gebot allmächtig, der fühne Plan Wallenstein's war glänzend in Erfüllung gegangen, auf Feindes Kosten, in den reichsten Staaten erhielt er seine Truppen, ganz Deutschland war des Kaisers Proviandmagazin. Kein Wunder, daß jetzt, wo kein Feind mehr im Felde stand, die Fürsten der ewigen Brandschakungen und Kriegsgräuel müde wurden und beim Kaiser um Abhilfe baten. Beim Kaiser? Hatte dieser ein Heer? Es gehörte ja Wallenstein, der den Sold zahlte, Offiziere ernannte und seine Treuen reich beschenkte, der Spielball der Ligue war jetzt in die Hand seines mächtigen Feldherrn gegeben, der Freund in der Noth war der alleinige Gebieter geworden, dem 100,000 ergebene Krieger zur Seite standen, denn, läßt Schiller einen Soldaten sagen:

47.  
 War's nicht der Wallenstein, der uns gewonnen,  
 Der Ferdinand hätte uns nimmer bekommen.

Mochte der Kaiser selbst erschrecken vor dem, was sein Feldherr in seinem Namen that, hindern konnte er es nicht, und dieser fühlte seine Nothwendigkeit, seine Unentbehrlichkeit zu wohl, um sie nicht für seine Zwecke bestens zu benutzen. Herzog von Friedland war er durch Ferdinand's Dankbarkeit geworden, unmittlbarer Reichsfürst wollte er sein, und dieser Wille genügte. Der Kaiser verjagte, um ihn zufrieden zu stellen, die Mecklenburger Herzoge aus ihrem Erbe (1628) und übergab dieß seinem Feldherrn zum

Pfand für die geliehenen Geldsummen. Bald darauf eroberte Wallenstein die Stadt Wismar und nannte sich aus eigener Machtvollkommenheit Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande, das Auge schnüchelig auf Stralsund richtend, denn an der Ostsee wollte er sich eine unabhängige Macht gründen. Freilich war diese wichtige hanseatische Stadt unter dem Schutze Pommerns und hatte keinen Antheil am Kriege genommen — aber war denn eine Neutralität eine Schutzwehr gegen den Ehrgeiz des sogenannten kaiserlichen Generalissimus? Ein Grund zu Feindseligkeiten war bald gefunden — die Weigerung des Magistrats, kaiserliche Truppen aufzunehmen oder ihnen den Durchzug zu gestatten, — Wallenstein beschloß die Belagerung.

Ein neues Hinderniß! Stralsund ist eine Seestadt und der Kaiser hat keine Schiffe, ihren Hafen zu sperren, denn die polnischen Schiffe werden von den Dänen zerstört und Lübeck verweigert die seinen, während Schweden und Dänemark, gleich theilhaftig an der Freiheit der Stadt, ihre Flotten zum Schutze derselben vereinigen. Es muß auch so gehen! denkt der sieggewohnte Wallenstein, umzingelt Stralsund zu Lande und prahlt „er wolle es nehmen und wäre es mit Ketten an den Himmel gebunden!“ Den Befehl des Kaisers zum Abzug verachtend, der sich hier keinen Sieg versprach, setzte Wallenstein die Belagerung fort, die von einem schwedischen Generale vollständig vereitelt ward. Nach Verlust mehrerer Monate und 12,000 M. mußte Wallenstein der wirklich an den Himmel geschlossenen Stadt den Rücken kehren, die sich nun ganz in Schwedens Arme warf und diesen den Eintritt in Deutschland erleichterte.

Der Kaiser stand jetzt auf dem Höhepunkte der Macht und wünschte Frieden, Wallenstein ebenfalls, um den Krieg in einem andern Theile Deutschlands zu entzünden, nicht um im Schatten seines Ruhmes auszuruhen. Aber seine Beweggründe waren andere als die des Kaisers. Das Mecklenburger Land sich um jeden Preis zu sichern, trennte er Dänemark von Schweden; im Lübecker Congreß (1629) ließ Christian IV. treulos und schimpflich den Protestantismus, seine schwedischen Bundesgenossen und die geächteten Herzoge von Mecklenburg im Stiche und erhielt dafür seine verlorenen Länder zurück. Alles sehnte sich nach Frieden; nahm der Kaiser eine zwischen beiden Religionsparteien vermittelnde Haltung an, so war er leicht herzustellen, aber dieß war von dem Zöglinge der Jesuiten nicht zu erwarten, — das Schwert des Brennus in die Waagschale der Katholischen werfend, entzündete er den Krieg auf's Neue.

Unablässig hatte er seit 1621 die Gegenreformation in Böhmen geleitet, d. h., wie Bescheff in der Geschichte derselben ausführlich erzählt, durch die schändlichsten Gewaltthaten und Verfolgungen die Protestan-



ten in die Messe gejagt, durch rohe Soldatenhaufen die geängsteten Einwohner so lange geplagt, bis sie vom römischen Pfaffen sich einen Beichtzettel holten — was sollte er jetzt als Sieger und Herr des Landes von der Ostsee bis zum adriatischen Meere noch fürchten, das auszuführen, wozu ihn sein Fanatismus mächtig lockte! So erhielten denn alle Protestanten seiner Erbländer Befehl, auszuwandern oder katholisch zu werden — und wilde Empörungen waren die Folgen; so wurde in der Pfalz der reformirte Gottesdienst aufgehoben. Aber damit begnügten sich die katholischen Eiferer nicht; auf der Kurfürstenversammlung zu Mühlhausen (Octbr. 1627) forderten sie die Rückgabe aller seit dem Augsburger Religionsfrieden, also seit 1555 eingezogenen Bisthümer, Stifter und Klöster zur Entschädigung für ihre Verluste im jezigen Kriege. Doch noch war der Kaiser bedenklich, die Forderung mußte ja alle protestantischen Fürsten von ihrem Schlummer aufjagen, und der Krieg war noch nicht zu Ende. Er versuchte es also zunächst im Kleinen, in Osnabrück und Halberstadt; als aber der Friede zu Lübeck ihn außer Sorge setzte, trat er offen und kühn auf und erließ am 6. März 1629 das verurtheilte Restitutionsedict, durch welches die Freiheit des deutschen Reichs in Trümmer fallen mußte, durch welches aber der neue Krieg angefaßt und der große Wendepunkt in dem Glücke des Kaisers herbeigeführt wurde. In der kaiserlichen Deutung des Augsburger Friedens war zu lesen, daß jede nach dem Datum desselben stattgefundenene Einziehung katholischer Stifter dem Sinne des Friedens entgegen sei, und daß katholische Fürsten ihren auswandernden protestantischen Unterthanen nur den freien Abzug, und sonst auch nichts, zu gestatten brauchten. Der Schlag war geschehen, sein Donner rollte durch die deutschen Länder, aber die protestantischen Fürsten erschrafen nur und fügten sich der gefürchteten Macht des Kaisers, an Widerstand dachten sie nicht. Sollte man es denken, diese Widerstandlosigkeit trug zur Rettung bei! Schon hatte nämlich in Augsburg und in Würtemberg die Ausführung des Edicts begonnen, als die frohlockenden Katholischen dieselbe ein Jahr lang zu verschieben beschloßen, weil sie glaubten, die Protestanten würden sich friedlich in das Unvermeidliche schicken. Der Kurfürstentag von Regensburg (1650) stürzte die Macht des Kaisers von ihrer Höhe herab, während der Blich scheinbar nicht ihm galt, sondern — Wallenstein.

Eben so wie die Protestanten den Kaiser haßten und fürchteten, so fürchteten ihn auch die Katholischen, besonders der Kurfürst von Baiern, der nicht länger Lust hatte, die zweite Rolle zu spielen, des Kaisers werthlos weggeworfenes Werkzeug zu sein, und allen Vergrößerungsplänen desselben entgegenarbeitete. Die Gelegenheit war günstig und ging nicht ungenützt vorüber. Entlassung Wallenstein's, der alle deutschen

Fürsten beleidigt, alle deutschen Länder ausgeplündert hatte, war die allgemeine Forderung; um ihr auszuweichen, entließ Ferdinand einen Theil seines Heeres und bestimmte durch diese rasche Nachgiebigkeit die Fürsten, desto nachdrücklicher auf ihrer Forderung zu bestehen. Der Kaiser war in peinlichster Verlegenheit; nur zu wohl kannte er die Größe des geforderten Opfers, aber — er brauchte Baierns Anerkennung für seinen Sohn als König von Ungarn. Der italienische Krieg, den Ferdinand gegen Mantua geführt, hatte ihm auch den Haß Italiens zugezogen, der Papst war erzürnt darüber und Frankreich drohte mit Krieg — wo sollte die neue Verwicklung enden? Baiern mischte sich ein zu Gunsten Frankreichs, der verschmigte Geschäftsführer des Cardinals Richelieu, der Kapuziner Joseph, überlistete den Kaiser und Ferdinand, um den französischen Krieg zu vermeiden und Baierns Stimme zu gewinnen, gab — seinen Feldherrn preis. „Ein schlechter Kapuziner“ sagte er später, „hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet und nicht weniger als 6 Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben.“ Aber es war zu spät! Wallenstein spielte seine Rolle trefflich, unterwarf sich dem Absetzungsdecrete und ging auf seine Güter nach Böhmen, in fürstlichem Glanze Zufriedenheit mit seiner thatlosen Ruhe heuchelnd und, in Aussicht auf neuen Krieg, Machtpläne entwerfend. Ein großer Theil seiner Offiziere, und zwar die besten, verließen des Kaisers Dienst und folgten ihrem Feldherrn nach Böhmen, das durch ihn geschaffene Heer schmolz von 100,000 Mann auf 40,000 — und dieß, als Gustav Adolf sich zum Kriege rüstete. Denn während in Deutschland Frankreich, oder vielmehr seines Ministers Richelieu diplomatische Kunst den Kaiser um seinen besten Feldherrn betrog und ihm eine tiefe Wunde schlug, ehe der Krieg begann, machte dieselbe Kunst in Polen diesen möglich, indem sie durch Ueberredung König Sigismund's zu einem sechsjährigen Waffenstillstand mit Gustav Adolf diesem freie Hand gab, seine Waffen gegen den Kaiser zu wenden. Von Außen ein blühender kräftiger Stamm, war Oesterreichs Macht also im Inneren krank und ausgehöhlt. So war der Stand der Dinge in Deutschland am Ende der vierten Periode, und wir wenden uns nach dieser nothwendigen Darlegung derselben zu unserem speziellen Zwecke „zur Schilderung Sachsens“ zurück.

Rings um die Länder der Kur zog sich der Krieg mit allen seinen Wechselfällen, und Johann Georg verfolgte ihn mit scharfem Auge, aber angstbekommenem Herzen, denn noch immer hatte er keinen Entschluß gefaßt, auf welche Seite er sich entschieden schlagen sollte. Unzufrieden mit des Kaisers Maßnahmen, wagte er dennoch nicht, den Anträgen Herzog Wilhelm's von Weimar Gehör zu geben, sich offen mit ihm zu verbünden, immer in Furcht, dadurch dem pfälzischen



Hause förderlich zu werden. Vielmehr verweigerte er Christian von Braunschweig, bei dem die weimarschen Truppen standen, den Durchzug durch Kursachsen, als er sich mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen vereinigen wollte, und drängte ihn dadurch nach Norden, wo er bei Stadlo von Tilly geschlagen wurde (6. Aug. 1623); Herzog Wilhelm selbst gerieth in Gefangenschaft. Da nun nach Verjagung des Mannsfelders kein Feind mehr da war, so forderte der Kurfürst die Entfernung des liguistischen Heeres von seinen Gränzen, unterhandelte darüber zu Schleusingen — und erkannte Maximilian von Baiern als Kurfürst auf Lebenszeit; von einem Zurückziehen der Truppen war nicht die Rede. Aber trotz so vielfacher Täuschungen hoffte er noch immer auf kaiserliche Milde, ja selbst als die flüchtigen Böhmen (1625) nach Annaberg und Eibenstock kamen, war er bestrebt, dem dänisch-niedersächsischen Kriege, den wir oben beschrieben, vorzubeugen. Natürlich fruchtlos, kaiserliche Truppenzüge gingen bald durch Sachsen und die Regierung schrieb deshalb (1626) eine strenge Buß- und Betordnung aus, der Kreistag zu Leipzig aber überließ es jedem Einzelnen, sich bestens zu vertheidigen. Noch schmeichelte Ferdinand dem Kurfürsten durch Auszichtstellung auf neuen Ländererwerb, und dieser versicherte auf dem Tage von Mühlhausen nochmals dem Kaiser seine Ergebenheit, wofür er neue österreichische Versprechungen erhielt, daß man ihm die katholischen eingezogenen Stifter nicht mit Gewalt nehmen wolle, sobald er ferner zum Kaiser halte. Damit beruhigte sich der Kurfürst, bedauerte mit Worten den arg bedrohten Herzog von Württemberg und glaubte den gefürchteten Krieg glücklich vermieden zu haben. Noch mehr, weil ihm Ferdinand den Titel „Durchlauchtig“ verlieh, und ihn künftig in kaiserlichen Schreiben „Eure Liebden“ statt „Deine Liebden“ zu nennen versprach, ließ er in den Kirchen ein Ledeum jingen, „daß Gott zu Mühlhausen einmüthige Consilia bewirkt zur Herstellung des Friedens“ (1628), mit einem Worte, er war wieder voll Vertrauen zu des Kaisers Gnade und Friedensgeneigtheit.

Aber nicht lange und die Augen gingen ihm auf über seine langjährige Verblendung. Ferdinand warf endlich die Maske ab, die frühere Rücksicht auf den Kurfürsten hörte auf, und er ertheilte das Hochstift Magdeburg, nach dem Joh. Georg schon lange gesuchzt hatte, nicht dem zweiten Sohne desselben, sondern dem mit Vfränden überhäuften Erzherzog Leopold Wilhelm. Gleichzeitig ward die pfälzische Kurwürde, gegen die früheren Bestimmungen, dem Baiernfürsten erblich übertragen. Das waren zwei schwere Kränkungen für Johann Georg, zu denen noch sein Aerger über Wallenstein's Belehnung mit Mecklenburg und die mannichfachen Bedrückungen Obersachsens durch die kaiserlichen Truppen kam. Dieß und die

immer klarer hervortretende Absicht des Kaisers, sich fest mit den katholischen Fürsten zu verbünden, so wie die Gräuel der Gegenreformation in Böhmen und Schlesien wandelten die Herzen des Kurfürsten und seiner Rätthe um. „Allmählig — sagt Oretschel in seiner trefflichen sächsischen Geschichte — siegte über seine und seiner Rätthe Ergebenheit gegen das Haus Oesterreich und seine friedliebende, nachgiebige Politik, welche die Zerrüttung des deutschen Vaterlandes und die Einmischung fremder Mächte zu verhüten strebte, der Verdruß über die erfahrenen Täuschungen und die Besorgniß wegen der Zukunft. Der Vorstand des Lutherthums fühlte unter den obwaltenden Umständen die Nothwendigkeit, das durch jene Politik geschwächte, wenn nicht verlorene Vertrauen der gesammten protestantischen Partei wieder zu gewinnen.“ Der Kurfürst besann sich also mit andern Worten auf seine Pflicht! Das erste Anzeichen dieser veränderten Politik war die theologische Staatschrift „Nothwendige Vertheidigung des heiligen römischen Reichs Evangelischer Kurfürsten und Stände Augapfels“, die 1628 zu Leipzig abgefaßt wurde. In ihr erklärte sich der Kurfürst für einen treuen Anhänger der lutherischen Lehre und daß den Anfechtungen derselben gegenüber „keine Geduld mehr Platz haben könne noch solle.“ — Gewissermaßen als Antwort darauf erschien das Restitutionsedict und ließ nun dem Kurfürsten und seinen Rätthen keine Wahl mehr. Das Schwanken hatte ein Ende.

Gegen die Vollziehung des Edicts und die Art und Weise derselben verwahrte sich der Kurfürst in einem nachdrücklichen, aber noch immer veröhnlichen Schreiben an den Kaiser (den 28. April 1629), worin er geradezu sagte „die Ausführung werde diesem mehr Schaden, als den Geislichen Nutzen bringen und ohne Zerrüttung des Reichs nicht abgehen, welches die auswärtigen Mächte mit großem Frohlocken sehen würden. Er seinerseits werde sich dem Edicte nicht bequemen, sondern bezeuge mit allem Respect seinen Dissens.“ Aber weder dieses noch ein zweites Abmahnungsschreiben fruchtete beim Kaiser, und die Beilegung des dänischen Krieges gab Wallenstein freie Hand, den kaiserlichen Willen kräftig zu unterstützen. Zwar gab er die Belagerung Magdeburgs, das die Aufnahme kaiserlicher Truppen verweigerte, im Sept. 1629 wieder auf, vollzog aber, im Verein mit Tilly, das Restitutionsedict im Hochstift Halberstadt, trotz des den protestantischen Domherren erst im vorigen Jahre verliehenen kaiserlichen Schutzbriefes. Die Zeit der Entscheidung rückte immer näher; gleichzeitig mit dem Regensburger Fürstentage (im Mai 1630) fertigte der Kurfürst von Sachsen eine Gesandtschaft an den Kaiser ab, sich kräftig beschwerend über die Bedrückungen des kaiserlichen Heeres, über die Vollziehung des Restitutionsedicts und die Verjagung der Mecklenburger Herzöge. Eben so erfolgten Gegen-



schriften gegen die von katholischer Seite versuchte Wiederlegung des „Augapfels“, und die erste Secularfeier der Uebergabe der Augsbürgischen Confession ward 4 Tage lang festlich begangen. Aber die arge Glaubenszerspaltung gab sich auch dabei kund, gegen Katholische und — Reformirte ward zugleich geschrieben und gepredigt, und dabei noch immer der Kaiser „als redlicher Mann, von Treu und Glauben“ aufgestellt. Das Letztere war ein nothwendiger Ausfluß der kursächsischen Politik, denn wenn sich auch Johann Georg als Schirmherr des Protestantismus berufen fühlte, gegen den Kaiser aufzutreten, so wollte er doch dabei weder seine Liebe zu diesem und zu deutscher Einheit, noch seinen Haß gegen fremde Einmischung aufgeben, und so entstand diese unglückselige schwankende Politik, deren Folgen wir in späterer Zeit noch deutlicher erkennen werden.

Der Juni 1630 kam, der Kurtag zu Regensburg ward eröffnet, Sachsen erschien vertreten durch den Grafen Philipp Ernst von Mansfeld mit kurfürstlichen Instructionen. Hierin drang der Kurfürst nochmals entschieden auf das Bestehen der bisherigen Reichsverfassung, indem durch Einigkeit der Kurfürsten, nach Johann Georg's Lieblingsausdruck, „den unbeweglichen edlen Säulen des Reichs“, die kaiserliche Macht gestärkt und die allgemeine Freiheit deutscher Nation gerettet werden sollte. Ernst warnte er vor Uneinigkeit und fremder Einmischung und wies auf den Sturz so manches im Alterthum berühmten Staates hin. Am Sturze Wallenstein's nahm er thätig Antheil, verweigerte die Wahl von Ferdinand's Sohne zum ungarischen Könige, konnte aber auch eine Zurücknahme des Restitutionsedicts nicht erlangen. In dieser Zeit landete Gustav Adolf in Deutschland, und wenn auch Johann Georg sein Erscheinen mit mißbilligendem Auge sah, so verweigerte er doch dem Kaiser Geld, Proviant und Munition zum Schwedenkriege und erklärte, da der Kaiser das Edict nicht aufheben wolle, werde er mit den protestantischen Fürsten Gegenschritte verhandeln. Und doch, wer sollte es für möglich halten, ließ er sich durch eine begütigende, aber zweideutige Antwort Ferdinand's nochmals umstimmen. Zwar schrieb er einen Ausschußtag seiner Stände nach Dresden aus (25. Octbr.), um zu erfahren, ob er ein protestantisches Bündniß eingehen könne, aber leider hatte die bisherige schlechte Politik auch die Stände angesteckt; vor Bedenklichkeiten und Sorgen kamen sie zu nichts als ungenügenden Beschlüssen und halben Maßregeln. Dadurch ward der Kurfürst noch unschlüssiger, berief die protestantischen deutschen Stände zur Berathung nach Leipzig und entschuldigte in Briefen an den Kaiser auf das Respectvollste diesen Schritt. Wenn irgend etwas die traurigen Zustände jener Zeit, die Verzagtigkeit der protestantischen Fürsten und besonders das unverantwort-

liche Benehmen Johann Georg's beweist, so sind es die Verhandlungen auf dem Leipziger Convent. Am 10. Febr. 1631 ward er eröffnet und, nachdem man in 12 Sitzungen sich mit unendlicher Breite und Vorsicht über deutschen Reichs und protestantischer Kirche Wohlfahrt ausgesprochen hatte, ward endlich am 3. April beschlossen, es solle sich Jeder vertheidigen, so gut er könne, die Fürsten und Stände sollen sich in einige Verfassung setzen, aber nicht zum Angriff, nur zum Schutz, und solle einer angegriffen werden, so sollen ihm die andern nach Möglichkeit und verantwortlich zu Hilfe kommen.

Vergebens bestrebten sich die Herzoge von Weimar, einen Bund nach Art des Schmalkaldischen zu Stande zu bringen, der Kurfürst war gegen Alles, was dem „Leipziger Schlusse“ den Schein einer engern Verbindung geben konnte. So blieb es denn bei jenem bedeutungslosen, ja nur verderblichen Beschlusse, denn Johann Georg wollte nicht der Anführer sein und bot — gegen Schweden und den Kaiser zu gleicher Zeit — nur 3 Regimenter Fußvolk und 2 Reiterei auf, sandte auch wieder ehrerbietige Schreiben an Ferdinand ab, der darauf mit stärkstem Mißfallen antwortete und die Vollziehung des Restitutionsedicts seine „Gewissenssache“ nannte. Dieser neue Briefwechsel machte mit Recht die protestantischen Fürsten wieder auf den Kurfürsten mißtrauisch und bittere Vorwürfe, die auch auf seine Trunksucht anspielten, wurden gegen ihn laut.

Doch wir sind jetzt bis zu dem Zeitpunkte gekommen, wo die Politik Sachsens, von den Ereignissen immer mehr in die Enge getrieben, einen Fehler nach dem andern begeht, rathlos von einer Partei zur andern blickend und zwischen zwei feindlichen Mächten, selbst betheiligigt, noch auf Neutralität und Frieden hoffend, — zu dem Zeitpunkte, wo man eben so wohl Johann Georg wegen seiner unbegreiflichen Verblendung bedauern, als wegen Treubruchs und Gewissenlosigkeit verdammen kann. Die Zustände Deutschlands, der Haß der Katholischen gegen die Protestanten einerseits, das Mißtrauen gegen die Riesenmacht des Kaisers andererseits, seine Liebe zum Protestantismus, den er im höchsten Grade bedroht sah, und wohl auch Besorgniß für sein eignes Land neben der Hoffnung, ein Stück deutschen Bodens zu erwerben, riefen einen fremden Fürsten zur Rettung der protestantischen Sache auf. Dieß war Gustav Adolf von Schweden, der außer seiner Lust zum Kriege, auch noch in jüngster Zeit eine besondere Veranlassung dazu in dem Umstande fand, daß eine kaiserliche Heeresabtheilung von 12,000 M. unter Arnheim (siehe die vorige Lief. S. 103) gegen Schweden den Polen zu Hilfe gesandt worden war. Genug, Gustav Adolf beschloß den Krieg, und zwar gegen den Rath seiner Stände, angriffsweise auf deut-



ischem Boden. Sein eignes Land zu schützen, besprach er sich persönlich mit dem Könige von Dänemark, deckte Finnland und Liefland gegen den Zaar von Moskau, unterhandelte mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen und warb Truppen in Niederland und Deutschland. Am 20. Mai 1630 nahm er in Stockholm Abschied von der Reichsversammlung und landete bald darauf mit einer kleinen, aber vom trefflichsten Geiste beseelten, durch ihn gebildeten Armee von 15,000 M. an der Küste Pommerns. Hatte er sich aber Hoffnung gemacht, daß die deutschen protestantischen Fürsten ihn mit offenen Armen als Retter begrüßen würden, so sah er sich schmerzlich getäuscht. Am Herzoge Bogislas von Pommern machte er die erste Erfahrung dieser Art. So fürchtbar immer die kaiserlichen Truppen in seinem Lande gehaust hatten, der charakterischwache alte Herzog erschrak über die Landung der Schweden mehr, als daß er sich ihrer gefreut hätte; die Hoffnung auf Siege der protestantischen Sache hatte ihn verlassen, er sah nur das drohende Nacheschwert des Kaisers über seinem Haupte schweben, wenn er sich mit den Schweden einließe. So eilte er selbst hinaus zu Gustav Adolf, der den Eintritt in die Hauptstadt Stettin forderte, und suchte ihn zum Abzuge zu stimmen; als aber der Schwedenkönig ihn mit der Kraft der Ueberzeugung über seine Lage belehrte und ihn aufforderte, zwischen ihm und dem Kaiser zu wählen, da siegte protestantischer Muth über seine Bedenklichkeiten als Reichsfürst. Stettin öffnete seine Thore und Pommern war Schwedens Bundesgenosse. Die herbeieilenden Kaiserlichen kehrten wüthend um.

Während nun Gustav Adolf in einem Manifest seinen Feldzug gegen Europa's Fürsten ankündigte, rechtfertigte der Pommernherzog seinen Abfall beim Kaiser durch das Gebot der Nothwendigkeit. In Wien und der kaiserlichen Hofburg war man aber noch vom Siegestaumel so geblendet, daß man der Schweden Landung kaum beachtete. Ferdinand selbst meinte spöttelnd: „wir haben halt wieder ein kleines Feindle bekommen“, und seine Hoffschranzen sprachen viel von der Schneemajestät, die in der südlichen Sonne bald genug schmelzen werde. Daß sie eine Lawine werden sollte, die das Haus Oesterreich zu verschütten drohte, fiel Niemandem ein, und doch eilten die Söldnerschaaren und schlachterprobten Offiziere, die unter dem Mannsfelder wie unter Wallenstein gefochten hatten, beutelig und ruhmbe gierig in's schwedische Kriegslager. Die deutschen Kurfürsten auf der Regensburger Versammlung beantworteten Gustav Adolfs Schreiben nicht und verweigerten ihm, kriechend genug, sogar den königlichen Titel, den sie ihm später gar gern gaben, um nur den Frieden von ihm zu erbetteln. Ein Unterhandlungsversuch des Kaisers mit den Schweden zu Danzig zerschlug sich, und bald war ganz Pommern in

den Händen der Letzteren. — Ein Versuch der vertriebenen Mecklenburger Fürsten, ihr Land wieder zu gewinnen, ward zwar durch den kaiserlichen General Pappenheim vereitelt und ihr General, der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, gefangen; aber gleichzeitig änderte sich die Gestalt der Dinge in Brandenburg. Raubend und mordend waren die flüchtigen Kaiserlichen in die befreundete Mark eingedrungen, deren Kurfürst, noch immer auf Seite des Kaisers, den Befehl erlassen mußte, jeden Blünderer todzuschlagen. Ein klares Zeugniß für die Mannszucht des Heeres, für den Nothwehrzustand eines deutschen Reichsfürsten gegen den Kaiser, dem zu Gefallen er gleichwohl den heranziehenden Schweden die Festung Küstrin verschloß. Denn schon war der Retter Brandenburgs in der Nähe, Tilly erschien mit einem mühsam zusammengerasteten Heere vor Frankfurt a. d. Oder, warf eine starke Besatzung in diese Festung und wollte nun das abgefallene Pommern züchtigen, obschon er seinen Gegner Gustav Adolf sehr richtig als den gefährlichsten Feind beurtheilte. Der Fall Kolbergs aber und Demmin's, der letzten festen Plätze in Pommern, vereitelte diese Absicht, noch ehe sie in Ausführung gebracht werden konnte, und Tilly wandte sich der Elbe zu, den Schweden den Rücken kehrend. Sofort stürmte Gustav Adolf aus Pommern in die Mark, Frankfurt fiel durch Sturm und seine Vertheidiger erhielten „Neubrandenburgisch Quartier“, d. h. sie wurden niedergehauen zur Vergeltung für die Niedermetzlung einer schwedischen Abtheilung in Neubrandenburg.

Wir haben im Vorhergehenden der Leipziger Schlüsse und des lockern neuen protestantischen Bündnisses Erwähnung gethan: leider ist auch jetzt die Reihe von Halbheiten, Verkehrtem und politischen Fehlern noch keineswegs erschöpft. Vor Magdeburg, in welche Stadt der Administrator Christian Wilhelm zurückgekehrt war und im Bund mit Gustav Adolf viele glückliche Streifereien gegen die kaiserlichen Truppen vollführt hatte, finden wir Tilly und Pappenheim wieder. Es gilt den beiden katholischen Heerführern, um jeden Preis das reiche starke Magdeburg zu gewinnen, sich dadurch festen Halt an der Elbe zu schaffen gegen die Schweden und zugleich die schwierigen protestantischen Fürsten zu schrecken. Aber trotz der geringen Besatzung, trotz des Verlustes der Außenwerke und der Verbrennung zweier Vorstädte, hält sich Magdeburg standhaft, — die Schweden stehen ja nur 3 Tagemärsche weit, der Entschluß ist nahe. Der Entschluß! bitterer Hohn, er war gewiß, wenn die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen Männer, wenn sie Protestanten waren! So verweigerte der Eine die Festungen Spandau und Küstrin, die Gustav forderte, um sich den Rückzug zu decken, und der Andere den Uebergang über die Elbe — Beide, weil sie den Schweden mißtrauten und aus



Furcht vor dem Kaiser, dann auch, weil Johann Georg, trotz seiner völligen Unfähigkeit, gern die erste Rolle spielen wollte. Noch unterhandelte man — als die Sonne des 10. Mai 1631 blutig heraufstieg, um bald zu verschwinden vor dem Qualm und Rauch, der aus dem erstürmten brennenden Magdeburg aufstieg. Das katholische Deutschland jauchzte laut auf, die Protestanten erbeben von dem furchtbaren Schläge, und Gustav Adolf klagte laut die Kurfürsten an als schuldig an dem grenzenlosen Unglück. Wir übergehen die Schilderung der grauenvollen Scenen der Erstürmung Magdeburgs, wie sie Schiller's Feder entworfen, nur des Einen gedenken wir, daß in neuester Zeit, als Ludwig von Baiern dem lorbeergetrönten Mordbrenner Tilly die Bildsäule errichten ließ, man eifrigst bestrebt war, den Blut- und Brandflecken von seinem Gedächtniß abzuwaschen; er scheint aber festzuhaften, wie der Flecken am Schlüssel zu Blaubart's schwarzer Kammer.

Auch die Rauchsäulen Magdeburgs konnten Johann Georg noch nicht zu entschiedenem Handeln treiben, der Protestantismus, den er zu vertreten hatte, war ohne Macht auf den kleinmüthigen und die Sachlage falsch beurtheilenden Fürsten; das Verdienst, ihn zum Handeln zu zwingen, blieb der Geißel der Protestanten, dem Grafen Tilly selbst vorbehalten. Von Magdeburgs Fall durch einen Trommelschläger, den der Sieger an ihn sandte, unterrichtet, versuchte der Kurfürst neue Friedensunterhandlungen und wollte einen Waffenstillstand mit Schweden vermitteln, keines Falls aber von der Leipziger Convention zurücktreten oder seine Rüstungen einstellen. Tilly's üble Antwort und die Ausschweifungen der Kaiserlichen veranlaßten ihn jetzt, am 18. Juni einen Landtag nach Dresden auszusprechen, um zu berathen, wie der Gefahr für den Protestantismus zu begegnen sei und ob man sich vielleicht an Schweden anschließen solle. Die Landstände waren willig, und so brachte der Kurfürst sein Heer auf 18,000 M. und ernannte den Grafen Arnheim zum Oberanführer desselben. Gegen Gustav Adolf, der jetzt an der Elbe stand, zog Tilly aus dem Hessischen herbei, wohin er geeilt war, um den Landgrafen zu züchtigen, der sich mit Schweden verbündet hatte; der Durchzug durch das Hennebergische ward ihm gestattet und ihm auf besonderen Befehl Johann Georg's der nöthige Proviant bewilligt. Aber die Stellung Sachsens war dem scharfblickenden General der Ligue höchst bedenklich, darum mahnte er von Wolmirstädt aus, den Kurfürsten nochmals vom Leipziger Schlusse ab und rieth ihm, „die

Gnadenthür zu benutzen, ehe es zu spät sei, damit die Sache nicht auf's Neueste komme.“ Das war deutlich und der Kurfürst beleidigt durch den Ausdruck: Gnadenthüre; seine Antwort war entschiedener als je verneinend, aber die Neutralität hoffte er noch immer zu retten, bat auch, „man möge sein Land mit Kriegsdrangsalen verschonen, da man sonst leicht berechnen könne, wohin das ausschlagen werde,“ und sprach von sächsischem Confect und harten Schaugerichten. Das war nicht minder deutlich und Tilly verstand es recht, denn sofort rückte er an die sächsische Gränze, nach Halle, von wo er dem Kurfürsten mit „Vollstreckung der kaiserlichen Mandate gegen Ungehorsame drohte.“ Ueber diesen unverdienten Drohbrief beklagte sich Johann Georg schmerzlich, erklärte aber zugleich, daß er nun Gewalt gegen Gewalt setzen werde, was ihm sonst nie in den Sinn gekommen sein würde.

Der Kaiser und der Kurfürst von Baiern erschrakten über dieses Verfahren Tilly's, aber ihre Abmahnungsschreiben erreichten diesen zu spät, denn schon hatte er die Feindseligkeiten auf's wildeste durch Pappenheim eröffnet, Naumburg, Jena, Zeitz wurden erobert und verheert. Da sandte Johann Georg zu Gustav Adolf mit Anerbietungen zum Bündniß. Mit gerechter, durch die früheren Vorfälle begründeter Kälte empfing der König den General Arnheim, und hart waren seine Forderungen. Einräumung von Wittenberg, dreimonatlicher Sold für das schwedische Heer, Pfandstellung durch Auslieferung des Kurprinzen und Bestrafung der treulosen Rätthe der Krone. — Die Roth, die jetzt gebieterisch an die Pforten donnerte, ließ keine Weigerung übrig, der Kurfürst bewilligte Alles — und Gustav Adolf ließ nun freiwillig die gestellten Bedingungen fallen, war doch der Kurfürst diesmal wirklich aufrichtig. Am 1. Septbr. ward der Vertrag zu Coswig abgeschlossen; Sachsen versprach, seine Truppen unter den Oberbefehl Gustav Adolf's zu stellen, ihm die Elbpässe offen zu halten, sein Heer zu verproviantiren und keinen einseitigen Frieden zu schließen; dafür sicherte Gustav Adolf dem Kurfürsten jeden Beistand für ihn und seine Länder zu. So war endlich der entscheidende Federzug geschehen, Sachsen der Bundesgenosse Schwedens, sein Kurfürst erklärter Feind des Kaisers; daß auch das Schwert nun nicht lange in der Scheide bleiben konnte, war klar, die Kriegsthaten aber, die dem Coswiger Vertrage auf dem Fuße folgten, gehören schon in den nächsten, von uns als fünften, bezeichneten Abschnitt.



## Johann Gotthold Ephraim Lessing.

(Beschluß.)

Wenige Schriftsteller nennt und lobt man so gern, als Lessing, denn er war der eigentliche Autor der deutschen Literatur, indem er so vielseitig, als durchgreifend für das Ganze derselben wirkte. Er war einer von den revolutionären Geistern, welche überall, in welches Gebiet der Meinungen sie sich auch wenden, gleich einem scharfen Scheidungsmittel, die heftigsten Gährungen und die gewaltigsten Erschütterungen allgemein verbreiten.

Es war zu der Zeit seines Auftretens die deutsche Kunst und Wissenschaft in die entschiedenste Platttheit, ja Unbedeutenheit versunken. L. griff diesen trostlosen Zustand mit der Energie und schneidenden Schärfe seines Geistes an, stellte ihn in seiner Nichtigkeit dar, und zeigte zuerst den universellen Geist der Forschung und Kritik, welcher in Wissenschaft und Kunst das Eigenthümliche des deutschen Volkes ist.

In der Theologie, wie auf der Bühne, und eben so in der Kritik machte er nicht bloß Epoche, sondern veranlaßte eine allgemeine und andauernde Revolution in derselben.

Wollte man ihn im vorigen Jahrhunderte zu einem der größten Dichter, zum vollendeten Kunstkenner, kurz zum Universalgenie erheben, so ging man freilich in der Bewunderung zu weit, obschon das nach dem kurz vorhergegangenen Zustande der Kunst und Wissenschaft leicht entschuldigt werden mag. L. selbst kannte sich auch zu gut, urtheilte über sich zu unparteiisch, war gegen sich zu schonungslos streng, daher auch aller Ungründlichkeit und Effecthascherei zu sehr feind, als daß er dieß Geschrei der ihn in den Himmel emporhebenden Menge, die ihn nun einmal zu Allem in Allem machen wollte, hätte anders, als mit Unwillen aufnehmen können. Allerdings war er Großem, ja in einigen Beziehungen dem Größten gewachsen und adelte selbst das Kleinste durch Kunst und Geist.

Er sollte nach dem einmüthigen Urtheile Aller ein großer Dichter sein. Allein er selbst sagt: „ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.“ L. hatte auch in keinem Fache so viel Erfahrung, Gelehrsamkeit, Ausbildung, Uebung, zeigte nirgend so viel Anstrengung, als gerade in der Poesie. Aber eben diese Anstrengung, von welcher er, sie wohl erkennend, sagte: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die sich durch eigne Kraft emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichem, so frischen, so reinen Strahle aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Möhren in mir herauspressen,“ zeigt, daß es ihm an poetischem Verstande, daß daher seinen poeti-

schen Produkten die innigere Harmonie und tiefe Nothwendigkeit; daß ihnen im Allgemeinen das Gemüth fehlte, welches wir nur in dem einzigen „Nathan dem Weisen“ finden, der — wie Fr. Schlegel sagt — „vom schwebenden Geiste Gottes unverkennbar überhaucht und durchglüht,“ der daher auch der Gipfel von L.'s poetischem Genie, wie „Emilie Galotti“ der seiner poetischen Kunst ist. Man sieht in seinen andern Trauer- und Lustspielen fast nur Exempel, die L.'s Ansichten über dramatische Kunst und Theater verständlichen sollten, die daher kalt und besonnen, nicht durchglüht vom hohen Feuer der Phantasie, der Dichtkunst dastehen.

Sind L.'s Forschungen in der Philosophie und Philologie eigentlich nur Fragmente geblieben, so sind sie darum nicht minder anerkennenswerth.

Hat aber der Deutsche in neuester Zeit das Feld der Kunst mit allseitiger Geistesstärke durchforscht und durchdrungen, bestrebt man sich jetzt, ein Kunstwerk in allen Beziehungen seines lebendigen Organismus zu begreifen und in sich aufzunehmen, und dann ihm in dem Gesamtgebiete der Literatur und Kunst seinen Platz anzuweisen, erscheinen darum L.'s Kunstbetrachtungen und Untersuchungen jetzt oft unerheblich, un begründet und mangelhaft: so muß man bedenken, in welchem Zustande damals das Kunstgefühl begriffen war. Bei alle dem fing L. an, den rechten Weg der Kritik zu bahnen. Er drang auf scharfe Sondernung der Klassen, bemühte sich, bei aller Anerkennung des classischen Alterthums, die englische, spanische und italienische Literatur zur Anerkennung zu bringen, dagegen den schlechten französischen Geschmack zu vernichten, und an dessen Stelle einen umfassenderen, kräftigeren zu setzen.

Wahre Bewunderung verdient sein riesenmäßiger Geist, der bei zahlreichen poetischen Versuchen, kritischen, philosophischen und artistischen Untersuchungen aller Art, auf die umfassendsten theologischen Streitigkeiten einging. Hier war es, wo er, das Gemisch von positiver und Vernunftreligion, welches damals Aufklärung sein sollte, in seiner Erbärmlichkeit darstellend, der positiven Religion aber (im Nathan) den Krieg ankündigend, das noch heute kaum erreichte Muster der Polemik aufstellte. Diese Polemik ward zwar sehr beklagt, aber gerade diese nimmt durch zermalmende Beredsamkeit, überraschende Gewandtheit und glänzenden Ausdruck, Genialität, Philosophie, selbst an poetischem Geist und sittlicher Erhabenheit unter seinen Schriften fast den ersten Rang ein; namentlich aber errang sie



ihm fast immer den Sieg, und deshalb hatten die Gegner freilich Ursache, sich zu beklagen.

Das Bleibende und Große in seinen Schriften, was aber nur durch Selbststudium erkannt werden kann, ist der Styl, seine silberreine, leichte und doch kräftige Prosa, der reiche Witz, die unendlich regsame Lebendigkeit des Geistes, womit er seine Untersuchungen und Speculationen in einer Weise, welche unwiderstehlich zum Selbstdenken anregt und auffordert, mittheilt.

Hoch schätzen muß man an L. als Menschen, den großen, freien Styl seines Lebens, die dreiste Selbstständigkeit, die derbe Festigkeit seines ganzen Wesens, die biedere Herzlichkeit, die der sonst nicht empfindsame Mann in Allem, was Kindespflicht, Brudertreue, Gattenliebe und überhaupt die ersten Bande der Natur und die innigsten Verhältnisse der Gesellschaft betrifft, stets offenbarte, und welche sich auch in seinen Werken so oft und so anziehend äußert. Die vollste Anerkennung verdient ferner sein Haß gegen die Lüge, gegen die knechtische sowohl, als herrschsüchtige Geistesfaulheit,

seine Scheu vor der geringsten Verletzung der Rechte und Freiheit jedes Selbstdenkens, so wie warme Ehrfurcht vor Allem, was er als Mittel zur Erweiterung der Erkenntniß und insofern als Eigenthum der Menschen betrachtete. Bewundern endlich muß man seine Thätigkeit, seinen unermüdblichen Fleiß und seinen reinen Eifer selbst in Bemühungen, von welchen er kaum sich einen Erfolg versprechen konnte.

Will man aber gegen L. einen Vorwurf daraus ableiten, daß man sagt: „er werde von den Meisten gar nicht, von Vielen nicht recht verstanden“; nun so möchten wir Denen diesen Vorwurf am besten mit Schlegel's Worten zurückgeben, aus denen sich Jeder die Nuganwendung ziehen kann: „Man jammert immer: die deutschen Autoren schrieben nur für einen so kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst unter einander. Das ist recht gut. Dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen. Und unterdessen kann vielleicht ein Publicum entstehen.“

## Johann Matthias Reichsgraf von der Schulenburg,

Erbherr auf Emden und Delitz, General in chursächsischen Diensten, Feldmarschall in Diensten der Republik Venedig.

(Hierzu dessen Portrait.)

Von dem aus dem 12. Jahrhunderte stammenden Geschlechte derer von der Schulenburg, welches sich in der Altmark und dem Herzogthume Magdeburg niedergelassen hatte, waren schon zahlreiche Mitglieder zu hohen Ehrenstellen, sowohl im geistlichen, als im Kriegs- und Civilstande gelangt. Wir erblicken unter denselben mehre Bischöffe, drei Heermeister des St. Johanniter-Ordens, zwei Feldmarschälle, mehre Generale und Kriegsobersten, achtzehn Landeshauptleute der Altmark u. s. w. Auch der Vater des in der Ueberschrift genannten Johann Matthias von der Schulenburg, der von Gustav Adolph aus der Taufe gehoben und nach diesem benannt worden war, bekleidete unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg die damals der Würde eines Staatsministers gleichstehende Stelle eines Geheimraths, war außerdem Kammerpräsident zu Magdeburg und Hauptmann zu Siebichenstein und der Moritzburg in Halle. Er vermählte sich zuerst mit dem aus altem westphälischen Geschlechte stammenden Fräulein Petronella Dittilia von Schwenken. Aus dieser Ehe entsprossen ihm zwei Söhne, Johann Matthias und Daniel Bodo, und vier Töchter; aus einer zweiten aber ein Sohn und eine Tochter.

Johann Matthias v. d. S. wurde am 8. August 1661 zu Emden, einer vier Meilen nordwestlich von Magdeburg gelegenen alt-schulenburgischen Besizung geboren. Er erhielt mit seinem jüngern Bruder Daniel Bodo zuerst im älterlichen Hause, dann aber von 1676 bis 1680 auf der hohen Schule zu Magdeburg eine sehr sorgfältige Ausbildung und Erziehung, welche durch einen dreijährigen Aufenthalt auf der von Ausländern sehr frequentirten Universität zu Saumur (an der Loire in der Bretagne) vervollständigt und durch einen mehrmonatlichen Besuch von Paris im J. 1684 — nach damaligen Begriffen wenigstens — vollendet ward.

Bei seiner Rückreise durch das Luxemburgische nahm er Theil an den Operationen der französischen Armee, welche Luxemburg als eine damals zu den spanischen Niederlanden gehörige Festung angriff und später einnahm. Daher datirt auch seine entschiedene Vorliebe zum Kriegsdienste, obschon ihn sein Vater für den Civildienst bestimmt hatte, in Folge welcher Bestimmung er auch zunächst in Herzoglich Braunschweig-Wolfenbüttelsche Dienste unter den Herzögen Rudolph August und Anton Ulrich als Kammerjunker eintrat. Eben jene Vorliebe veranlaßte ihn diese Stellung ohne Wissen und Willen seines Vaters mit dem Kriegsdienste zu



vertauschen und er wohnte nebst seinem Bruder den Feldzügen in Ungarn, der Belagerung Belgrads u. s. w. unter dem Herzoge Carl IV. von Lothringen und Churfürst Emanuel Maximilian von Baiern als Freiwilliger bei.

Als am 18. October 1688 der Kaiser und das deutsche Reich Frankreich, welches unter Ludwig XIV. seine Militairgränzen bis an den Rhein auszudehnen strebte (was ihm hundert Jahre später nur zu wohl gelang), den Krieg erklärte, rüsteten sich die verschiedenen Stände des Reiches und so auch die Herzöge von Braunschweig zu dem bevorstehenden Kampfe. v. d. Schulenburg nahm mit dem braunschweigischen Contingente an den acht Feldzügen in Flandern, am Rhein, den Belagerungen von Mainz und Bonn Theil, wohnte dem Versuche der Entsetzung von Mons und dem Gefechte bei Leuse bei und erwarb sich den ersten kriegerischen Ruhm als Oberstleutnant durch Führung des Rückzuges der vom Landgrafen von Hessen-Kassel befehligten Armee vom Schlosse Ebernburg weg, im J. 1692. Auch wohnte er dem Friedenscongreß zu Ryswick als Beobachter bei. Während dieser Zeit hatte er mit verschiedenen deutschen Höfen zu unterhandeln, um der vom Herzoge Ernst August von Hannover von dem Kaiser Leopold I. verlangten Ertheilung der neunten Churwürde für sich und sein Haus, entgegenzutreten. In demselben Auftrage wurde v. d. S. später im J. 1696 nach Brüssel an den Churfürst von Baiern und als Gesandter an den französischen Hof im J. 1698 geschickt. Er fand also gleichzeitig Gelegenheit, sich als Krieger und als Staatsmann auszuzeichnen.

Mit Genehmigung der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel trat v. d. S. im J. 1698 auf Veranlassung des Gesandten von Savoyen, Grafen Imperiali, welchen er bei dem Ryswicker Friedenscongreße kennen gelernt hatte, in Dienste des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen, eines der tüchtigsten Feldherrn seiner Zeit, als Generalmajor, Oberst und Inhaber eines deutschen Infanterie-Regiments.

Als solcher bekämpfte er zunächst die wegen Steuer- auslagen aufrührerischen Waldenser und stellte durch den Sieg bei Vico die Ruhe wieder her.

Zur Zeit als die Streitfrage über die spanische Erbfolge eröffnet war (nach dem Tode Carl's II. von Spanien, welcher am 1. November 1700 erfolgte), hatte Savoyen mit Frankreich und Spanien ein Bündniß gegen Oesterreich geschlossen und die Feindseligkeiten zwischen denselben begannen im Juni 1701. v. d. S. nahm hieran thätigen Antheil, auch ward er in der Bataille bei Chiari, wo er eine der Attaquen gegen Prinz Eugen commandirte, gefährlich verwundet.

Da er jedoch nicht länger mit Franzosen und Spaniern gegen Deutsche dienen wollte, so nahm er im J. 1702 seinen Abschied und trat bald darauf durch

Vermittelung seines Bruders Bodo, der damals Offizier in der churfürstlichen Armee war, bei dieser als Generalleutnant ein, und hiermit beginnt in der Lebensgeschichte unsers Helden derjenige Hauptabschnitt, welcher dieselbe zur Aufnahme in diese Blätter besonders geeignet erscheinen ließ, und die eigentliche Glanzperiode im Leben des v. d. Sch. bildet.

Bekanntlich befand sich der Churfürst von Sachsen und König von Polen August II. (besonders auf Vertrieß des liefländischen Edelmannes Batkul) durch die Tractate von Moskau und Birsen als Verbündeter des Czars Peter Alexiewicz, um die Schweden aus Lief- und Esthland, Ingermanland und Karelien, wofür ihm die Einverleibung der ersten beiden Provinzen zu Polen versprochen worden war, seit 1700 mit Carl XII. von Schweden im Kriege.

Letzterer hatte aber eine sehr unerwartete und für Polen unglückliche Wendung genommen, indem Carl XII. in Lithauen eingebrochen war und im März 1702 Warschau besetzt hatte; weshalb überdem in Polen selbst eine mächtige Faction gegen August II. entstanden war, die eine Regierungsveränderung herbeiwünschte. Um nun Carl XII. aus Polen zu vertreiben, führte August II. eine Armee gegen denselben, deren rechte Flanke durch die polnische *Pospolite*, d. h. die aus dem polnischen Adel bestehende Reiterei, unter dem Kron-Großfeldherrn Fürst G. A. Lubomirsky gebildet ward. Ueber die sächsische Armee hatte der Feldmarschall Graf v. Steinau den Oberbefehl; v. d. Sch. commandirte die Infanterie und Graf Flemming die Reiterei. Bei Clissow oder Bintschoff kam es am 19. Juli zur Schlacht, welche jedoch durch die Treulosigkeit der Polen für August II. verloren ging. Indeß wurde durch die geschickte Disposition des Generals v. d. Sch. die sächsische Armee in den Sümpfen bei Clissow und Rembowa ein sicherer Rückhalt für das geschlagene Heer. Nach diesem Gefechte zog sich August II. nach Warschau und von da nach Thorn zurück, womit der Feldzug schloß.

Um dieselbe Zeit hatte August II. auch Oesterreich durch einen Offensiv- und Defensiv-Allianz-Vertrag die Stellung eines Hilfs-corps von 8000 Mann auf 10 Jahre (unter Zusicherung gegenseitiger Vortheile, theils zu Gunsten der österreichischen Succession in der spanischen Monarchie, theils zum Schutze Sachsens gegen Schweden u. s. w.) versprochen.

Sobald daher jener Feldzug beendet war, wurde jenes Truppcorps von Sachsen aus in Bewegung gesetzt und v. d. Sch. als Generalleutnant zum Befehlshaber desselben ernannt. Er ging mit demselben nach Böhmen und sodann zu der Armee des Grafen Schlick an die bairische Grenze, um gegen den Churfürst von Baiern, welcher sich mit Ludwig XIV. alliiert hatte, zu agiren. Leider geriethen aber durch die Unvorsich-



tigkeit des österreichischen Oberbefehlshabers, schon die ersten Bewegungen, der trotz des dringenden Anrathens des Generals v. d. Sch., nicht vereinigten Armee, den Verbündeten zum Nachtheile. Die österreichische Reiterei wurde am 10. März bei Schardingen geschlagen und das österreichisch-sächsische Hauptquartier in Eisenbärn verloren.

Später war das sächsische Contingent dem Corps des Feldmarschalls Grafen Styrum zugetheilt, um gegen die unter dem Marschall de Villars bei Dillingen stehenden Franzosen zu kämpfen. Nachdem hier ein Angriff des Generals d'Usson von dem Gen. v. d. Sch. geschickt zurückgeschlagen worden war, überfiel de Villars veremigt mit dem Churfürsten von Baiern die Armee des Feldmarschalls v. Styrum bei Höchstädt und nöthigte diesen zum Rückzuge nach Nördlingen, und nur die geschickten Anordnungen des Generals v. d. Sch., welcher sich mit 2 Bataillonen Sachsen und einigen Geschützen sehr vortheilhaft aufgestellt hatte, und diese Position mehrere Stunden lang vertheidigte, verhinderten einen größeren Verlust, als ohnehin schon an Geschütz, Brückenequipage und Gepäck geschehen war, und machten einen geordneten Rückzug möglich. Gen. v. d. Sch. beschwerte sich bei dem Markgrafen Ludwig von Baden über Feldmarschall v. Styrum, da derselbe seinen Rathschlägen durchaus kein Gehör geschenkt hatte, und es ward in Folge dessen das sächsische Contingent an den Lech zurückgezogen, wobei Generalleutn. v. d. Sch. einen bairischen Transport von 15,000 Montirungen und 36,000 Stück Louisd'or erbeutete.

Da jedoch nach dem schlechten Ausgange des Feldzuges in Polen August II. befürchtete, in seinen Erbstaaten angegriffen zu werden, so gab er dem Gen. v. d. Sch. gemessenen Befehl, mit seinem Corps nach Sachsen zurückzukehren, und Lesterey führte denselben wider Willen des Oberfeldherrn, Markgrafen Ludwig aus, indem er die Pflichten gegen seinen Herrn sowohl, als gegen das Heer, in welchem er diente, möglichst zu vereinigen strebte.

Eine veränderte Disposition berief v. d. Sch. nach Polen, wo er nach Abberufung des Feldmarschall Steinau das Commando über die ganze mobile Armee erhielt, und mit derselben hauptsächlich den schwedischen General Meyersfeldt in der Gegend von Posen am 18. Aug. schlug und Warschau schützte. Wesentliche Vortheile vermochte er jedoch nicht den Schweden abzugewinnen. König August befahl ihm daher, sich mit 12 sächsischen, 4 polnischen, 8 russischen Bataillonen und 500 Reitern nach Sachsen zurückzuziehen. Ihn verfolgten aber 9000 schwedische Reiter unter Carl's XII.

eigener Anführung und zwangen ihn am 7. November bei Punkt zum Treffen. Trotz der oft erneuten Angriffe derselben widerstand doch das sächsische Corps, in ein großes Carré formirt, tapfer und zeigte damit zugleich, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte, daß die Infanterie selbst im freien Felde und ohne künstliche Deckungsmittel die Angriffe der Reiterei wohl abwehren könne. In diesem Gefechte ward Gen. v. d. Sch. selbst durch drei Streifschüsse an der Brust getroffen, an der rechten Hand schwer verwundet und erhielt außerdem noch 6 Schüsse in Kleider und Hut. Er verlor dabei 150 Tode und 400 Gefangene, und alle Ordonnanz-Offiziere. Verfolgt von feindlicher Reiterei, legte er hiernach unter großen Schwierigkeiten mit dem Infanteriecorps in 14 Tagen einen Weg von mehr als 50 Meilen zurück.

Dieser meisterhafte Rückzug vollendete seinen kriegerischen Ruf und wird noch immer als ein Muster von denen aufgeführt, welche sich sowohl mit der Theorie der Kriegswissenschaft, als deren praktischer Anwendung beschäftigen. v. d. Sch. erhielt wegen desselben vom Prinzen Eugen von Savoyen ein Glückwünschungsschreiben und ward vom König August im November 1704 zum General der Infanterie ernannt.

Seine Bemühungen waren hiernächst darauf gerichtet, die Mängel der sächsischen Armee, welche besonders durch die polnischen Feldzüge außerordentlich gelitten hatte und der Fürsorge einer Kriegskanzlei preisgegeben war, die nie eher als auf des Geheimen Raths-Collegii „*expresse Ordre*“ (welche oftmals ausblieb) etwas that, zu verbessern und sie auf 15 Bataillone und 40 Schwadronen zu vermehren. Er gerieth jedoch hierbei in Differenzen mit dem, wohl den Dienstjahren, nicht aber der Einsicht und Erfahrung nach ältern General J. H. v. Flemming und hatte sogar mit demselben ein Duell.

In Folge dieser und mancher anderer Unannehmlichkeiten begann er auf einmal an der Hoffnung zu zweifeln, daß sein Eifer, seine Einsicht und seine Anstrengungen einen günstigen Erfolg für den königlichen Dienst haben könnten und er beabsichtigte, die Anerbietungen der Republik Venedig oder des Landgrafen von Hessen-Cassel anzunehmen. Er ward jedoch dem sächsischen Heere dadurch erhalten, daß ihm König August den Oberbefehl über ein aus 19 sächsischen und 11 russischen Bataillonen und 42 Schwadronen bestehendes Corps, welches nach Polen gehen sollte, übertrug und ihn unmittelbar unter sich stellte, so daß v. d. Sch. weiter Niemandem, als ihm verantwortlich sein sollte.

(Beschluß folgt.)



## Geithain.

(Hierzu eine Abbildung.)

Von dem uralten Orte Geithain, gewöhnlich Geithen genannt, vor Zeiten eine Hauptfestung, bei welcher, wie es heißt, König Heinrich I. im J. 927 seinen Hauptsieg erkämpft hat, sagte man bis zum 19. Jahrhundert wegen seiner eigenthümlichen und unansehnlichen Bauart spottweise: „Geithen hat zwei Seiten, in der Mitte einen großen Plan, hinten und vorn nichts dran.“ Allein die mögliche Wahrheit dieses Spottverses ist auf das jetzige Geithain keineswegs mehr anwendbar, da es besonders in Folge vieler Brände in diesem Jahrhunderte eine bessere Gestalt gewonnen hat. Es zählt jetzt in circa 400 Häusern etwa 3000 Einwohner und ist besonders durch starke Zeugweberei — die Weber und Bleicher waren dort schon im 15. Jahrhunderte zünftig — bekannt. Von seinen beiden Kirchen — denn daß es daselbst auch eine dritte, die Marienkirche, gegeben haben soll, ist nicht bestätigt — ist die *Sci. Nicolai* kirche

mit zwei Thürmen versehen und zeichnet sich sowohl durch Schönheit im Innern, als durch hohes Alter aus. Die zweite, Katharinenkirche, wurde im J. 1257 eingeweiht, im J. 1820 aber wegen ihrer Baufälligkeit abgetragen. In ihr wurden vordem gewöhnlich die Mittwochs predigten und auch am Aschermittwoch der Sage nach, die sogenannte Flachspredigt, welche der Landmann fleißig besucht haben soll, um sich eine gute Flachserndte zu verschaffen, gehalten. Wie Rochlig, hat auch Geithain eine geistliche Vorstehererei, d. h. einen Verwaltungsausschuß für die sonst dem Pastor, jetzt dem Rathe unterthänigen 7 bis 8 Dorfteile mit etwa 500 Einwohnern. Bemerkenswerth ist Geithain noch als Geburtsort des vor 320 Jahren lebenden großen Theologen und Componisten Michael Schmelzer und des Philologen B. Federich (gestorben in der Mitte des 18. Jahrhunderts).

## Der Wasserfall im Amselgrunde.

(Hierzu dessen Abbildung.)

Unter die schönsten Wasserfälle wird neben dem Hohnsteiner und dem des Langhennersdorfer Baches bei Gottleube, auch der in der Ueberschrift genannte gezählt. — Hat der Schweizreisende im Lehngerichte zu Rathen zur Fortsetzung seiner Wanderungen neue Kräfte gesammelt, so wird er zunächst die Trümmer der Burg Alt-Rathen, dann den schon im 12. Jahrhunderte als Burg besetzten Neu-Rathen besteigen. Von diesem herab gelangt er auf bequemen Pfade am Grünbache hinauf, rechts den Honigstein (den höchsten Felsen dieser Gegend) mit den merkwürdigen Klippen und Gruppen des Lammes, Kammeles oder Hohlsteins, und den Feldstein, links die Bastei, die Felsenwände des Neu-Rathen und die beiden Gänse erblickend, und vor einer engen Schlucht, welche zu den wenig besuchten Dachsenhäktern führt, aus denen der dürre Bach hervorrauscht, vorüberwandelnd, nach kurzer Strecke in den

Amselgrund zu dem durch eine Verstärzung entstandenen Amselsteine. Man erblickt in demselben eine Grotte, welche angefahr 10 Fuß hoch und 5 Ellen breit ist, und das Amselloch oder die Amselhöhle genannt wird, und hier bildet eben der über die ungefähr 30 Fuß hohe Wand des Amselsteines herabstürzende Grünbach einen sehr interessanten Fall, welcher bei trockenem Wetter durch Oeffnung der Schleufe eines benachbarten Teiches verstärkt wird. Ueber das Amselloch hinaus kommt man auf dem zur Linken ansteigenden Wege noch zu einigen andern kleinen Fällen, da, wo der Bach über zusammengefallene Steine und Felsblöcke, die wiederum eine kleine Höhle bilden, seine Bahn verfolgt. Längs desselben fortschreitend, tritt der Wanderer zuletzt plötzlich aus der Schlucht in einen breiten Grund und steht hier inmitten der untersten Häuser von Rathewalde.

### Lithographirte Beilagen:

Johann Matthias Reichsgraf von der Schulenburg. — Geithain. — Der Wasserfall im Amselgrunde.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





JOEL. MATHEIAS  
*Reichsgraf von der Schulenburg.*









*Inscr. v. O. W. Arlt.*

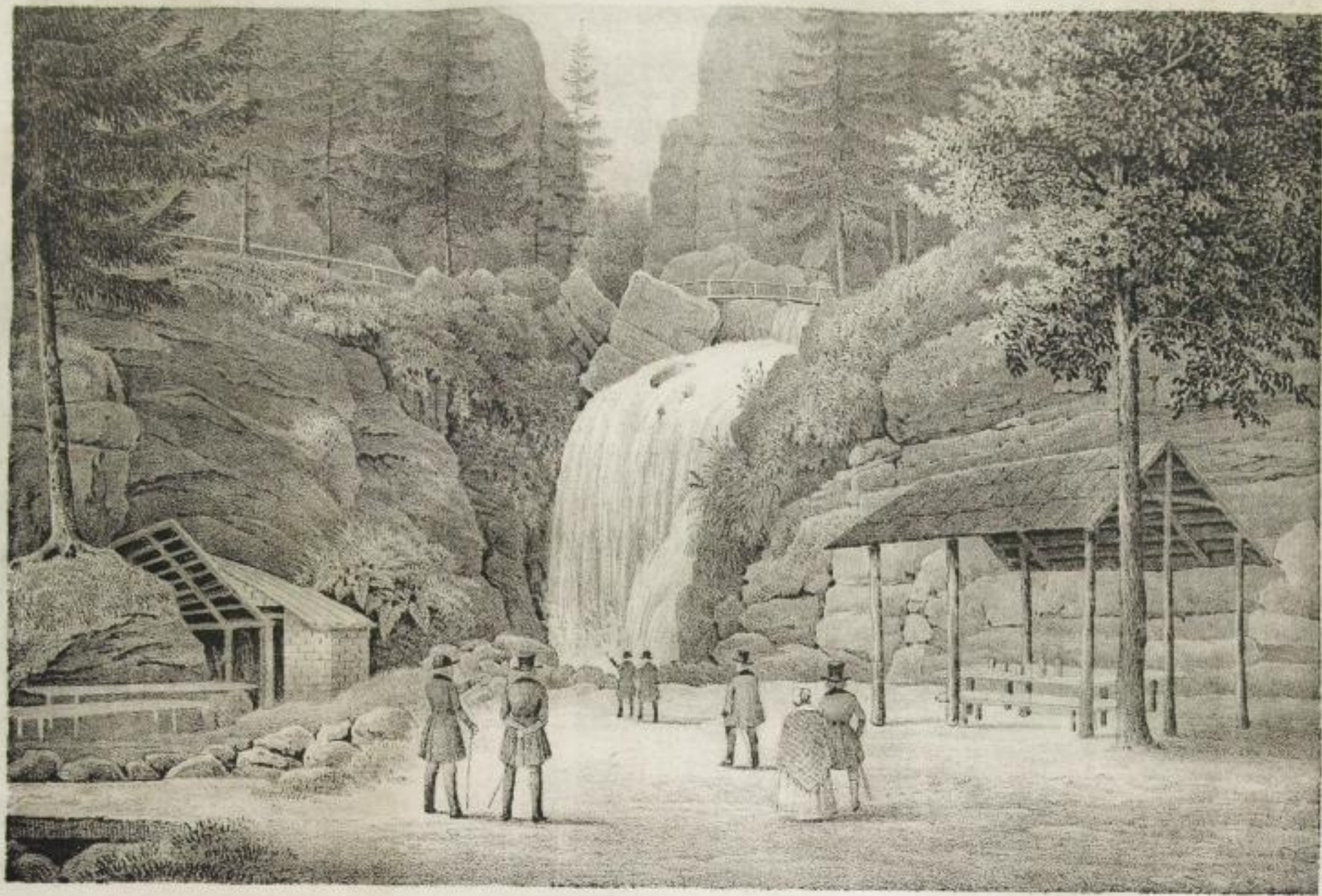
*Sculp. v. H. P. ...*

DIE KIRCHE ZU GETTHAYN.



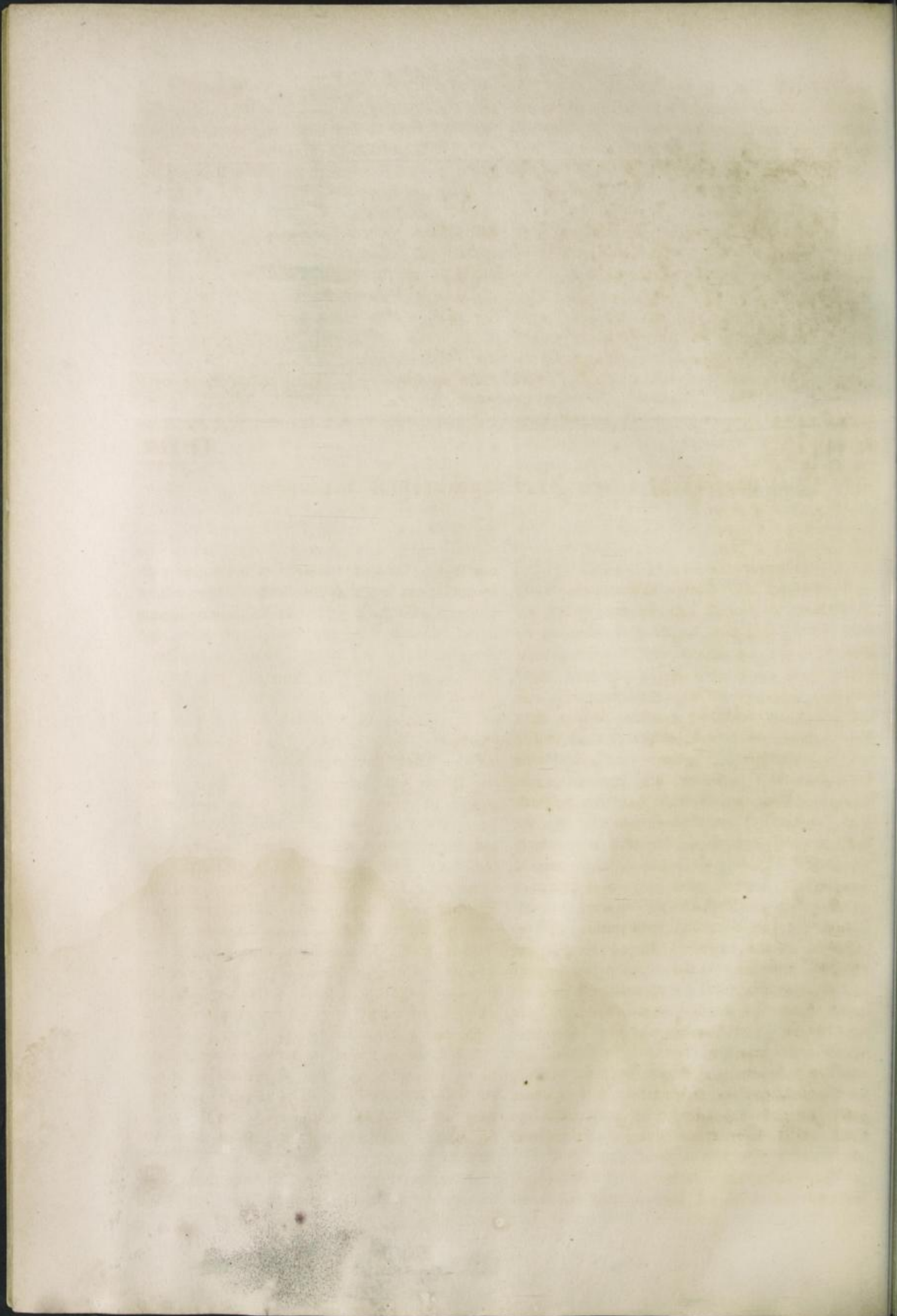




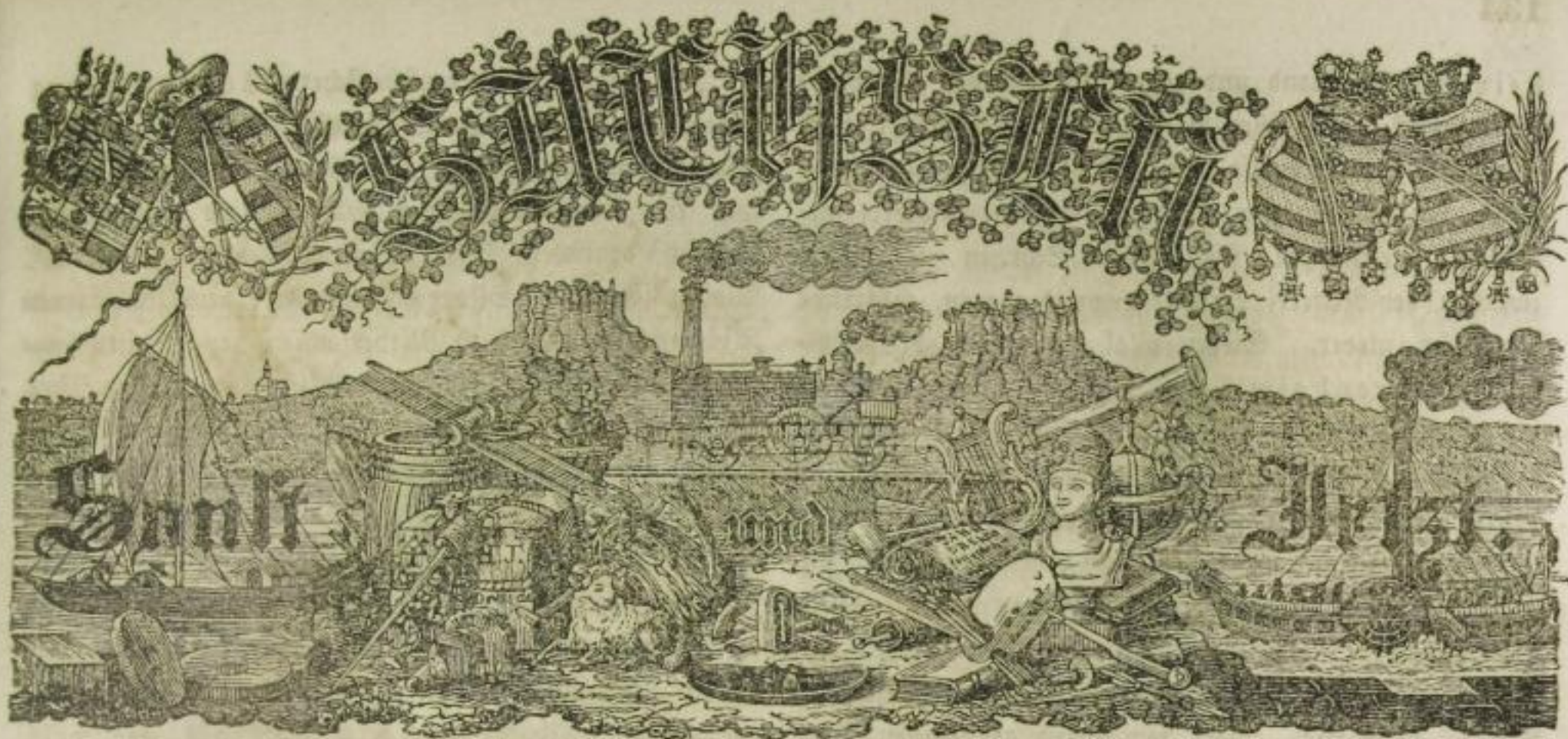


DER WASSERFALL IM AMSELGRUNDE.









Lief. 12.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

### V. Abschnitt. 1631—1635.

#### Sachsen auf Seiten Schwedens.

Während der Kurfürst Johann Georg den entscheidenden Federzug that, der Sachsens Sache an die Schwedens und des Protestantismus fesselte, rückte Tilly bereits vor Leipzig, dessen Befehlshaber, Hans von der Pforte, zur Gegenwehr entschlossen war und deshalb die unhaltbare Halle'sche Vorstadt durch Feuer zerstörte, hoffend auf raschen Entsatz. Leider war bei dem schlechten Zustande der Festungswerke daran nicht lange zu denken, und schon am zweiten Tage unterzeichnete der liguistische Heerführer im Hause eines Todtengräbers, von Schauern geschüttelt, eine für Stadt und Besatzung günstige Capitulation und bezog dann, am 6. Septbr., ein befestigtes Lager zwischen Guttrich und Möckern. Hier wollte er in Sicherheit das Eintreffen der Verstärkungen abwarten, die ihm General Altringer aus Thüringen zuführte, aber der ungestüme, schlachtendurstige Pappenheim setzte im Kriegsrathe seine Meinung durch; man verließ die günstige Stellung und setzte sich abermals fest auf den sanften Höhen von Breitenfeld und Seehausen, vor der Front die Dörfer Bodelwitz und Grebschewitz, hinter diesen den Loberbach, über den die Sachsen und Schweden zum etwaigen Angriffe vorrücken mußten; das Geschütz, 36 Stücke, waren in der Mitte in einem Haufen aufgestellt und bestrichen die ganze vorliegende Fläche. Alles schien anzudeuten, daß Tilly den Angriff abwarten, nicht selbst angreifen wollte.

Wie Pappenheim in Tilly, so drängte auch Johann Georg in den Schwedenkönig, sobald als

möglich eine Entscheidungsschlacht zu liefern; sie ward beschloffen, und am 6. Septbr. brachen die verbündeten Heere, 37,000 Mann stark, von Düben auf, lagerten in der folgenden Nacht eine Stunde vom Feinde und gingen am Morgen des 7. Septbr., ohne irgendwie beunruhigt zu werden, über den Loberbach, ihre Stellung zwischen den beiden genannten Dörfern einnehmend. Tilly hatte sein 32,000 Mann starkes Heer in altergebrachter Weise in einer einzigen Linie aufgestellt, Gustav Adolf theilte das seine in zwei Treffen und eine Reserve und schob zur Verstärkung seiner Reiterei zwischen die einzelnen Regimente Haufen von Fußvold bis zu 200 Mann, eine noch unbekannte Maßregel, die zum Siege bedeutend beitrug. Dabei war seine Heersäule leicht, beweglich, die Tilly's ein unförmlicher schwerfälliger Koloss, das Fußvold in große, durch weite Zwischenräume getrennte Vierecke getheilt, welche Anordnung auch die Sachsen, gegen den besseren Rath Gustav Adolf's, treulich am Alten hängend, beibehielten. Bis gegen Mittag ordnete dieser ungestört sein Heer, dann ließ er Tilly sagen, „er habe Lust, mit ihm zu sprechen,“ worauf dieser durch drei Stückschüsse die bejahende Antwort gab. Eine zweistündige heftige Kanonade lichtete die dichten kaiserlichen Heerhaufen beträchtlich, und nun stürmte Pappenheim mit seinen Kürassieren auf die schwedische, Fürstenberg auf die sächsische Reiterei ein. Der Erfolg war bei gleichem Angriffe verschieden; die neugeworbenen sächsischen Regimente zerstoßen vor der Wucht des Sturmes und rissen auf ihrer Flucht das Fußvold mit fort, nur die beiden Regimente Bindauf und Arn-



heim hielten Stand und zogen sich auf die schwedische Linie zurück. Als aber Pappenheim's Reiter, nach damaliger Schlachtweise, ihre Pistolen gegen die schwedische Linie abfeuerten, ehe sie mit dem Schwert angriffen, streckten die schwedischen Schützen, die bisher zwischen der Reiterei versteckt gewesen waren, zahlreiche Angreifer nieder. Sieben Mal wiederholte der grimme Pappenheim seinen Sturm — endlich brachte er seine Reiter nicht mehr zum Stehen und ward in der wilden Flucht derselben mit fortgerissen. Während dessen eilte Tilly, um den Sieg Fürstenberg's über die Sachsen zu benutzen, aus dem Mitteltreffen mit starken Haufen Fußvolks herbei — vor seinen eigenen Geschützen vorüber, die unbeweglich standen und ihr Feuer einstweilen aussetzten. Das benutzte Gustav Adolf meisterlich, warf den stehen gebliebenen Theil der Liguisten, eroberte die Batterie und beschloß aus derselben die erschreckten Truppen Tilly's in den Flanken. Da wankten die alten Veteranen und flohen; nur der Kern, 4 Wallonenregimenter, den verwundeten, vom „langen Fritz," einem feindlichen Rittmeister, beinahe erschlagenen Tilly in der Mitte, schlug sich, nach einem vergeblichen Versuche die Batterie wieder zu gewinnen, glücklich in den Linkswald durch und erreichte, auf ein Häuflein von 600 Mann zusammengeschmolzen, am folgenden Tage Halle.

Der Sieg bei Breitenfeld war entscheidend gewesen, 7000 Tote, 3000 Verwundete und 5000 an Gefangenen hatte Tilly verloren, dazu seine sämtliche Artillerie, alles Gepäck, die blut- und brandbefleckte Magdeburger Beute, und hundert Fahnen; die drei ersten Anführer, Tilly selbst, Pappenheim und Fürstenberg waren verwundet, drei Generale und fünf Obersten geblieben. Die Schweden hatten einen Verlust von nur 1000, die Sachsen von 2000 M., dazu zwei Generale, Teuffel und Bindauf, und mehre Obersten. Aber höher, unendlich höher als dieser materielle Verlust der Katholischen, war die moralische Niederlage; das Schooßkind des Sieges, der greise Tilly, war auf's Haupt geschlagen, die besten Truppen waren gefallen, die Siegesgöttin war dem Kaiser treulos geworden und die Lande der Liga lagen wehrlos dem Sieger offen. Die Siegesnachricht traf den flüchtigen Kurfürsten von Sachsen in Eilenburg, während Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde knieend für die göttliche Gnade dankte. Auf einem der höchsten Punkte des Schlachtfeldes wurde 1831 ein einfaches Denkmal in Gestalt eines Würfels aufgerichtet, mit der Inschrift:

Glaubensfreiheit für die Welt  
Rettete bei Breitenfeld  
Gustav Adolf, Mensch und Held.  
Den 7. Septbr. 1631.

Im ersten Freudentausche sicherte Johann Georg seinem königlichen Bundesgenossen — die römische Krone zu; beim Kriegsrathe in Halle schon that ihm diese Aeußerung leid und die alten reichsfürslich-deutschen Ideen stiegen wieder in ihm auf. Wohin sollten die Sieger sich wenden? dem geschlagenen Tilly folgen, der in Niedersachsen neue Kräfte sammelte, und ihn und sein Heer vollends vernichten; in's Reich, um die dort unter Fesseln schmachtenden Protestanten zu erlösen, nach Oesterreich, um dort dem Kaiser einen Besuch abzustatten? Das Erste kam kaum in Frage, man that gar nicht, als ob noch ein Tilly existire; wichtiger waren die beiden anderen Fragen. Der Kurfürst wollte hinaus in's Reich, die Schweden sollten nach Wien; aber Gustav Adolf durchschaute die geheime Absicht Johann Georg's gar wohl, sich auf's Neue an die Spitze des protestantischen Bundes stellen zu wollen, und bestimmte diesen daher, in Böhmen einzufallen. Hier war Viel zu thun, Vieles gut zu machen. Was von dem Allen wirklich geschah, werden wir bald sehen; vor der Hand müssen wir den Schwedenkönig auf seinem Siegeszuge nach dem Rheine begleiten; denn muß es auch unsre Hauptaufgabe bleiben, den Antheil Sachsens am Kriege zu schildern, so können wir doch die Bewegungen des Verbündeten nicht mit Stillschweigen übergehen und um so weniger, als der Doppelfeldzug beiderseitig beschlossen war.

Kaum war der Plan gefaßt, als auch Gustav Adolf rasch an die Ausführung ging. Noch war der Kaiser, gestützt auf die katholischen geistlichen und weltlichen Stände, auf Baierns Fürsten und die spanischen Hilfstruppen, mächtig in den Ländern am Main und Rhein, noch waren seine eignen Erbstaaten sicher vor dem rächenden Feinde, noch bot ja Baiern und so manche starke Festung ihnen Schutz, und die einzelnen zerstreuten kaiserlichen Garnisonen im Norden, dort ohnehin ohne Nutzen, konnten sich sammeln und den König umzingeln. Die Möglichkeit eines Sieges für Ferdinand war noch vorhanden, aber die Hoffnung, der eigne Glaube an denselben war zu tief erschüttert; der Name „Breitenfeld“ klang der katholischen Partei zu schmerzlich in den Ohren; er hatte ihr das beste, sieggewöhnliche, unter Vorbeern ergraute Heer, er hatte ihr den Siegesruhm ihres besten und gegenwärtig einzigen Feldherrn gekostet. Aber auf der andern Seite hatte dieser Sieg den Schwedenkönig erst über seine eigne Kraft klar gemacht, der einzige 7. September stellte ihn an die Spitze der protestantischen Partei, ihn den Fremdling, und darum schon mit besorglichem Auge von Sachsen und Frankreich angesehen, aber gestützt durch die kleinen Stände und besonders die protestantischen Reichsstädte. Noch Eines kam dazu, die Macht Gustav Adolf's zu mehren, der wichtige Umstand, daß er der alleinige Geist und meist auch die Hand



war, die seine Pläne faßte und ausführte, daß er die Seele des Ganzen war, während seine Gegner nicht mehr wußten, wohin sie sich wenden sollten, und ängstlich bedacht waren, jeder für sich ihr Eigenthum zu schützen. Was unter solchen Verhältnissen kommen mußte, das kam.

Der Schrecken der schwedischen Waffen war ihm längst vorangeeilt, als der König sich vor der kurmainzischen Stadt Erfurt zeigte. Ohne Schweristreich öffnete ihm die protestantischgesinnte Stadt ihre Thore, die Bürgerschaft huldigte dem Sieger und die Festung erhielt schwedische Besatzung. Herzog Wilhelm von Weimar übernahm für Thüringen den Oberbefehl, und die schwedische Heerkolonne zog nun nach den vom Kriege bisher unberührt gebliebenen reichen Ländern am Main. Königshofen, die Gränzfesten des Würzburger Bisthums, sandte dem drohenden Gustav Adolf seine Schlüssel entgegen, und der Bischof floh eiligst mit seinen Schätzen nach Paris, — ein Glied der katholischen Liga war losgesprengt. Schweinfurt und Würzburg fielen, im Schlosse Marienberg fand der Sieger zahlreiche Kriegsvorräthe und seine Tapferen einen reichversesehenen Weinkeller; der Fall der Hauptstadt führte die Uebergabe des Landes herbei. Bähneknirschend stand Tilly mit seinem neugeworbenen Heere bei Fulda, thatlos der Eroberung des Hochstifts zusehend, obgleich ihn die Generale Altringer und Tugger zum Handeln drängten. Gleich nachher verbot ihm ein gemessener Befehl des Kurfürsten von Baiern, sich in eine neue Feldschlacht einzulassen, in der der alte Feldherr seine Schmach von Breitenfeld zu tilgen brannte. Wohl war er an Truppenzahl dem Gegner überlegen, aber sein Heer bestand aus junger ungeübter Mannschaft, die Veteranen waren gebeugt von dem Unglück, das sie so lange verfolgt hatte; ward auch dieß Heer geschlagen, so konnte Baiern kein zweites aufbringen und Oesterreich war noch nicht mit seinen Rüstungen fertig — dem feindlichen Sieger hätte kein Damm entgegengeworfen werden können. So zog Tilly sich nach Aschaffenburg zurück, vereinigte sich hier mit 12,000 Lothringern und suchte nun die junge Eroberung seines Herrn, die Pfalz, zu vertheidigen. Zum Entsatze Würzburgs war er zu spät gekommen und hatte unverrichteter Sache umkehren müssen, woran indeß weniger Tilly als der Baiersfürst selbst schuld war, der von seiner Partei jetzt ebenso hart gescholten wurde, als Johann Georg wegen des Unglücks von Magdeburg.

Nur ein Feind wagte es, sich mit den Schweden zu messen, Herzog Karl von Lothringen, der sich dabei gern den Kurhut verdient hätte. Seine schön gepuzte Armee, feig vor dem Feinde, unverschämt gegen den friedlichen Bürger und Landmann, erschien, 17,000 Mann stark, im Würzburgischen, etwa wie eine Sternschnuppe, so kurz war der Moment ihres Erscheinens und Verschwindens.

Denn kaum hörten die tapfern Lothringer den Galopp der schwedischen Panzerreiter, als sie auch schon die Flucht ergriffen, den kühnen Herzog immer an der Spitze, erst jenseits des Rheines sich Zeit zum Athemholen vergönnend. „Frisch zu, Herr, Ihr müßt schneller laufen, wenn Ihr vor dem großen Schwedenkönige ausreißt!“ rief ihm ein rheinländischer Bauer auf der Flucht zu — das war die Ernte, die der Lothringer auf deutschem Boden holte. Erschreckt durch das Mißgeschick seines Amtsbruders, ging der Bischof von Bamberg dem Schwedenkönige nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Krummstabe entgegen; arglistig unterhandelte er über Sicherung seines Landes, hoffend, daß mittlerweile Tilly oder ein Anderer seiner Partei zum Schutze des Hochstifts heranziehen werde. Noch unbekannt mit Pfaffenlist, ging Gustav Adolf darauf ein und wandte sich, Größeres im Auge, weiter in's Fränkische, sein Heer am Lande des Bischofs vorüberführend und Nürnbergs und der fränkischen Ritterschaft feierliche Huldigung annehmend. Hinter seinem Rücken glaubte sich der Bamberger Prälat geborgen und warf sich in die Arme Tilly's, — um durch diese Treulosigkeit die Strafe eines schwedischen Feldherrn herbeizurufen, Gustav Horn's, der mit 8000 Mann zur Sicherung Frankens zurückblieb.

Denn schon war der König mit einem reich verstärkten Heere am Main hinabgezogen; die kaiserlichen Besatzungen räumten meist noch vor seiner Ankunft die ihnen anvertrauten Städte, und das wichtige Hanau ward durch den glücklichen Handstreich eines schwedischen Obersten gewonnen. Es galt den Besitz der mächtigen freien Reichsstadt Frankfurt. Von Offenbach aus ließ er sie auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen; die Bürgerschaft war im Herzen protestantisch, aber sie fürchtete für ihre Privilegien von der Rache des Kaisers, wenn das launische Kriegsglück sich wenden sollte, und machte Einwendungen. Da rückte der König in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen, Frankfurt gegenüber, und fragte noch einmal um die Willensmeinung der Stadt. So schmeichelhaft zudringlicher Aufforderung widerstand sie nicht; ihre Thore öffneten sich und in geschlossenen Colonnen zogen die Schweden in die Stadt; 600 Mann blieben als Besatzung in Sachsenhausen zurück, die Uebrigen hatten vor Einbruch der Nacht auch noch die kurmainzische Stadt Höchst erobert.

Das Glück begünstigte die protestantischen Waffen auf allen Punkten: Mecklenburg, Halberstadt, selbst die elenden Hütten, welche jetzt das einst so mächtige Magdeburg ausmachten, mußten von den kaiserlichen Truppen verlassen werden, die Stände des niedersächsischen Kreises, der Bischof von Bremen, ein Verwandter Gustav Adolfs, und der frühere kaiserliche Oberste, Herzog Georg von Lüneburg, brachten Truppen für die Sache des Protestantismus auf. Noch gefährlicher ward aber



der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, der sich nicht allein glücklich der kaiserlichen Macheschaaren erwehrt, sondern nach dem Breitenfeldertage so furchtbar sich erhob, daß die geistlichen Stifter Fulda, Vadderborn, ja selbst das stolze Köln vor ihm zitterten. Alle seine Gegner baten um günstige Friedensbedingungen und erkaufte ihn mit schweren Opfern, und der siegreiche Landgraf zog mit seinem Heere zum Schwedenkönig nach Frankfurt. Hier fanden sich viele Fürsten und Herren ein, der vertriebene Kurfürst von der Pfalz, wie der Verzeihung bittende Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, den wir als gewandten kaiserlichen Unterhändler kennen lernten; die Grafen der Wetterau und des Westerwaldes — Alles bot seine Kräfte gegen die Spanier auf. In dem eroberten Städtchen Höchst wurden die Vorbereitungen zum Uebergange über den Rhein getroffen, und der Kurfürst von Mainz rief eiligst 2000 Spanier zur Vertheidigung seiner Hauptstadt herbei; seine eigne werthe Person und sein Liebstes auf Erden, seine Schätze, flüchtete er nach Köln. Daß Alles hätte ihm nur wenig geholfen, denn die Spanier verloren bald jeden Platz im Rheingau, Herzog Bernhard von Weimar eroberte sogar das Schloß Ehrenfels und den sogenannten Mäuseturm und Gustav Adolf rüstete sich, den Uebergang über den Rhein, trotz der feindlichen Ballisaden und Kanonen, mit Gewalt durchzusetzen — als ihn die Nachricht von der Gefahr Nürnbergs, daß von Tilly mit dem Schicksale Magdeburgs bedroht war, schleunigst dahin abrief. Aber auf halbem Wege unterrichtet von dem siegreichen Widerstande Nürnbergs, vom Abzuge Tilly's, kehrte er sofort wieder um, verscheuchte die Spanier von der Bergstraße und erschien zum zweiten Male an den Ufern des Rheins.

Diesen hatten die Spanier, zur äußersten Vertheidigung entschlossen, durch Versenkung von Rähnen und Verbrennung der übrigen erschwert, und fast wäre Gustav Adolf, der sich recognoscirend auf's feindliche Ufer gewagt hatte, gefangen worden. Er entkam jedoch und fand bald noch einige Schiffe, auf denen Graf Brahe mit 300 Schweden übersezte, den herbeieilenden Spaniern mannhafte Widerstand leistete und sich hielt, bis ihm der König mit frischen Truppen zu Hilfe kam. Der Uebergang war gelungen, die Spanier flohen, und ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, Schwert und Sturmhaube tragend, ward zum Gedächtniß dieser Waffenthat errichtet. Die Eroberung Oppenheims war das erste Resultat dieses gelungenen Unternehmens (8. Decbr. 1631), 500 Spanier büßten ihren Widerstand mit dem Leben — allgemeines Entsetzen vor der schwedischen Kriegesfurie jagte die Spanier und Lothringer vom Rheine zurück, selbst Worms mußten sie aufgeben. Vier Tage lang wehrte sich die Besatzung von Mainz auf's hartnäckigste, als aber die Belagerer dem Stadtgraben

nahe kamen, sank ihr Muth, und aus Furcht, daß reiche katholische Mainz werde für Magdeburg büßen müssen, capitulirte sie und erhielt freien Abzug nach Luxemburg. Der größte Theil der Truppen trat, nach damaligem Kriegsgebrauch, unter Schwedens Fahnen, wo mehr Beute zu hoffen war, denn nicht die Ehre, nicht der Glaube regierte die damaligen Kriegsbanden, sondern das Glück der Waffen. Am 13. Decbr. rückte der König in Mainz ein, das mit schweren Summen sich von der Plünderung loskaufte; eine Reihe von benachbarten Städten ward erobert und Speier, Landau und Kronweihenburg erklärten sich für Schweden. Gustav Adolf erklärte den Feldzug für geendigt und bezog mit seinen erschöpften Truppen die ergiebigen Winterquartiere in der Umgegend von Mainz.

Was hatte nun während dieser Zeit der Kurfürst von Sachsen gethan, wie war er dem gemeinsamen Plane nachgekommen? Erst nach Beantwortung dieser Frage können wir zur Schilderung der gegenseitigen Stellung der Parteien in Deutschland übergehen, die Erfolge des protestantischen Waffenglücks abwägen.

Wer weiß, wie lange Johann Georg sich noch besonnen hätte, den Marsch nach Böhmen anzutreten, wäre nicht der Einbruch der kaiserlichen Generale Tiefenbach und Götz in die Lausitzen erfolgt, deren Streifparteien sich bis in die Nähe Dresdens wagten. Kaum aber erfuhren die Beiden das Anrücken der Sachsen, als sie schon zurückwichen, nicht gerade aus Kampfesunlust, sondern mehr den Befehlen Ferdinands folgend: „den Kurfürsten zu mehrerer Desperation nicht zu irritiren.“ Der Kaiser hatte endlich eingesehen, daß sein bigotter Eifer ihm den Sachsenfürsten ganz entfremdet hatte, und bei der Unmöglichkeit, gegen diesen und die Schweden zugleich den Krieg aufzunehmen, suchte er ihn wieder zu versöhnen, ja er bot ihm durch den Obersten Paradise einen „besondern Frieden“ an, den aber der Kurfürst diesmal ausschlug, um sich nicht um alle Achtung der Protestanten zu bringen, so gern er auch wieder des Kaisers Freund sein mochte. Wenige Tage nach dieser Unterhandlung (19. Octbr. 1631) rückte das sächsische Heer unter Arnheim's Oberbefehl in Böhmen ein.

Die Städte Tetschen, Leitmeritz u. a. fielen schnell in seine Hände, im raschen Zuge erschien er vor Prag. Hier war Alles in Bestürzung über das Anrücken der Sachsen, die Besatzung schwach, ohne bestimmte Verhaltensbefehle, die Bürgerschaft von Furcht und Hoffnung bewegt. Oberst Maradas war zwar entschlossen zur Gegenwehr, aber er war bedenklich, dieß auf seine eigne Faust zu wagen — was sollte er thun? Aber lebte nicht der Herzog von Friedland noch in seiner prunkvollen Zurückgezogenheit in Prag? An ihn, den bewährten Feldherrn, den, wie er wenigstens glaubte, Freund des



Kaisers und böhmischen Patrioten, wandte sich der Oberst um Rath. Aber Wallenstein freute sich der Rache, die das protestantische Waffenglück für ihn am undankbaren Kaiser nahm, zu sehr, als daß er den Gang derselben hätte stören mögen; er schützte seine Zurückgezogenheit vom Dienste vor, machte Bedenklichkeiten über die Haltbarkeit der Stadt — und verließ mit seinen Schätzen das bedrohte Prag. Das gab den Ausschlag, die katholischen Großen, in tödtlicher Furcht, die gerechte Strafe über sich hereinbrechen zu sehen für ihre Frevel von 1621, folgten eiligst dem Beispiele Wallenstein's, kaum reichten Wagen und Pferde noch zu, ihre Schätze fortzubringen, und auf der Straße nach Wien zog die endlose Karawane der Flüchtlinge dahin. Maradaß selbst, jetzt an der Vertheidigung Prags verzweifelnd, führte seine geringe Mannschaft nach Tabor.

Am andern Tage erschien Arnheim, erstaunt, keine Gegenwehr zu finden, einen Hinterhalt fürchtend, und doch außer Stande, die Stadt zu berennen, da es ihm an Belagerungswerkzeug fehlte und außerdem der aus Schlessen herbeieilende Tiefenbach ihm keine Zeit dazu gelassen haben würde. Der Haushofmeister Wallenstein's entdeckte ihm die Entblößung der Stadt, und verwundert und erfreut ließ er sie jetzt zur Uebergabe auffordern. Die Capitulation erfolgte sogleich und am 11. Novbr. zogen die Sachsen in der böhmischen Hauptstadt ein. Da eilten die böhmischen Verbannten, Graf Thurn u. A. und viele Geistliche zurück, der evangelische Gottesdienst ward wieder hergestellt, die bisher am Brückenthurme aufgesteckten Köpfe der hingerichteten Großen herabgenommen und begraben. War doch unter ihnen das Haupt Kolonass v. Fels, des Freundes Johann Georg's, und in wenigen Tagen sollte ja dieser in Prag eintreffen! Der Kurfürst bezog den Lichtensteinischen Palast und ließ die kaiserlichen versiegeln, um ja Alles unverfehrt zu erhalten, „wohl — wie Schiller sagt — die kleinliche Gesinnung eines schwachen Geistes, den das Glück selbst nie kühn macht und die Freiheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.“ Eben so schonend ward gegen Wallenstein's Besitzungen verfahren. Die freie Religionsübung der Katholischen blieb unangetastet, nur die Jesuiten, die ein Komplot gestiftet hatten, wurden gegen Ende des Jahres aus der Stadt verjagt. Böhmen konnte jetzt als erobert gelten, denn auch Eger, Schlackenwerth, Falkenau und andere feste Plätze waren gefallen. Zur Benützung so großer errungener Vortheile fehlte nur der — Wille.

Die Generale Götz und Tiefenbach waren in Böhmen eingerückt, aber Arnheim zog ihnen von Prag aus rasch entgegen, erreichte sie bei Nienburg an der Elbe und nöthigte sie nach einem lebhaften Kampfe, eben so schleunig umzukehren, als sie gekommen waren. Nun waren die Sachsen Herren des Landes, keine öster-

reichische Armee war ihnen gewachsen, die böhmischen Völker eilten dem Protestantismus zu und jauchzten ihrer Rettung vom Joche Ferdinand's und der Jesuiten, Arnheim mußte nun entweder in Mähren einbrechen und auch dort die zahlreichen protestantischen Elemente in Bewegung setzen, oder sich an Baierns Gränzen mit Gustav Adolf vereinigen, um so gemeinsam den Vernichtungsschlag gegen den Kaiser zu führen. Das erwartete das protestantische Deutschland, das forderte Gustav Adolf, davor zitterte der einst so allmächtige, jetzt wehrlose Kaiser. Statt dessen blieb Arnheim ruhig in Böhmen und erlitt im kleinen Kriege gegen kroatische Streifcorps, die sich bis an die Thore Prags wagten, mehrfache Verluste. Das Allen unbegreifliche Treiben dieses Generals klärte sich bald auf. Arnheim stand in Unterhandlungen mit seinem alten Freunde Wallenstein, dessen Güter sorgfältig geschützt wurden, und der Friedländer bot dem Kurfürsten Sachsens in geheimem Auftrage des Kaisers abermals einen besondern Frieden an, und Arnheim kam mit ihm persönlich zusammen (den 28. Novbr. 1631). Die Folge dieser geheimen, verrätherischen Umtriebe war eine Art Waffenstillstand, der Krieg ward auf die Weise betrieben, die der Jäger in Wallenstein's Lager so kernig beurtheilt:

„Sollten da strenge Mannszucht halten,  
Durften nicht recht als Feinde walten,  
Mußten des Kaisers Schlösser bewachen,  
Viel Umständ' und Complimente machen,  
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,  
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,  
Wollten's mit Niemand gang verderben.“

Arnheim wollte dem Schwedenkönige nicht wohl und Johann Georg sehnte sich in sein Land zurück, zu den Freuden des Bechers und der Jagd. Er war eifersüchtig auf Gustav Adolf geworden und wieder stiegen in ihm die Bilder der großen Rolle auf, die er spielen könne, wenn er das Gleichgewicht zwischen Schweden und dem Kaiser halte; er, der in seiner Freude über den Breitenfelder Sieg dem Könige versicherte, er werde ihm die deutsche Kaiserkrone aufsetzen, er hangte jetzt vor der weiteren Mitwirkung dazu, und die alte zweideutige sächsische Politik kam wieder in Aufnahme; kannten doch die kaiserlich gesinnten Rätthe des Kurfürsten die Schwachheiten und die Eigenliebe ihres Herrn zu gut, um sie nicht zu ihrem Vortheil zu benutzen. Das also waren die Erfolge des böhmischen Feldzugs, so entsprach der Kurfürst dem Vertrauen seiner Partei; die Entwicklung dieses geheimen Spieles werden wir erst bei Schilderung des nächsten Jahres zu besprechen haben, und kehren nun zu Gustav Adolf zurück.

Dieser war Herr der Rheinlande, hatte aber durch seine jetzigen Manöver das Mißtrauen der Protestanten erweckt, als ob er für sich ein unabhängiges Reich im

\*



Herzen Deutschlands gründen wolle, da er nicht einmal den Kurfürsten von der Pfalz in sein vom Feinde jetzt befreites Erbland wieder einsetzte und seine Pläne auf neue Eroberungen am Rheine ausdehnte, statt Baiern und Oesterreich ernstlich anzugreifen, auf Befestigung des Elsaß und Lothringens bedacht schien. Dieß zu verhindern lag im Interesse Aller, und Alle intriguirten gegen dieses Streben, die Katholischen, weil sie durch die jetzige Wendung des Krieges nicht mehr den Kaiser, sondern ihre Kirche bedroht sahen, die Protestanten, weil sie die Gründung einer schwedisch-deutschen Macht nicht wollten. Der Bischof von Würzburg, als Flüchtling in Paris lebend, bestürmte den willenlosen Schattenkönig Ludwig XIII. von Frankreich, die katholische Religion zu schützen, und der Cardinal Richelieu, der wohl den Sturz des Hauses Oesterreich, aber nicht den seiner Kirche bezweckte, bot nun Alles auf, den unangenehmen Nachbar von den Grenzen Frankreichs zu entfernen. Ein eigener Bevollmächtigter, der Marquis von Brézé, versuchte sein Glück mit Gustav Adolf, es galt, den katholischen Fürsten der Liga die Neutralität zu verschaffen, dann mußte der Krieg sich von selbst in das Herz Oesterreichs hinüberziehen. Aber der König hatte keine Lust, in seinem Rücken mächtige und falschgesinnte neutrale Staaten zurückzulassen, offene Feinde waren ihm lieber, und so schraubte er die Neutralitätsbedingungen für Baiern furchtbar hoch. Ein Waffenstillstand auf die Dauer von 14 Tagen ward zur Erleichterung des Geschäfts festgesetzt, aber bald entdeckte ein aufgefangener Brief Maximilian's an den Grafen Pappenheim, daß Ersterer nur Zeit zur vollen Rüstung gewinnen wollte — die Unterhandlungen zerschlugen sich also, um neuerdings dem Schwerte die Entscheidung zu überlassen.

Ehe indeß Gustav Adolf den hinterlistigen Kurfürsten von Baiern züchtigen konnte, mußte er sich im Rücken gegen die Spanier decken, und bewirkte dieß auf Kosten des Kurfürsten von Trier, der den schwedischen Truppen den freien Durchzug durch seine Lande gestatten mußte, während er sie den Spaniern verschloß und sich französischen Schutz dafür erbat. Jetzt ward die Eroberung des Hochstifts Mainz vollendet, der aus dem Fränkischen nach tapferer Gegenwehr verdrängte General Gustav Horn vereinigte sich bei Kitzingen mit seinem Könige, und, 40,000 Mann stark, rückte das schwedische Heer durch Franken, den bedeutend schwächeren Tilly vor sich hertreibend. Nach einem kurzen Zübelaufenthalte in Nürnberg eilte Gustav Adolf an die Donau, wo er rasch die Festung Donauwörth zur Uebergabe zwang und nun den Uebergang über diesen Hauptstrom frei hatte. Der tödtlich erschrockene Kurfürst Maximilian bot nun Alles auf, seine Erbländer zu schützen, beim Städtchen Rain am jenseitigen Ufer des Lech bezog Tilly ein wohlbefestigtes

Lager, alle Brücken über diesen Fluß wurden abgeworfen, die ganze Donau und selbst Augsburg mit Truppen besetzt. Hier also sollte es zur Entscheidung kommen, und der Kurfürst selbst begab sich mit allen aufgebottenen Truppen in dieß Lager, entschlossen, wie es schien, diesen Platz um jeden Preis behaupten zu wollen. Die Lage desselben machte es möglich, der Strom war vom Winterwasser bedeutend angeschwollen, die Ufer steil, und doch mußte er Angesichts der bayerischen Batterien überschritten und drüben erst noch die Schlacht bestanden werden. Aber des Königs kriegerischer Scharfblick erspähte noch einen günstigen Umstand des Terrains, die höhere Lage des Ufers auf schwedischer Seite, und sein hoher Muth schlug die Bedenklichkeiten Gustav Horn's und des Kriegsrathes nieder — der Uebergang und die Schlacht wurden beschloffen.

Drei schwedische Batterien von 72 Stücken eröffneten sogleich ein wüthendes mehrstündiges Kreuzfeuer gegen die Baiern, deren Kugeln zu tief in die Uferwand schlugen; vom Flusse wirbelten ungeheure Rauchsäulen auf, unter ihrem Schutze, — die Schläge der Arzte wurden vom Donner der Geschütze übertäubt, — ward die Schiffbrücke geschlagen, und als die Baiern ihr Wachsthum entdeckten und hindern wollten, war es zu spät, die schwedischen Kugeln scheuchten jeden Versuch zurück. Von beiden Seiten kämpfte man mit der hartnäckigsten Tapferkeit, Gustav Adolf selbst richtete und feuerte eigenhändig eine Menge Kanonen ab, und Tilly bot Alles auf, den Muth der Seinen zu beleben. Immer am Ufer auf- und absprenkend, seine Person rücksichtslos preisgebend, fand er endlich den ersehnten Tod; eine Falkonetskugel zerschmetterte ihm das Bein, und gleich nachher ward auch sein tapferer Gefährte Altringer schwer verwundet. Schrecken bemächtigte sich der Baiern, der Widerstand ward schwächer, die Nachricht, daß die Schweden eine Furt entdeckt hätten, vollendete die Verwirrung und noch in der Nacht vom 16. April 1632, ehe nur ein schwedischer Soldat das diesseitige Ufer betreten, verließ der Kurfürst das feste Lager und zog mit dem sterbenden Tilly nach Ingolstadt. Erstaunt betrachtete der Sieger den verlassenen Posten, kaum an sein gutes Glück glaubend. „Und hätte mir eine Stückerugel Bart und Kinn weggenommen, — rief er — nimmermehr hätte ich einen Posten wie der da verlassen!“ Die Befreiung Augsburgs vom bayerischen Joche war die Frucht dieser Waffenthat, von Ingolstadt aber, wo am 20. April Tilly vom Leben Abschied genommen hatte, mußte Gustav Adolf weichen, nachdem er beim Recognosciren der Wälle ein Pferd unterm Leibe und den jungen Markgrafen von Baden von seiner Seite verloren hatte. Auch der Plan, die Reichsstadt Regensburg zu gewinnen, schlug ihm fehl; dem Rathe Tilly's auf dem Todesbette treu, hatte Maximilian diesen wichtigen Punkt, die Beherrsche-



rin der Donau, bereits durch List überrumpelt. So wandte er sich in das unbeschützte Baiern selbst, einzig mit dem fanatisirten Landvolke noch kämpfend, das in ihm den Antichrist selbst, in seinem Heere eine aus der Hölle ausgespiceene Brut erblickte. Das zitternde München sandte ihm seine Schlüssel bis Freyßing entgegen, und am 17. Mai hielt er in der Hauptstadt des Kurfürsten seinen triumphirenden Einzug, edelmüthig dieselbe vor Plünderung schützend. Sie war verlassen von Truppen, das kurfürstliche Schloß öde, das Zeughaus zeigte nur Laffetten. Aber Gustav Adolf rief die Todten zu Gericht, der aufgerissene Fußboden verbarg 140 Feldstücke und eines derselben einen Schatz von 30,000 Du-

katen. Gern hätte er noch die bayerische Armee vernichtet, aber der Kurfürst hielt sich weislich in Regensburg, ohne die Schlacht anzunehmen; sein Land war verloren, aber er wußte wohl, was seine letzte Streitmacht in diesem Augenblicke wog, sie wollte er um jeden Preis sich retten und hoffte mit Recht von den inzwischen veränderten Verhältnissen in Oesterreich Hilfe in seiner höchsten Noth, da sich Schwedens König durch neue Neutralitätsgesuche nicht im Vordringen abhalten ließ. Auf welchen Umschwung der Dinge Maximilian rechnete, werden wir im nächsten Hefte zu entwickeln haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Johann Matthias Reichsgraf von der Schulenburg,

Erbherr auf Emden und Delitz, General in chursächsischen Diensten, Feldmarschall in Diensten der Republik Venedig.

(Beschluß.)

In diese Zeit fällt sein freundschaftlicher Verkehr mit Leibnitz, aber auch seine Theilnahme an der alles Völkerrecht verhöhrenden Verhaftung des General Patkul, der sich als Gesandter des Czar Peter I. zu Dresden befand. —

Jene neue Mission nach Polen gegen den schwedischen Feldmarschall Rhenischild nahm indeß durch die Schlacht bei Fraußadt am 13. Februar 1706 ein eben so schnelles, als schlechtes Ende. Dies lag nicht sowohl an den Anordnungen des Generals von d. Sch., als vielmehr daran, daß ihm fast die ganze Armee im buchstäblichen Sinne des Wortes davon- lief, und zwar zum größten Theile eher noch, als der Feind angegriffen hatte, so daß der General nur in Begleitung eines Ordonnanzoffiziers und eines Reitknechts das Schlachtfeld verließ.

Diese schimpfliche Niederlage führte eine strenge Untersuchung durch das Kriegsgericht und zwar auf Antrag des Gen. v. d. Sch. herbei, wonach sich die vollkommene Schuldlosigkeit desselben, aber auch die außerordentlichste Feigheit und Indisciplin des größten Theiles der Truppen herausstellte, die dann auch mit scharfen Strafen geahndet wurde.

Die Schweden drangen hiernach in Sachsen ein, ohne daß Gen. v. d. Sch. vermocht hätte, sich mit der in der Eile reorganisirten Armee denselben entgegenzustellen; es ward ihm vielmehr vom chursächf. Ministerium befohlen, Sachsen zu räumen und er zog sich in den Thüringer Wald zurück, nachdem die Sachsen bei Almenau zum letzten Male mit den Schweden zusammengetroffen waren.

Am 24. Septbr. 1706 ward endlich der Friede zu Ultranstädt geschlossen, wonach u. A. König August

auf die Krone Polens verzichtete und Stanislaus Leszcynsky als König von Polen anerkannt ward. Die angebliche Nichterfüllung einzelner Bedingungen hielt die Schweden noch längere Zeit in Sachsen und es kostete dieser Aufenthalt dem unglücklichen Lande nur an Geld- und Naturallieferungen 23 Millionen Thaler.

Hierauf begab sich v. d. Sch. als Volontair mit königlichen Aufträgen über Hannover zur Armee in die Niederlande, traf im Juli 1708 in Brüssel ein und wohnte der Schlacht bei Dudenarde (am 11. Juli) bei, in welcher die Franzosen 9076 Gemeine und 875 Offiziere, die allirten Engländer, Preußen, Hannoveraner, Holländer und Dänen 825 Offiziere und 2208 Gemeine verloren. Auch bei der Belagerung der Festung Lille — die Besatzung capitulirte am 22. Octbr. — war er anwesend und ward sehr oft zu den Berathungen des Prinzen Eugen und Herzogs Marlborough gezogen. König August kam selbst in's Lager dorthin, um mit Marlborough über die Erlangung der Krone Polens zu unterhandeln. Die hier noch belagerte Citadelle von Lille capitulirte am 29. December 1708. Eben so nahm v. d. Sch. an der Belagerung und Eroberung Gent's Theil, wobei die Oberbefehlshaber Eugen und Marlborough nichts gethan hatten, ohne v. d. Sch. zuvor zu Rathe gezogen zu haben.

Im J. 1709 begab sich v. d. Sch. nach dem Haag, um eine neue Convention mit den Generalstaaten und Marlborough über das sächf. Truppcorps vorzubereiten. Diese ward den 22. Februar unterzeichnet und v. d. Sch. erhielt den Oberbefehl über 7 Infanterie- und über 3 Reiterregimenter. Unter seiner Lei-



tung sollte sich hier auch der natürliche Sohn August's, Graf Morig, nachher Marschall von Sachsen, zum Kriegsdienste ausbilden; v. d. Sch. trat deshalb auch in Briefwechsel mit dessen Mutter, Gräfin Aurora v. Königsmark.

Bei der Belagerung von Tournay (7. — 28. Juli) erhielt v. d. Sch. den Oberbefehl über die Infanterie der Allirten und die Leitung eines Angriffes auf das am linken Ufer der Schelde gelegene Hornwerk. Die Einnahme desselben, so wie die am 16. Juli erfolgte Uebergabe der Festung und später der Citadelle, waren vorzüglich sein Werk.

In der Schlacht bei Malplaquet befehligte von d. Sch. 40 aus fast allen deutschen Völkern zusammengesetzte Bataillone und nahm mit diesen den Wald von Laïsnière (die feindlichen Armeen waren sich hier ziemlich gleich, eine jede gegen 90,000 Mann stark, die Sachsen verloren bei diesem Treffen 717 Mann Fußvolk und nur 7 Reiter).

An der Belagerung von Mons an der Trouille nahm v. d. Sch. keinen besondern Antheil, sondern ging nach Sachsen zurück, um die Absendung der Ersatztruppen zu dem sächs. Contingent zu betreiben. Er trat sodann im J. 1710 bei der Armee ein, wohnte der Belagerung von Douay bei und berannte mit dem General Fagel Bethune, welches am 28. August übergeben ward.

Um die Frage zu vermitteln, wie sich das Verhältniß des sächsischen Subsidien-corps zu den Seemächten ferner stellen sollte, sandte v. d. Sch. den General-Major Seckendorf an den König August ab. Ehe sich dieselbe jedoch entschied, starb der bisherige Ober-

befehlshaber der sächsischen Armee und es wurde an dessen Stelle der General v. Flemming ernannt. Da v. d. Sch. aus den bereits Oben dargelegten Gründen nicht unter demselben dienen wollte, so nahm er seinen Abschied und hiermit schließt der für diese Blätter wichtigste Hauptabschnitt im Leben des General v. d. Schulenburg.

Wir fügen dem, um das Bild unsres Helden nicht unvollendet zu geben, in der Kürze noch Folgendes bei:

v. d. Sch. trat, nachdem mehre Versuche, ihn für Oesterreich zu gewinnen, gescheitert waren, am 15. October 1715 in Dienste der Republik Venedig als Feldmarschall und wurde gleichzeitig in den Grafenstand erhoben. Eine seiner größten Heldenthaten war hier die Vertheidigung von Corfu mit einer kaum 1600 Mann starken Besatzung gegen 30,000 Türken. Später war wiederum die Leitung des Rückzuges des Belagerungs-corps von Dulcigno auf die Flotte eine der schönsten Waffenthaten des Feldmarschalls, und hiermit schloß seine Wirksamkeit als Feldherr. Man sieht, daß v. d. Sch. gleichsam ein angeborenes Talent besaß, Rückzüge geschickt zu führen. Die hierauf folgenden 29 Jahre verwendete v. d. Sch. vorzüglich auf die Entwicklung der innern Streitkräfte Venedigs und die darauf beruhende Sicherheit desselben. v. d. Sch. wurden zwar auch während dieser Zeit von Oesterreich und Preußen die vortheilhaftesten Stellungen angeboten, allein er blieb bis zu seinem am 14. März 1747 erfolgten Tode ein treuer Diener der Republik, welche ihm schon im Jahr 1717 durch ein ihm zu Ehren auf Corfu errichtetes Denkmal einen Beweis ihrer vollsten Dankbarkeit gegeben hatte. —

## Carl Theodor Körner.

(Hierzu dessen Portrait.)

„Zwar keine der größeren, keine der besonders in die Augen fallend und weithin wirkenden, aber doch eine der erhebenden, erfreuenden und durch die innige, feltene Verbindung von hohem poetischen Sinn und edlem Heldengeist ausgezeichneten Erscheinungen gewahren wir in dem Bilde C. Th. Körner's. Der Jüngling gewann die Aufmerksamkeit, die Theilnahme und Liebe vieler Zeitgenossen und die Achtung seiner Mitbürger. Noch im Frühlinge seines Lebens, starb er den Tod für Vaterland und Freiheit, für die heiligen Ideen, die sein treues Gemüth erfüllten und vollendete schon in dem Alter, da die Meisten das öffentliche Leben erst beginnen. Ausgezeichnet als Dichter, schon vor den Jahren der Reife männlicher Kraft, trat er mit Leier und Schwert, in den großen und heiligen Kampf für des Lebens höchste Güter ein, sang die Begeisterung,

die seine Seele bewegte, und nun, da sie eine bestimmtere und höhere Richtung gewonnen, in kräftigerer Klarheit sich aussprach, den freudigen Muth, das feurige Streben, das fromme Gottvertrauen, die ihn in den Kampf geführt, auch in die Herzen seiner Mitstreiter und Landesgenossen, und vollbrachte für das Höchste, das in ihm lebte, den Tod nicht scheuend, den kurzen Kreislauf seines Lebens, welches weniger nach den Jahren seiner Dauer, als nach den Stunden seiner edelsten und selbst-aufopfernden Thätigkeit zu würdigen ist. Sein von ihm hochgeliebtes und sein dankbares Vaterland, das, wie die höhere Gerechtigkeit, Verdienste nicht nach Jahren, nicht nach den Erfolgen nur anschlägt, sondern nach der Reinheit des Willens und der Tüchtigkeit des Strebens, gesellt sein jugendliches Dasein zu der Reihe der Besten, die, ob sie länger oder kürzer hier wandelten,



genug gelebt haben, wenn sie nur für das Höchste und Edelste lebten.“ So urtheilte Einer der Zeitgenossen Körner's und wir, zu denen nach dreißig Jahren des Friedens, in einer bedeutungsschweren, geistig tiefbewegten, nach Entfesselung aus so mancherlei Banden ringenden und die Erfüllung mancher heiliger Versprechungen aus den Tagen des „heiligen Krieges“ heischenden Zeit, der Ruf zum Kampfe für die heilige Sache der Freiheit ernst mahnend herübertönt, können Dem nur hinzufügen, daß weder die Worte, noch die Thaten des begeisterten Sängers und Kämpfers für Freiheit und Vaterland dem Vergessen anheimgefallen sind, wie so manches Versprechen aus jener Zeit!

E. H. Körner ward am 23. September 1791 in der Haupt- und Residenzstadt Dresden geboren. Sein Vater war damals Chursächsischer Appellationsrath — er wurde im J. 1814 zum preussischen Staatsrath ernannt und starb als Oberregierungsath zu Berlin im J. 1831 im Mai, — seine Mutter die Tochter des nicht unbekanntenen Kupferstechers Stöck zu Leipzig. Da K.'s Vater als ein in den Staatswissenschaften und im Fache der Aesthetik ausgezeichnetes Schriftsteller bekannt war, seine Mutter und deren Schwester, die rühmlichst genannte Pastellmalerin Stöck aber der Kunst, namentlich der Tonkunst und der Malerei, mit vieler Vorliebe ergeben waren: so war das K.'sche Haus ein vielgesuchtes von den ersten Künstlern und Dichtern Deutschlands, unter denen namentlich Göthe und Schiller oft daselbst verweilten. War es zunächst die Sorge des Vaters gewesen, die schwächliche Körperbeschaffenheit des jungen K. zu heben, so konnte er, nachdem dieß gelungen, um so größere Aufmerksamkeit auf dessen geistige Ausbildung verwenden. K. machte sich bald durch eine schnelle und leichte Auffassungsgabe, große Vorliebe für Geschichte und Naturkunde, namentlich aber für die Kunst bemerklich. Er zeigte vorzüglich in den Versuchen, welche er im Zeichnen, so wie im Erlernen mehrerer Musik-Instrumente, unter diesen vorzugsweise der Guitarre, machte, große Talente; am meisten fesselte ihn aber die Dichtkunst. Er erlangte sehr bald eine große Gewandtheit in der Form, indem er sich häufig in scherzhaften Versen versuchte. Neben einem sehr zweckmäßigen Unterrichte theils auf der Kreuzschule, theils durch Privatlehrer, wirkte der Umgang im engeren Familienkreise, so wie in den damals berühmten Abendgesellschaften des väterlichen Hauses, welches von keinem irgend namhaften Fremden unbesucht blieb, außerordentlich bildend und belehrend auf das empfängliche Gemüth und den offenen Geist K.'s. War dem Knaben bisher ziemlich freie Hand gelassen worden, seinen Lieblingsneigungen zu folgen, so stellte sich doch endlich, zumal da K. auf den Besitz eines bedeutenden Vermögens, welches ihm ein hinlängliches Auskommen

gewährt hätte, nicht rechnen konnte — die Nothwendigkeit der Wahl eines Berufes für's Leben ein und es ward nach reiflicher Ueberlegung die Bergwissenschaft gewählt, deren Studium K., gehörig vorbereitet, im J. 1808 auf der Bergakademie zu Freiberg begann. Er widmete sich dem Praktischen desselben mit besonderem Eifer, aber auch sein poetischer Sinn fand darin, so wie in einigen größeren Wanderungen und Reisen nach Altenburg, in die Oberlausitz und das schlesische Gebirge vielfache Nahrung und Anregung. Nach fast zweijährigem Aufenthalte verließ er Freiberg, besuchte seine Bathin, die Herzogin von Curland, welche zu Löbichau bei Altenburg lebte, und ging dann, dem Wunsche seines Vaters gemäß, nach Leipzig. Es bedurfte dort kaum der Empfehlungen seiner Familie, da K.'s poetisches und musikalisches Talent ihm bald in die angesehensten Circle und Familien dortiger Stadt, wie auch in eine Verbindung junger Männer — die Makaria — welche die Uebung und Ausbildung edler geistiger Fähigkeiten in geselliger, heiterer Weise zu befördern sich zum Ziele gesetzt hatte, Eingang verschaffte. Zu derselben Zeit erschien auch die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel *Knospen* (Leipzig bei Göschen 1810. 8.), welche die Eigenthümlichkeit K.'s, nämlich die innigste Verbindung einer milden Zartheit mit männlicher Kraft, und eine ächte Frömmigkeit, so wie unbefangene Gemüthlichkeit und hoffnungsvolles Vertrauen, kund gaben und zu den schönsten Erwartungen berechtigten. Wenn er indeß den bereits begonnenen Studien nicht mit allzugroßem Eifer oblag, so lag dieß wohl zumeist in dem Zauber, welcher ihn an die Poesie fesselte. Daneben hatte sich der junge, für den eigenthümlichen Reiz des Studentenlebens sehr empfängliche Mann aber in akademische Verbindungen eingelassen, die ihn zu allerlei Handlungen hinrissen, welche ihn in zu directen Widerspruch mit der akademischen Obrigkeit setzten, als daß er sich nicht hätte genöthigt sehen sollen, deren Maassregeln Gehör zu geben und — noch zeitig genug, denn er war, ungeachtet eines tief poetischen Gemüths, auf dem besten Wege, sich in ein ziel- und planloses Herumtreiben und in ein burschikoses Renommiren zu verlieren, — die Universität zu verlassen. Einer seiner damaligen Zeitgenossen schildert K. so: „K.'s Aeußeres war gerade nicht einnehmend. Ein schnell aufgewachsener, schwächlicher Körper, aber frisch und beweglich, langbeinige Statur, kleinliche Verhältnisse des sonst munteren Gesichts empfahlen ihn auf den ersten Anblick nicht vorzüglich; aber ein dunkelglänzendes, immer bewegtes Auge zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Natursohne hin. In seinem Umgange zeigte sich ein deutscher, grader Sinn, ungemessen, oft sarkastisch in Ausdrücken, aber herzlich gegen jeden Hochgesinnten. Kleinliche Pedanterie und Verstellung haßte er tödtlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang; um so mehr



mußte ihm der Umgang jugendlich-kräftiger Menschen gefallen, die ihn liebten, und welchen er sich so fest angeschlossen, daß er selbst ihre Rohheiten annahm und sich in den bizarresten Aeußerungen akademischer Freiheit sehr wohlgefiel. Dessen ungeachtet unterschied er sich von den meisten seines Umgangs durch eine früher erlangte Cultur und gleichsam angeerbte Kunstliebe und Begeisterung, welche sich in der gebildeteren Gesellschaft durch glückliche und pikante, nur, nach Jugendart, meistens zu stark ausgedrückte Einfälle, und durch ein allgemeines Talent poetischer Improvisation und Versification mitzutheilen liebte.“ Uebrigens galt er für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter. Seinen poetischen Versuchen warf man im Ausdrucke das „Schillern“ und das Haschen nach romanhaften Situationen und Effecten besonders bei Balladen und Romanzen vor, wie man denn auch nicht mit Unrecht das tiefere Eingehen, den poetischen Geist, das Bemeistern des Stoffes vermisse und mehr das Talent, einzelne poetische Momente mit Gefühl und Wärme schnell und leicht in gebildeten, wohlklingenden Versen zusammenzustellen, wahrnahm. K. zeigte für diese Urtheile eine große Empfänglichkeit, die um so auffallender erscheinen mußte, je heftiger er über literarische und Kunstproducte abzusprechen pflegte, doch hatten sie in Bezug auf seine Leistungen keinen sichtbaren Erfolg, da er in dieser Zeit lediglich seinem poetischen Talente zu vertrauen schien.

Zwar sollte K., nachdem er Leipzig verlassen, die begonnenen Studien in Berlin fortsetzen, allein noch konnte er die Freiheit und Ungebundenheit des akademischen Lebens nicht so leicht vergessen, ja es schien, als ob jene Verirrungen in verstärktem Maaße wiederkehren sollten. Ein starker Fieberanfall nöthigte ihn jedoch, Berlin im Sommer des J. 1811 zu verlassen und sich zu Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad zu begeben.

Es war nun, nachdem K. wieder hergestellt, seinem Vater darum zu thun, ihm die Rückkehr zu jenen gefährlichen Verbindungen, welche der höheren Ausbildung seines Geistes hemmend in den Weg traten, zu verschließen, ihn „auf einen höheren Standpunkt zu stellen, seinen Gesichtskreis zu erweitern und den Trieb zu neuen Fortschritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung in ihm zu beleben.“ Wien schien ihm hierzu der passendste Ort, und sobald K. sich dort befand — er traf im August 1811 daselbst ein — begann der Wendepunkt seines Lebens.

Er fand sich hier — wie sein Vater mittheilt — in einer neuen Welt voll frischen, jugendlichen Lebens, fühlte sich in der glücklichsten Stimmung, verlor aber dabei die Besonnenheit nicht. Ohne die Gelegenheit zu geistreichem Umgange zu versäumen, — die ihm in dem Humboldt'schen und Schlegel'schen Hause,

so wie in den Zirkeln der Dichterin Caroline Bichler und der Frau von Pereira vielfach gegeben war — oder sich die edleren Genüsse zu versagen, die sich ihm darboten, widmete er einen großen Theil des Tages ernstern Studien und war besonders fruchtbar an dichterischen Productionen. Ungehindert und mit Einverständnis seines Vaters konnte er sich nun dem innern Triebe zur Poesie überlassen, da ihm im äußersten Falle die in Freiberg erworbenen Kenntnisse eine unabhängige Existenz für die Zukunft sicherten. Mehrere dramatische Dichtungen, die schnell einander folgten, zogen bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und verschafften K. einen ausgebreiteten Ruf. Unter ihnen sind besonders zu nennen der grüne Domino und die Braut, dann der Nachtwächter, welche schon im Januar 1812 über die Bühne gingen und K. vielen Beifall erwarben. Ihnen folgte das nach einer Erzählung Heinrichs v. Kleist bearbeitete Drama: Toni, dann das Trauerspiel: die Sühne. Die meiste Anerkennung fand seine Bearbeitung eines, auch für den Ort, wo K. lebte, außerordentlich glücklich gewählten Stoffes aus der ungarischen Geschichte, der Heldenthat des ungarischen Leonidas Friny. Die erste Darstellung desselben erwarb dem jugendlichen Dichter den außerordentlichsten Beifall und zugleich die Stelle eines Hoftheaterdichters in Wien, mit welcher auch ein fester Gehalt verbunden war. Daß dadurch sein Eifer um so mehr angefeuert ward, ist leicht erklärlich und er bekundete dieß durch eine noch mehr erhöhte Thätigkeit für die Bühne. Es erschienen von ihm außer den oben genannten das Drama: Hedwig, ein Trauerspiel: Rosamunde, von vorzüglichem poetischen Werthe, ferner die Opersujets: die Bergknappen, das Fischermädchen oder Haß und Liebe, der vierjährige Posten. Ein für L. v. Beethoven bestimmtes Buch: die Rückkehr des Ulysses ward ebenfalls begonnen, inzwischen gab er noch drei kleinere komische Stücke: den Wetter aus Bremen, den Wachtmeister und die Gouvernante und dichtete als letztes Werk für das Theater ein Drama: Joseph Heidrich.

Neben diesen Arbeiten für die Bühne erschienen noch viele lyrische Gedichte und dieß Alles in einem Zeitraume von nicht mehr denn 15 Monaten. Er würde so Außerordentliches nicht haben leisten können, wenn er nicht besonders eine große Gewandtheit in der Versification besaß, und wenn ihm nicht der Aufenthalt zu Döblingen, einem Dorfe in den reizenden Umgebungen Wiens, während des Sommers eine gänzliche für ununterbrochene Anstrengung günstige Zurückgezogenheit gesichert hätte. K. war auf dem besten Wege, zur Vielschreiberei, die auf seine Dichtungen jedenfalls nachtheilig einwirken mußte, und die gerechten Besorgnisse vor der Richtung, welche er fast in der Weise des Theaterpraktikers Kobzebue eingeschlagen hatte,



zu rechtfertigen schien. Da trat ein Ereigniß ein, welches ihn der gefährlichen Klippe, an welcher schon so manches Talent gescheitert, welches ihn aber auch den Armen der Liebe und der eine baldige Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande sichernden Anstellung für immer entriß.

Schon längst hatte der hochgestimmte Jüngling in dem schwachvollen Geschick des tief darniedergedrückten deutschen Vaterlandes den innigsten Antheil genommen, schon längst war der Entschluß, in die Reihen der Kämpfer für die Freiheit seiner mit Begeisterung geliebten Germania einzutreten, von ihm gefaßt worden. Und als nun der Ruf von Preußens Söhnen erscholl, der in seinem „Ausruf“ ein so schönes Echo fand, da säumte er keinen Augenblick, die Leier mit dem Schwerte zu vertauschen.

„Deutschland steht auf — schrieb K. seinem Vater, — der Preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger

sein. — Jetzt da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegen drücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen stehenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dieses Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.“

(Beschluß folgt.)

## C h e m n i t z .

(Hierzu eine Abbildung.)

In angenehmer Gebirgsgegend, meist am rechten Ufer der Chemnitz, liegt die Stadt, welche die dritte Stadt Sachsens genannt wird, zu den erklärten „großen“ gehört, eine der ältesten im Sachsenlande, und wie die meisten dieser, sorbischen Ursprungs ist. Der Name derselben wird nach Einigen von dem sorbischen Worte keme, d. i. Steingebäude, abgeleitet, nach Andern von kemen, d. h. steinigte Gegend. Zu der ersteren Bezeichnung soll eine von den Sorben erbaute große Burg, zu der letztern der steinigte Grund, welchen die Chemnitzbach durchfließt, Veranlassung gegeben haben. Die ebenfalls gebräuchlich gewesene Schreibart Kemnitz würde „Steinheim“ bedeuten. Uebrigens geht aus diesen Ableitungen hervor, daß die Schreibart Chemnitz eigentlich die richtigere ist.

Die ersten Nachrichten über diese Stadt datiren aus den Zeiten Heinrichs I., des Städteerbauers, der auch Chemnitz an seinen gegenwärtigen Platz gelegt haben soll. Als Reichsstadt mit vielerlei Privilegien versehen und der Krone unmittelbar unterworfen, daher auch Kaiser-Kemnitz genannt, hatte sie außer dem eignen Magistrat, noch einen kaiserlichen Voigt, der, wie alle kaiserliche Beamtete dieser Gattung, die oberste Polizei-, Gerichts-, Militair-, Kirchen- und Schulbehörde bildete, dafür aber den dritten Theil von den Strafgeldern und Gerichtsporteln hatte und auch sonst für die Vermehrung seiner Einkünfte auf's Beste

und ohne allzugroße Bedenklichkeiten zu sorgen wußte. Früher in Mitten der Stadt, zwischen dem Rosmarkt und der langen Gasse wohnend, residirten später die Herrn von Waldenburg, als erbliche Besitzer der Voigtei, die sich zugleich über das von Lothar gestiftete Mönchskloster der heil. Maria bei Chemnitz erstreckte, auf dem bei der Stadt gelegenen Schlosse Stein, Graven-, jetzt Rabenstein genannt, ließen aber in der Stadtburg einen Vertreter, den Schultheiß, zurück, der dann bei der städtischen Behörde als Vorsitzender fungirte.

Der erste harte Schlag traf Chemnitz im J. 913 durch die Hunnen, welche Stadt und Umgegend schonungslos verwüsteten. Dadurch wurden die Wallfahrten nach dem in der von Otto I. erbaueten Marien- oder Jacobskirche befindlichen, angeblich wunderthätigen Marienbilde hervorgerufen, welche für das Gedeihen der Stadt von nicht geringem Nutzen gewesen sein sollen.

In Folge einer Verlobung des dreijährigen Sohnes des Markgrafen Heinrich des Erlauchten mit des Kaisers Friedrich II. zweijähriger Tochter, ward im J. 1242 u. A. auch Chemnitz — mit den beiden andern kaiserlichen Städten Altenburg und Zwickau dem Ersteren für 10,000 Mark Silber zum ersten Male verpfändet. Kaiser Rudolph I. hob diese Verpfändung wieder auf und ertheilte den drei Reichs-



städten das Privilegium zu einem Bündniß, vermöge dessen sie ihre Rechte und Freiheiten gegen jede Einmischung fremder Obergewalt vertheidigen sollten. Dies ward zwar vom Kaiser Adolph von Nassau bestätigt, aber auch alsbald zurückgenommen, damit er bei der Verlobung seines Sohnes mit des Königs Wenzel von Böhmen Tochter die drei Städte für dieselbe Summe als Morgengabe verpfänden konnte. Ueberhaupt spielen die Verpfändungen in der Geschichte dieser Stadt keine kleine Rolle und sie wechselte demzufolge öfter ihre Herren. Als solchen sehen wir später — indem wir noch der Eroberung von Chemnitz im J. 1314 durch die Brandenburger gedenken — Friedrich's I. Sohn, Friedrich dem Ernsthaften, im J. 1329 die Stadt ganz übergeben, dadurch aber aus einer unmittelbaren Reichsstadt zu einer bloßen Meißnischen Landstadt herabgesetzt. Aus dieser Zeit erhält man auch die erste Kunde von einem Bürgermeister der Stadt, so wie weiter mitgetheilt wird, daß Chemnitz vom Kaiser Lothar erweitert und die Vorstädte umzäunt worden seien. Zum Ersatz für jene Erniedrigung erhielten jedoch die Bürger später Ebenbürtigkeit und gleiche Berechtigung mit dem Adel zurück, so wie ausnahmsweise das Recht, Rittergüter mit den vollen Rechten Derer vom Adel besitzen zu dürfen. Als jedoch die Söhne Friedrich's II. vom Kaiser Karl IV. mit dem Besitze des Pleißnerlandes im J. 1350 beliehen worden waren, bestrebte man sich, die Spuren der früheren Reichsunabhängigkeit gänzlich zu vertilgen.

Bei der Theilung des Landes kam Chemnitz in den Besitz Wilhelm's des Einäugigen — im J. 1379 — nachdem kurz vorher im J. 1375 der Herr von Waldenburg, Johann, das Schloß Rabenstein mit der Voigtei über die Stadt und das Benedictinerkloster an dieses für 1700 Schock Freiburger Groschen verkauft hatte und das Jahr darauf die Stadt mit Festungswerken versehen worden war, später aber an Wilhelm den Reichen im J. 1382. Der Verkauf der Voigtei hatte jedoch zu vielerlei Unzufriedenheit und Feindseligkeiten zwischen Stadt und Kloster Veranlassung gegeben, die anfangs durch Vertrag, dann aber durch energisches Einmischen des Markgrafen Wilhelm des Reichen, der u. A. den Abt 10 Tage lang in die Kapelle sperrte, geschlichtet wurden, und dem Kloster seine Rechte, ja das Drittheil der Gerichtsbarkeit zusicherten. Um dieselbe Zeit wurden auch die Vorstädte sehr erweitert. Die bisher dem Magistrate zugehörigen anderen zwei Drittheile der Obergerichtsbarkeit pachtete jetzt der Magistrat vom Markgrafen, dem sie, als dem Landesherrn, zugefallen waren, um 71 Schock Freiburger messingene Groschen, kaufte sie aber im Jahr 1423 vom Kurfürst Friedrich dem Streitbaren für 2556 Gulden, so wie das letzte Drittheil durch Vermittelung des Herzog Georg im J. 1493 für 8 Schock der besten silbernen Münzorten vom Kloster ganz an sich.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Kirnitzschgrund bei Winterhermsdorf.

(Beschluß.)

### 2.) Der Königsplatz.

(Neßt Abbildung.)

Schon in der 8. Lieferung haben wir eine Schilderung des zur Zeit noch wenig gekannten, daher auch wenig besuchten und doch seiner eigenthümlichen Schönheiten wegen so sehenswerthen Schleußen- oder Kirnitzschgrundes. Geleiteten wir dort den Wanderer hinab in die Tiefen des Grundes, in die Wolfsschlucht mit ihren wild-romantischen Umgebungen, so begeben wir uns hier mit ihm nach der in der Nähe liegenden, eine herrliche Aussicht auf den großen Winterberg, den Vorsberg, Dresden, den Windberg u. s. w. gewährenden Königsplatz. Derselbe wurde schon im Jahre 1836 vom Förster Eduard Voigt dem Reisenden zugänglich gemacht und mit mancherlei Bequemlichkeiten versehen. Besucht ward dieser Platz u. A. im Sommer des Jahres 1843 von Sr. Majestät

dem Könige neßt Familie, so wie zum zweiten Male im Herbst 1844.

Am bequemsten schließt sich das Begehen des Kirnitzschgrundes an einen Besuch des Kuhstalles (s. 10. Lieferung), von welchem aus man längs der Kirnitzschbach, einigen Mühlen vorüber, in ungefähr zwei Stunden nach Winterhermsdorf und zu der Wohnung des gastfreundlichen Försters gelangt. Von hier aus kann man sämtliche Partien in 6 bis 8 Stunden bequem begehen und genießen. Von den übrigen Schweizerpartien ist die Entfernung größer, indem man nach Winterhermsdorf vom Winterberge aus  $2\frac{1}{2}$ , vom Prebischthore 3, von Schandau 4 und von Hohnstein aus 5 Stunden Weges bedarf.

### Lithographirte Beilagen:

Portrait von Carl Theodor Körner. — Chemnitz. — Der Königsplatz im Kirnitzschgrunde.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





CARL THEODOR KÖRNER.









*Loth. v. Rindl*

*Georg. v. Fischer*

CHEMNITZ.



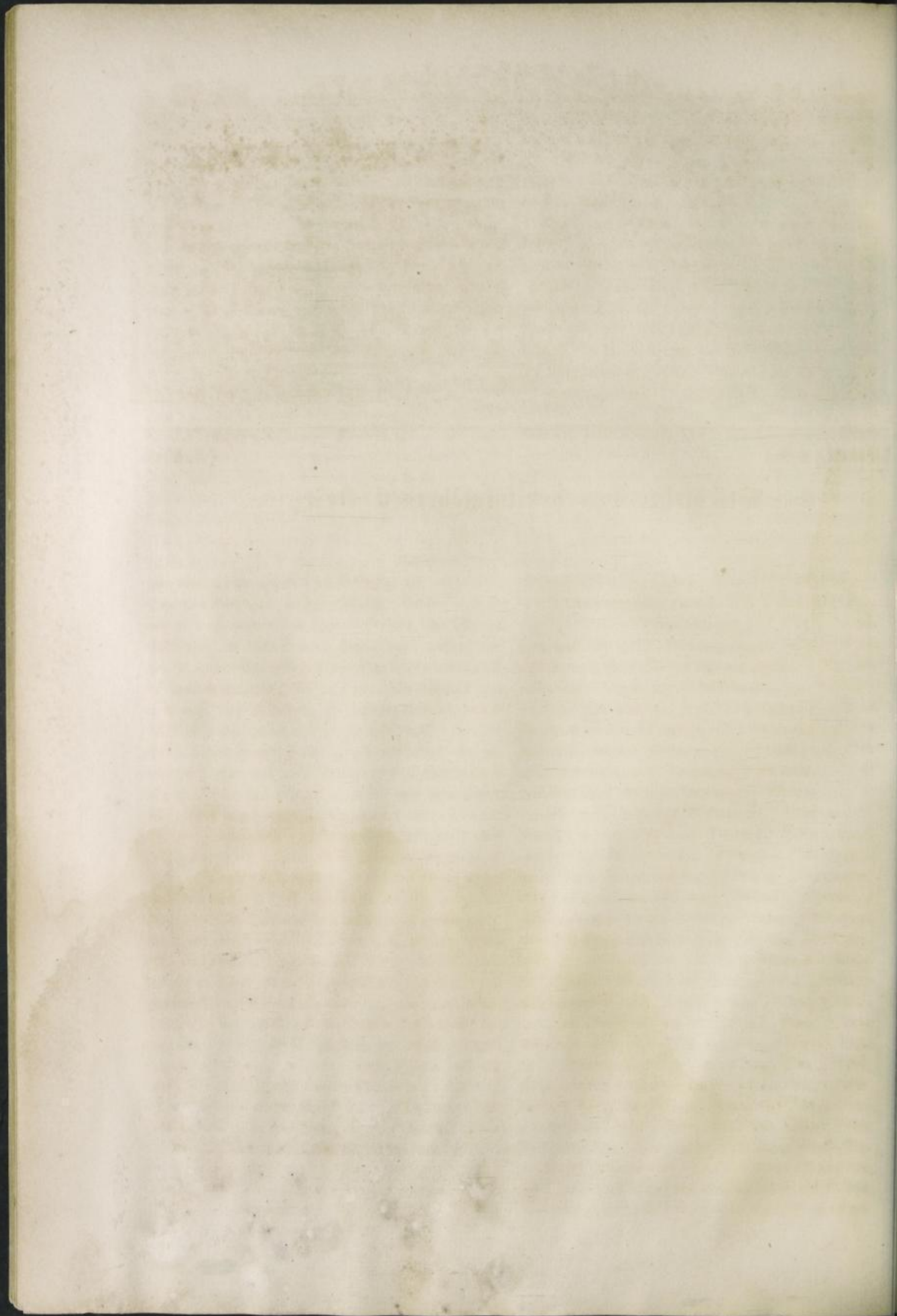






AUSSICHT VOM KÖNIGSPLATZ BEI HINTERHERMSDORF.









Lief. 13.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

### V. Abschnitt. 1631—1635.

#### Sachsen auf Seiten Schwedens.

(Fortsetzung.)

Ein Blick auf die Lage der Dinge am Ausgange des Jahres 1631 wird uns die Verlegenheit des Kaisers und der ganzen katholischen Partei sofort klar machen, uns sagen, daß nur ein besonders günstiges Ereigniß das Haus Habsburg vor gänzlichem Falle von der hohen Stufe der Macht, die es besessen, bewahren konnte. Noch im Frühjahr war der Kaiser der mächtige Gebieter Deutschlands gewesen, die protestantischen Fürsten zitterten vor jedem Befehle, der aus der Wiener Hofburg erlassen werden konnte, kaiserliche Heere standen siegreich an den Ufern der Ostsee, die katholischen Staaten blühten in glücklicher Unantastbarkeit von dem Schwert des Krieges, Kampfmuth und Siegvertrauen lebte in der Brust des gemeinsten Kriegers — und 9 Monate später? Wohl war auch da noch Oesterreich stark genug, den Kampf fortzusetzen, aber wie sehr hatte sich Alles verändert! Die Länder an der Ostsee, Niederachsen, die Pfalz waren verloren gegangen, die katholische Liga war zersprengt, ihr Haupt, der Baiersfürst, in seiner letzten Feste als ein trozig Verzweifelter eingeschlossen, Böhmen in Feindes Hand, der beste Feldherr todt, die Truppen muthlos und Gustav Adolf an den Thoren der reichsten Erbländer. Dazu Frankreich im Bündniß mit Schweden, der Papst unwillig über den Kaiser und in Siebenbürgen der Nachfolger Bethlen Gabor's, Fürst Ragozy, bereit, über, von der verwundbarsten Seite, Oesterreich herzustürzen. Wen sollte Ferdinand an die Spitze seines zuchtlosen Heeres, seiner uneinigen Gene-

rale stellen, wer sollte den Sieg wieder an die verlassenenen Fahnen fesseln? Ringsum schaut der Kaiser sorgenvoll; er selbst will einen Augenblick der Retter seiner Monarchie werden, seine Minister widerrathen es; sein Sohn Ferdinand, König von Ungarn, hat nichts als seinen königlichen Rang, ihm fehlt Kriegserfahrung, vor Allem Kriegsrühm, um die Zuversicht der Truppen zu beleben. Nur ein Mann lebt noch, der Oesterreich, der die katholische Partei retten kann, dem die Liebe der Truppen noch nie gefehlt hat, der einen glänzenden Kriegsrühm und hohes Feldherrntalent gegen Gustav Adolf in die kaiserliche Waagschaale legen kann, dieser Eine lebt noch dazu in Oesterreich selbst — — aber er ist schwer beleidigt, er ist des Kaisers Feind, Albrecht Wallenstein, Herzog von Friedland. Er stellte ja schon einmal ein Heer auf und unterwarf damit ganz Deutschland, er kann es auch heut noch. Er wird es auch, aber wahrlich nicht aus Patriotismus, sondern allein aus Ehrgeiz, er wird es, aber unter den härtesten, schmähslichsten Bedingungen für den Kaiser, der ihn auf dem Fürstentage zu Regensburg den Reichsständen preisgab und ihm den Heerbefehl entzog. Alles das weiß Ferdinand gar wohl, aber die Verlegenheit ist zu groß, und zum Ueberflus entbrennt im Lande ob der Ems ein gefährlicher Aufstand der protestantischen Bevölkerung gegen die Bekehrungswuth der Pfaffen — der Schritt der Erniedrigung muß gethan werden, der Kaiser muß seinem Unterthan Anträge machen zur Wiederübernahme des Kommandos; hat er doch ohnehin schon eingestanden, daß mit dem Friedländer ihm der rechte Arm abgehauen worden



sei, und rufen doch in Wien Tausende von Stimmen auf den Straßen und einzelne selbst im Cabinet: „so weit wäre es unter Wallenstein's Regiment nicht gekommen!“ Genug, trotz der Gegenvorstellungen Baierns und des spanischen Gesandten beauftragt Ferdinand ein paar alte Anhänger Wallenstein's, v. Duestenberg und v. Eggenberg, die Unterhandlung mit diesem aufzunehmen, und nach langem Scheinwiderstande willigt dieser ein, auf's Neue in kaiserlichen Dienst zu treten. Doch nein, so weit ging er nicht, der schlaue Rechner kannte alle Verhältnisse zu wohl, um sie nicht bestens für seine Pläne zu benutzen; er versprach also nur Ausrüstung eines Heeres, die Anführung möge der Kaiser selbst besorgen.

Auch mit diesem bedenklichen Zugeständnisse war Ferdinand zufrieden, und sofort flog die Kunde durch Deutschland, Wallenstein bilde ein Heer. Da zogen sie herbei von allen Seiten, die schlachtfahrenen Offiziere und Veteranen, die bereits vor 6 Jahren dieser Fahne gefolgt waren, die jungen Abenteurer, die geplagten Bauern, die es vorzogen, statt immer der Amboss zu sein, einmal selbst den Hammer zu spielen — Alles steuerte bei, Protestanten und Katholiken, denn der Feldherr fragte nicht nach dem Glauben, und dieser Glaube selbst fragte nur nach Ruhm und Beute. Um nur ein Beispiel für das Vertrauen der Höchsten wie der Niedersten im Volke zu dem Waffenglück Wallenstein's anzuführen, genüge eine Stelle aus einem Briefe des Grafen Adam Traun: „Mit höchsten Freuden von der Welt habe ich gehört, daß Ew. fürstl. Gnaden das Generalat über die kaiserliche Armee wieder acceptirt, dazu ich derselben alle glückliche Prosperität wünsche. Hoffe, unsere Sachen werden bald in einen andern Statu kommen, weil der von unfrem Willen so lange gewünschte Rechte zu der verlassenen und irrenden Heerde kommt. Halte mich viel für glückseliger unter Ew. fürstl. Gnaden eine Pike zu tragen, als auf diese Weise Oberster zu sein.“ Am Ende des dritten Monats stand ein geordnetes Heer von 40,000 Mann in Mähren und Wallenstein hat nun den Kaiser, ihn zu entlassen, — er habe sein Versprechen erfüllt. Ja, die Maschine war da, aber nur er, ihr Schöpfer, verstand ihre Lenkung, jedem Anderen hätte sie den Dienst verweigert; der Kaiser hatte freilich ein Heer, das aufzubringen er nie im Stande gewesen sein würde, aber dieses Heer gehörte nicht eigentlich ihm — sondern Wallenstein; ihn mußte er zum Feldherrn ernennen, wollte er Nutzen davon haben, die kampflustigen Krieger nicht zerstreuen oder gar zu Empörern umschaffen. Auch dieser letzte Schritt, der schwerste, mußte gethan werden, Eggenberg mußte den Friedländer zur Uebernahme des Kommandos bewegen, koste es, was es wolle.

Wo die äußerste Nothwendigkeit die Annahme der Bedingungen vorschreibt, da läßt sich ein rasches Zustandekommen des Vertrags wohl erwarten, und dennoch mußte der kaiserliche Minister dem herzoglichen Gaukelspiele gegenüber das ganze Ansehen der beleidigten Majestät in die Wagschaale werfen, um nur Wallenstein zu der Erklärung zu bewegen, das Kommando annehmen zu wollen, über die Bedingungen würden sie sich schon einigen. Und diese Bedingungen, durch welche der Friedländer Souverain des Heeres wurde, der allein belohnen und strafen konnte, außer dem kein Anderer etwas galt und Ferdinand nur die zweite Stelle im deutschen Reiche behielt, — diese Bedingungen, über die Eggenberg zum Tode erschrak, wurden vom Kaiser genehmigt. Wir müssen hier die Leser wegen der späteren Ereignisse besonders auf diesen Umstand aufmerksam machen, der so Manches erklären mag. Wallenstein, der erbitterte Feind, der rachsüchtige Unterthan, löst sich von aller Abhängigkeit vom Kaiser los, und dieser bestätigt diese Macht — weil er muß; aber tief im Herzen fühlt er die der Majestät geschlagene Wunde; als Feinde stehen sich beide nun entgegen, jeder bedacht, den anderen zu überlisten. Der Eine will sich deutschen Fürstenrang erwerben, ein erbliches Reich begründen und benutzt dazu das kaiserliche Heer selbst; der Andere ist zufrieden, den Feldherrn zu haben, der den äußeren Feind bestegen kann, — denkt er, — ist dieß geschehen, so wird sich das Weitere finden und der Kaiser den trotzigem Unterthan zur Rechenschaft ziehen.

Jetzt also stand Wallenstein an der Spitze eines ihm blindlings ergebenen Heeres, dessen Oberanführer seine Freunde und Geschöpfe waren; nicht weniger als 214 Schwadronen Reiterci, 120 Fahnen Fußvolk, 44 Kanonen und 2000 Wagen waren es, über die er Ausgangs April 1632 die Musterung zu Znaim in Mähren hielt. Jetzt konnte er an die raschere Durchführung seiner geheimen Pläne denken und that es auch. Statt sofort sich auf die Sachsen zu werfen, Böhmen von ihnen zu räumen, beschäftigte er sie mit Kroatenschwärmen und unterhandelte mit Arnheim über einen Separatfrieden. Umsonst, der von Desterreich nur zu oft getäuschte Kurfürst mißtraute dem vermeintlichen kaiserlichen Feldherrn, und in seinem eignen Namen mochte dieser noch nicht handeln; die Sache zerschlug sich also und gleich nachher stand auch Wallenstein schon vor Prag. Ehe dieß entsezt werden konnte, fiel es (5. Mai) durch die Beihilfe der Kapuziner, die eines seiner Regimenter in die Stadt führten, in Wallenstein's Hände, die Besatzung erhielt freien Abzug, aber ohne Fahnen und Obergewehr. Bald darauf capitulirten, nur unter wenig besseren Bedingungen, die sächsischen Besatzungen von Eger und Elnbogen, und nur die Schnelligkeit Arnheim's rettete das übrige Heer aus der Falle, die ihm der Herzog von Friedland durch



Befezung der Elbpässe bei Ruffig gelegt hatte. Binnen Monatsfrist war kein Sachse mehr in Böhmen, und der so glücklich begonnene Feldzug Arnheim's endete so kläglich.

Da ohne Besinnen entsandte Wallenstein ein Corps in die Lausitzen, das sich der Städte Lauban, Görlitz und Bittau bemächtigte, welche letztere durch die vergebliche Belagerung durch Arnheim bedeutend litt. Auch in Schlessen, wohin letzterer sich jetzt wandte, war er unglücklich, wenigstens beeinträchtigte seine Feindschaft mit dem Schweden Duval jeden etwaigen Erfolg seiner Waffen. So stand jetzt dem Sieger der Einzug in's Fränkische offen und Gustav Adolf, unterbrochen in seiner Laufbahn, mußte bedacht sein, die Vereinigung des bayerischen und kaiserlichen Heeres zu hindern. Dieß gelang indeß nicht, denn nach einer heuchlerischen Ausöhnung Maximilian's von Baiern und Wallenstein's in Eger, erfolgte die Vereinigung beider Heere, die nun eine Streitkraft von 60,000 M. ausmachten, der Gustav Adolf freilich nicht gewachsen war und sich darum nach Nürnberg warf, entschlossen, diese treue Stadt bis zum Aeußersten zu vertheidigen.

Der schwankenden Politik des sächsischen Hofes gegenüber, gaben die Bürger der freien Reichsstadt Nürnberg ein glänzendes Beispiel der Aufopferung für die einmal ergriffene Partei; Alles eilte mit Begeisterung herbei zur Vertheidigung der Stadt, Tausende von Händen arbeiteten an den großen Verschanzungen, deren Mittelpunkt die Stadt selbst bildete, und schon Anfangs Juli, in 14 Tagen, war das Miesenwerk vollführt. Dreihundert Geschütze standen auf den Wällen dieses ausgedehnten Lagers, ein 8 Fuß tiefer und 12 Fuß breiter Graben umschloß das Ganze. Der Magistrat füllte die Magazine, die junge Bürgerschaft übte sich in den Waffen, kurz Alles war zum äußersten Widerstande gerüstet. So fand Wallenstein seinen Gegner vorbereitet, und er, der bewährte Feldherr, der nicht erst nöthig hatte, seinen Ruhm durch eine Schlacht zu gründen, vermied diese und beschloß die Belagerung Nürnbergs, hoffend, im Bunde mit Hungersnoth und Krankheit die Schweden zu bestiegen. Doch sollte er Gelegenheit zur Reue bald bekommen, denn in seinem Heere fehlte es zuerst an Lebensmitteln und ein großer, weit verholter Transport derselben fiel noch dazu den Schweden in die Hände; auch die Seuche, die nothwendige Folge des engen Zusammenhäufens so vieler Tausende, declmirte zumieist sein Heer. Bald darauf langten in beiden Lagern zahlreiche Verstärkungen an, indem Wallenstein sich aus Baiern recrutirte, der Kanzler Oxenstierna dagegen dem Könige fast 50,000 Mann mit 60 Kanonen zuführte. Um so furchtbarer wütheten aber jetzt die Seuchen, um so schwieriger ward die Verpflegung so vieler Tausende

von Kriegern und Bürgern, zu denen in jedem der beiden Lager noch gegen 15,000 Frauen und eben so viele Fuhrknechte hinzukamen, so daß förmliche Soldatenschulen eingerichtet werden mußten für die Kinder des Feldlagers. Alle Mühlen der Umgegend waren nicht im Stande, das nöthige Mehl zu liefern „und 50,000 Pfd. Brod, welche Nürnberg täglich lieferte, reizten den Hunger bloß, statt ihn zu befriedigen,“ der Tod stieß täglich Hunderte von Opfern in's Grab. Gustav Adolf's Herz blutete vor Schmerz über die Verluste, die jeder Tag ihm unrühmlich brachte, und am 55. Tage der Belagerung rückte er in geschlossener Schlachtkolonnen aus den Verschanzungen heraus, den Feind zum Kampfe lockend; vergebens, der Friedländer blieb starr bei seiner Ansicht und trieb so den König zu dem verzweifelten Entschlusse, sein Lager zu stürmen.

Der 4. Septbr. 1632 war zu diesem Wagstücke bestimmt, und 500 deutsche Musketiere, darunter auch Sachsen unter Voëtius, waren die Ersten, die den Sturm gegen die mit Geschützen bedeckte, einem feuerspeienden Berge gleichende Anhöhe im Mittelpunkt des kaiserlichen Lagers unternahmen. Finnländer, Schweden, Schotten lösten sie in dieser Blutarbeit, aber immer vergebens, ab, nach 10stündigem Gemehel mußte man freiwillig einen eroberten Posten wieder aufgeben und den Rückzug antreten, 2000 Todte am Fuße der feindlichen Lagerwälle zurücklassend. Der Kampf war furchtbar gewesen und die Führer hatten sich dem Kugelregen eben so ausgesetzt, als ob sie gemeine Soldaten gewesen wären; dem Schwedenkönig riß eine Kanonenkugel die Sohle eines Stiefels weg, dem Herzoge von Friedland wie dem Bernhard von Weimar wurden die Pferde unter'm Leibe erschossen. Aber noch 14 Tage trotzte der König allen Schrecken der Krankheit und des Mangels; „erst als Nürnberg außer Stande war, seine Truppen länger zu erhalten, als die Disciplin seines Heeres einer völligen Verwilderung Platz machte, als 20,000 seiner Krieger und 10,000 Bürger der Stadt umgekommen waren und die umliegenden Felder zertreten, die Dörfer in Asche gelegt waren, Modergerüche die Luft verpesteten,“ hob er sein Lager auf, ließ eine starke Besatzung unter Oxenstierna und Kniphausen in Nürnberg zurück und zog in völliger Schlachtordnung an dem unthätig verharrenden feindlichen Lager vorüber nach Neustadt, wo er seinen Truppen Rasttage gestattete. Wallenstein's sehnlichster Wunsch war erreicht; viel zu schwach, um mit seiner von 60,000 auf 24,000 Mann geschmolzenen Armee noch etwas gegen die Stadt unternehmen zu können, verließ auch er sein Lager am 15. Septbr., dieß und die umliegenden Dörfer den Flammen übergebend, und wandte sich in's Bisthum Bamberg.

Was war mit diesen ungeheueren Opfern gewonnen? Nichts als eine augenblickliche Rettung des öster-



reichischen Kaiserstaates, der Stand der Dinge war im Ganzen noch derselbe wie vorher, nur eine Schlacht konnte zwischen den beiden großen Feldherren entscheiden und diese war unterblieben, so gespannt ganz Europa auf die Felder von Nürnberg geblickt hatte. Aber schon nahm Wallenstein seine alten Pläne wieder auf, es galt ihm vor Allem, den Kurfürsten von Sachsen zum Frieden zu zwingen, ihn scheinbar für den Kaiser, eigentlich für sich zu gewinnen; er bestimmte also Sachsen zu Winterquartieren für sein Heer, unbekümmert, was aus dem verlassenen Baiern werden möchte, das er dem Könige schuglos überließ.

Sachsen lag offen vor ihm, denn Arnheim stand in Schlessen, und bald sengten und brennten die kaiserlichen Generale Goltz, Gallas und Pappenheim im Voigtland, in Thüringen und Meissen, denen Wallenstein selbst in einem wahren Vandalenzuge folgte. Bis in die Gegend von Dresden, auf die Anhöhen von Korbis, hatten sich die Schwärme der Kroaten gewagt, Freiberg, Chemnitz, Dederan litten furchtbar, ja Annaberg wurde nur durch die Bitten einer Gräfin v. Hassestein vom Untergange gerettet; Leipzig, durch Beschließung geängstigt, capitulirte ebenfalls und die Pleißenburg folgte diesem Beispiele am 2. Novbr. Schon wollte Wallenstein sich auf die schwache sächsische Armee bei Torgau werfen, als er in Ausführung dieses Planes durch die Annäherung Gustav Adolfs behindert wurde. So gerechte Ursachen dieser auch haben mochte, mit dem selbstfüchtigen, wankelmüthigen Kurfürsten unzufrieden zu sein, so sicher er bei dem Abzuge Wallenstein's und der völligen Erschöpfung Baierns war, dieses zur Neutralität zwingen und dann in das wehrlose Oesterreich einbrechen zu können, die dringenden Bitten Johann Georg's und die Verpflichtung, diesen Bundesgenossen nicht dem Feinde preiszugeben, bewogen ihn, zur Rettung der sächsischen Kurstaaten herbeizueilen. In Eilmärschen folgte er dem Herzoge von Friedland durch Thüringen und stand nach der Vereinigung mit Bernhard von Weimar bei Arnstadt wieder an der Spitze von 20,000 Mann. In Erfurt nahm er Abschied von seiner Gemahlin, — den letzten für diese Erde, — und erreichte am 1. Novbr. Naumburg, mit Jubel und unbegrenzter Hochachtung von der Bevöl-

kerung der Umgegend begrüßt. Man jauchzte und pries sich glücklich, den Saum seines Kleides oder die Scheide seines Schwertes berühren zu können, und der fromme christliche Held zürnte fast dem Volke, das ihn zu einem Gott machen wollte, und ahnend sprach er zu seinen Begleitern: „ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und dem thörigen Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“

Trotzdem, daß Wallenstein seinen großen Gegner zum Ausbruch von Nürnberg gezwungen hatte, war doch weder er selbst, noch seine Partei mit dieser Art Sieg zufrieden, ja, es erhoben sich sogar Stimmen, die den stolzen Friedländer bezüchtigten, er weiche einer Schlacht aus, um seinen Kriegsrühm nicht aufs Spiel zu setzen. Dazu kam jetzt die stärkere Truppenzahl Wallenstein's, die späte Jahreszeit und die Versicherungen des Astrologen Seni, der Monat November werde Gustav Adolfs Glück vernichten, also Gründe der verschiedensten Art, die ihn bestimmten, dem Könige eine Schlacht anzubieten. Aber der glücklichste Augenblick war schon vorüber, der König hatte bereits die gefährlichen thüringer Engpässe hinter sich, und die rasche Besetzung Naumburgs vereitelte Wallenstein's Plan vollständig. Jetzt erwartete er selbst den schwedischen Angriff, aber Gustav Adolf begann wieder sich zu verschanzen und schien die Ankunft seiner Hilfstruppen unter dem Herzoge von Lüneburg ruhig abwarten zu wollen. Unschlüssig, was er thun sollte, berief Wallenstein seinen Kriegsrath zusammen, und als dieser sich für Beendigung des Feldzuges aussprach und auf die bedrohte Lage der Stadt Köln hinwies, entließ er seine Heerhaufen in die Winterquartiere, aber in möglichst kurzer Entfernung von einander, und schickte den Grafen Pappenheim mit einem starken Corps den Kölnern zu Hilfe. Das übrige Heer hielt er unweit Merseburg zwischen dem Floßgraben und der Saale zusammen, von hier aus weitere Expeditionen beabsichtigend. Aber so wohl er hier Alles berechnet zu haben glaubte, so sehr täuschte er sich; dieses Mal war es Gustav Adolf, der alle Pläne des Gegners zerstörte.

(Schluß folgt.)

## Carl Theodor Körner.

(Beschluß.)

Begeistert für die heilige Sache, verließ Körner zu Anfang des März 1813 seine so glücklichen Verhältnisse, so manches geliebte Herz und ging nach Schlessen, wo man sich zum großen Kampfe rüstete. Hier, in Breslau, errichtete unter preussischem Schutze der

Major v. Lützow die unter seinem Namen bekannte Freischaar, der Männer und Jünglinge von den verschiedensten Ständen, alle aber beseelt von Begeisterung für des Lebens höchste Güter, sich angeschlossen, und welcher auch unser K. am 19. März beitrug. Bald



darauf — am 28. Mai — ward das Corps in der Kirche des Dorfes Nochau, unweit Zobten, vom dortigen Prediger Peters feierlich eingesegnet, wozu K. ein Lied dichtete, welches diese Weihe eröffnete.

K. widmete sich seinen dienstlichen Obliegenheiten mit Eifer und Pünktlichkeit, erwarb sich die Achtung und Liebe seiner Kameraden, unter denen er mehre Freunde wiedergefunden hatte, und wirkte namentlich auf sie durch seine kriegerischen Gesänge, welche er in den Stunden der Muße dichtete. Er fand hier das Ziel eines thatendürstigen Strebens und hochberzige Freunde, die sich mit ihm verbanden mit Leben und Tod. Hier ward ihm der Stoff zu einer Poesie, wie sie die ernste Zeit verlangte. Die Gedichte aus dieser Zeit — sie wurden im J. 1814 vom Vater K.'s gesammelt und unter dem Titel „Leier und Schwert“ herausgegeben — tragen in einem vorzüglichen Grade das Gepräge der Originalität; sie sind hervorgegangen aus einem wahren, tiefen Gefühle, aus inniger hoher Begeisterung. In ihnen finden wir neben den zartesten Gefühlen für die Angehörigen K.'s, den starken, unerschütterlichen Glauben an Gott, die feste Zuversicht auf die gerechte Sache; sie hallen wider vom brennenden Hass gegen Druck und Tyrannei, von edlem Unwillen und tiefer Verachtung gegen Feigheit und slavische Unterwürfigkeit; sie glühen für Vaterlandsliebe, für die Freiheit. Daß diese Lieder zur Förderung und Verbreitung des patriotischen Enthusiasmus jener Tage beitrugen, daß sie sowohl durch Kraft der Gedanken und des glühenden patriotischen Gefühls, als auch vermöge der ihnen unterdessen und namentlich von C. W. v. Weber verliehenen, herrlichen Melodien tief in die deutsche Nation eindringen, daß ihnen nicht gerade der kleinste Theil der Erfolge jener großen Kämpfe beizumessen ist, — wer wollte dies leugnen? Treffen wir aber inmitten dieser Heldenfreudigkeit, dieser Siegeshoffnung überall jene dunkle Ahnung eines nahen Todes, so ergreift es mit doppelt schmerzlicher Gewalt, so bald in Erfüllung gegangen zu sehen, was K. in der Zuweisung von „Leier und Schwert“ prophetisch sang:

„Sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen, —  
Weint nicht um mich, beneidet nur mein Glück.“

Im Anfang April 1813 rückte die Lützow'sche Freischaar in Sachsen ein. K. hatte kurz vorher durch die Wahl seiner Waffengenossen die Stelle eines Oberjägers \*) erhalten, — ein Beweis dafür, daß er bei

\*) Nach der inneren Verfassung der Lützow'schen Freischaar bildete die Auswahl drei Jägerabtheilungen und ein Schradler; Oberjäger und Führer wurden gewählt; Keiner konnte eintreten, der nicht als Gemeiner dienen wollte. Die übrigen bildeten drei Fahnen (Bataillons) und vier Schwabern. Unter diese waren aus den Jägerabtheilungen mehre als Oberjäger und Führer vertheilt.

aller Neigung für Musik und Poesie seinen Dienst als Soldat musterhaft versah — und begleitete jetzt den Major v. Petersdorf, der die Infanterie des Corps commandirte, auf einer Geschäftsreise und langte noch vor Eintreffen seines Corps in Dresden an. Hier brachte er kurze Zeit bei den Seinigen zu und erhielt ihre Segnungen zu seinem Beruf. Dasselbst schrieb er auch seinen Aufruf an die Sachsen und folgte, nachdem er von den Seinen, die er nicht wieder sehen sollte! — Abschied genommen, seinem Corps nach Leipzig, obschon ihm von einem Freunde seines Vaters, Major v. Röder, andre und vielleicht vortheilhaftere militärische Dienstverhältnisse angeboten worden waren. Seine treue Anhänglichkeit an seine Waffengenossen erhielt deren Anerkennung dadurch, daß sie ihn in Leipzig einstimmig zum Licutenant erwählten.

Leider ward die eigentliche Bestimmung der Lützow'schen Abtheilung: im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, in Thüringen, Hessen und Westphalen Volksaufstand zu erregen und so den Franzosen in Deutschland eben so verderblich zu werden, als es ihnen die Guerillas in Spanien waren, zum großen Theile, theils durch Mißgeschick, theils durch eignes Verschulden, vereitelt. Man sollte sich mit zwei anderen fliegenden Corps, welche auf dieselbe Weise verwendet werden sollten, wie das Lützow'sche, vereinigen. Da dies jedoch verzögert ward, so rückte v. Lützow allein vor, ward aber von der feindlichen Uebermacht zurückgedrängt. Später kam eine Vereinigung des Corps gar nicht mehr zu Stande, vielmehr vereinigte sich der bei Lützow gebliebene Theil mit dem Corps des Generals Grafen von Wallmoden, ging in der Gegend von Lenzen über die Elbe, über die er jedoch, nach einem sehr kühnen Gefechte bei der Göhrde am 12. Mai, in welchem die Franzosen mit dem entschiedensten Erfolge zurückgeschlagen wurden, sich wieder zurückzog. Während hier die Cavallerie mehre Streifzüge machte, mußte das Fußvolk in quälender Thatenlosigkeit bei Sandow lange Zeit die Ufer der Elbe bewachen.

Wie peinigend dieser Zustand auf den begeisterten, nach Thaten dürstenden K. einwirkte, zeigt sein „Mißmuth“ überschriebenes Gedicht, namentlich am Ende:

„Um mich donnern die Kanonen,  
Ferne Simbeln schmettern drein.  
Deutschland wirbt um seine Kronen  
Und hier soll ich ruhig wohnen  
Und des Stromes Hüter sein!  
Soll ich in der Prosa sterben? —  
Poesie, du Flammenquell,  
Brich nur los mit leuchtendem Verderben  
Aber schnell! —“

Da ergriff er selbst die Gelegenheit, sich der qualvollen Ungeduld zu entziehen, indem er dem Major v. Lützow, der mit seiner Cavallerie und einigen Kosaken einen Streifzug nach Thüringen zu machen beschlossen hatte,

\*



sich als Begleiter anbot und von diesem zum Adjutant ernannt ward. Dieser Zug giug über Halberstadt nach Blauen und war von jenen kühnen Unternehmungen begleitet, durch welche sich die schwarze Freischaar so furchtbar machte, daß der Feind, Lützow's wilder verwegener Jagd ein Ende zu machen, ihren Untergang beschloß. Napoleon selbst hatte hierzu einen Plan entworfen. Denn während der Waffenstillstand die Truppen des Herzogs von Padua, welche von den Generalen Woronzof und Czerniczef und zwei Bataillonen der Lützow'schen Infanterie in Leipzig eingeschlossen war, rettete, bediente man sich der Württembergischen Soldaten um die Lützow'sche Reiterchaar, welche der Nachricht von dem Waffenstillstande trauend sich vom Voigtlande auf Leipzig zurückzog, bei Rixen, einem Dorfe unweit dieser Stadt, verrätherisch zu bedrohen und zu umzingeln. K. ward als Parlamentair abgeschickt, um darüber eine Erklärung zu verlangen, aber anstatt aller Antwort hieb der feindliche Anführer auf ihn ein, worauf der allgemeine Angriff begann. K., schwer am Kopfe verwundet, rettete sich durch sein tüchtiges Pferd in den nächsten Wald, wo er eine qualvolle Nacht verbrachte und „zu sterben wähnte“, jedoch dem Tode wie der Gefahr vom Feinde entdeckt zu werden glücklich entging. Hierauf bezieht sich sein „Abschied vom Leben“. Er ward zuerst nach Groß-Zschocher, dann nach Leipzig gebracht, wo ihm, ob schon die Verbergung eines Lützow'schen Reiters bei harter Strafe verboten war, seine Freunde ein sicheres Asyl gewährten, welches er nach fünfziger Pflege verließ und sich, ob schon jeden Augenblick der Gefahr der Entdeckung ausgesetzt, von da nach Karlsbad begab. Vierzehn Tage seines Aufenthaltes daselbst reichten hin, ihn wieder dienstfähig zu machen und er traf bei der Freischaar noch vor Beendigung des Waffenstillstandes wieder ein. General v. Wallmoden stand damals mit der Lützow'schen Schaar, der russisch-deutschen und der hanseatischen Legion und einigen englischen Hilfstruppen auf dem rechten Elbufer oberhalb Hamburg dem Marschall Davoust gegenüber, welcher mit Uebermacht in's nördliche Deutschland einzufallen drohte. Die Feindseligkeiten begannen am 17. August und von diesem Tage an waren die Lützow'schen Mannschaften, die als Vorposten benützt wurden, fast täglich im Gefecht und vorzugsweise zeichnete sich bei denselben K. durch seine Kühnheit aus. Während desselben Tages in der Bivouakhütte bei Büchen an der Steckenitz begann K. das kern- und kraftvolle Kriegslied: „Männer und Buben“

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,  
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?“  
u. s. w. u. s. w.

Zum 25. August 1813 war von dem Major v. Lützow ein Streifzug angeordnet worden und man

gelangte noch an demselben Tage bis zu einem Gehölze nahe bei Rosenberg, wo man sich versteckt hielt und auf einen ausgesandten Kundschafter wartete, welcher über die Positionen des feindlichen Lagers, das überfallen werden sollte, Nachricht zu geben hatte. Hier in diesem Gehölze dichtete K., ergriffen von der Todesahnung, welche ihn nie verließ, das herrliche Schwertlied und las es eben seinen Freunden vor, als man das Zeichen zum Angriffe gab, da man in der Ferne einen Transport feindlicher Wagen unter starker Infanteriebedeckung wahrgenommen und denselben aufzuheben beschloßen hatte. Nahe bei dem Gehölz, auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin kam es zum Gefechte und der ob schon starke Feind floh nach kurzem Widerstande und warf sich in ein naheß Gebüsch. Unter den Ersten, der ihn mit stürmischen Muthen Verfolgenden befand sich K. Da fielen aus jenem Hinterhalte vom Feinde wenigstens sechzig Schüsse, drei nur fanden ein Ziel und getroffen sank K., neben ihm ein junger Graf v. Herdenberg und noch ein Lützow'scher Jäger. Eine Klingenflugel war durch den Hals seines Pferdes dem jungen Helden in den Unterleib gedrungen und hatte ihm Leber und Rückgrad verlegt. Nur wenige Minuten noch und sein edles Herz hatte aufgehört zu schlagen. K. ward nebst den beiden andern Gefallenen von seinen Waffengefährten, die wie gereizte Löwen in wilder verwegener Jagd der theuren Kameraden Tod gerächt hatten, auf Wagen gebracht, fortgeführt und unter einer alten kräftigen Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin, einige Stunden von Ludwigslust, mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen und allen Zeichen tiefgefühlter Achtung und Bruderliebe dem Schooße der Erde wiedergegeben. —

Den Ort des Begräbnisses erhielt K.'s Vater vom Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin zum Geschenk; er ließ denselben mit einer Mauer einschließen und vor dem Grabe ein Denkmal aus Eisen errichten, welches folgende Inschriften erhielt: „Hier wurde C. Th. K. von seinen Waffenbrüdern mit Achtung und Liebe zur Erde bestattet.“ Auf der Rückseite: „Carl Theodor Körner, geboren zu Dresden den 23. September 1791, widmete sich zuerst dem Bergbau, dann der Dichtkunst, zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung. Diesem Berufe weihte er Schwert und Leier und opferte ihm die schönsten Freuden einer glücklichen Jugend. Als Lieutenant und Adjutant in der Lützow'schen Freischaar wurde er bei einem Gefechte zwischen Schwerin und Gadebusch am 26. August 1813 durch eine feindliche Kugel getödtet.“ Die beiden andern Seiten enthalten Stellen aus K.'s Gedichten:

„Dem Säng' er Heil, erkämpft er mit dem Schwerte  
Sich nur ein Grab in einer freien Erde!“

„Waterland, dir woll'n wir sterben  
Wie dein großes Wort gebet.“



Unsre Lieben mögen's erben,  
Was wir mit dem Blut befreit.  
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,  
Wachse empor über unsre Leichen."

Dieses Denkmal ward mit großer Feierlichkeit errichtet. Das Vaterland vergaß des treuen Todten nicht und schmückte auch seine Urne mit dem Eichenkranz. — Ein zweites Denkmal sind die von K.'s Vater unter dem Titel „Leier und Schwert“ herausgegebenen Gedichte; später erschien „Körner's poetischer Nachlaß“, so wie eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: „Für Körner's Freunde“.

Dem geliebten Bruder folgte sehr bald seine einzige Schwester, die denn auch neben ihm eine Ruhestätte erhielt.

Ueberschaut man mit unbefangenen Blicke K.'s poetisches und moralisches Leben, so kann man den Glauben nicht abweisen, daß K. eine hohe Stufe des Ruhmes erreicht haben würde, wenn ihn nicht ein dunkles Geschick den zahllosen Opfern beigelegt hätte, welche mit freudiger hoher Zuversicht Blut und Leben hingaben um eines, wie es leider scheinen möchte — und man kann dies nach den Erfahrungen von dreiunddreißig Jahren wohl sagen — unerreichbaren Ideals willen, welche in hoher Begeisterung mit K. sangen:

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.  
Was gibt uns die weite unendliche Welt  
Für des Vaterlands heiligen Boden? —  
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,  
Oder frei zu unsern Vätern gehn,  
Ja! glücklich und frei sind die Todten."

## Christoph von Carlowitz,

Churfürstlich sächsischer Geheimerath.

(Hierzu dessen Portrait.)

Einer der bedeutendsten Männer Sachsens, zu einer Zeit, welche eine so mächtige Umwälzung der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse des deutschen Vaterlandes gebar, welche, um genau erkannt und verstanden zu werden, Männer von großer Einsicht und voller Energie im Handeln erforderte, der Erste unter denen, welche sich große, ja glänzende Verdienste um den Retter und Erhalter des Protestantismus und der deutschen Selbstständigkeit, und damit um diese selbst erwarben, war unstreitig Ch. v. Carlowitz — geboren im J. 1507 — der vertrauteste Rath des Churfürsten Moriz von Sachsen. Schon Erasmus von Rotterdam, dessen Lieblings-schüler er war, rühmte von ihm, daß er nicht nur die Ahnen für sich habe, sondern auch die männliche Reife des Geistes, und daß außer Alter und Ansehen nichts Jünglinghaftes an ihm sei. Frühzeitig mit der Welt bekannt gemacht, durch einen längern Aufenthalt in Frankreich wie mit der Sprache dieses Landes, so mit manchen eigenthümlichen Erfahrungen bereichert, gebildet und begeistert für die humanistischen Studien, so wie in scharfer Auffassung und folgerechter Beurtheilung der Lage der öffentlichen Angelegenheiten sich auszeichnend, hatte er schon zeitig, seit dem J. 1529 diplomatische Sendungen an den Hof des Königs von England, Heinrich VIII., nach Polen und in die Niederlande. Obgleich mit mehreren Gliedern der sächsischen Fürstengeneration bereits vertraut, trat er doch erst in ein näheres Verhältniß zu Herzog Moriz im J. 1542, als dieser zum ersten Male sein Schwert für das Reich deutscher Nation gegen die Türken ergriffen hatte und dem Churfürsten von Brandenburg mit stattlicher Mannschafft nach Ungarn zuzog. Seit dieser Zeit trat er in engere

Verbindung mit dem jungen Fürsten und die ganze Regierungsdauer des nachmaligen Churfürsten zeugt von dem großen Vertrauen, dessen derselbe den Mann, in welchem sich Erfahrung und Kenntniß in so seltenem Grade vereinigten, werth hielt, obschon er sich auch des Bruders Georg v. Carlowitz, des Doctor Komerstadt, des Melchior v. Dsse und Anderer oft bediente. Seine Geschichte ist seit dieser Zeit mit der eben so verwickelten als verhängnißvollen des Churfürst Moriz so eng verbunden, daß nur eine Darstellung dieser seine außerordentliche Thätigkeit und Umsicht und die großen Dienste, welche er seinem Herrn und seinem Vaterlande erwies, darzulegen vermöchte — wie dies in des D. F. A. v. Langenn geistreichem Werke über Moriz geschehen ist —; der beschränkte Raum der vorliegenden Blätter entschuldige daher diese kurze, wenn nicht im Allgemeinen, doch für den Zweck derselben ausreichende Schilderung.

Es entspannen sich zunächst nach beendigtem Türkenkriege Unterhandlungen zwischen dem Kaiser Carl V. und Herzog Moriz, den jener gern in ein engeres unmittelbares Verhältniß zu sich gesetzt wissen wollte, und dem er dafür eine glänzende Zukunft versprach. Diese Verhandlungen leitete besonders Ch. v. Carlowitz und als Folge derselben ist Moriz's Theilnahme an den Feldzügen des Kaisers gegen Frankreich 1543 und 44 besonders bemerkenswerth, die ihm, da er sich den Theilnehmern der Vereinigung zu Schmalkalden nicht anschloß, vielfache mißgünstige Beurtheilung zuzog, obschon er in Sachen seiner Kirche ganz mit den Wünschen und Beschwerden der übrigen evangelischen Reichsglieder übereinstimmte. Auch bei v. Carlowitz hatten



die Angelegenheiten der Kirchenverbesserung eben so große Geltung von dem Standpunkte der Staatsklugheit aus, als von dem der religiösen Betrachtung, doch war er dabei vorsichtig und zog sich dadurch und weil man an ihm eine große Hinneigung zum Kaiser Carl V. wahrzunehmen glaubte, viel Vorwürfe und Spott vom Volke zu, welches ihn einen „alten Papisten“ nannte, der deshalb Carlowitz heiße, weil sein „Witz, Vernunft und Klugheit, mit des Kaisers Sinn und Gemüth übereinstimme.“

In diesen Angelegenheiten sandte Moritz seinen vertrauten Rath auch nach Frankfurt, zu der Versammlung der schmalkaldaer Verbündeten im J. 1546, deren Endergebnisse jedoch für die Sache der Protestanten keine günstigen waren. Hier an dem Vorabend weltgeschichtlicher Ereignisse beginnt Christoph's v. Carlowitz ausgebreiteteste, zugleich aber auch geheimste Thätigkeit. Die Aufgabe, welche sich der nur vierzehn Lebensjahre mehr als Moritz zählende v. C. außer der seiner offiziellen Aufträge gestellt hatte und mit welcher er unablässig beschäftigt war, die ihn selbst zu Opfern antrieb, war die Gründung des sichersten Weges für seinen Herrn für den Fall der unvermeidlichen Reibungen und Kämpfe, die Beförderung der Macht und des Einflusses desselben. Dies geht auch aus seinem Briefwechsel mit Moritz klar und deutlich hervor. So steht man ihn nach Beendigung der Frankfurter Angelegenheiten in Verhandlung mit den Bevollmächtigten Carl's V. Granvella und Naves zu Maastricht (über Sitz- und Stimmrecht des Herzogs auf den Reichstagen) dann mit D. Wiglius, ferner bei Abschluß des Vertrages zwischen Kaiser und Herzog, wie er immer in der Nähe des Kaisers dessen Handlungen und Entschlüsse nachspürt, aber eingenommen für ihn, über dessen dem neuen Glauben unheilrohende Kriegsrüstungen, noch nicht in's Klare kommen kann, dennoch aber dem Herzoge Vorsicht und Vereithaltung seiner Streitkräfte anrath.

Seine große Vorliebe für den Kaiser und der lebhafteste Wunsch, seinen Herrn mit ihm in ein inniges Verhältniß zu setzen, bezeugt z. B. folgende Stelle eines Briefes vom 5. Mai 1545: „E. f. g. wil ich auch nicht bergen — Nemlich das e. f. g. bey kayserlicher Majestät In solichem gnedigen ansehen vnd vertrauen stehen als sonst kein ander fürst In Deutschland. Darumb wolde ich meines theils als der treue Diener ie nicht gerne, das e. f. g. solchs ane sonderliche verursachung begeben oder in die schanze schlagen solte, Aus allerlei wichtigen bedenken“ u. s. w. u. s. w. „Ich befinde gewißlich so vil wan man e. f. g. gnedigen willen oder chre zu beweisen wueste so wurde mans nicht vnderlassen, Darumb bit ich mit treuem vleis, e. f. g. wolle solchs nicht gering achten vnd Ire furstehende Erhöhung vnd gluck nicht selbst ausschlagen oder sich in nichts einlassen,

dadurch e. f. g. das vertrauen bey höchstgemelter kay. Mat. verlieren möchte wie ich dan — nicht zweifele, das e. f. g. ane das thun werde, das wirt e. f. g. zu erhohung Irer reputation vnd zunhemung aller wolfart gereichen“ u. s. w. u. s. w.

Im J. 1548 begleitete v. C. seinen Landesherrn zu dem Reichstage nach Augsbürg, woselbst Moritz mit der neu erworbenen Chur belehnt ward. Von hier aus verhandelte er auf Befehl des Churfürsten wegen des „Interim“ zunächst mit Melancthon, später mit den Bischöfen zu Meissen. Auch bei der Einnahme Magdeburgs durch Churfürst Moritz, als den Vollstrecker der kaiserlichen Acht, war er mit Vernehmung einiger dortigen Geislichen, die ihre Fürsten geschmäht haben sollten, beschäftigt. — Welchen Antheil v. C. an der Sinnesänderung seines Herrn gegen den Kaiser gehabt habe, läßt sich nicht erweisen, gewiß aber ist, daß der kluge, gewandte, dem habsbürgischen Interesse, wenn auch nicht den Spaniern zugethane Rath, in demselben Jahre, da Moritz die Waffen gegen den Kaiser erhob, von diesem die Würde eines „Erbitters“ und in der Bestätigungsurkunde als kaiserlicher Rath und Churfürstlicher Geheimerath bezeichnet wird, daß er auch in einem vom 15. März 1552 datirten Briefe den Churfürsten mahnte, „er möge sich nicht zu weit führen lassen, auch wenn er sich gleich bereits etwas zu weit sollte eingelassen haben, so könne ihm, wenn er nur folgen wolle, wohl wieder herausgeholfen werden.“ Man suchte deshalb und besonders bei den Verhandlungen zu Passau, wo er am 2. August den berühmten Vertrag, welcher der passauer Vergleich genannt wurde und namentlich Sicherung der Reichsverfassung und friedliche Lösung der Religionsfragen gewährte, den „Kramsvogel Carlowitz“ bei dem Churfürsten zu verächtigen. Auch nach einem weiteren Feldzuge seines Herrn gegen die Türken suchte v. C. seinen Herrn noch immer zur Ausöhnung mit Carl V. zu bewegen. Bald darauf brach die Feindschaft zwischen Moritz und Albrecht von Brandenburg-Culmbach aus, welche Ersteren zu einem Zuge und zu der Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553 nöthigte, in welcher Albrechts und seiner Verbündeten Heer zwar geschlagen, der Churfürst aber zugleich auch tödtlich verwundet war. An seinem Schmerzens- und Sterbelager stand auch der treue Ch. v. Carlowitz; hier ward er beauftragt seines Herrn letzten Willen niederzuschreiben, in welchem er mit 5000 Gulden bedacht ward; er vernahm die letzten Seufzer des in der Blüthe des Lebens sterbenden Fürsten, dessen Ende „für Sachsen bejammernswerth, für seine Freunde trauervoll und selbst für die ihm nicht näher Angehörenden und Fremden keineswegs ohne sorgliches Bedenken war.“

v. C. hatte dem Churfürsten treu und mit Hingebung gedient, was unter und durch diesen geschah, verdankt zu einem großen Theile v. C. Entstehung



wie Ausführung. Er war aber trotz seiner oft sehr in Unordnung gerathenen Vermögensumstände und ungeachtet der großen Sparsamkeit seines Herrn, die dessen Dienern nur selten und nie weit die Kasse öffnete, ein redlicher Diener. Daß er gegen Moriz eine gewisse Selbstständigkeit behauptete, welche dem Bewußtsein seines innern Werthes entsprang, ja, daß er mit demselben oft in heftige Verhandlungen gerieth, bezeugen seine Briefe.

Auch der Nachfolger Moriz's, Churfürst August bediente sich des Beiraths des Vertrauten seines Bruders. So war v. C. unter Denen, welche im Namen der Landschaft durch Siegel und Unterschrift den Raumburger Vertrag unterzeichneten; er ward auch abgesandt, um die kaiserliche Genehmigung desselben einzuholen. Er verhandelte auch im J. 1558 zu Frankfurt über das sächsische Appellationenprivilegium, besonders in Bezug auf die durch das Kammergericht dem churfürstlichen Hause zugefügten Beeinträchtigungen. Ch. v. C. gelang es mit D. U. Mordeisen ein günstiges Decret der Churfürsten und zugleich die kaiserliche Erklärung zu erhalten, daß man sich auf ferneres Ansuchen willig erzeigen wollte. (Vergl. Weiße, Museum). Nach dieser Zeit scheint v. C. den churfürstlichen Dienst ganz aufgegeben zu haben und in den kaiserlichen übergetreten zu sein; er wird deshalb auch im J. 1562 nicht mehr „Churfürstlicher Geheimerath“, sondern „kaiserlicher Rath und Hauptmann in St. Joachimsthal“ genannt. Als solcher verhandelte er nebst dem Grafen Otto von Eberstein im Auftrage des Kaisers Ferdinand I. mit dem Churfürsten von Sachsen wegen der römischen Königswahl seines Sohnes Maximilian und ließ sich sehr angelegen sein „des Churfürsten und seiner fürnehmen Räte Gemüth“ in dieser Angelegenheit zu durchforschen. Die Wahl und Krönung Maximilian's folgte noch in demselben Jahre und „Christoferus a Carlowitz“ ward zur Belohnung seiner Verdienste, die er sich um diese Kaiserwahl besonders erworben hatte, zum Ritter geschlagen. — Von seiner ferneren Theilnahme an politischen Geschäften findet sich nach jener Zeit nur noch eine Spur, indem er nämlich dem Churfürsten von Sachsen als kaiserlicher Commissar beigeordnet wurde, als dieser in der Grumbachischen Sache die Reichsacht vollstrecken sollte; doch scheint seine politische Thätigkeit damit noch nicht beendet gewesen zu sein.

Besetzten wir bei Anfang dieser Skizze den Leser sofort mitten in das Feld der hauptsächlichsten Thätigkeit dieses durch politische wie literarische Wirksamkeit ausgezeichneten Mannes, so dürften einige Notizen über seine Jugend und Heranbildung nunmehr am rechten Orte sein. Als Vater des am 13. December geborenen Christoph v. C. wird Friedrich v. Carlowitz genannt. Von besonderem Einfluß auf seine Bildung

scheint besonders sein Onkel der Oberrath und Amtshauptmann von Radeberg George v. Carlowitz, der bei Herzog Georg in größtem Ansehen stand, gewesen zu sein. Auf sein Anrathen ward der junge Christoph zunächst auf die öffentliche Schule zu Dresden und dann im J. 1520 auf die Universität Leipzig geschickt, wo er nebst dem Freiherrn v. Duba, Julius Pflug und Agricola den Unterricht des um Wiederherstellung der alten Literatur sehr verdienten Petrus Mosellanus genoss. Von der Universität weg begab er sich eine Zeit lang auf Reisen, die ihm die Bekanntschaft des berühmten Erasmus (zu Basel) verschafften, der ihn — wie schon Oben gezeigt — sehr lieb gewann und Herzog Georg dem Bärtigen von Sachsen, sowohl um seiner Talente, als seiner reinen Sitten willen, als einen Mann „zu dem man Sachsen Glück wünschen kann“, empfahl. In Folge dieser Empfehlung ward v. C. auch schon im J. 1429 von dem herzogl. Sächs. Hofe in der Paccischen Sache an König Heinrich VIII. von England geschickt. Auch erhielt er Gesandtschaften nach Polen und Siebenbürgen. Im J. 1536 findet man ihn mit dem Rathscharakter bekleidet, sowie er im J. 1543 vielleicht zu Belohnung für die Treue und Ergebenheit, welche er dem Herzog Moriz, als Reisebegleiter nach Ungarn — s. o. — bewiesen hatte, zum „Schlosscommandanten zu Leipzig“ ernannt ward. — Um seine Familie erwarb er sich Verdienste — mindestens nach den damaligen Begriffen seiner Standesgenossen — namentlich durch zwei Privilegien, welche ihm Kaiser Carl V. verlieh, und zwar wie es heißt „für die Verdienste, welche sich Carlowitz theils in den vielfältigen Krieges-Empörungen so vergangener Jahren im heil. Reiche entstanden mit vielen sorglichen Reisen, Feldzügen, Rathschlagung und in andre Wege erworben, theils auf etlichen viel nach einander gehaltenen Reichstagen durch treffliche Rathschläge.“ Das eine bestand in Verleihung eines besondern Wappens, das andre in der Bekleidung mit der Würde eines der „vier Erbkönige des Reichs“ für sich und seine männlichen Nachkommen. — Verheirathet war er zweimal und hinterließ auch zwei Söhne. — Von seinen Besitzungen wird neben dem Vorwerke Hermisdorf am meisten die Herrschaft Rothenhauß (Rotenhuedek) genannt; daselbst starb er auch am 8. Januar 1578 und ward in der dahin gehörigen Kirche zu Gurskau begraben. — Seine von den größten Männern der damaligen Zeit anerkannte ausgebreitete Gelehrsamkeit bethätigte er in der Herausgabe zweier Werke des Petrus Mosellanus und eines des Laurentius Vallä. Von eigenen Werken finden sich nur zwei gedruckte, dagegen mehre Handschriften, besonders viele Briefe vor. v. C. stand mit mehren berühmten Gelehrten der da-



maligen Zeit in freundlichen Verhältnissen, besonders, außer mit dem mehrfach erwähnten Erasmus, mit Melanchthon, den er nach Beendigung des Schmalkaldischen Krieges vor mancherlei Gefahren schützte, dann mit dem sächsischen Geschichtsschreiber Georg Fabricius, welcher durch seine Vermittelung aus der Hand des Kaisers die Dichterkrone erhielt, endlich mit Joachim Camerarius, mit dem er gemeinschaftlich auch eine Zuschrift an Kaiser Maximilian II., welche vorzüglich die gemeinschaftliche Verbindung aller Reichsglieder,

um das Vaterland vor den Spaniern zu retten, empfahl, entworfen hatte. Dagegen urtheilte weder Luther, noch seine eifrigsten Anhänger günstig über Ch. v. C., was theils in den eigenthümlichen Verhältnissen zwischen dem Churfürstlichen und dem Herzoglich Sächsischen Hofe, theils in dem persönlichen Ansehen, welches Christoph vom Kaiser genoß, theils auch in dem wenigstens anfänglich gegen die Reformation und den Schmalkaldischen Bund gezeigten Indifferentismus, seinen Grund haben mochte. —

## C h e m n i t z.

(Fortsetzung.)

Die Haltbarkeit der im J. 1376 aufgeführten Festungswerke erprobten zuerst die Hussiten in den Jahren 1429 und 1430; sie erwiesen sich jedoch von so vortrefflicher Beschaffenheit, daß die Belagerer der Stadt nichts anzuhaben vermochten. Daher nannte auch Herzog Georg Chemnitz die festeste Stadt, wie er Freiberg das Lob der größten, Leipzig das der besten Stadt ertheilte.

Noch ist hier zu erwähnen, daß zur Zeit der Landestheilung (1379) die Stadt völlig niederbrannte, zehn Jahre später nochmals und zu Ende des 14. Jahrhunderts schon wieder von einer Feuersbrunst heimgesucht ward, welche die oben erwähnte Jacobskirche mit dem wunderverrichtenden Marienbilde zerstörte.

Um dieselbe Zeit ward auch das Kloster der Minoriten oder Franziskaner, zu dem Kurfürst Friedrich der Weise am 15. Juni 1481 selbst den Grundstein legte, an der Stelle der jezigen neuen Kirche (an der Pforte) errichtet. Den Stamm desselben bildeten 20 Barfüßermönche, denen sich später die Bruderschaft der sogenannten Schuhknechte zugesellte. Sie vermochten jedoch nicht recht festen Fuß zu fassen und verließen um's Jahr 1540 Chemnitz in Folge der erst eingeführten Reformation. Bald darauf brannte ein Theil des Klosters nieder, welches dann im J. 1573 gegen einen an das Amt zu entrichtenden jährlichen Erbzins von 10 Gulden dem Magistrate abgetreten ward. Ueberhaupt entstanden in jener Zeit mehre bedeutende Neubauwerke. So erbaute derselbe Kurfürst Friedrich im J. 1487 die St. Nicolaiirche, welche im J. 1519 abbrannte, dann wieder neu errichtet, aber später theils niedergedrückt, theils — im 30jährigen Kriege — niedergebrannt ward. Ferner entstanden damals das Gymnasium, dessen erster Rector der damals berühmte Navius — eigentlich Schneebogel — war, ein neues steinernes Rathhaus und das Gewandhaus.

Erwähnt ward bereits, daß zufolge der am 10. November 1485 auf dem Landtage zu Leipzig zwischen

den beiden Söhnen Friedrich's des Sanftmüthigen vereinbarten Theilung ihrer Allodiallande Chemnitz an die jüngere, Albertinische Linie kam.

Ein bedeutungsvolles Ereigniß für die Stadt ward die auf dem dort gehaltenen Landtage von Herzog Heinrich dem Frommen beschlossene und, obschon die Ritterschaft opponirte, durchgesetzte Einführung der Reformation. Derselben schloß sich unter Andern auch Hilarius von Rehberg, Abt des dortigen Bergklosters an, welches im J. 1546 an Herzog Moriz abgetreten und von demselben in ein herzogliches Amt und Schloß umgewandelt und zu seiner Residenz erwählt ward.

Einen abermaligen Herrenwechsel erfuhr die Stadt im schmalkaldischen Bundesgenoffenkriege, wo sie Kurfürst Johann Friedrich durch die treulose Handlungsweise seines Veters Moriz dazu gedrängt, einnahm, sich von ihr huldigen und eine Contribution von 20000 Gulden zahlen ließ. Er blieb jedoch nicht lange im Besitze derselben, da er Chemnitz, wie den größten Theil seiner Lande, dazu Freiheit und Kurwürde durch die Wittenberg'sche Kapitulation im J. 1547 an Moriz verlor.

Der 30jährige Krieg ging an Chemnitz ebenfalls nicht spurlos vorüber. Grausamkeiten, Zerstörungen und Plünderungen betrafen die schon oft heimgesuchte Stadt, als im September 1632 der kaiserliche General Gallas einzog. Unter ihm war es besonders ein geborner Chemnitzer, Obrist Schönickel, der die allmeine Verwünschung auf sich zog. Kein besseres Schicksal hatte die Stadt unter dem berücktigten kaiserlichen General Goltz, dem sie nach der Schlacht bei Lützen Herzog Bernhard von Weimar wieder nahm. Doch schonten weder Feind noch Freund die Stadt, bis endlich der Waffenstillstand zwischen Schweden und Sachsen im J. 1645, dann aber der westphälische Friede im J. 1648 ihren Drangsalen ein Ende machte. Es glich dieselbe aber einer wüsten Brandstätte, ihr Wohlstand war gänzlich untergraben und die Zahl der Einwohner —



deren die Pest in einem Jahre 2500 dahingerafft hatte, — war so sehr herabgesunken, daß man ungefähr zehn Jahre nach dem Friedensschlusse in einem Jahre nur einige 80 Geborene und 71 Gestorbene zählte. Im J. 1706 rückten in Folge des wegen der polnischen Königswürde mit Carl XII. entstandenen Krieges wiederum Schweden in Chemnitz ein und bedrückten es mit Einquartirungen, Lieferungen und Contributionen. Schlimmeres widerfuhr der Stadt, als zu Anfange des siebenjährigen Krieges die Preußen das sächsische Land zur Kriegesprovinz gemacht hatten. Später wechselten sie im Besitze mit den Oesterreichern und erpreßten von der Stadt ziemlich eine Million Thaler an Contributionen u. s. w.

Kaum hatte der Hubertsburger Frieden den einen Feind vertrieben, so fand sich schon ein anderer, schrecklicherer ein: die Hungernoth und in ihrem Gefolge Theuerung und ansteckende Krankheiten, welche eine entsetzliche Verheerung unter den Einwohnern anrichteten.

Auch im J. 1813, als Sachsen zum Kriegsschauplatz ward, litt die industrielle und gewerbliche Thätigkeit, — wovon weiter unten ausführlicher gesprochen werden wird, — namentlich aber bei Wiederausbruch des Krieges 1815.

Der neu eröffnete unmittelbare Absatz der Industriewaaren in den Jahren 1821 bis 1823 gab aber Industrie und Gewerben einen neuen Aufschwung, der Wohlstand hob sich, die Bevölkerung nahm zu, es entstand ein neuer Theil der Angervorstadt, die alten Stadthore wurden abgetragen, an den Ausgängen der Vorstädte Schläge oder Barrieren angelegt, der Bau einer Bürgererschule begonnen u. s. w.

Die im J. 1830 allgemeine Bewegung ließ auch Chemnitz nicht unberührt und führte zu bedenklichen Unruhen und Excessen daselbst, die jedoch durch herbeigezogenes Militair bald gestillt wurden.

Im folgenden Jahre ward das von den Repräsentanten der Bürger und dem damaligen Kreishauptmanne (jetzt Minister) v. Wiettersheim berathene provisorische Localstatut, 1832 die allgemeine Städteordnung eingeführt. Erster Bürgermeister seit dieser neuen Verfassung ward Chr. Friedrich Wehner, der, da Chemnitz als eine der 6. Städte bezeichnet ward, deren erste Magistratsperson Sr. Maj. der König nach eigener Bestimmung zum Mitgliede der 1. Kammer der Ständeversammlung erwählt, seit 1833 seinen Platz in der 1. Kammer einnimmt und als politisch durchgebildeter freisinniger Mann hochgeachtet ist.

Ein nachahmenswerthes Beispiel gab Chemnitz im J. 1834 durch Errichtung einer Feuerlöschcompagnie, deren Einrichtung eine vortreffliche ist. In demselben Jahre ward aber auch das Lyceum, da die Unterstüßungen aus Staatskassen zurückgezogen wurden, aufgehoben. Der für Erhöhung und Ausbreitung der Industrie- und gewerblichen Thätigkeit unabweißbar nothwendige Bau einer Eisenbahn — nach Riesa und Zwickau — ward im J. 1835, von einer Gesellschaft, welche zu diesem Zwecke zusammentrat, beschlossen, und geht, wenigstens was den ersteren Tract anlangt, seiner Vollendung entgegen.

Die Darstellung der gewerblichen und industriellen Verhältnisse, so wie der Topographie der Stadt Chemnitz wird im nächsten Hefte folgen.

## Z i t t a u.

(Hierzu eine Abbildung.)

Eine der wichtigsten und merkwürdigsten Städte der Oberlausitz, ihrem Reichthume und der Einwohnerzahl (in 980 Häusern 8550 Seelen) nach die erste ist die nahe der böhmischen Gränze in fruchtbarer angenehmer Gegend am linken Ufer der Mandau gelegene Bierstadt Zittau, deren sorbischen Namen man von Zit, das Getreide, oder auch Sud, das Gericht, ableitet. Die ersten Nachrichten über dieselbe datiren, obschon sie weit älter sein muß, aus dem 13ten Jahrhunderte, bezeichnen sie als die Residenz königlich böhmischer Burggrafen und deuten auf ihre Wichtigkeit als Handelsplatz hin, in welcher Beziehung sie auch jetzt noch den vierten Rang einnimmt, da namentlich der Fabrikhandel noch immer den Hauptnahrungszweig der Einwohner bildet. Vorzüglich sind es Damast, Zwillich, Drell, weißgärnige und gebleichte, sowie bunte Leinwand, Kattun, Barchent und Tuch, welche großen Absatz selbst in's ferne Ausland finden. Dazu kommt Garn-, Baumwoll-, Woll- und

Geldhandel, sowie starker Verkehr in Farbe- und Materialwaaren u. s. w. Daher gibt es dort eine Kaufmanns- oder Großisten-societät und Kramerinnung, eine seit mehren Jahrhunderten bestehende Tuchmacherinnung, welche früher mehre hundert Mitglieder zählte, Bleichen, Färbereien, Spinnfabrik u. s. w. Außerdem findet man daselbst vier Stein- und zwei Buchdruckereien, zwei Buchhandlungen u. s. w. Auch die Gärtnerei wird hier eifrig betrieben, dagegen hört man wenig von der Bierbrauerei, welche einst berühmt war. — Von Kirchen sind bemerkenswerth die zu St. Johannes, welche durch das unnöthige Bombardement durch Herzog Karl von Lothringen im J. 1757 fast ganz zerstört und erst in verschiedenen Zwischenräumen seit 1766 wieder aufgebaut wurde; ferner die große Peter-Paulkirche, in welcher 300 Jahre lang bis 1543 die Franziskaner-mönche ihren Gottesdienst hielten, die 1488 erbaute Dreifaltigkeitskirche, die hussitische oder böhmische, aus



dem Refectorium des Franziskanerklosters im J. 1695 gebildete Kirche, dann die wegen verschiedener Denkmäler sehenswürdige Kreuz- oder Garnisonkirche. Weiter hat Zittau ein in ziemlicher Blüthe stehendes Gymnasium, dann unter einem Directorium die Bürger-, Frei-, Industrie-, Seminar-, Normal-, Sonntags- und mittlere Gewerbe-Schule mit vielen Lehrern, sowie ein 1811 für das Zittauische Gebiet begründetes Seminar. Von wohlthätigen Anstalten sind zu nennen das gut dotirte Jacobshospital, das Siechhaus zum h. Geist, das Kloster,

das schöne und große Armenkrankenhaus mit vortrefflicher Einrichtung, das 1701 eingeweihte Waisenhaus, welches jedoch seiner ursprünglichen Bestimmung nicht mehr dient, da die Waisen in Pension gegeben werden, dann die seit 1836 bestätigte Sparcasse. — Das Zucht- und Arbeitshaus, welches 1775 seine Kirche erhielt, ist ebenfalls städtische Anstalt, nimmt aber gegen Bezahlung alle oberlausitzischen Züchtlinge auf.

(Beschluß folgt.)

## Schwarzenberg.

(Nebst Abbildung.)

In einer der schönsten, rundum von Gebirgen (dem Galgenberge, Rockelmann, der Morgenleithe u. s. w.) eingerahmten Gegend des oberen Erzgebirges, noch unter gemäßigtem Klima liegt meist auf einer 60 Fuß hohen, 1200 Fuß langen und etwa 300 Fuß breiten Felsenrippe über dem linken Ufer des Schwarzwassers das Städtchen Schwarzenberg mit seinen zwar eng zusammen, aber seit dem großen Brande vom 2. Mai 1824 gutgebauten, mit Schiefer gedeckten Häusern (193 an der Zahl) und altem, romantischen Schlosse, welches in Osten den Schlußpunkt des Städtchens bildet. Dieses nicht gerade große Schloß steht auf dem äußersten Rande des Felsens und soll, wie so viele andere, schon im zehnten Jahrhunderte vom Sohne Otto's des Erlauchten, Heinrich I., dem „Städtegründer“ zum Schutze gegen die Sorben erbaut worden sein. Es war früher durch eine Aufzugbrücke mit der Stadt verbunden und diente — so viel sich urkundlich darthun läßt — einer böhmischen Grafenfamilie zur Residenz, kam dann durch Boskowitzische und Schlick'sche Hände an die v. Tettau. Herzog Albert, dem es seine Gemahlin als Morgengabe zugebracht hatte, verpfändete es ebenfalls an die v. Tettau, bis es im J. 1533 vom Kurfürst Johann Friedrich eingelöst ward. Vom J. 1547 an blieb es bei der Albertinischen Linie. Erneuet wurde es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, uralt aber ist in ihm der runde Verließthurm, welcher so dicke Mauern hat, daß in diesem wieder eine Treppe eingebaut ist. Gegenwärtig ist es Sitz des Kreisamtes und dient nebenbei zu Gefängnissen. Ihm zunächst steht das neue Amtshaus, in welchem das Forst-, Amt- und Floßamt, die große lichte im J. 1699 vollendete Kirche u. s. w. In den 50 brauberechtigten und den 143 Häusern der äußern Stadt zählt man ungefähr 2000 Einwohner, unter diesen eine im Verhältniß große Anzahl von Handwerkern, daher viel Gewerbe und viel Handel. Obschon in den Niederungen das Klima dem Feldbau günstig, — man erndet dort mit der Chemnitzer Gegend ziemlich gleichzeitig, und baut in den Gärten nicht nur Obst, sondern in günstigen Jahren selbst etwas Wein, — so wird doch auf die Viehzucht mehr Sorgfalt

verwendet; dagegen hat der Silberbau in neuerer Zeit sich ergiebig gezeigt. Erwähnung mögen noch finden die große Schule, die Begräbniskirche, das freundliche Rathhaus, mehre Vorwerksgüter, Mahl- und Bretmühlen, zwei Zainhämmer, das große Bonitzische Walzen-Drahtwerk, welches in den früheren Zeiten ein Kugelhammer war, aber in eine Caducität verfiel, der fäscalische Holzanger, den die Floßbeamten in einen angenehmen Park umgewandelt haben u. s. w. Schwarzenberg hat einen Wochen- und vier Jahrmärkte, eine Zeche, eine gute Wasserleitung, Brauerei, Ziegelei, starke Holzung u. s. w. Früher hatte die Stadt Zinn- und Eisenhütten, eine Plättwalzenfabrik und eine Münze, so wie ein eignes Bergamt und ein sehr starkes Hauptgeleit. Das freundliche Städtchen wird von den Reisenden gern besucht und bietet in seinen Umgebungen sehr angenehme Parteen. In seiner Nähe liegt auch der durch den Pringentraub bekannte Fürstenberg (sonst Schmiedewald), auf dem sich ein auf jenes Ereigniß bezügliches Denkmal und ein bewohnbares Köhlerhäuschen befinden. Wie durch Krieg (1633) und Pluth (1655), so ward Schwarzenberg namentlich durch Brände wiederholt (1430, 1491, 1535, 1539, 1649, 1709), am schwersten aber 1824 heimgesucht, in welchem Jahre es bis auf Schloß und Kirche eingeäschert ward. Seinen Namen leitet man nach Einigen vom obgenannten Heinrich I., der sich Henricus Niger genannt, richtiger vom Schwarzwasser (wendisch Czornywoda) ab, welches sich unterhalb der Stadt mit der Pöbla (bela woda d. i. Weißwasser) vereinigt. Das Kreisamt, welchem Schwarzenberg seinen Namen gab, war bis 1832 eines der größten im Lande, umfaßt aber jetzt etwa vier D. M. mit ungefähr 24.000 Einwohnern. Es bildet mit den Aemtern Stolberg und Grünhain den 16. bauerlichen und den Wahlort des 12. städtischen, aus 9 Städten zusammengesetzten Wahlbezirks. Der Erstere sandte auf den jetzigen Landtag den Erbrichter zu Großböbla K. W. F. Heyn, der Letztere den freisinnigen Bergmeister zu Johannsgeorgenstadt Anton Voss.

### Lithographirte Beilagen:

Portrait von Christoph v. Carlowitz. — Zittau. — Schwarzenberg.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





CHRISTOPH V. CARLOWITZ

*Chursächsischer Regierungsrath.*

















*N. 2. Abb. von W. Zickel*

## SCHLOSS SCHWARZENBERG.









Lief. 14.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

### V. Abschnitt. 1631—1635.

#### Sachsen auf Seiten Schwedens.

(Fortsetzung.)

Gustav Adolf wollte einen Schlag wagen. Plötzlich rückte er aus seinem wohlverschanzten Lager bei Raumburg in beschleunigtem Marsche gegen Weisensfeld vor, dessen Schloß Colloredo bewachte, der den Marsch des Königs dem Friedländer mit drei Kanonenschüssen signalisirte. Wallenstein zog in aller Eile, so gut es ging, seine Truppen zusammen. Eilboten flogen nach Halle, um Pappenheim, der einen Zug nach Görlitz thun sollte, dieser bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen und unterwegs die Festung Mocizburg bei Halle in Besitz zu nehmen, beauftragt war, schleunigst zurückzurufen. Wallenstein konnte Gustav Adolf, der so unvermuthet heranrückte, nur 12000 Mann für den Augenblick entgegenstellen, deswegen ließ der Herzog bei der Schlacht alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen, um seine Schwäche zu verbergen. Die Friedländischen Vortruppen unter dem Kroatengeneral Isolani, welche die an der Rippach gelegenen Dörfer besetzten, wurden von den Schweden zurückgeworfen, die bei dem Dorfe Rippach über das gleichnamige Wasser setzten und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber aufstellten. Die Schlacht bei Lützen ist ein so großes Ereigniß in der deutschen Geschichte, daß wir nicht umhin können, eine Schilderung derselben zu entwerfen, ja, wir halten es sogar für eine unverantwortliche Unterlassungssünde, über ein so wichtiges Ereigniß

leicht hinzugehen, da es unsere Aufgabe ist, das Interesse unserer Leser, so viel als nur möglich, zu erregen und zu befriedigen. —

Die Landstraße, welche von Weisensfeld nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. Das protestantische Heer lagerte, nachdem es sich aus dem Hügellande der Saale nach der meißnischen Ebene herausgewunden hatte, bei den Dörfern Wörsten, Rippach und Göhren. An dem Floßgraben lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte der Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallenstein's rechter Flügel und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel der Schweden aufgestellt. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu. Wallenstein hatte sich zum Nachtheile seines Feindes am Abend vor der Schlacht dieser Landstraße bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, um das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe, von der man einen bedeutenden Theil der Ebene bestreichen konnte, aufgepflanzt. Die Infanterie stand, in 5 großen Brigaden abgetheilt, dreihundert Schritte entfernt von der Landstraße, welche, wie



wir schon erwähnt, gleichsam die Scheidelinie zwischen beiden Heeren bildete, in Schlachtordnung. Alles Gepäck hatte Wallenstein nach Leipzig geschickt, nur die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Die Dunkelheit der Nacht begünstigte diese Anordnungen, welche der General v. Holt ausführte, da Wallenstein durch die Fußgicht verhindert war, das selber zu thun.

Der Tag graut. Ein dichter Nebel verdüstert das Morgenlicht und läßt kaum auf 10 Schritte die Gegenstände erkennen. Die Herzoglichen beginnen den Kampf nicht, der dichte Nebel, der denselben verzögert, scheint ihnen günstig, denn sie erwarten die Ankunft Pappenheims. — Unter den Schweden herrscht tiefe Stille, sie harren der Befehle ihres königlichen Helden, der in einem Wagen übernachtet hat und wohl weiß, wie gefährlich jeder Auffschub ist. Ohne sich Zeit zum Frühstück zu nehmen, schwingt er sich auf sein Roß, den Waffenrock ablehnend, den man ihm bringt. „Gott ist mein Harnisch!“ spricht Gustav Adolf, der königliche Feldherr — er trägt bloß ein ledernes Goller, denn seit der Verwundung, die er bei Dirschau empfangen, war ihm jeder Druck der Rüstung lästig.

Das protestantische Heer betet zu dem Lenker der Schlachten, zu dem Allmächtigen — der Morgen ist feierlich — noch hat keine mörderische Kugel ein Opfer gesucht — tiefes Schweigen über beiden Armeen, Schweigen der Erwartung, wie die Sticlucht vor einem Gewitter.

Aber die Schweden haben ihr Morgengebet geendet — der Kampf beginnt — die Kanonen brüllen ihren Todtengesang. Der Uebergang über den wohlvertheidigten Floßgraben wird von den Schweden bewerkstelligt, der unsichtbare Würgengel hält eine reiche Erndte und doch ist dieser Kampf nur ein Vorspiel. Wallenstein erwartet nun den königlichen Sieger. Die Heeresmacht Gustav Adolfs ist in ein Vorder- und Hintertreffen getheilt, jenes meist Finnen und Schweden, dieses Deutsche. Das Fußvolk 8 Brigaden, vier davon haben jede fünf große Geschütze, Nils Brahe führt sie — die andern vier Brigaden Knipphausen, der Held von Neubrandenburg. Die Reiterei — 24 Regimenter, der rechte Flügel unter Gustav Adolfs Führung, der linke unter Bernhard von Sachsen-Weimar. Vierzig leichte Stücke befinden sich bei den unter die Schwadronen vertheilten Schützenrotten, 2 Regimenter zu Fuß und zu Roß in der Nachhut.

Der Nebel verdünnt sich allmählig. Die Trompeter des schwedischen Heeres blasen Luthers kräftiges Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ — Gustav Adolf stimmt an und durch die Schlachtenreihen wogt der fromme Sang: „Verzage nicht, du Häuflein klein!“ wie das ferne Grollen eines gewaltigen Donners. — Auch Wallenstein sitzt hoch zu Roß, er hat sich seiner Wichtschmerzen wegen die Steigbügel mit Seide

umwickeln lassen — Lügen brennt lichterloh, die Kaiserlichen haben es, um nicht überflügelt zu werden, angezündet. — Die Schlacht tobt, die Kanonen brüllen, das Wehgeschrei der Verwundeten ringt sich durch den furchtbaren Lärm. Der Sieg scheint die Schweden zu begünstigen. Die erste der fünf Wallensteinischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, schon wendet sich die dritte zur Flucht, da stellt sich Wallenstein selbst ihrem Andrang entgegen. Es gelingt ihm, die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Von drei Cavallerie-Regimentern unterstützt machen die schon geschlagenen Brigaden Front gegen die Schweden — es sind nicht Menschen mehr, die da kämpfen, thierische Wuth befehlt Feind gegen Feind, für das Schießgewehr giebt es keinen Raum mehr, man hat keine Zeit mehr zum Laden der Gewehre, man mordet wie man kann — die Schweden werden über die Gräben zurückgeworfen — Tausende von verstümmelten Leichen bedecken die blutbedüngte Erde. — Aber unterdeß hat Gustav Adolf seinen rechten Flügel, den er selbst befehligt, gegen den linken des Feindes geführt und dieser weicht, flüchtet. Aber die Schreckensnachricht, die man dem König hinterbringt, daß sein linker Flügel fast geschlagen sei, ruft ihn aus dem Siegeslauf. General Horn empfängt augenblicklich den Befehl, den rechten Flügel an Stelle des Königs zu führen, dieser eilt, an der Spitze des Stenbock'schen Regiments, dem Schauplatz der größten Gefahr zu. Sein edles Roß trägt ihn leicht über die Gräben, er sucht eine Blöße des Feindes zu entdecken, die schweren Stenbock'schen Schwadronen können nur mit Mühe den Uebergang über die Gräben möglich machen, nur Wenige sind im Stande gewesen, ihm mit solcher Sturmelle zu folgen, unter ihnen befindet sich der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg. Der Nebel, der wieder überhand genommen und das kurze Gesicht des Königs ist Ursache, daß er zu spät bemerkt, wie er einem Schwarm von Piccolomini's Kürassiren zu nahe gekommen ist. „Auf den schieße, das muß ein vornehmer Mann sein!“ ruft ein kaiserlicher Gefreiter einem Musketier zu, da er sieht, daß der König seinen Begleitern voransprengt. Der Soldat drückt ab, die Kugel zerschmettert den linken Arm des Königs, daß die Knochenröhre zum Kleid herausfliehet. Um seinen jetzt ankommenden Schwadronen diesen entmuthigenden Anblick zu entziehen, bittet Gustav Adolf den Herzog von Sachsen-Lauenburg ihn bei Seite zu bringen.

„Der König blutet! — Der König ist erschossen!“ schreien die Schwadronen. Der König hört dies, er weiß, daß der Gedanke ohne Feldherr zu sein, der entnervendste für den auf das Schlachtenglück seines Anführers fest vertrauenden Krieger ist. „Es ist nichts — folgt mir!“ ruft er, seine Seelenstärke zusammenraffend; aber der Schmerz und eine Ohnmacht



behalten die Oberhand, er sinkt auf dem Streitroße, das selbst durch die nämliche Kugel, welche seines königlichen Reiters Arm zerschmetterte, eine tiefe Halswunde empfangen, zusammen. Um der muthlosen Infanterie diesen traurigen Anblick zu entziehen, sprengt Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg mit ihm auf weitem Umwege nach dem rechten Flügel zu. Dies ist Gustav Adolfs Todesritt. Ein zweiter Schuß durch den Rücken raubt ihm die letzte Kraft. „Ich habe genug — Bruder — suche Du nur Dein Leben zu retten!“ Mit diesen Worten und zugleich von noch mehreren Kugeln getroffen, sinkt er vom Pferde — die Kroaten stürmen an — der Sterbende, am Boden in Blut liegende Held und König wird von seinen Begleitern, die nicht Alle neben ihm gefallen sind, verlassen, das edelste königliche Leben muß unter den räuberischen Händen blutdürstiger Kroaten verhauchen. Das königl. Streitroß jagt wild und in Blut gebadet der schwedischen Reiterei zu, es verkündet den Fall seines Herrn, um dessen Leichnam nun ein mörderischer Kampf entbrennt und der unter den Körpern Gefallener begraben wird. — Das Glück des Tages scheint für die Schweden verloren; aber die Nacht befehlt jetzt das schwedische Heer wie einen Mann. Der König ist todt! halt es durch die Reihen und nun raßt's einem Orkane gleich längs der Linie auf die Gräben, auf die Stüchwälle der Fronte, auf die Windmühlen los, die Kaiserlichen werden aus eigenen Kanonen beschossen, ihre Quarrés zerrissen, die Straße nach Leipzig ist mit ganzen kaiserl. Schwadronen bedeckt, welche flüchten, die Weiber (damals war der Troß Weiber, die den Heeren folgten, Frauen der Soldaten, noch sehr groß) bemächtigen sich der Troßpferde, der Friedländischen Bagage, um wenigstens noch auf der Flucht einen Raub mitzuschleppen — mehrere Pulverwägen fangen Feuer und fliegen auf. Wallenstein ist geschlagen, der Tod des königlichen Helden gerächt — in diesem Moment braust Pappenheim, von Halle herkommend, mit seinen Kürassieren und Dragonern auf das schon verlorne Schlachtfeld. Tausende und aber Tausende stürzen sich nun auf die von der schrecklichsten Blutarbeit ermüdeten schwedischen Sieger, treiben sie von den Stüchwällen herab und über die Gräben. Jetzt kommt der wichtigste Moment dieser verhängnißvollen Schlacht. Wanken können die siegreichen todtmüden Schweden; aber weichen — flüchten — nein! Wie Felsen im Meere bieten ihre über die Gräben zurückgeschlagenen Brigaden den wüthendsten Kürassieranfällen die Stirne. Mann an Mann, wie sie in dieser entsetzlichen Stunde neben einander gestanden und gekämpft, liegen am andern Morgen, die Blauen Winkels und die Gelbröcke Nils Brahe, hingestreckt bei ihren Waffen. Keiner fehlt — keiner; aber diese Braven sind stumm und kalt geworden, sie können bei der Apell-Verlesung nicht mehr

antworten — ihre Regimenter liegen vollzählig auf dem blutigen Felde bei Lüben. Pappenheim, der Retter in der Noth, fällt. Seine Reiterei sieht ihren wilden Anführer nicht mehr, sie streitet nicht mehr mit dem alten Feuer, umsonst macht Piccolomini die furchtbarsten Anstrengungen, um den wieder vordringenden Schweden jeden Fuß breit Terrain abzukämpfen. Und vor Sonnen-Untergang theilt sich der Nebel, der den Tag über bald dichter, bald dünner den blutigen Schauplatz verdüsterte — im Glanz der untergehenden Sonne strahlet der Sieg der Schweden — die Kaiserlichen flüchten, General Merode, der mit dem Fußvolke, Pappenheims Befehl zufolge, von Halle anlangt, kommt gerade noch zurück, um die wilde Unordnung der nach Leipzig flüchtenden Kaiserlichen einigermaßen zu decken. Die Schweden übernachteten auf der Wahlstatt, Stalhandskes Finnen haben die Leiche des Königs aufgefunden, sie lag unweit der Landstraße nackt ausgezogen, von Hufen zerstampft, mit dem Gesicht zur Erde gewendet, entstellt bis zur Unkenntlichkeit. Von seinen Gefährten werden noch zwei, obwohl schwer verletzt, unter den Leichen lebend hervorgezogen. Jakob Ericsson, der Reitknecht des Königs und ein Edelknaube, August von Leubelsing, eines Nürnberger Patriciers Sohn. Dieser achtzehnjährige Jüngling, der bald darauf an seinen Wunden stirbt, sagt noch aus: als der König von dem Rosse abgeworfen worden, sei er (der Edelknaube) von dem Seinigen gesprungen und habe ihm dasselbe angeboten. Seine Majestät hätten auch die Hände darnach ausgestreckt, weil Sie sich selbst jedoch keine Hilfe geben konnten, sei er, August v. Leubelsing, nicht im Stande gewesen, den Gefallenen aufzurichten. Die Piccolominischen Kürassiere wären herangesprengt und hätten gefragt: „Wer Dieser sei?“ und da sie gezögert den Namen des Königs zu nennen, habe Einer ihm mit der Pistole durch den Kopf geschossen. — Die Aussage dieses Edelknaben ist zum Theil die Ursache geworden, weshalb man auf den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg das schwere Verbrechen des absichtlichen Mordes des Königs wälzte.

Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, verwandt mit dem Hause Wasa, dem Gustav Adolfs, hatte freien Zutritt beim König. Man erzählt, daß der Letztere, als sich Franz Albrecht im Zimmer der Königin Mutter (am Hofe zu Stockholm) eines Tages eine Unansändigkeit gegen ihn erlaubt, ihm eine Ohrfeige gegeben, welche Beleidigung in dem rachebegierigen Gemüthe des jungen Herzogs Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft gegen Gustav Adolf geworden sei. In der That lastet der Makel der Unehre an Franz Albrecht. Nicht nur, daß er in kaiserl. Dienste trat, wirft auf ihn einen Flecken, sondern auch, daß er sich zu einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe brauchen ließ, bald darauf ohne eine erhebliche Ursache die österreichischen Fahnen



verließ und im Lager zu Nürnberg Gustav Adolf als Volontair seine Dienste unerwartet anbot und plötzlich einen auffallenden Enthusiasmus für die protestantische Sache zeigte, welcher des Königs Herz ihm gewinnt, macht ihn verdächtig. Oxenstierna, der Reichskanzler, warnte Gustav Adolf vor diesem schmeichelnden Verwandten, der in heimlicher Freundschaft mit Wallenstein steht. Nicht lange, nachdem sich Franz Albrecht bei dem König einzuschmeicheln gewußt, ereignet sich die Schlacht bei Lützen. Er umschwebt den König auf Tritt und Schritt, — man sagt, daß er den König in den Rücken geschossen. Wenigstens ist es sehr auffallend, daß Franz Albrecht, nachdem, wie er behauptet, Gustav Adolf zu ihm gesagt: „Bruder, ich habe genug, rette du dein Leben!“ diesen Rath so buchstäblich befolgte, daß er in einem Athem bis Weißenfels, zwei Meilen hinter das Schlachtfeld jagte. Warum diese Feigheit? Der Verdacht wuchs noch mehr, denn — Franz Albrecht ließ sich bei den Schweden nicht mehr sehen und nahm nach ein Paar Tagen eine Bestallung in Schlessen unter Arnim.

Dies Geheimniß ist nie recht ans Tageslicht gekommen — wenden wir uns weg davon, zwei Jahrhunderte sind vorübergezogen, aber sie haben den Verdacht nicht entkräftet, der auf dem Namen Franz Albrechts von Sachsen-Lauenburg ruht. Wenn der Name Lützen, der Name des großherzigen Schwedenkönigs genannt wird, so wacht immer noch der nie rastende, stets verfolgende Argwohn gegen den muthmaßlichen Mörder in Jedes Herz auf.

Die Kaiserlichen haben den tapfern Wappenheim verloren, die Schweden ihren Schlachtenlenker und in ihm zugleich ihr sittliches Vorbild. Jetzt lebten sie von seinem Vermächtniß, dem Sieg. Wallenstein erkannte dessen Bollgewicht so sehr, daß er unverweilt die Kurstaaten Sachsens räumte. Um Witternacht vom Schlachtfeld zurück, brach er gegen Abend des andern Tages von Leipzig nach dem Erzgebirg und Böhmen auf. General Holt stellte den Leipziger Stadtbehörden die Thorschlüssel zu, empfahl die Kranken zu freundlicher Pflege. Als sie fort waren, machten sich der Lüneburger und einige sächsische Truppen aus Torgau herbei, er zog mit Kniphausen vor Chemnitz. Leipzig, Chemnitz und Zwickau hatten noch österreichische Besatzung. Die in Chemnitz ließ sich einige Tage beschließen, sie gewannen nichts als freien Abzug ohne Fahnen, Pulver und Kugeln, mit nicht mehr Gepäck, als was die Offiziere auf einen Wagen, die Soldaten auf ihren Rücken laden konnten und mit Ausschluß der Kroaten. Dann half Kniphausen den Sachsen an der Pleißenburg und den Kaiserlichen wurde, nach damaligen soldatischem Sprachgebrauch, der Marsch auf's baldigste geblasen. Von seiner Mannschaft in Chemnitz und Leipzig bekam Wallenstein den kleinsten Theil wieder

zu sehen. Die Chemnitzer östreich. Besatzung hatte unterwegs ihre Offiziere ausgeplündert und stellten sich unter schwedische oder sächs. Fahnen — die Leipziger östreich. Besatzung war bis an die böhmische Grenze geleitet; aber von den böhmischen Bauern nach Annaberg zurückgejagt worden — was blieb ihnen übrig, als wie die Chemnitzer Kameradschaft zu handeln. Nur in Zwickau erlangte Suys durch eine tapfere Vertheidigung die Ehre des Abzugs in voller Bewaffnung. Kursachsen, obwohl es eben nicht besonders den gefallenem Heldenkönig unterstützt hatte in seiner kriegerischen Laufbahn, betrachtete sich nichts desto weniger als den rechtmäßigen Erben seiner Siege. Obgleich man in allen östreich. und spanischen Landen über den ersochtenen Sieg das *Te Deum* anstimmte, so gestand doch Wallenstein durch die Hast, womit er Sachsen verließ, öffentlich seine Niederlage. Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar hatte nach dem Tode Gustav Adolfs die Führung des schwedischen Heeres übernommen. Von beiden feindlichen Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlsplatz; noch größer war die Zahl der Verwundeten und unter den Kaiserlichen befand sich kaum ein Mann, der, wie die alten Schlachtberichte sagen, eine heile Haut gehabt hätte. Von Gefangenen ist nirgends die Rede, ein Beweis, daß die gegenseitige Wuth keinen Pardon gab, keinen Pardon nahm.

Ehe wir die unmittelbaren und die mittelbaren Folgen dieses blutigen Tages berühren, sei es uns erlaubt, den gefallenem Heldenkönig noch einmal unsern Lesern vorzuführen. Die Schweden hatten einen theuren Sieg, einen traurigen Triumph errungen, kein Jubel bedeckt das Leichen übersäete Schlachtfeld. Die Nacht ist im Anzuge, düster drückt das Gewölk herunter, der letzte Sonnenstrahl ist verglommen. Die schwedischen Anführer stehen schweigend um den großen Todten, der mitten in seiner gewonnenen Schlacht liegt, unweit dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Bloßgraben und Lützen gesehen worden, nun von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schwedensteines führt. Man bringt den königl. Leichnam nach Weißenfels, man überliefert ihn der Liebe. Eleonora, seine Gemahlin, empfängt ihn. Seine Fahrt zur letzten Ruhestätte über Wittenberg, Altbrandenburg nach der Ostsee war ein seltner Triumphzug: von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt gingen die Einwohner hinter seinem Wagen her und ihre Thränen waren sprechender als die Hoftrauer und die Schaumünzen der Großen, als die schwülstigen Leichenreden und Carmen der damaligen Gelehrten. Die Königin Eleonora, seine Gemahlin, begleitete den Zug. Zu Weißenfels im Sarg sah sie ihren königlichen Helden wieder, ihr Schmerz war wahrhaft, nicht erkünstelt, in einer kleinen goldnen Urne trug sie des treuen Königs Herz, das so liebevoll für



sie geschlagen, bei sich, bis die schwedische Geistlichkeit sie endlich dahin vermochte, dieß redliche und gottesfürchtige Herz mit ruhen zu lassen in der Gruft der Wasas zu Stockholm. — Als man dem Kaiser das blutige Goller des gefallenen Schwedenfeldherrn zeigte, wies er, laut Berichten, eine anständige Trauer, der Papst ließ es bei einer stillen Messe bewenden und zu Madrid feierte man zwölf Abende hintereinander glänzende Feste und der Freudenfeuer brannten überall so viele, daß die Behörden Einhalt gebieten mußten. In Frankreich wies man eine große Rührung, obwohl Richelieu sehr froh war, daß diese eiserne Faust nicht mehr den Feldherrnstab führen konnte. Und die protestantischen Fürsten, was thaten denn sie? Die protestantischen Deutschen freuten sich im Stillen und wünschten sich zu seinem Tode Glück, aus Kleinlichen Rücksichten für ihr geliebtes Ich und einen möglichen Zuwachs ihrer Besitzungen. Bis jetzt hatte sie der gewaltige Wille Gustav Adolfs niedergehalten, sie fühlten, daß sie nichts waren gegen diesen Helden, daß ihre wirklich traurigen Zerwürfnisse, ihre Streitigkeiten um Kaisers Bart nur kleinlicher, bedauernswerther Egoismus war. Jetzt auf Einmal tauchten sie auf, Alle glaubten in der Verwirrung einen Nutzen ziehen zu können, ja Viele waren wohl in der süßen Täuschung, daß es nur an ihnen läge, Helden wie der Schwedenkönig zu sein. Arnim, der sächs. Feldherr, stand mit seinen Truppen in Schlesien und zankte sich mit Duvall um den Alleinbesitz von Glogau und der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, nun kurfürstl. Feldmarschall geworden, sparte schöne Redensarten nicht, wohl aber thatkräftige Handlungen. Indesß Gustav Adolfs Geist war noch nicht gewichen von den Schweden, Drenstierna, der Reichskanzler, welcher um alle Pläne seines gefallenen Königs wußte, der innigste Freund und Vertraute desselben, besaß jene Kraft des Genies, die in solcher Zeit dazu gehört, um durchzudringen. Die Errungenschaften seines in blutiger Schlacht dahin gerastten königlichen Freundes betrachtete er als ein heiliges Erbe, welches auf ihn übergegangen, auch im Geiste des Gemordeten bewahrt werden mußte. Drenstierna handelte, er kannte die zwietrachtsvolle Kleinwirthschaft der deutschen Fürsten, sie mußte beschworen werden. Drenstierna machte sich nach Dresden auf. Er fand den Kurfürst äußerst artig, so lange es bloß einen Austausch von Freundschaftsversicherungen galt. Die geheime Politik Johann Georgs dachte an ganz andere Pläne, als den Schweden, die man jetzt wie einen Körper ohne Kopf betrachtete, ihre Erwerbungen in Deutschland zu sichern. Man arbeitete insgeheim an einer Absonderung von den Schweden und die Frage in dieser geheimen Politik war bloß, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen oder sich zum Haupt der Protestanten aufwerfen und also eine

dritte Parthei in Deutschland errichten sollte. Die Ansichten der kurfürstlichen Räte und Drenstierna's liefen, als man an den Schwerpunkt der Fragen kam, bedeutend auseinander. Johann Georgs Räte deuteten auf die Nothwendigkeit hin, irgend einen Friedenszweck sich vorzusetzen; Drenstierna dagegen hielt es zweckmäßiger, einen rechten Frieden zu erzielen, der von Dauer und allen Interessen der Protestanten genügend sei. Er machte dem kurfürstlichen Hofe den Antrag auf ein allgemeines festeres Bündniß und fragte an: „wie weit Kursachsen glaube, daß Schweden sich von nun an bei dem Kriege betheiligen solle und in welcher Art.“ Die kurfürstl. Räte schwiegen darauf das war ein eiglicher Punkt. Drenstierna, obwohl durch Erfahrung an das ewiglange umständliche und jedes Wort zehnmal erwägende Grübeln der Deutschen gewöhnt und diese tödtende Schläfrigkeit, vermöge seines kraftvollen energischen Charakters hassend, stellte ihnen nun den dreifachen Fall: entweder einen großen evangelischen Körper zu schaffen unter schwedischer Oberleitung mit reichständischem Beirath oder zwei solche Körper zu gemeinschaftlichem Wirken für Krieg und Frieden, so daß die Fürsten zwischen Kursachsens und Schwedens Leitung die Wahl hätten, oder wenn Schweden entbehrlich scheine, eine billige Entschädigung anzuzuerken und es vom Schauplatz abtreten zu lassen. — Die kurfürstlichen Räte meinten, der Punkt sei wiederum sehr eiglich, strömten über von Dankbezeugungen, welche das protestantische Deutschland den Schweden überhaupt und insbesondere seinem im Kampfe um diese große Sache gestorbenen Könige schuldig sei; aber weiter brachte er nichts heraus. Drenstierna reiste nach Berlin. Georg Wilhelm von Brandenburg war besser gesinnt, er sprach diese Gesinnungen auch laut aus: „Gustav Adolfs Werk in Obacht zu nehmen, damit so edles Blut nicht umsonst geflossen sein und ungerochen bleiben möge.“ Die Stände Oberdeutschlands wurden zu einer Berathung versammelt. Der französische Gesandte La Grange aux Ormes, der dänische Gesandte Detlof von Reventlow, der Darmstädter Landgraf Georg — Alle sprachen nach ihren verschiedenen Interessen und Nichts kam zu Stande. Man focht mit Worten, man verlor die kostbare Zeit. Kursachsen verwarf die Obergewalt Schwedens und genehmigte die dänische Mittlerschaft, der Brandenburger sagte zu Beiden ja, war aber sehr verlegen um die Grenzbestimmungen der Obergewalt und hatte tausend Zweifel für jeden Entwurf. Eine große protestantische Versammlung war angeordnet und die liebe deutsche Kleinwirthschaft erreichte den höchsten Punkt, man zerbrach sich die Köpfe über den Vorsth in dieser protestantischen Versammlung. Die Vorberathung war im Ganzen nichts als eine diplomatische Stylübung, der man in Wien ganz ruhig zusah und auch zusehen konnte, indem man im Voraus

\*



wußte, daß viele Köche den Brei verderben und die Ehrfucht, der Eigennuß nie etwas Ganzes unter so vielen Betheiligten zu Stande kommen lassen. Die vielen verschiedenen Triebfedern, die im deutschen Gesamt-Vaterlande in Bewegung gesetzt wurden, glichen einem wirren Räderwerk, welches, statt ordnungsmäßig ineinander zu greifen, sich durch seine Bewegungen gegenseitig hemmt. Oxenstierna hatte nicht allein mit der Unentschlossenheit, mit den eigennütigen Zwecken und Interessen der beratenden Fürsten Deutschlands zu kämpfen, nein, auch mit dem Ehrgeiz der sich überschätzenden Selbstsucht in der Armee hatte er zu streiten. Der militärische Gesichtspunkt mußte zuweilen den politischen Rücksichten untergeordnet werden. Die deutschen gefürsteten Generale, Herren ohne Land, die nichts besaßen, als das Gewicht ihrer Titel, ihres Degens wollten sich nicht als Bedienstete im königl. schwedischen Heer betrachten, im Gegentheil, sie sahen dasselbe als ihr eignes an und glaubten, bloß Verbündete der Schweden zu sein. Bernhard von Sachsen-Weimar war der Begehrlichste, weil er das Bewußtsein besaß, nicht nur der Tüchtigste unter den deutschen Generalen, sondern auch der Liebling der Soldaten zu sein. Gustav Adolf hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geschmeichelt; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieses Versprechens, er forderte zugleich das Oberkommando als schwedischer Generalissimus. Oxenstierna kündigte ihm, entrüstet darüber, den schwedischen Dienst auf. Indesß die Einsicht, daß es sich selber verderben heiße, wenn er einen so wichtigen Feldherrn aufopferte, führte ihn zu dem Entschluß, um welchen Preis es auch sei, den Herzog an das schwedische Interesse zu fesseln. Bernhard wurde mit den fränkischen Bischöfem befehnt, das Oberkommando unter anständigem Vorwand verweigert — der Herzog war zufrieden gestellt. — Endlich hatte Oxenstierna es mit vieler Mühe dahin gebracht, daß die Direktion der protestantischen Sache in Deutschland der Krone Schweden zuerkant und zur Unterhaltung der Kriegsmacht ein jährlicher Beitrag von dritthalb Millionen Thaler von den Reichsständen genehmigt wurde. Oxenstierna's Wünsche waren allerdings durch diese Zugeständnisse nicht erfüllt, indesß er war froh, es so weit gebracht zu haben. Diese große protestantische Versammlung, bei welcher Oxenstierna diese Zugeständnisse errang, steht in der deutschen Geschichte als ein dunkler, trauriger Fleck da, sie bietet eine Schattenseite des deutschen Charakters dar, die leider von Fürsten repräsentirt wurde. Wir meinen jenen Eigennuß, jene Habsucht, die sich ohne Scheu erniedrigt und der deutschen Ehre um des Besitzes irgend eines Werthes so leicht vergißt. Der Landgraf von Hessen ließ sich von dem schwedischen Reichskanzler die Stifte Münster, Fulda, Corvey, Paderborn; Herzog Bernhard von Weimar die schon er-

wähnten fränkischen Bischöfem; der Herzog von Württemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und östreichischen Grafschaften als von der schwedischen Krone empfangene Lehne zusprechen. Kaum konnte Oxenstierna seine Verachtung über diese Erniedrigung, zu welcher sich diese Fürsten aus Habsucht verstanden, verbergen. — „Man lege es in unserm Archiv nieder,“ sagte er — „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so etwas begehrte, und daß der schwedische Edelmann dem deutschen Reichsfürst auf deutscher Erde so etwas zutheilte.“

Wenden wir jetzt unsere Blicke auf Wallenstein zurück, also überhaupt auf die Gegenbestrebungen der kaiserlichen Partei. Unter allen Generalen, deren Thaten uns das Geständniß abnöthigen, daß sie Helden und ausgezeichnete Heerführer in dem dreißigjährigen Kriege gewesen, ist Keiner, der sich an Erfahrung, Talent und Kriegsrühm mit Wallenstein (Gustav Adolf ausgenommen) messen durfte und grade dieser Mann des Sieges liegt still in Böhmen, nachdem er sich mit unerklärbarer Eilfertigkeit nach dem verlorenen Treffen bei Lützen dorthin zurückgezogen, wo er über das Verhalten seiner Offiziere in dieser Schlacht die strengste Untersuchung anstellte, Viele mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilte, die, welche sich brav gehalten, verschwenderisch belohnte und die Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigte. Aber einen Rath giebt er dem Kaiser, einen Rath, der, wenn er befolgt worden wäre, die Schweden in Deutschland vernichtet und diesen blutigen Krieg schnell und sicher geendet haben würde. Der Kaiser soll eine uneingeschränkte Amnestie verkündigen lassen und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegen kommen. In dem ersten Schrecken, den Gustav Adolfs Tod bei der ganzen protestantischen Partei verbreitete, würde eine solche Erklärung die entschiedenste Wirkung gethan und die geschmeidigeren Stände zu den Füßen des Kaisers zurückgeführt haben. Indesß dieser kluge Rath wurde verworfen, der unerwartete Glücksfall (Gustav Adolfs Tod) verblendete den Kaiser und seine Rätthe, spanische Eingebungen gaben dieser Verblendung eine vollkommene Hartnäckigkeit — jetzt erwartete man Alles von den Waffen, diese sollten einen glänzenden Ausschlag geben. Spanien unterhandelte sogar am sächsischen Hofe für den Kaiser und ließ in Italien eiligst Truppen werben, die in Deutschland zum Untergang der Schweden und überhaupt der sämtlichen protestantischen Partei gebraucht werden sollten. Auch der Kurfürst von Baiern verstärkte seine Kriegsmacht beträchtlich. Aber man vergaß, daß Oxenstierna ein Mann war, auf dem der Geist, das Talent seines königl. Freundes als schönstes Erbtheil ruhte, er that alles Mögliche, um zwischen den Ständen und dem Kaiser das schon lange existirende üble Vernehmen zu einem förmlichen Bruche



zu erweitern und dadurch diese der Möglichkeit einer Ausöhnung mit demselben zu berauben. Obwohl ihm dies nicht gelang, da die Stände sich im Fall der Noth gern eine Hinterthür auflassen wollten, so wissen unsere Leser bereits, wie weit die Bemühungen des schwedischen Reichskanzler gediehen waren; die Ständerversammlung zu Heilbronn war ein Bund gegen den Kaiser, Oxenstierna hatte die Dictatur errungen. Das nach dem

Glauben der kaiserlichen Partei noch eines einzigen leichten Sieges über die Protestanten als Schlusssakt bedürftende und dann geendete blutige Kriegsdrama entrollte jetzt einen zweiten Theil, dessen Ausführung nicht minder große Ereignisse in sich schließt, als der erste Theil. — Den Fall und die Ermordung Wallensteins führen wir den Lesern in der nächsten Lieferung vor.

(Fortsetzung folgt.)

## Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar.

Das Leben ist die beste Schule, es bildet allein große Männer. Wir dürfen es mit dem leuchtenden und wärmenden Sonnenstrahl vergleichen, den die zarte Pflanze empor lockt und sie kräftigt, daß der kalte Nachthauch sie nicht vernichte und sie stark werde gegen den Wechsel äußerer Einflüsse. Die Erziehung eines für den Soldatenstand bestimmten Jünglings kann noch so gut sein, mangelt ihm die Gelegenheit, die Theorie mit der Praxis zu verbinden, oder das Eingelernte, das seinem Geist Angeeignete auch durch die That ausüben zu lernen, gleichsam das Geistige zu verkörpern, dann ist doch Alles nur Stückwerk. Das Leben ist die beste Schule, der rechte Boden, um alle Talente, die im Menschen schlummern, zu entwickeln, seine natürlichen Anlagen auszubilden, jede ihm erteilte Lehre thatvoll zu bewähren.

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der vierte unter den acht Söhnen des Herzogs Johann von Sachsen-Weimar, geboren im Jahre 1604 am 6. August, ward von seiner Mutter Sophie Dorothea und von dem als Staatsmann und Geschichtsschreiber ruhmvoll bekannten Hortleder erzogen. Dieser trefflichen Erziehung hatte Bernhard es allein zu danken, daß er unter seinen Zeitgenossen einer der erleuchteten Köpfe war, daß in ihm jener Trieb nach Thaten des Ruhmes erweckt wurde, der ihn auf die Bahn trieb, auf welcher er später seinen Namen verherrlichte.

Die Fürstensöhne damaliger Zeit, denen nicht die Erbfolge des väterlichen Thrones zustand, die dem Erstgeborenen allein gehörte, sahen sich genöthigt, entweder den geistlichen Stand oder das Soldatenhandwerk zu ergreifen. Das Erstere konnten natürlich nur die Fürstensöhne katholischer Religion. Die protestantischen hatten selten eine andere Aussicht, als den Degen in die Hand zu nehmen und auf gut Glück sich eine eigene Carriere zu bilden. Dasselbe Schicksal war auch Bernhard von Sachsen-Weimar bestimmt und des trefflichen Hortleders Erziehung rüstete den jungen Fürstensohn mit allen jenen Eigenschaften aus, die ein Mann, der seinem Genie Lorbeere verdanken will, bedarf. Bern-

hard besaß nicht nur einen starken Ehrgeiz, sondern auch einen oft an Tollkühnheit streifenden Muth, sein warmblütiges Temperament riß ihn, wo er Ehre wirken sah, oft unbesonnen zu den gefährlichsten Wagstücken hin. Ein Fürstensohn ohne Land theilte er das Loos aller Uebrigen seines Ranges und ging in holländische Dienste, die beste Kriegsschule damaliger Zeit, wo Prinz Moriz von Oranien, der Schöpfer einer besseren Taktik und dessen Bruder, Friedrich Heinrich, gegen den Marchese Spinola und andere große Generale fochten. Später verließ Bernhard die holländischen Dienste und begab sich zu dem dänischen Heere, das der Markgraf von Baden-Durlach in Holstein gegen die kaiserlichen Truppen befehligte. Im Jahre 1629 befand er sich beim Friedenscongreß zu Lübeck. Bis zu dieser Zeit war Bernhards Namen nicht genannt worden; aber Gustav Adolf war das strahlende Gestirn, das ihm Glanz geben sollte. Der unruhige Feuereifer Bernhards, die Sucht sich auszuzeichnen, trieb ihn zu dem schwedischen Heere, wo so mancher nachgeborene Fürstensohn Deutschlands eine Befehlshaber-Stelle bekleidete.

Gustav Adolfs Scharfblick entdeckte bald, daß Bernhard mehr als jeder Andere befähigt sei, dereinst eine wichtige Stelle im Heere zu erringen, er wußte ihn an sich zu fesseln, die große Selbstüberschätzung, der sich Bernhard nicht ungern öfter hingab, zu dämpfen. Nürnberg war der erste Turnierplatz, wo Bernhard sich durch Thaten auszeichnete. Viele Obristen des schwedischen Heeres waren gefallen, dem König hatte eine Kugel einen Fehen von der Stiefelsohle abgerissen, Bernhard war das Pferd unterm Leibe erschossen, er hatte sich einer Anhöhe bemächtigt und nur der strenge Befehl Gustav Adolfs zähmte seinen tollkühnen Muth. Der Schwedenkönig versprach ihm ein Herzogthum Franken für diesen ritterlichen Heldeneifer und was konnte einen jungen deutschen Fürsten, der keine Aussicht hatte, als sein Leben durch seinen Degen zu verdienen, wohl mehr anspornen, jede Gelegenheit zu ergreifen, sich noch mehr auszuzeichnen — ein Herzogthum war ja der Preis großer Thaten.



Bernhard war außerordentlich empfindlich und stolz, noch ehe er mit Gustav Adolf die sächsische Erde betrat, war es nahe daran, daß ein Zwist sie auf immer getrennt hätte. Bernhard in seinem tollem Muth wollte den Feind grade auf den Leib, Gustav Adolf weitersehend, gestattete es ihm nicht und der Erstere legte seine Bedienstung nieder. Nur mit Mühe gelang es dem König, ihn zu besänftigen. In der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 befehligte Bernhard den linken Flügel des schwedischen Heeres. Sobald die Nachricht von des Königs Tod das schwedische Heer durchweilt, tritt Herzog Bernhard an die Stelle des gefallenen Heldenkönigs, er ist der Liebling der Soldaten und macht sich auf dem Kampfplatze zu ihrem Oberhaupte, das sie zum neuen Siege, zur Rache führt. Daß die Schweden diese mit so edlem Blute erkaufte Schlacht gewonnen, ist wohl der deutlichste Beweis in der Behauptung des Schlachtfeldes, das unter Bernhard's Anführung die stegreichen Truppen die Nacht nach dem Kampfe nicht verlassen, um den Kaiserlichen jeden möglichen Vortheil zu entreißen. Oxenstierna übertrug dann dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar den Oberbefehl über die Hälfte des Heeres.

Bernhard machte als Befehlshaber einer so bedeutenden und gefürchteten Streitmacht im folgenden Jahre einen Siegeszug, er nahm Bamberg, Kronach, Höchstadt und Eichstadt ein, ein Versuch auf Ingolstadt aber scheiterte. Dieser kleine Unfall war nur ein unbedeutender Stein des Anstoßes im Wege seines Glückes. Reichlich dafür entschädigte ihn die Besitznahme von Regensburg und Straubing, die ihm gleich darauf gelang und durch die er Wallenstein's Absichten vereitelt. Durch diesen glänzenden Zug hat er sich den Dank Schwedens errungen, es ernennet ihn zum Herzog in Franken. Aber nicht immer ist der tolle Muth die Stufe zu Ehre und Sieg. Bernhard mußte dies im Jahre 1634, am 24. August, in der Niederlage, die er bei Nördlingen erlitt, erfahren. Mit Mühe nur entging er für seine eigene Person der Gefangenschaft. Mehr als 12,000 Mann blieben von den Schweden todt auf dem Wahlplatze; 80 Kanonen, gegen 4000 Wagen und 300 Fahnen und Standarten fallen dem Sieger, König Ferdinand von Ungarn, des Kaisers Sohn, in die Hände. Der tapfere General Gustav Horn und drei andere schwedische Generale geriethen in kaiserliche Gefangenschaft. Dies war ein harter Schlag für die Schweden, sie hatten den Ruhm auf Einmal verloren, im Felde allen Feinden überlegen zu sein, doppelt schmerzlich aber war der Schlag, da der König Ferdinand von Ungarn mit dieser Errungenschaft zugleich seine erste Heldenthat bewährte, er war bis jetzt noch nie auf irgend einem Schlachtfelde erschienen. Indes Oxenstierna wußte durch Klugheit,

Bernhard durch Tapferkeit den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Zur selben Zeit schloß Frankreich eine engere Verbindung mit Schweden und mit Bernhard, der nach der Niederlage bei Nördlingen nach Paris reiste, einen besondern Vertrag.

Wir geben hier in flüchtiger Skizze einen Beweis, wie wenig Bernhard von Sachsen-Weimar vergaß, daß er deutscher Reichsfürst war. Als er den Vertrag mit Frankreich zu St. Germain (en Laye) abschloß, vermittelst dessen er Feldmarschall der französischen Bundesgenossen in Deutschland wurde, bedeckte König Ludwig XIII. von Frankreich bei einer Audienz, die er Bernhard gewährte, sein Haupt. Sogleich setzte Bernhard seinen Hut auch auf. Obwohl Ludwig einiges Mißfallen über diese unerwartete Gleichstellung, die sich ein deutscher Reichsfürst gegen ihn erlaubte, empfinden mochte, so schwieg er doch und der Weimarer behielt ruhig seinen Hut auf dem Kopfe. Ohne Umstände und gewiß zum großen Aerger vieler bigotten katholischen Franzosen ließ er seinen Hosprediger öffentlich protestantischen Gottesdienst in Paris halten. Als der Vater Joseph, diese so berühmte rechte Hand des Cardinals Richelieu, dem Herzog auf der Landkarte die zu nehmenden Festungen zeigte, sagte Bernhard lakonisch: „Ganz gut, Herr Vater, wenn man die Städte nur auch gleich so mit den Fingerspitzen nehmen könnte.“ Diese einfache Antwort enthielt eine so derbe Zurechtweisung für den verschmigten französischen Vater, daß dieser plötzlich davon abkam, den Herzog über dessen künftiges Thun und Lassen belehren zu wollen.

Bernhard verpflichtete sich für 4 Millionen Livres ein Heer von 18000 Mann am Rhein gegen Oestreich aufzustellen. Für seinen kriegerischen Geist bot sich nun ein neues Terrain, er eroberte die Festung Zabern im Elsaß, überschwebmte Burgund und Lothringen mit seinen Truppen und rächte in vielen Gefechten den Schimpf der Niederlage an den Oestreichern, die er bei Nördlingen erlitten hatte. Im Jahre 1638 belagerte er Rheinfelden unweit Basel. Ein östreichisches Heer griff ihn in seinem Lager am 18. Februar unerwartet an; Bernhard sah sich gezwungen, dieser ihn zu erdrücken drohenden Uebermacht zu weichen, aber sein Rückzug war ordnungsmäßig. Zu früh triumphirten seine Feinde. Bernhard sammelte seine Truppen und überfiel drei Tage später die Oestreicher, die Alles, nur das nicht erwarteten — ein vollkommener Sieg Bernhards vernichtet sie, die Festung mußte sich ergeben, mehrere kaiserliche Generale wurden seine Gefangenen. Frankreich hatte ihm dem Vertrage nach das Elsaß unter gewissen Bedingungen überlassen, deshalb fand er eine Belagerung von Breisach nothwendig, zur Behauptung des Elsaßes mußte er im Besitz dieses wichtigen Punktes sein. Aber eben so sehr sahen die Kaiserlichen ein, daß es der Ausbietung aller Kräfte bedürfte,



um dem „Weimaraner“, wie ihn die Soldaten zu nennen pflegten, diesen Platz zu entreißen und seinen Eroberungen ein Ziel zu setzen. Der kaiserliche General Göze führte ein Heer gegen ihn; aber das Kriegsglück stand auf Seite Bernhards, am 30. Juli desselben Jahres (1638) fand ein Treffen statt, in dem der kaiserliche General mit großem Verluste zurückgeschlagen ward. Bernhard, der Sieger, setzte die Belagerung von Breisach und zugleich die Kämpfe fort, zu welchen ihn die Desfreicher, die diesen wichtigen Platz um jeden Preis zu entsetzen hofften, veranlaßten. Jedoch brachte ihnen jeder neue Kampf, den sie mit ihm zu bestehen hatten, auch neuen Verlust, ihre Niederlagen, die sie vor Breisach erleiden mußten, wurden im Munde der Soldaten fast sprichwörtlich. Endlich ergab sich Breisach, da es auf keinen Entsatz mehr hoffen konnte, an Bernhard auf sehr billige Bedingungen, welche der Sieger, Frankreich dabei gar nicht erwähnend, unterzeichnete.

Diese Eigenmächtigkeit Bernhards machte Frankreich stuhig, man glaubte in ihm einen jener Abenteurer angeworben zu haben, die, wenn sie abgefüttert, das heißt, ihre Bezahlung erhalten haben für geleistete Dienste, sich gehorsam und unterthänigst empfehlen, um in einem andern Winkel der Erde wieder als ephemere Erscheinung aufzutauhen und — dann eben so, wie früher, zu verschwinden. Diese Täuschung verslog nur zu bald, Frankreich hatte ihm unter gewissen Bedingungen vor der Eroberung des Elsaßes dieses ihm überlassen, Bernhard war der Mann, der nicht gern etwas halb that und sich auch nicht gern halb abspießen ließ, wenn er Ansprüche machen konnte. Er war Sieger, im Besitz einer Truppenmasse, die ihn liebte, weil er mit Leib und Seele Soldat war und in Augenblicken der Gefahr persönlichen Muth zeigte — auf dies bauend, forderte er jetzt ohne Umstände Breisach als Zubehör vom Elsaß von Frankreich. Alle von ihm eroberten Plätze waren mit deutschen Truppen besetzt, er ließ Münzen mit dem sächsischen und breisachschen Wappen schlagen. Frankreich konnte unmöglich dies ohne Versuch, den Herzog auf andere Gedanken zu bringen, hingehen lassen, man machte ihm den Antrag, neben seinen Truppen auch französische in die Festung Breisach zu legen, man lud ihn sehr höflich ein, nach Paris zu kommen, man schlug ihm eine Heirath mit einer Nichte des in Frankreich allmächtig herrschenden Richelieus vor. Bernhard lehnte alles dies ab. Die Einladung nach Paris war mindestens eben so verdächtig, als die Zumuthung, französische Truppen mit in das ihm nun gehörende Breisach aufzunehmen. Hier das Erstere nicht, sich selber in den Tod stürzen und das Zweite, seine Macht in fremde Hände geben? Bernhard war zu klug, er hatte die zweiähselige Politik Frankreichs durchschaut, und wußte recht gut,

daß sein Protestantismus durch die Heirath mit des Kardinals Nichte, der Herzogin von Aiguillon, an Einfluß auf die Hugenotten, die Protestanten Frankreichs, gemindert werden sollte. Frankreich oder sein Staatsminister Richelieu unterdrückte die Hugenotten auf alle Art und Weise in seinen Grenzen und begünstigte im gradesten Widerspruche mit dieser Maßregel die Protestanten in Deutschland, so viel es nur sein konnte durch Fürsprache und thatsächliche Unterstützung. Als protestantischer Fürst mußte daher Bernhard den französischen Glaubensgenossen ein leuchtendes Gestirn sein, an dem sie festhielten und vielleicht gelegentlich ihre Zuneigung zu dem fürstlichen Glaubensbruder auch bethätigt hätten. Ueber die Pläne, welche Herzog Bernhard vielleicht in dieser Beziehung für die Zukunft hegte, ist nichts klar geworden; aber es läßt sich leicht annehmen und durch seinen Anspruch auf die Hand der Prinzessin Rohan ist es auch ziemlich verbürgt, daß das Projekt, sich zum Haupt der französischen Protestanten später aufzuwerfen, bei dem Herzog tiefe Wurzel geschlagen hatte. Der französische Hof schlug die Werbung um die Hand der Prinzessin Rohan ab, aus eben dem Grunde, die Partei der Hugenotten nicht zu verstärken. Nun aber dachte man auf Mittel, diesen furchtbaren Nachbar so viel als möglich geräuschlos zu beseitigen. Cardinal Richelieu war nie sehr unschlüssig in der Wahl der Mittel, wenn es galt, einen Gegner zu stürzen. Herzog Bernhard verfiel plötzlich in eine Krankheit, die so geschwind zunahm, daß er schon am 8. Juli 1639 sein Heldenleben in dem Alter von 35 Jahren endigte.

Mit dem Tode dieses ritterlichen Herzogs endigte der schöne Traum der französischen Protestanten, sich in ihrem Vaterlande erheben zu können. Obwohl nur die Vermuthung obwaltet, daß der Herzog durch Richelieu vergiftet worden sei, und die Beweise darüber mangeln, so können wir diese Vermuthung doch fast als eine Gewißheit annehmen, da der sterbende Heldenherzog über die Ursache seines so schnellen Todes außer Zweifel war und auf seinem Sterbebett noch den Vorwurf aussprach, daß ihn Richelieu nicht einmal den ehrenvollen Schlachtentod eines Soldaten gegönnt hätte.

Kaum hatte Bernhard die Augen geschlossen, so fanden sich auch französische Bevollmächtigte ein, welche seine Truppen in französische Dienste nahmen, als ob man ordentlich die Zeit berechnet hätte, wenn der heldenherzige Bernhard den letzten Athemzug thun werde. Der Marschall Gubriant führte nun den Oberbefehl über diese tapferen Truppen. In Deutschland und Frankreich beweinte man den Tod Herzogs Bernhard, mit ihm fiel eine der mächtigsten Stützen des Protestantismus. Die katholische Partei, welche in dem Falle Gustav Adolfs ein besonderes Glück, die deutschen Protestanten aber ein großes Unglück gesehen,



hatten ein Jahr nach der denkwürdigen Lügner Schlacht erkannt, daß auch ohne den gefallenen Heldenkönig Schlachten geliefert und Siege erfochten wurden. Jene kamen zum Bewußtsein, daß sie sich in der Ueber- raschungsfreude, mit dem König auch das Heer, die Sache des Protestantismus fallen zu sehen, bitter ge- täuscht; diese gelangten zu der Ueberzeugung, daß es noch mehr Helden gäbe und man sprach nicht mehr von dem großen Todten, da man andere Siege zu feiern hatte. Dasselbe Schicksal hatte der ruhmreiche

Bernhard von Sachsen-Weimar. Man beweinte ihn und die Thaten Baners und Torstensons machten seinen Namen allmählig den Zeitgenossen verklingen, sie vergaßen bald unter den sich häufenden Ereignissen der Gegenwart, was Bernhard ihnen gewesen war.

Die Geschichte allein ist die Bewahrerin des Ruhmes, sowie der Schande, sie behält der Nachwelt zur Be- wunderung entweder oder zum Abscheu die Thaten der Menschen auf, welcher Namen genannt worden sind im Laufe der Zeit. —

## Peter Ernst von Mansfeld.

(Nebst Abbildung.)

Nicht leicht dürfte wohl ein zweiter Abenteurer gefunden werden, wie der Mansfelder — er war eine Brandfackel, die da kam, zündete und verlöschte. Nur eine solche bewegte Zeit, wie die des 17ten Jahrhunderts, konnte solche Männer schaffen, der Friede reißt bloß die schönen sanften Bürgerthugenden, er ist keine Nahrung für ein wildes nur für Kampf glühendes Gemüth. Das Geschlecht der Mansfeld ist eins der ältesten gräf- lichen Geschlechter Deutschlands und leitet seinen Namen von dem alten, in Ruinen liegenden Schlosse Mansfeld bei der gleichnamigen Stadt im jetzigen Regierungs- bezirk Merseburg (preuß. Provinz Sachsen) her. Die Mansfelds theilten sich in zwei Linien, die protestantische und die katholische. Peter Ernst, Graf von Mansfeld, Statthalter von Luxemburg und Brüssel, erhielt den Titel eines Fürsten des heil. römischen Reichs und starb im Jahre 1604. Er hinterließ zwei Söhne, einen legitimen aus rechtmäßiger Ehe und einen natürlichen, Peter Ernst, der Held unsrer Schilderung. Erzherzog Ernst von Oesterreich war sein Taufpathe und erzog ihn in der katholischen Religion. Peter Ernst und sein Bruder Karl leisteten dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste. Kaiser Rudolf II. legitimirte ihn auch da- für aus Dankbarkeit. Peter's Vater war, wie schon erwähnt, Statthalter gewesen und man hatte dem tapfern Sohn nicht nur dessen Würde, sondern auch die Güter, die derselbe in den Niederlanden besaß, versprochen; indeß das Versprechen wurde nicht gehalten und aus Unmuth über diese Falschheit schlug sich Peter Ernst zu den protestantischen Fürsten, trat zur reformirten Kirche über und wurde von nun an einer der gefährlichsten und unversöhnlichsten Feinde des Kaisers. Peter Ernst gehörte zu den außerordent- lichen Männern, die nur in solcher Zeit erscheinen, wo Gefahren aller Art sich häufen. Jede Niederlage, die er erlitt, machte ihn nur seinen Feinden furchtbarer, er war eisern wie sein Harnisch, trotzig und kühn gegen alle Gefahren und Beschwerden. Sein ausgebildeter Verstand machte ihn listig und diese Eigenschaft leuchtet

besonders in seinen kriegerischen Unterhandlungen vor. Seine Truppen ernährte er auf die einfachste Weise durch Raubzüge, und da er zugleich die Gabe einer hin- reichenden Beredtsamkeit besaß und selbst das Beispiel persönlichen Muthes gab, so vermochte er Alles über die zusammengelaufenen Motten, die unter ihm dienten. Obwohl er meistens nur von Raub und Plünderung lebte und viel Glück in diesem einträglichen und so wenig kostspieligen Gewerbe hatte, so bereicherte er sich doch nicht mit Vermögen, er blieb arm — Alles ge- hörte seinen Soldaten. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der Kaiser ihn in die Acht er- klärte; indeß Mansfeld beachtete dies wenig, es war ein sogenannter kalter Schlag für ihn, der bloß Ge- räusch machte, aber ihm, den Verwegenen, nichts schadete. „Der Mansfelder,“ sagt eine alte Handschrift, „ist ein zusammengeschumpfter, häßlicher Herr, mit einer mächtigen Hasenscharte und nebenbei Veelzebubs Vorläufer im Kriegsspiele wie im Liebespiele. So häßlich als er ist, so tapfer und verliebt ist er auch, er hat immer schöne Weibsbilder bei sich, die mit ihm gar schön thun, bei allen Bechzelagen ihm zur Seite sind und ihm zu Willen leben.“

Oesterreichs Plan, ganz Deutschland zu unter- jochen, scheiterte meistens an dem Widerstande, den er und einige kleine Reichsfürsten dem Erzhause ent- gegensetzten. Böhmen, die Rheinlande, Niederlande, Elsaß, Deutschland und endlich Ungarn lernten seinen berühmten Namen kennen und — fürchten. Oesters geschlagen, wurde er nie überwunden, er hatte sich mit Wallenstein bei Dessau gemessen, wo er den Kürzeren zog. Nach dieser Niederlage, den 25. April 1626, setzte er seinen Marsch nach Ungarn fort, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, entließ aber seine Truppen, da dieser seine Gesinnungen änderte und beabsichtigte, über Venedig nach England zu gehen. Die furchtbaren Strapazen und Leidenschaften rieben diesen Helden endlich auf; aber wie er gelebt, so starb er auch — in Eisen. Mansfeld erkrankte auf der Reise nach Venedig in



Ofen (Ungarns Hauptstadt), indefs unaufhaltfam reiste er weiter. In dem bosnischen Dorfe Brabowicz, in Dalmatiens Gebirge, erlag sein Körper, doch nicht sein kräftiger Geist. Wie er spürte, daß seine letzte Stunde gekommen, machte er sein Testament. Was er noch besaß — und es war nicht viel — sollte als Erbe seinen treuen Gefährten, den Soldaten, zufallen. Nach diesem Geschäfte ließ er sich den Helm aufsetzen, den Kürass und den Degen umschnallen und stehend, auf zwei

seiner Kampfgenossen gestützt, erwartete er muthig — den letzten Feind, den Tod, der auch nicht säumte, dies Heldenleben zu brechen. Indem die Abendsonne des 30. November 1626 unterging, brach sich ihr letzter Strahl in dem verglasenden Auge des sterbenden Helden, der das Alter von 46 Jahren erreicht hatte. Ernst Peter v. Mansfeld, der Sohn der schönen Mechelnerin, ruht nach dem wilden Lebenskampfe zu Spalatro, fern von deutscher Erde.

## Der Dybin bei Bittau.

(Nebst Abbildung.)

Wer hat nicht vom Dybin gehört? An Sachsens Grenze, zwei Stunden von Bittau, erhebt sich dieser merkwürdige Felskegel, gleich einem Wächter, sein starres Haupt prunkt mit Ruinen, als trüge er ein hohes Diadem auf demselben, und zwischen den Zeichen irdischer Hinfälligkeit schlingt sich Ephen und Ginster als starrer Gegensatz zu dem todten Gestein, das sich trotzig gegen die Gewalt der Zeit auflehnt und doch unterliegt wie Alles auf Erden dem übermächtigen Gesetze der zerstörenden Kraft unterliegen muß. Umgeben von Bergen steht der Dybin da wie ein Großvater in Mitte seiner Lieben, er gleicht in seiner Gestalt einer mächtigen Glocke, die mitten in das ihn umgebende Thal vom Himmel herunter gesunken, tief in der Erde Schooß wurzelt, ein Wunder aus längst verklungener Fabelzeit. Niemand hat noch den Ursprung seines Namens entdeckt, die Meinungen sind verschieden und da dergleichen Vermuthungen wenig Interesse haben, so übergehen wir sie und beschränken uns nur auf eine Nachricht, die als allgemein wahr anerkannt wird. Zu Anfang des 13ten Jahrhunderts, wo der größte Theil der Oberlausitz zu Böhmen gehörte, verfolgte ein Jäger des Freiherrn Quahl von Berká in Gemeinschaft einiger Jagdgenossen, einen Bär bis zum Gipfel des Berges und das Siegesgeschrei dieser Nimrode hallte ringsum von den Wänden wieder. Dies wunderbare Echo, die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gegend flößte ihnen den Gedanken ein, ihren Freiherrn zur Anlegung einer Bergfeste auf dem Haupte dieses Felskegels zu bereden, der zwar nicht darauf einging, aber doch seinem Jäger Duate die Erlaubniß ertheilte, hier ein Jagdhaus zu erbauen. Von dem Namen dieses Jägers, der in der That auch die ihm gewordene Erlaubniß benutzte, soll sich der Name des Berges herschreiben. Ehe wir in Kürze seiner Schicksale erwähnen, werden wir den Blick auf ihn selbst lenken. 1597 pariser Fuß über die Meeresebene, 104 pariser Fuß über Bittau erhaben, ist er 363 pariser Fuß hoch und seine, wie bereits erwähnt, fast glockenförmige Gestaltung ist auch in geognostischer Hinsicht eine seltne und in ganz Sachsen außerdem nicht vorkommende Erscheinung. Seine Grund-

lage ist Granit, wie überhaupt die seiner ganzen Umgegend. Der Berg selbst besteht aus grauweißem Sandstein, an einigen Orten mit ganzen Quarzgeschieben verbunden und alle Arten Bäume drängen sich in malerischer Unordnung aus dem Geklüft hervor und wuchern auf seinem Haupte. Wie die schönen Felsparthieen des Elbhochlandes oder der sogenannten sächsischen Schweiz wird der Dybin von vielen Fremden, überhaupt von allen denen besucht, die Sinn für Naturschönheit haben. Obgleich er nur eine Fernsicht gewährt, so ist diese doch reich belohnend. Wie zwischen den Wänden eines Fernrohrs hindurch, dringt der Blick in der Thalschlucht hin, in deren Mitte der Dybin sich erhebt, die Bittauer Landschaft breitet sich wie ein reich gesegnetes Paradies aus, Bittau selbst liegt gleich einem Edelstein in grüner Fassung vor dem Auge, das entzückt über das herrliche Bild schweift. Der Dybin liegt dicht an der sächsisch-böhmischen Grenze, eine Meile südwestlich und gleichweit nördlich von Gabel. Der Ameisen- und der Löpferberg bilden den Eingang des Dybinthales. Das Dorf gleichen Namens, 800 Einwohner in 180 Häuser umfassend, liegt in einzelnen Gruppen zerstreut am Fuße des Dybins und am Abhange des Hochwaldes. Unser Bild zeigt die Mittagsseite des Dybins, ein treues Bild der Vergangenheit und der Gegenwart. Nicht mehr wie sonst baut der Mensch seinen Heerd auf den Höhen der Berge, um gesichert und geschirmt zu sein vor Feinden, friedlich im Thale erheben sich jetzt die Wohnungen im Schutze des Rechtes und der Civilisation. Welch wunderbarer Contrast! auf dem Haupte des Dybins gehen friedsam die Ruinen eines Klosters und die Trümmer einer Räuberburg ihrer allmählichen Auflösung entgegen und unten am Fuße des Berges webt die Gegenwart ein geschäftiges Leben. Die erste Merkwürdigkeit, die sich beim Besteigen des Berges bietet, ist die Kirche des Dorfes Dybin, die im Jahre 1734 aus Sandstein auf einem Abhange des Berges erbaut wurde. Ihre Hinterwand ist in den Felsen gesprengt und da sie auf einem Abhange steht, so erhebt sich ihre Rückseite amphitheatralisch empor, so daß die



legten Sitzstühle derselben mit den vorderen Emporkirchen fast in gleicher Höhe sind. Der Lehrer des Dorfes führt gewöhnlich die Dybinbesucher als Cicerone und wir wollen diesen Führer auch zu dem unsern wählen und ihm über die zu dem Haupte des Berges in Sandstein gehauene Treppe folgen. Die Klosterruinen begrüßen uns zuerst, so bald wir oben angelangt sind. Wie prachtvoll und wie zerfallen! Wir durchwandeln den Vorhof. An diesem Punkte steht der Dybin in einiger Verbindung mit dem Gebirge des Hochwaldes. Trümmer lagern hier, zeugend von der Hinfälligkeit alles Glanzes. Treten wir in den einst von den Mönchen bewohnten Klosterhof. Sträucher bedecken ihn jetzt; dann wenden wir dem Refektorium unsere Aufmerksamkeit zu. Dieser vormalige Speisesaal der Mönche besitzt noch ein oberes Stockwerk und einen runden Thurm mit seinen sämmtlichen Mauern. Jetzt ist Alles so öde geworden zwischen diesen Mauern und nur der Schrei eines Raubvogels oder die Stimme der Besuchenden hallen von diesen halb eingestürzten Mauern wieder. Vom Refektorium erstrecken sich Gebäude bis zu den Ruinen des Amtshauses. Dann führt eine Treppe in die Klosterkirche, deren Ueberreste den größten und überraschendsten Theil der noch vorhandenen Ruinen bilden. 70 — 80 Fuß hohe aus dem Felsen gehauene Mauern sind noch sehr wohl erhalten; die Länge der Kirche beträgt 108 Fuß, die vordere Breite 38 Fuß, die hintere 26 Fuß, das Dach ist eingestürzt. Der Anblick dieser Ruinen ist schön, in mehreren der höchsten Fenster stehen Bäume, welche die ganze Höhe derselben ausfüllen, Strauchwerk aller Art wurzelt auf den Mauern und den Pfeilerabätzen. Wenn irgend ein Ort erhebender für das Gemüth ist, als der andere, so ist ohnstreitig diese großartige Einsamkeit ganz dazu geeignet, das Herz zu heiligenden Gefühlen zu stimmen. Mit diesen Empfindungen der Bewunderung durchwandert der Besucher die Sakristei und von da die Gruft. Wohin auch das Auge blickt, nichts als Ruinen, nichts als Trümmer und wenn wir sie verlassen, sehen wir die Sorge der Lebenden für die Lebenden. Unweit des Kirchhofes, der jetzt noch im Gebrauch ist, befindet sich ein Sommerhaus, 48 Fuß lang und 24 Fuß breit. Es dient zur Erholung der Wanderer und zum geselligen Vergnügen. Auf dem vor demselben befindlichen Blage genießt man eine der schönsten Ausichten über Zittau bis in die Gegend von Görlitz und erblickt das Dorf Dybin fast in senkrechter Richtung unter sich. Eine Restauration befindet sich auf diesem herrlichen Punkte, als Beweis, wie sehr derselbe besucht wird. Hier sind auch um des seltenen Echo's willen, einige Mörser aufgestellt. Der Ameisenberg, auf den sie gerichtet sind, antwortet zuerst, dann erfolgen tiefere Töne von dem Gürtel

des um den Dybin liegenden Gebirges, bis sich der Wiederhall dumpf und undeutlich in den Schluchten des Hochwaldes verliert. Dies Echo währt 15 — 20 Sekunden. Eine Inschrift an der Felsenwand eingehauen, die rechts des Blages vor dem Sommerhause emporsteigt, meldet den Besuch des Kurfürsten Johann Georg II. und dessen Kronprinz Johann Georg III.

Eine zweite Parthie auf dem Dybin führt vom Kirchhofe aus auf einer neuangelegten Seitentreppe zu den Ruinen des ehemaligen Raubschlosses, das zum Theil in Felsen gesprengt war. Außer einigen andern Gemäuer findet man hier noch den größten Theil eines achteckigen Thurmes. Die Haupttreppe führt auf den freien Platz zu einer mit Geländer versehenen Klippe, die das Kaiserbett heißt. Kaiser Karl IV. lagerte hier auf dem Boden, um vom Erstiegen des Berges auszuruhen. Von hier aus kommt man zum Kaiserstuhl, wo Karl, um die schöne Aussicht zu genießen, lange verweilte. Eine Treppe von 37 Stufen führt zu den höchsten Felsen des Dybins, wo man eine der schönsten und umfangendsten Ausichten genießt. Hier liegt die reichgesegnete Zittauer Landschaft zu unsern Füßen — Herrnhut, Wittgendorf, Hirschfelde und eine große Anzahl von Dörfern und einzelnen Gebäuden beleben die reizenden Gefilde, auf denen der Blick mit Entzücken ruht und über dem Rücken des Köpferberges herüber schauen die Gipfel des Riesengebirges. Die Landekrone bei Görlitz tritt in dem schönen Bilde, das vor uns aufgerollt liegt, majestätisch hervor. Gegenüber der reizenden Landschaft liegt der finstere, riesenmäßige sich tief nach Böhmen hinein verbreitende Hochwald, ein überraschender Contrast gegen das heitere lebensvolle Gemälde. Fast schauerlich ist der Aufenthalt zu später Abendzeit auf dem Dybin. Die Ruinen scheinen sich zu beleben, Nachtvögel aller Art umkreisen diese Trümmer mit widerlichem Gekrächze und ziehen nach Weite aus. Und die Stille in dieser wilden Natur stimmt die Seele ernst, nachdenkend. Mord und Grönmigkeit wohnten einst auf diesem Felsen, Räuber und Priester — welch ein Gegensatz! Jetzt begraben die Bewohner des Dybindorfes allein ihre Verstorbenen hin auf den Friedhof, Mord und Raub haben keine Wohnung mehr in dieser Höhe; aber auch das Haus des Herrn liegt in Trümmer. — nur sein Auge allein überwacht die hier Schlummernden, die blutdürstigen Raubritter, die friedlichen Mönche, die Bauern. Mord, Gebet, schwere Arbeit! welch eine Umwandlung! und Alles ist still geworden in der lustigen Höhe, kein Fluch mehr, keine Hora mehr, kein Schmerz mehr — die Todten schlummern, sie gehören der Vergangenheit an. (Schluß folgt.)

Die Fortsetzung der Beschreibung von Zittau folgt in einer der nächsten Lieferungen.

#### Lithographirte Beilagen:

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. — Peter Ernst v. Mansfeld. — Der Dybin bei Zittau.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





*Lith. von M. Kumbig.*

**BERNHARD.**  
*Herzog von Weimar!*









Lith. v. M. Knäbig

PETER ERNST  
*Graf von Mansfeld.*









Wald. Nat. gem. in Wald. v. C. H. A. 1810.

gest. u. d. K. 1810.

DIE ÄUSSERE ANSICHT DER KIRCHENRUINE.









Lief. 15.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

V. Abschnitt. 1631—1635.

Sachsen auf Seiten Schwedens.

(Fortsetzung.)

Es ist eine besondere Untreue in den meisten kriegerischen Verhandlungen dieses langen denkwürdigen Kampfes vorherrschend, besonders trifft dieser Vorwurf den österreichischen Feldherrn Wallenstein und nächst diesem Churfürsten. Der Erstere entwickelte eine eigenthümliche Politik, die ihn zuletzt selber in das Netz des Verderbens stürzte; Churfürsten hingegen war immer ungewiß in seinen Handlungen, es betrachtete die Schweden mit Mißgunst, obwohl es mit ihnen verbunden war, und hörte nur zu gern liebevolle kaiserliche Einflüsterungen. Dies schwankende Benehmen einer mächtigen Stütze der protestantischen Sache trug natürlich viel bei, die Lage der Dinge zu verschlimmern. Churfürsten, eigentlich vom Geschick bestimmt, vorzuleuchten dem protestantischen Deutschland, Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verfehlte seine Stellung ganz und gar in diesem Kriege, der die Rechte seiner heiligen Sache betraf. Während die mit den Schweden verbundenen sächsischen Truppen unter Arnim den Kaiserlichen gegenüber standen, wechselte Johann Georg, der Churfürst, die angenehmste Correspondenz mit des Kaisers Majestät zu Wien. Berichte von der Ausbeute gegenseitiger Jagdvergnügungen ergötzten den kaiserlichen, so wie den churfürstlichen Herrn, man war Ein Herz und Eine Seele; die heiligen Interessen der durch die Noth des überall flammenden Krieges ge-

quälten Menschheit wurden darin freilich nicht berührt, der Churfürst haßte die Katholischen viel weniger als die Reformirten, und in Wien war man überzeugt, daß man in des Dresdner Hofburg recht gute Freunde hatte. Ueberhaupt verstand man in Wien die deutschen Reichsfürsten besser zu schätzen, als diese sich selbst, man wußte die schwachen Seiten dieser Herren und war es da ein Wunder, daß Wallenstein das Projekt faßte, Sachsen und Brandenburg von den Schweden loszureißen? Hätte Wallenstein nicht die Ueberzeugung gehabt, daß das Band der protestantischen Union ein sehr lockeres sei, würde er sicher nicht diesen Plan entworfen haben. Indes dieser Plan war auch sein Verderb. Die Unredlichkeit seiner Handlungsweise wurde von Sachsen, Schweden, Brandenburger, Franzosen, kurz von Allen erkannt, die gegen Oestreich standen. Die Kriegsfackel loderte unterdes in den deutschen Gauen, die sächsischen Truppen standen unter Arnim in Schlessen — dort war kein Lorbeer zu pflücken. Die Lützener Schlacht schien Wallenstein die Lust an kriegerischen Entscheidungen verdorben zu haben, er suchte vielmehr auf diplomatischem Wege Erfolge zu erzielen. In der That war Wallenstein ganz verändert; obgleich ringsum in Deutschland ein kleiner Krieg brauste und die schwedischen Feldherren ihre Kriegstalente in verschiedenen Treffen bewährten, Bernhard von Sachsen-Weimar mit Beginn des Jahres 1633 seine Truppen in Baiern, zum Schrecken des Churfürsten Maximilian, von der Einnahme eines Orts zur andern führte, Herzog Georg von Braun-



schweig Westphalen und Niedersachsen occupirte, General Horn aus dem Elsaß rückte um die wichtigen Ufer des Rheins und der Donau zu behaupten, die unter dem Herzog von Feria stehende in Italien neugeworbene Armee Kaiserlicher, welche nach einem kurzen Triumphe das Elsaß verlassen mußte, bei diesem Rückzuge durch die rauhe Herbstluft größtentheils zu Grunde ging und ihr Anführer, der Herzog von Feria, selbst, aus Gram über die mißlungene Unternehmung, starb, bleibt der Friedländer ruhig in Böhmen sitzen. Er verspricht dem Churfürst von Baiern Hülfe, welcher von Bernhard von Weimar geängstet, Eilboten über Eilboten an den Kaiser und an Wallenstein sendet und um Beistand bittet. Aber indem er die schleunigste Hülfe dem Baiern zusagt und diesem die nahe Ankunft durch Gallas berichten läßt, verbietet er diesem General bei Lebensstrafe, sich auf den Weg zu machen. Durch Bernhard's Siege, der Regensburg, Straubing und die nördlichen Ufer der Donau sich unterworfen und Niene macht, Passau und Linz zu erobern, wird der Kaiser so in Angst getrieben, daß er Wallenstein die dringendsten Mahnungen und Befehle sendet, dem Weimarer Einhalt zu thun. Wallenstein gehorcht zum Schein, aber ehe man sich's versteht, ist er ohne Schwertschlag wieder zurück nach Böhmen marschirt. Herzog Bernhard gönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den fetten bayerischen Winterquartieren. Wallenstein ist den Kaiserlichen ein Räthsel geworden, ein Geheimniß für Freund und Feind. Lenken wir unsre Blicke nach Schlessien, wohin er sich gewendet hatte. Dort stehen drei Armeen, eine sächsische unter Arnim und dem Herzog von Lauenburg, eine schwedische unter dem Grafen von Thurn, eine brandenburgische unter Borgsdorf. Sie hatten die wichtigsten Plätze dieser Provinz im Besitz und selbst Breslau hatte die Partei der Allirten ergriffen. Aber von Einigkeit unter den Befehlshabern dieser drei Armeen war keine Spur. Arnim und Thurn zankten sich um die Oberstelle, die Sachsen und Brandenburger hielten gegen die Schweden zusammen, die Ersteren lebten mit den Kaiserlichen auf vertraulichem Fuße, die Offiziere beider feindlichen Armeen gaben sich gegenseitig Gastmähler und machten bei einander Besuche. Die Schweden waren unter diesen Umständen verrathen und verkauft. Plötzlich erscheint Wallenstein mit 40,000 Mann, die Allirten haben ihm bloß 24,000 Mann entgegenzustellen. Er bezog ein verschanztes Lager bei Münsterberg, vermied jede Schlacht. Neun Tage lang standen die Armeen einander gegenüber und es geschah — Nichts. Von diesem Moment an entspann sich das bis auf den heutigen Tag noch nicht klar enthüllte Geheimniß des Wallensteinischen Verraths. Wallenstein war der überlegene Theil und — bot den Allirten einen sechs-wöchentlichen Waffenstillstand. Gegen den sächsischen

Feldherrn Arnim ließ er sich folgendermaßen aus: „Er sei gekommen, mit Schweden und den deutschen Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen und Jedem Genugthuung zu verschaffen. Alles dies stehe in seiner Hand und wenn man in Wien nicht wollte, so würde er sich mit den Allirten vereinigen und den Kaiser zum Teufel jagen.“ Noch deutlicher sprach er sich gegen den Grafen Thurn aus. „Alle Privilegien Böhmens,“ erklärte er ihm — „sollten auf's Neue bestätigt, alle böhmischen Exulanten (Verbannte nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag, 1620) wieder in ihre Güter und Rechte eingesetzt werden, er selbst wolle der Erste sein, seinen Antheil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als Urheber aller bisherigen Unterdrückungen sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles überflüssige Kriegsvolk beider Theile gegen die Türken geführt werden. Wenn er (Wallenstein) die böhmische Krone davon trüge, so sollten alle Vertriebenen sich seiner Großmuth zu freuen haben, vollkommene Religionsfreiheit, das pfälzische Haus in alle seine vorige Rechte zurücktreten und die Markgrafschaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entschädigung dienen. Die allirten Armeen zögen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung des Tractats mit gewaffneter Hand abzundthigen.“

Während Wallenstein den Befehlshabern der drei Armeen in Schlessien diesen Plan des Verraths an dem Kaiser, dem Schöpfer seines Glückes, vertraute, und diese aus Ermangelung nothwendiger Vollmachten von ihren Oberherren nicht darauf eingingen, hatte er es für nöthig gefunden, sich bei seiner kühnen Unternehmung auch des französischen Schutzes zu versichern. Durch den Grafen v. Kinsky wurden zu diesem Zwecke bei dem französischen Bevollmächtigten Feuquières zu Dresden geheime Unterhandlungen angeknüpft und das Resultat fiel nach seinem Wunsche aus. Feuquières erhielt Befehl von seinem Hofe, dem Friedländer allen Vorschub zu leisten und den Churfürsten von Sachsen zu bearbeiten, daß er darauf einginge. Es konnte keinen schwierigeren Auftrag geben, als den letztern. Das chursächsische Ministerium war, wie man allgemein wußte, im Interesse des Kaisers, Wiener Gold nährte diese geheime Sympathie erstaunlich. Der Franzose ging an das schwere Werk und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß dieses Geheimniß den Schweden und Sachsen bereits mitgetheilt sei. Feuquières wandte sich deshalb an den schwedischen Reichskanzler, um Rath zu erhalten. Oxenstierna traute indeß Wallenstein wohlweislich nicht, man erklärte den Plan für Maske, weil man eher an Wallenstein's Redlichkeit als an seiner Klugheit zu zweifeln berechtigt war. Arnim, der Feldmarschall Sachsens, fand indeß



anfänglich in Wallenstein's Plan eine Wahrheit und reiste selbst nach Gelnhausen zum Kanzler, um diesen zu vermögen, Wallenstein seine besten Regimenter zum Gebrauch zu überlassen. Doch Drenstierna bewies Arnim, daß der ganze Plan des Friedländers eine künstlich gelegte Schlinge sei, die Allirten zu entwaffnen und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiser in die Hände zu spielen, sie durch diesen groben Betrug zu vernichten. Noch Niemand ist es gelungen, so viel Historiker auch darüber geschrieben und so viele Nachforschungen deshalb auch gethan worden, eine klare Entscheidung an den Tag zu bringen, ob dieser Plan Wallenstein's Wahrheit oder Betrug gewesen. In Schlessen begann nun, da man Wallenstein nicht traute, ein kleiner fast schimpflich zu nennender Krieg. Um Arnim aus Schlessen wegzubringen, ließ Wallenstein den wilden General v. Goltz in Sachsen einfallen, der mit Feuer und Schwert wüthete, Leipzig eroberte, den Churfürsten nöthigte, ein Asyl in seinen Festungen zu suchen und — Arnim eilte natürlich nach Sachsen, um zu helfen, zu retten. Nun rückte Wallenstein nach der Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte, ohne Schwertstreich gefangen nahm, der Graf v. Thurn fiel in des Friedländers Gewalt. Man freute sich nicht wenig in Wien auf diesen Gefangenen, der als ein Opfer der Rache öffentlich durch Henkershand fallen sollte — und Wallenstein gab ihm — die Freiheit. Das stieß dem Faß den Boden aus und man that Alles, um den eigenmächtig handelnden Friedländer zu stürzen. Der Kaiser hatte offene Ohren dafür, es war ihm lieb, wenn er auf irgend eine Weise den übermüthigen Generalissimus los werden konnte. Um die Mittel dazu war man nicht sehr verlegen. Schweden und Sachsen arbeiteten daran, eine Diversion nach Böhmen, während Wallenstein's Anwesenheit in Schlessen, zu machen. Dies gab dem Letzteren einen hinreichenden Vorwand, schnell wieder in Böhmen einzurücken.

Die Schritte, die man von Wien aus that, um Wallenstein zu stürzen, konnten diesem natürlich kein Geheimniß bleiben. Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaisers bei der Armee belehrten den Friedländer bald, daß man ihn vom Commando entfernen wolle. Er zählte auf sein Heer und besonders auf dessen Anführer. Wie sehr täuschte sich der große Mann! Dem General Piccolomini, den er mit Geschenken überhäuft, vertraute er an, daß des Kaisers Unbath ihn nöthige, die österreichische Partei zu verlassen, sich auf die Seite der Schweden zu schlagen und das Haus Oesterreich mit der Wurzel zu vertilgen. Piccolomini heuchelte ihm Beistand und — meldete diesen Anschlag brüthwarm nach Wien. Jetzt kamen alle Krieffedern zum Sturze, zur Vernichtung Wallen-

stein's auf einmal in lebensvolle Thätigkeit, man sendete Spione aller Art, unter den möglichsten Vorwänden in die Nähe Wallenstein's. Das Vertrauen, mit welchem er den General Piccolomini beehrte, ist noch kein Beweis eines Verraths, es kann eben so wohl die aufs Höchste gereizte Stimmung des stolzen durch den Kaiser und seine jesuitischen Ohrenflüsterer im tiefsten Herzen verletzten Feldherrns gewesen sein, die ihn überwältigte und die er in Aufwallung von Zorn laut aussprach, vielleicht gar in der Absicht, zu imponiren, Schreck einzujagen. Der Sturm brauste in unsichtbarer Tiefe, die Oberfläche blieb ruhig. Das Neujahr 1634 kam heran. Wallenstein hatte wieder Unterhandlungen mit den nordischen Churfürsten angeknüpft, Leutmeritz zum Congreßort vorgeschlagen, es sollte sich um ein Abfinden zwischen ihnen und dem Kaiser handeln. In Dresden fand die Sache Anklang, der Churfürst und sein Ministerium waren geneigt zu einem Schritte, der den Schweden eben keine sonderliche Vortheile in Aussicht stellte. Man dachte, es sei genug geschehen, wenn man seinen Verbündeten den Anschluß an kaiserliche Majestät nach Jedes Belieben offen lasse. Feldmarschall Arnim war deshalb nach Berlin gereist, um im Namen seines Herrn des Churfürsten, den Brandenburger und sein Cabinet in diesem Sinne zu bearbeiten. In Berlin machten sie allerlei Einwendungen dagegen, sie zweifelten nicht nur, ob Wallenstein auch von der Liga Vollmacht habe und welche Gewährschaft er bieten könne, sondern fanden es auch unredlich, daß diese Mittheilungen nicht zugleich an Drenstierna geschahen. Wir wissen, ob nicht Feldmarschall Arnim diesen letzten Zweifel mit Schaamröthe im Gesicht anhörte, genug, diese Unterhandlungen gingen in die Brüche, das Brandenburger Cabinet theilte die ganze Geschichte dem schwedischen Reichskanzler mit und dieser warnte vor Entzweiung. Daß Chursachsen sich bei den Schweden auf diese Art nicht empfahl, kann man sich denken und die spätern Ereignisse sind die Belege des Hasses, der tief im Herzen der Schweden gegen Sachsen und seine Handlungsweise bis zum endlichen Ausbruch im Stillen fortwucherte. Die chursächsische Politik gefiel sich in einem treulosen Schwanken, welches später viel Elend über das sächsische Volk brachte. Doch kehren wir zu Wallenstein zurück. Sein Benehmen war gleichsam in einen Nebel gehüllt, den eigentlich Niemand durchschauen konnte. Kinsky, der Vertraute Wallenstein's, hielt sich in Dresden auf und spann jetzt den Faden der geheimen Unterhandlungen zwischen dem Friedländer und der Krone Frankreich wieder von Neuem, da der französische Bevollmächtigte Feuquieres hier lebte. Frankreich machte an Wallenstein Zugeständnisse, wenn er sich gegen den Kaiser erheben würde. Es ist uns leider nicht der Raum gegönnt, die schleichenden Staatskünste,



die man in Bewegung setzte, hier Alle einzeln anzuführen, wir geben nur das Resultat, daß aus Allen hervorgehen sollte oder wenn der Donnergang der Ereignisse nicht die schlauen heimlichen Intriguen plötzlich zerstört hätte, nothwendigerweise hervorgegangen sein würde; die protestantische Sache blieb unter jedem Umstande die unterdrückte, die verrathene. Aber der große Schlag, den die kaiserliche Partei selbst führte gegen ihren eigenen Feldherrn, vernichtete die schändlichen Winkelzüge, die Jeder der Betheiligten auf eigne Faust machte. Wallenstein war zu klug, seine Spione zu aufmerksam, als daß es ihm Geheimniß bleiben konnte, wie man ihn in der Wiener Hofburg satt hatte bis an den Hals. Der bayerische Churfürst war ein recht intimer Feind Wallenstein's und lag dem Kaiser gewaltig in den Ohren, einen schnellen heroischen Entschluß gegen den Friedländer in Ausführung zu bringen. Und noch ein besonders intimer Feind Wallenstein's, der spanische Graf Dñate, dessen Seele, wie ein damaliger Schriftsteller versicherte, so häßlich braungelb wie seine Körperhaut sei, sprach zum Kaiser: „Wozu so viel Umstände mit einem Aufrührer? Ein Dolchstoß, ein Pistolenschuß wird den Knoten im Nu zerschneiden.“

Bis jetzt war immer noch nichts geschehen, was die offenbare Untreue Wallenstein's dargethan hätte. Wer konnte sagen, daß diese schleichenden Ränke seine wahre Meinung und nicht eine künstliche Maske wären, um die Verbündeten zu täuschen, zu entzweien und so gleichsam im Trüben zu fischen? Aber in Wien machte man aus einer Mücke einen Elephanten. Der pfäffischen Partei war Wallenstein nicht ausschließlich genug katholisch, in seinem Lager, in seinem Generalstabe wimmelte es von Protestanten. Das konnten die Jesuiten unmöglich mit Stillschweigen vertragen, bei Wallenstein kamen sie nicht an mit ihrer Frommthuerei, er war ja ein halber Heide, dem der Mann, wenn er nur das Herz auf der rechten Stelle hatte, mochte er auch Feueranbeter sein, dennoch lieber war, als die Duckmäuser, welche vor jeder schmutzigen Mönchskutte eine wahrhaft höllische Ehrfurcht und dabei immer schlechte Streiche im Nacken sitzen hatten. Denke man sich die Lage Wallenstein's, denke man sich seine zur größten Bitterkeit angeregte Seelenstimmung. Ein so stolzer hochfahrender Charakter kann keinen Schimpf, keinen Eingriff in seine Rechte erdulden — der Gedanke an so etwas empört ihn schon. Der Kaiser hatte ihn schon einmal verstoßen und jetzt nahte der Moment, wo es das zweite Mal geschehen sollte, und dieser Moment war hart vor der Thüre, denn der Graf Dñate verweigerte, im Namen des Königs von Spanien die Hilfgelder, welche die Krone Spanien dem Kaiser zu den Kriegskosten beisteuerte, sobald Wallenstein nicht abgedankt würde. Das wußte der Herzog nur

zu gut. Ohne diese Kriegsgelder war der Kaiser in allem Thun und Lassen gelähmt. Dazu kam noch Krankheit, Wallenstein war fast immer bettlägerig, die Fußgicht so arg bei ihm, daß man Stücken Fleisch aus seinen Füßen schnitt. Welche Doppelqual für diesen Mann! Schiller hat eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges geschrieben; aber so hoch dieser Dichter auch in der Meinung Deutschlands oder sagen wir des civilisirten Europas steht, so können wir ihm doch nicht in seinen Angaben unbedingten Glauben schenken. Nach ihm ist Wallenstein ein undankbarer Verräther an dem Kaiser seinem Herrn; aber wo sind die untrüglichen Beweise dafür? Sie fehlen. Der Meinung anderer eben so geachteter Schriftsteller nach, die sich eigentlich bloß mit historischen Forschungen beschäftigten, wurde Wallenstein erst zum Abfall von dem Kaiser durch die Wiener Ränke getrieben, und zwar erst im letzten Augenblick, als er schon verloren war. Doch gehen wir weiter. Der Winter hielt die Kriegsfurie gefesselt, die Heere beider Parteien lagen in den Winterquartieren und pflegten sich nach Möglichkeit. Auch die Soldaten Wallenstein's verkürzten sich die Winterzeit durch Feste, sie liebten ihren Feldherrn, dessen Krankheit ihn für sie fast unsichtbar machte. Am 12. Januar 1636 veranstalteten Feldmarschall Christian v. Ilow und Graf Terezy ein Gelag, sie waren Wallenstein treu, und hatten eine Menge seiner Kriegsobersten eingeladen. Während die vollen Becher kreisten, kreiste auch ein Aufsatz zur Unterzeichnung, nach welchem sie durch Unterschrift gelobten, sich nicht von dem Friedländer zu trennen. Man sagt, daß ein Betrug dabei geschehen und der Aufsatz vertauscht worden sei gegen einen ganz Aehnlichen, der die Clausel enthalte: „daß die tapfern Kriegshelden sich insgesammt verpflichteten, mit Wallenstein zu ziehen, wohin und gegen Wen es auch sei.“ — In der Hitze des Trunkgelags hätten Alle unterschrieben. — Es ist dieß bloß eine Sage; gewiß aber keine Wahrheit. Daß die für ihren Feldherrn begeisterten Offiziere etwas stark sich in der Trunkenheit ausgesprochen, daß sie eine Adresse an Wallenstein gerichtet, ist denkbar; aber wenn eine Betrügerei dabei untergelaufen wäre, würden dann nicht Viele, die auf der Nechtungsliste des Kaisers standen, dies dann zu ihrer Entschuldigung angeführt haben? Ja, Wallenstein, als er von diesem wüsten Gelage hörte und die Adresse durchgelesen hatte, ließ die Betheiligten zu sich kommen, gab ihnen die Adresse mit ihren Unterschriften zurück und sagte ihnen, sie sollten nicht glauben, daß dabei etwas wider Kaiser und Reich gemeint sei. Und Alle unterschrieben aufs Neue. Da kann doch wohl, da diese Offiziere nun Alle nüchtern waren, unmöglich ein Betrug obgewaltet haben.

Aber in Wien war dieß so recht gefunden, der Kaiser that den letzten Schritt. Zwölf Tage nach Ilows



Gastmahl genehmigte er einen Erlaß, in welchem das Heer des Gehorsams gegen Wallenstein entbunden und an Gallas gewiesen wurde. Das geschah alles in gemäßigter Form, es hieß bloß eine Aenderung. Der Kaiser schrieb sogar noch sehr freundlich an den Friedländer, besprach sich mit ihm über künftige Unternehmungen und dergleichen, indeß Gallas bereits den geheimen Befehl hatte, Wallenstein sammt Ilow und Terczky lebendig oder todt einzuliefern. Das Netz war gestellt, der gute Gallas hatte den Aechtungsbefehl schon in der Tasche und einen heimlichen Tagsbefehl an die Offiziere, kein Gebot des Herzogs, Ilows, Terczky's mehr zu befolgen. Wallenstein war ahnungslos, Gallas vertheilte heimlich die Rollen zu dem großen Morde, der bald darauf folgen sollte, Viccolomini blieb bei Wallenstein, um — dessen Truppen zu bearbeiten, herumzukriegen. Der Erlaß, den der Kaiser zu Wien unterschrieben und der die Armee des Gehorsams gegen ihren Feldherrn entband, mußte heimlich publicirt werden. Oeffentlich hätte das Geräusch gemacht und man konnte ja nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß diese Tausende durch die Bank Verräther wären. Der Friedländer wußte von diesem Geheimnisse nichts. Am 20. Febr. ließ er von sämtlichen Offizieren, die in Pilsen bei Ilow's Belag zugegen gewesen, eine Verwahrung unterzeichnen: daß Keinem von ihnen je in den Sinn gekommen, das Geringste so kaiserl. Hoheit oder der Religion entgegen liese, zu gestatten noch weniger selbst zu thun. — Zugleich wurde dem Heere untersagt, andere Befehle anzunehmen als mit seiner, Ilow's oder Terczky's Unterschrift. Zwei Tage darauf erfuhr der Herzog zu seinem Erstaunen, daß man in Wien das Unterminiren gut verstanden habe, daß er nicht mehr Herr seiner Truppen, überall Abfall von ihm und er als Hochverräther erklärt worden sei. Das war das Vorbild. Jetzt mußte Wallenstein ohne Befremden das Schlimmste für sich erwarten — sollte er keine Gedanken haben, sich retten zu wollen? kann man ihn dieses Vorhabens willen verdammen? Nein — am selben Tage noch, da er sah, daß er verloren, sendete er an den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der in Regensburg stand, ihm wolle er sich in die Arme werfen. Obrist Mohr v. Wald wurde nach Wien gesendet, er sollte Wallensteins Bitte dorthin bringen, den Oberbefehl niederlegen, sich nach Hamburg zurück ziehen zu dürfen.

Das Unglück aber, das ihn traf, war, daß er bei der protestantischen Partei keinen Glauben fand oder nur wenig. Bernhard von Sachsen-Weimar rückte auf Oxenstierna's Befehl nur langsam gegen die böhmische Grenze vor. Auch Churfachsen war nicht unbetheilt bei dem nun gewaltsam erzwungenen Uebertritt Wallensteins. Der Feldmarschall Herzog Franz

Albrecht von Sachsen-Lauenburg sollte ihm nach Uebereinstimmung mit dem Churfürsten 4000 Mann geprüfter Truppen zuführen. Darauf und auf die Armee, welche General Graf Schafgotsch in Schlessen befehligte, scheint Wallenstein gerechnet zu haben. Um die Vereinigung mit Bernhard zu erleichtern, begab sich Wallenstein mit dem Terczky'schen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben, von Pilsen nach Eger, der Grenze zu. Am nämlichen Tag als er in Eger eintraf, wurde zu Prag unter Trommelschlag das kaiserliche Aechtungsurtheil gegen Wallenstein öffentlich bekannt gemacht. Jetzt war er vogelfrei, ein Verbrecher, den Jeder niederschließen konnte und natürlich eine Belohnung als braver gutgesinnter Mann dafür zu erwarten hatte. In Eger angekommen, quartirte er sich im Hause des Bürgermeisters am Markte ein, Terczky und Kinsky mit ihren Frauen in einem Hause daneben. In der Stadt vertheilt, lagen die mitgebrachten Soldaten. John Gordon, ein protestantischer Schotte war Befehlshaber, Commandant des Schlosses. Buttler, kaiserl. Obrist, hatte sich zum Morde an Wallenstein dingen lassen. Er unterrichtete John Gordon von dem ehrenvollen Auftrage, den er übernommen, zeigte kaiserliche Bestätigung hervor und John Gordon war auf einmal gut kaiserlich gesinnt, desgleichen die Hauptleute Deveroux, Birch, Brown, Macdonald, der Obristwachtmeister Geraldino. Der Schotte Lesky, welcher unter John Gordon diente, reihte sich den genannten Verschwornen an. Es war Faschingsamstag, — den Tag vorher war Wallenstein nach Eger gekommen — der Graf Terczky gab ein Gastmahl; Gordon, der Commandant, erwiderte die Ehre durch eine Einladung an die Generale zu einem Nachtschmaus auf das Schloß. Abends 6 Uhr rollte der Wagen mit den Gästen über die Zugbrücke ins Schloß, Gordon bewillkommte sie ehrerbietig, Deveroux mit 30 Dragonern und Geraldino befanden sich schon im Schlosse. Man beabsichtigte ein blutiges Abendmahl zu feiern. Die Mörder und ihre Opfer saßen gemüthlich an der Tafel, da trat Geraldino herein mit dem Rufe „Glück auf, das Haus Oesterreich!“ — und Deveroux von der andern Seite mit der Frage: „Wer ist gut kaiserlich?“ Die Verschworenen zogen die Degen, die Dragoner stürzten herein und warfen sich auf die Gäste. Ferdinandus hoch! Unter dieser Loosung des kaiserlichen Namens begann die Mezelei, Kinsky fiel als das erste Opfer; Terczky hatte seinen Degen erhascht und in einer Ecke des Saales an die Wand gelehnt, hieb er wüthend um sich, bis er endlich unter den Waffen der Mörder verblutete. Der Rittmeister Neumann, Wallensteins Geheimschreiber, war aus dem Saale entwischt, draußen aber machte ihn die Wache, da er die Loosung nicht wußte, nieder. So waren die Freunde Wallensteins



denn glücklich beseitigt und ganz ohne Geräusch, in der Stadt wußte, ja ahnte Niemand von diesem kleinen Vergnügen im Schlosse etwas. Wallenstein, kein Freund von Schmausereien, hatte mit seinem Astrologen in den Sternen geforscht nach seinem Glücke, unterdeß im Schlosse seine Getreuen bluteten. Der Astrolog behauptete in den Sternen zu lesen: „Die Gefahr für Wallenstein sei noch nicht vorüber. — Wallenstein dagegen: „Sie sei es“ — und prophezeite dem Meister Seni eine Wanderung nach dem Kerker dafür. Der Herzog ging zu Bett. Nicht lange darauf wird er durch Lärm geweckt. Die Gräfinnen Tereza und Kinska hatten den Tod ihrer Eheherren erfahren und ihr Wehklagen drang aus dem Neben Hause auf die Straße. Uaterdeß hatte Lesly und Buttler und Deveroux gehandelt. Der Letztere drang mit 6 Helblebardieren ein in das Haus, wo der Herzog wohnte, der erstaunt ob des Lärmens auf der Straße aus dem Bette stieg und ans Fenster trat, um von oben herab die Schildwachen zu fragen, was es gäbe? Im selben Augenblick sprengt Deveroux die Thüre des herzoglichen Schlafzimmers, Wallenstein steht im Hemd am Fenster. — „Bist du der Schelm, der das Volk zum Feind überführen und kaiserlicher Majestät die Krone vom Haupt reißen will?“ brüllt Deveroux, einen Augenblick zögert er, die Gewohnheit der Ehrerbietung vor dem Kriegsfürsten fesselt einen Moment lang des Mörders Faust. Wallenstein breitet schweigend die Arme aus, er ist zu stolz einem solchen Verworfenen zu antworten — die Partisane Deveroux bohrt sich in seine Brust, — der Mord ist geschehen — der Herzog von Friedland sinkt lautlos zu Boden, den sein Blut überströmt.

Wie vergänglich ist doch alle Größe dieser Erde! Da lag die hohe hagere Gestalt mit der gebietenden Stirn und dem trozig struppigen schwarzen Haar, die kleinen stechenden Augen, vor deren Blick Tausende gezittert, waren erloschen, das gelbe finstre Gesicht erstarrt im Todeskampfe. Ein Dragoner wollte die Leiche auf die Straße hinauswerfen, Deveroux hinderte das, sie wickelten den Ermordeten in den vor dem Bette liegenden Fußteppich und fuhren mit ihm in's Schloß. Hier blieben die Gemordeten nackt im Hofe liegen bis zum andern Tag, dann wurden sie in schlechte Brettkisten gelegt und auf einem Bauerwagen nach Mies gefahren. Des Herzogs Körper war in der kalten Februarnacht steif gefroren und der Sarg zu knapp. Man hilft sich

so gut man kann, man zerbricht ihm die Beine und Freude über Freude! Jetzt paßt die Leiche Wallensteins für den Kasten und der Kasten für sie. Zugleich hat man sich aller seiner Papiere bemächtigt, um sein Verbrechen auch beweisen zu können. Aber — und das war gewiß sehr ärgerlich — man findet keine genügenden Aufschlüsse über seinen Verrath. Man muß daher andere Mittel und Wege aussuchen, denn ein Mord wie dieser muß doch gerechtfertigt werden.

Diese Zeit indeß, wo dies Ereigniß geschah, das man mit Recht ein außerordentliches nennen muß, war zugleich für den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg eine Zeit des Unfalls. Wir erwähnten der Verhandlungen, welche Wallenstein mit Chursachsen gepflogen, vermöge welcher ihm der Lauenburger 4000 Mann zuführen sollte. Den Tag nach Wallensteins Ermordung langt ein Expresseur des Lauenburgers in Eger an, der die nahe Ankunft desselben berichtet. Der Expresseur wird festgehalten von den Kaiserlichen, ein Lakai in friedländischer Livree wird an den Lauenburger abgeschickt, ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, der sächsische Feldmarschall liefert sich dem Feind in die Hände. Fast wäre es dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar eben so ergangen, der schon auf der Reise nach Eger ist. Zum Glück erhielt er von Wallensteins Untergang noch zeitig genug Nachricht, um einen ihn rettenden Rückzug zu treffen. Der Kaiser war sehr gerührt über das traurige Schicksal seines Generalissimus. Wie gut war er doch! Für die Ermordeten ließ er zu Wien dreitausend Seelenmessen lesen und — damit keine Unvollkommenheit stattfände in der Handlungsweise, die man für gut befunden — vergaß er nicht, die ehrenwerthen Mörder mit goldnen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Rittergütern und Ehrenbezeugungen aller Art zu belohnen. So endigte Wallenstein sein thatenreiches Leben und wir achten es als Pflicht, diesen außerordentlichen Mann, der als Herrscher und Held ein Koloss, aber fremd den sanften Regungen des Menschen war, dem Leser in einer der folgenden Lieferungen noch besonders in einer treuen unpartheiischen Schilderung vorzuführen, der wir sein wohlgetroffenes, nach seinem im Schloß zu Friedland in Böhmen aufbewahrten Bilde, abgenommenes Portrait beilegen werden. Die Ereignisse des dreißigjährigen Kampfes nahmen nun im Ganzen eine andere Wendung.

(Fortsetzung folgt.)

## Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim.

(Mit Abbildung.)

Der Name Pappenheim hat sich bei dem deutschen Volke in dem wohlbekannten Sprichworte: „Der kennt seine Pappenheimer“ im Andenken erhalten

und wer da weiß, wie volkstümliche Sprichwörter der Ausdruck der Zeit sind, in der sie entstanden, weiß auch, in welchem Sinne dies Sprichwort gemeint ist.



Der Name Pappenheim lebt in der Geschichte des deutschen Volkes fort, so lange es ein deutsches Volk geben wird. Furchtbar seinen Feinden, grausam und blutdürstig gegen Alle die, welche in seine Gewalt fielen, war er der treueste Freund der katholischen Partei, der tapferste Feldherr der Liga, tollkühn und keine Gefahr scheuend. Sein feuriger Geist, seine rastlose Thatkraft und sein flammender Eifer für die katholische Religion und den Kaiser führten ihn auf den Schauplatz des Krieges. Er entstammte dem alten reichsgräflichen Geschlechte Pappenheim, welches das erste aller Reichsämter, das Reichs-Erbmarschallamt, bis zur Auflösung des deutschen Reiches, über 600 Jahre lang bekleidete. In den blutigen Ereignissen des 30jährigen Krieges zeichnete sich Gottfried Heinrich als kaiserlicher Feldherr besonders aus. Im Jahre 1594 erblickte er das Licht der Welt. Seine Erziehung kräftigte seinen Körper, seinen Geist, er übertraf in allen den ritterlichen Uebungen, die damals als nöthig für einen Sohn so großen Hauses erachtet wurden, seine Spielgenossen in kurzer Zeit, sein tollkühner Muth zeigte sich schon damals bei den geringsten Anlässen, nicht minder sein Eifer für die katholische Religion. Obwohl er seine kriegerische Laufbahn erst spät begonnen, war er doch schon Obrist eines Reiterregimentes in der Schlacht am weißen Berge bei Prag (8. Decbr. 1620). Durch seinen ungestümen Muth warf er an diesem blutigen Tage mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder und lag viele Stunden lang schwer verwundet unter der Last seines Pferdes auf dem Schlachtfelde, bis ihn endlich die die Gefallenen aekplündernden Croaten entdeckten und Spuren des Lebens in ihm wahrnehmend, aufhoben. Man nannte ihn den Narbenreichen und zwar mit Recht. Fast jede Schlacht, jedes Reitergefecht hinterließ ihm eine Wunde, da er ohne Schonung für sein Leben an der Spitze seiner Schwadronen gewöhnlich auf den Feind losstürzte und sich ins dichteste Gewühl stürzte. Kaum war er von den Wunden genesen, die er in der Prager Schlacht erhalten, als er auch wieder an der Spitze seiner Reiter erschien, welche unter dem Namen „die Pappenheimer“ bald in Deutschland als furchtbare unerschrockene Krieger sich auszeichneten. Pappenheim überwand 1626 mit Hülfe der Baiern den Aufstand der oberösterreichischen Protestanten, welche die Waffen ergriffen hatten, um ihre Glaubensfreiheit zu vertheidigen. Seine Bigotterie errang sich hier in Grausamkeit gegen die besiegten Protestanten einen traurigen Ruhm, den er durch die Eroberung des unglücklichen Magdeburgs noch zu vergrößern suchte und auch wirklich vergrößerte. Die Geschichtschreiber, welche zu damaliger Zeit lebten, schildern ihn als einen wüthenden Teufel, der nur in Blut und Menschenjammer eine Lust fand. Die Greuelscenen, die nach Erstürmung Magdeburgs Tausenden der Bewohner dieser unglück-

lichen Stadt das Leben kosteten, werden auf Rechnung Pappenheims gesetzt, der Tilly selbst an Grausamkeit übertroffen haben soll, was viel behauptet ist, denn Tilly war mitleidslos gegen jeden Feind. Diesem gewaltigen Feldherrn folgte er nach Leipzig, um unter ihm eine Schlacht gegen die vereinigten Schweden und Sachsen zu liefern. Diese Schlacht ging verloren, der Siegeslorbeer wurde dem alten Tilly entrisen und dieser beschuldigte Pappenheim, daß er durch das wilde zügellose Feuer seines Muthes, der ihn jede Rücksicht vergessen ließ, den Verlust des Sieges, das heißt die Niederlage herbeigeführt habe. Tilly's kalte eiserne, nur durch Fanatismus bewegte Seele taugte ganz zum Heerführer, Pappenheims leidenschaftliches Wesen machte ihn ungeschickt dazu. Er blieb nur Tilly's furchtbarer Arm und verrichtete Wunder der Tapferkeit. Der Geistesgegenwart, die er besaß, gelang es nach der verlorenen Schlacht die Fliehenden zu sammeln, das von Baner belagerte Magdeburg zu entsetzen. Mit Vortheil kämpfte er gegen die Schweden in Niedersachsen. Er hatte nur einen Wunsch, den ihm endlich das Schicksal zu erfüllen schien, aber nicht erfüllte. Mit Gustav Adolf persönlich im Gewühl der Schlacht zu kämpfen, war seine Lieblingsidee, mit der er sich stets trug. Es lag für den feurigen Pappenheim ein romantischer Reiz in dem Gedanken, sich mit dem schwedischen Heldenkönig zu messen. Die Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 drohte den kaiserlichen Waffen den Untergang zu bringen, Wallenstein ließ durch Eilboten den auf einen Zug nach der Stadt Köln begriffenen und erst die Moritzburg bei Halle überfallenden Pappenheim schleunigst auf das Schlachtfeld rufen. Pappenheim, sich am Ziele glaubend, dem Schwedenkönig gegenüber kämpfen zu können, brach eifertig mit seiner Reiterei auf und befahl dem General Merode das Fußvolk, welches in der Plünderung Halle's begriffen nicht so schnell gesammelt werden und auch nicht so schnell als die Reiterei das Schlachtfeld erreichen konnte, in Eilmärschen nachzuführen. Pappenheim ahnte nicht, daß er dem Tode entgegen jagte. Wie er auf dem Schlachtfeld erschien, wurde Wallenstein wieder der Unordnung Meister, die Schlacht nahm eine für die Schweden ungünstige Wendung. Pappenheim stürzte sich mit seinen Dragonern und Kürassieren auf die Schweden, diese wichen; aber jenseits des Flußgrabens standen sie wieder fest wie Felsen im Meere, allen Angriffen Troß bietend. Pappenheims benarbte Brust wurde von zwei Kugeln durchbohrt, sein Leibtrompeter faßte sein Ross am Zügel und brachte den Sträubenden, der sich so plötzlich im Siegesturme aufgehalten sah, aus dem Mordgewühl. Diese denkwürdige Schlacht kostete Gustav Adolf und Pappenheim das Leben. Der Letztere erfuhr erst im Sterben am folgenden Tag, daß der Schwedenkönig



gefallen sei. „Melde dem Herzog von Friedland, daß ich ohne Hoffnung zum Leben verwundet bin, aber fröhlich scheide, nachdem ich weiß, daß der unveröhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist.“ Mit diesen Worten starb Gottfried Heinrich v. Pappenheim und sein Verlust wurde schwer von der katholischen Partei empfunden. Gustav Adolf und Pappenheim waren in ihrem 38. Lebensjahre und fielen an einem Tage. Die Natur schien den Pappenheim schon bei der Geburt für seinen Beruf gezeichnet zu haben. Er hatte zwei Striemen auf der Stirn, den Schwertern in seinem Wappen ähnlich, die, so oft sein Blut in heißere Wallung kam, sich dunkel rötheten. Er war nicht ohne wissenschaftliche Bildung, die Hochschulen zu Altdorf und Tübingen waren von ihm besucht worden, da er nach seines Vaters Willen der kriegerischen Laufbahn fern bleiben sollte. Er hatte bedeutende Reisen in dem romanischen Europa gemacht und den Titel eines Reichshofraths bereits erworben,

als er das ihm mehr zusagende Waffenhandwerk ergriff. Ueber 100 Narben zierten seinen Körper als er auf der Pleißenburg zu Leipzig verschied. Das reichsgräflich Pappenheimische Haus blühte fort. Das Herrschaftsgericht Pappenheim liegt im bairischen Rezatkreise, war bis 1806 eine reichsunmittelbare Grafschaft, kam sodann unter baier. Hoheit und wurde 1813 mit Baiern vereinigt. Dem jedesmaligen Senior dieser Familie ist als erblichem Reichsrath Sitz und Stimme vom König von Baiern bewilligt worden. Der Wiener Congreß entschädigte die Pappenheims für den Verlust ihres Reichsamtes durch einen Landesdistrict mit 9000 Einwohner im ehemaligen franz. Saardepartement, unter preussischer Hoheit, für dessen Abtretung der König von Preußen der Familie eine Summe Geldes zahlte. Jetzt glänzt der ehemals gefürchtete Name Pappenheim im Frieden, wie er im 30jährigen Kriege durch Gottfried Heinrichs Thaten der Tapferkeit glänzte.

## Doctor Mathias Hoe von Hoeneegg,

Oberhofprediger des Churfürsten Johann Georg I.

(Mit Abbildung.)

Wir geben hier die Lebensbeschreibung eines Mannes, dessen Ruf als Gelehrter allgemeine Anerkennung zu seiner Zeit fand, der aber eben so viel Feinde als Freunde besaß, vielleicht der Ersteren noch mehr als der Letzteren. Einen großen Theil dieser Feindschaft müssen wir den befangenen Ansichten jener Zeit zur Last legen, in der er gelebt und gewirkt, der gegenseitige Religionshaß verblendete damals die Menschen, und machte selbst aus den Besten, Aufgeklärtesten, Eiferer, welche alle die, so nicht ihrer Ansicht waren, mit einem wahrhaft gepanzerten Haß verfolgten. Dr. Hoe v. Hoeneegg wurde bisher von allen Geschichtschreibern, welche den dreißigjährigen Krieg zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht, und natürlich dabei auch Churfachsens gedenken mußten, als ein höchst einflußreicher Mann erwähnt, der bei so manchen Ereignissen, die unser sächsisches Vaterland betroffen, nicht unbetheiligt gewesen sei. Es ist daher unsere Aufgabe, das Leben und Wirken dieses Mannes zu schildern. Das Geschlecht der Hoe v. Hoeneegg oder wie sie sich eigentlich schreiben, Høe von Høeneegg, ist ein in den österreichischen Landen wohlbekanntes und hochgeachtetes gewesen, durch eine zahlreiche Verwandtschaft mit andern Adelsgeschlechtern sowohl, als durch die Stellung selbst, welche die Hoeneegger bezüglich ihrer Talente im Staate bekleideten. Der Vater unseres Mathias war Herr Leonhard Hoe von Hoeneegg, kaiserl. wirklicher Hofrath; seine Mutter Helene, dem adelichen Geschlechte der Wollzogen ent-

sprossen. Beider Ehe war mit zwölf Söhnen und fünf Töchtern gesegnet. Mathias wurde am 24. Februar 1580 zu Wien geboren. Eine durch einen unglücklichen Fall veranlaßte vorzeitige Niederkunft seiner Mutter war die Ursache, daß er zwei volle Monate zu früh das Licht der Welt erblickte, und der Zustand, in welchem dieß geschah, ließ für sein Leben keine Hoffnung aufkommen. Er wurde ohne Nägel an Fingern und Zehen, und sehr wenig Haut am Körper geboren. Dieser Frühgeburt die heilige Taufe so eilig als möglich zu geben, war natürlich das erste Geschäft, da man den Knaben bereits zu den Leichen rechnete. Indes durch die überaus sorgsame Pflege wurde er dem Leben erhalten, obwohl er sehr schwächlichen Körpers blieb, und daher auch einige Jahre später als andere Kinder zum Lernen angehalten werden konnte. Sein Vater hielt ihm Hauslehrer, und bald stellte sich heraus, daß in dem schwächlichen zarten Körper dieses Knaben ein überaus kräftiger Geist wohne. Als er das zehnte Jahr erreicht hatte, sandte man ihn in die Stephansschule. Damals war der Haß zwischen Katholiken und Protestanten nur höchstens in gegenseitiger Abneigung erkennbar, in dem lebenslustigen Wien war der Unterschied noch geringer, Kinder beiderlei Konfessionen besuchten gemeinschaftlich bis auf Religionsstunden eine und dieselbe Schule. Mathias hielt bereits im Anfang seines 13ten Lebensjahres einen öffentlichen Vortrag in der großen Dom- und Kathedralkirche seiner Vater-



stadt in Gegenwart vieler angesehenen Prälaten und weltlichen vornehmen Personen. Zwei Bedelle mit silbernen Stäben standen vor dem Katheder, auf dem der Knabe unverzagt und ohne nur sein Thema aufgeschrieben bei sich zu haben, zu Aller Erstaunen mit aller Anstrengung seiner noch schwachen Stimme sprach. Daß die Aufmerksamkeit aller Gelehrten auf ihn lenken mußte, war natürlich. Die katholische Partey sparte keine Lockungen, dieß aufgehende Licht an sich zu bringen. Der Bischof Giesel, der kaiserliche Kanzler Birkhammer v. Birkenau und vor Allen der gelehrte und für den Katholicismus eifernde Jesuit Vater Scherer, ließen es sich angelegen sein, den Knaben der protestantischen Kirche zu entreißen. Durch Schmeicheleien und Lockungen aller Art gelang ihnen dieß so wohl, daß er ohne Wissen seiner streng protestantischen Eltern heimlich die Messe bei den Jesuiten besuchte, und stark auf dem Wege war, Proselit zu werden. Indes sein Vater kam endlich dahinter und machte dieser Verführung ein schnelles Ende. Die fast zu gleicher Zeit die Stadt Wien bedrohende türkische Armee, welche bereits bis Raab vorgerückt war, veranlaßte den Vater unseres Matthias, Wien zu verlassen und sich mit seiner Familie nach Steyer in Oestreich ob der Enß zu begeben. Dort besuchte Matthias das berühmte evangelische Gymnasium, woselbst er während der Zeit seines Aufenthaltes außerordentliche Fortschritte in der Gelehrsamkeit machte. Mit seinen Eltern begab er sich zurück nach Wien, und verließ diese kaiserliche Residenz, um die berühmte Wittenberger Universität zu besuchen, wo er den 16. Juli 1597 eintraf. Der Ruf seiner ungewöhnlichen Geistesgaben war dem noch nicht 17jährigen Jüngling vorausgegangen, und er fand in den gelehrten Professoren Wittenbergs Freunde und Gönner. Die Trauerboischaft vom Tode seines Vaters im Jahre 1599 rief ihn auf einige Monate nach Wien zurück, von wo er wieder im nämlichen Jahre noch in Wittenberg eintraf. Er hatte das zwanzigste Lebensjahr erreicht, als er in Kemberg, eine Meile von Wittenberg, seine erste Predigt hielt, und zwar mit solchem Erfolge, daß Rath und Bürgerschaft von Kemberg darauf antrugen, ihm die dortige erledigte Probstei zu geben, was aber nicht genehmigt wurde, wahrscheinlich rücksichtlich seiner Jugend. Von nun an predigte er öfter in der Stadt- und Schloßkirche zu Wittenberg, und das Volk strömte hinzu, um ihn zu hören. Mit welchem Eifer er sich den Studien ergeben hatte, geht aus einem Briefe seines Vaters hervor, in dem ihn dieser beschwor, seine zarte Gesundheit nicht durch übermäßiges Studiren zu schwächen. Aber auch die Predigten in Wittenberg blieben nicht ohne Erfolg für ihn. Eine stete Besucherin derselben, Jungfrau Elisabeth Heidelbergerin, aus einem vormals blühenden und reichen Geschlechte,

welches Güter am Harz und im Mansfeldischen besessen, und mit den Familien von Mochau, von Rädern verwandt, aber jetzt durch Schicksale verarmt war, schenkte ihm ihr Herz, und ward im October des Jahres 1602 seine Gattin. Ehe er dieß Bündniß schloß, wurde er, nachdem er im Jahre 1601 die Licentiatur erhalten, im Anfangsmonat 1602 nach Dresden berufen, wo er vor dem damaligen Churfürst Christian II. in der Sophienkirche eine Probepredigt hielt, die so sehr Beifall fand, daß ihn der Churfürst zum dritten Hofprediger ernannte. So zog er denn nach Dresden, wo er am ersten Ostertag desselben Jahres seine Anzugspredigt hielt und einige Monate später seine geliebte Elisabeth, mit der er in Wittenberg getraut wurde, — der Churfürst schenkte ihm 200 Gulden zur Hochzeit — in die churfürstliche Residenzstadt abholte. Nicht nur seine Gelehrsamkeit, sein geschmeidiges Benehmen, sondern vorzüglich sein alter guter Adel erwarb ihm bei der churfürstlichen Familie großes Ansehen. Diese Bevorzugung erregte den Neid seiner geistlichen Amtsbrüder. Dr. Polycarp Leyser, erster Hofprediger und Kirchenrath, brachte es endlich dahin, daß Hoes seines Amtes nach anderthalb Jahren entlassen und dafür Superintendent zu Plauen wurde, wo er am Neujahr seine Anzugspredigt hielt. Indes obgleich entfernt von Dresden hatte er die Gunst des Churfürsten nicht im Mindesten verloren, dieß ging nicht nur aus dem Anerbieten des durchlauchtigen Herrn, ihm sämtliche Kosten zu erstatten, welche das Doctorat, ihm von der Wittenberger Universität im Jahre 1603 ertheilt, erfordert hatte, sondern auch aus der Gewährung der vielfältigen Fürbitten, welche Hoes zum Besten der Stadt Plauen that, besonders als ein großer Theil derselben durch eine Feuerbrunst vernichtet worden war. Hoes Ruf war längst über die Grenzen Sachsens hinausgedrungen, und während seiner Superintendentur erhielt er die schmeichelhaftesten Berufungen nach Rostock, Braunschweig, Oldenburg und Prag. Die Letztere wurde durch so viel Bittschriften der evangelischen böhmischen Stände bei dem Churfürsten unterstützt, daß dieser endlich Hoes die Erlaubniß, sein Amt zu Plauen zu verlassen gegen schriftliches Versprechen desselben, auf des Churfürsten Ruf wieder nach Sachsen zu kommen endlich ertheilte. Zum größten Leidwesen der Stadt Plauen schied Hoes aus seinem Amte, im Jahre 1611 und ging unter dem Titel „Direktor der evangelischen Kirche Böhmens“ mit seiner Familie nach Prag. Seine Kanzelreden machten dort so viel Aufsehen, daß die geräumigsten Kirchen zu klein waren, um die Zahl der Zuhörer zu fassen. In einem Briefe an den Churfürsten schreibt er: „Ich habe hier in der Pragerstadt Alles, was nur mein Herz wünschen mag.“ Aber er hatte auch so manches, was sein Herz nicht wünschen mochte, nämlich arge Feindschaft mit den Jesuiten, die



sich nicht nur in schändlichen Pasquillen Luft machte, sondern auch in Mordangriffen auf seine Person. Jedoch rief ihn der Churfürst Johann Georg I. schon wieder trotz allen Gegenvorstellungen der böhmischen Stände im Jahre 1613 von Prag nach Dresden ab, wo er Oberhofprediger wurde und zwar der erste Chursachsens. Von diesem Zeitabschnitte an beginnt eine größere Wirksamkeit Hoe's. Stets in der Nähe des Churfürsten besaß er den größten Einfluß auf denselben, sein Haß gegen die Reformirten bethätigte sich, wie die Ereignisse und Verhandlungen Chursachsens mit Oesterreich im bald darauf entbrennenden 30jährigen Kriege beweisen, in allen Gesinnungen und Thun des Churfürsten. Fast alle Geschichtsschreiber machen ihm den Vorwurf, daß er für österreichisches Gold eine stets offene Hand gehabt und durch den Einfluß auf Johann Georg den österreichischen Einflüsterungen zum Schaden des Protestantismus und vorzüglich zum Nachtheil der chursächsischen Lande Gehör verschafft habe, was bei der ohnehin starken Anhänglichkeit Johann Georgs an das Kaiserhaus eben nicht schwer gewesen. Gleichfalls wirft man ihm Unfriedlichkeit vor, Hochmuth und Herrschsucht. Er konnte sich mit dem ältesten Hofprediger Mag. Daniel Hänicher nicht vertragen, und dieser mußte ihm weichen, und eine Anstellung in Böhmen suchen. Hoe war unerschöpflich im Streite gegen die Reformirten und Jesuiten, eine Menge Schriften aus diesem Anlaß sind aus seiner Feder geflossen, deren Aufzählung wir hier übergehen. Wichtiger sind die Beschuldigungen, die man ihm in Schriften machte, und die im Style jener Zeit allerdings etwas stark

klingen: ein heimlicher Katholik und des Kaisers und Papstes geheimer Freund zu sein. Den ersten Vorwurf basirte man auf seine Reise nach Wien im Jahre 1632, zu seiner Mutter Begräbniß und in Erinnerung seiner Knabenverirrung und Freundschaft mit Bischof Eusebius und andern Prälaten; den zweiten auf die Gnadenbezeugungen des Kaisers, der ihn sonderbar genug zum comite Palatino (Pfalzgrafen) ernannte und reichlich beschenkte. Hoe genoß die Gunst des Churfürsten und dessen Familie in so hohem Grade, daß dieselben persönlich mehrere seiner Kinder zur Aufnahme hoben und zum „Kindelschmaus“ bei ihm waren. Er war Herr der Güter Lungwitz, Gönzsdorf, Ober- und Nieder-Rachwitz, und dieser Wohlstand gab eben seinen Gegnern Grund auf verdächtige Anspielungen. Die letzten Jahre seines Lebens brachten ihm manche harte körperliche Beschwerden. Er litt sehr arg am Stein, Podagra und an der Rose. Zu diesen Uebeln gesellte sich noch der tiefe Kummer um den Verlust seiner Gattin, die nach einer fast 43 Jahre lang geführten friedlichen Ehe mit ihm, kurze Zeit vor ihm starb. Dieser Schmerz gab ihm den Rest und er starb am 4. März 1645 im 75ten Jahre seines Lebens. Der Churfürst und der Churprinz erfreuten ihn noch kurz zuvor mit ihrem Besuche an seinem Krankenbette, so wie sie auch bei seinem Begräbniß in der Sophienkirche anwesend waren und dadurch die Hochachtung bezeugten gegen den Verstorbenen. Hoe war Vater von 6 Söhnen und 4 Töchtern. Viele seiner Feinde freuten sich seines Todes, in Dresden jedoch trauerten viele Freunde um ihn. —

## Der Dybin bei Bittau.

(Fortsetzung.)

(Mit einer Abbildung des Refectoriums der Klostersruine.)

Wir haben bereits die Ursache angeführt, welcher der Dybin seinen Namen verdanken soll und wenden uns nun seiner Geschichte zu. Sie ist reich an wechselnden Ereignissen. Die Ritter von Burgberg bemächtigten sich des Berges und ihre Raubzüge beunruhigten nicht wenig die Bittauer Bürger und deren Handel mit Böhmen. Zu jener eisernen Zeit war der Stärkere jederzeit der Herr und um sich von diesem ablichen Raubgesindel zu befreien, zogen die Bittauer endlich aus und zerstörten die Burg auf dem Dybin. Bald darauf kam die Stadt Bittau und mit ihr auch der Dybin an die Herren v. Leippa. Im Jahre 1312 ließen diese das Raubschloß wieder aufbauen und die ritterliche Nahrung des Raubens wurde von ihnen noch zu größerer Vollkommenheit gebracht, als von ihren Vorgängern und der bloße Name der Dybiner Raubritter verbreitete schon Furcht und Schreck. Die Sechsstädte kamen endlich in Verbindung mit vielen

böhmischen Ortschaften hülfsleidend am Throne Königs Johann von Böhmen gegen diese Schändlichkeiten ein, indeß damals waren diese mächtigen Vasallen der Krone nur dann gehorsam, wenn ihnen ein Vortheil winkte oder die Furcht sie schreckte. Des Königs Weisung, von diesen Raubereien abzulassen, fand bei den Herren v. Leippa kein Ohr. Um indeß seinen Unterthanen zu helfen, vertauschte König Johann mehrere Güter bei Krummenau im Meißnischen gegen das Bittauer Weichbild und dessen Zubehör und verlieh diese Besitzungen, zu denen der Dybin gehörte, seiner Schwester Agnes zum Heirathsgut. Da deren Gemahl, Herzog Heinrich von Tauer größtentheils in Schlesien lebte, so wurden diese Besitzungen von Voigten verwaltet, welche an der Alltäglichkeit wenig Geschmack fanden und das romantische Gewerbe ihrer Vorgänger ergriffen. Ein Herr v. Michelberg, dem nach dieser Burg gelüftete, überrumpelte sie im Jahre



1343 und nahm sie in Besitz. Er leistete das Möglichste in der „ritterlichen Nahrung“. Abermals drangen die Beschwerden und Bedrückungen um Abhülfe zu dem Throne Böhmens. Herzog Heinrich v. Sauer war ohne Erben verstorben. Der Dybin, die Bittauerstadt und die anderen Besitzungen fielen an Böhmen zurück, dessen König Karl zum deutschen Kaiserthron erhoben worden und als Kaiser Karl IV. noch im gesegneten Andenken des böhmischen Volkes steht. Karl machte Erbrechte auf den Dybin geltend und sendete einige Ritter hin, um die widerrechtlichen Inhaber in Güte zu entfernen. Der Michelsberger jedoch setzte Troß und frechen Uebermuth entgegen. Der Kaiser zog mit Heeresmacht gegen den Dybin, den er belagerte. Wie lange diese Belagerung dauerte ist unbekannt, indeß erst nach vielen Anstrengungen gelang es die Mäurer und ihr Nest zu vernichten. Dem Kaiser, der sich während der Belagerung in Bittau aufgehalten, gefiel der Dybin, nachdem er erobert war, so sehr, daß er dem Bittauer Rath befahl, ihm auf dem Berge ein eignes Haus zu erbauen. Man nannte es das Kaiserhaus. Der Dybin nebst einigen Landgütern wurde 1364 der Stadt Bittau gegen einen an die Krone Böhmens zu entrichtenden Erbzins von jährlich 300 Mark überlassen, und nur einige Jahre darauf erhielt der Dybin eine dem früheren Verhältnisse ganz entgegengesetzte Bestimmung. Karl IV. ertheilte den Cölestinermonchen, welcher Orden bisher nur auf Frankreich und Italien beschränkt gewesen, die Erlaubniß, sich in seinen Staaten niederzulassen. Der Dybin hatte die Ehre das erste Kloster dieses Ordens in den Staaten des Kaisers zu tragen und in der That ward es sowohl durch seinen Umfang, als durch seine Festigkeit und Zweckmäßigkeit der inneren Einrichtung eins der trefflichsten Bauwerke dieser Art. Der Bau hatte im Jahre 1369 begonnen und wurde 1384 beendet, die Einweihung der Kirche und des Klosters fand am 1. November 1384 statt und zwar durch den Erzbischof von Prag, Johannes v. Gonstein. Das Kloster gehörte auch zu dessen Diöces, die Kirche wurde zur Tochter der Stiftskirche des berühmten Cölestinerklosters zu Sulmona im Königreich Neapel erklärt. Die Ordenskleidung der Mönche war schwarz und weiß. Karl IV. ernannte die auf dem Dybin eingesetzten Cölestiner, deren Zahl 12, gleich der der Apostel war,

zu Hospriestern des Königreichs Böhmen und dotirte ihre Stiftung aufs Reichlichste. Dieses Cölestiner-Kloster gedieh in Bezug auf Reichthum so sehr, daß es im 15. Jahrhundert seinen Grundbesitz durch mehrere ansehnliche Ankäufe bedeutend vergrößert hatte. Die Hussiten verwüsteten dessen Güter im Jahr 1429 dermaßen, daß es den Mönchen schwer ward, ihren Wohlstand wieder empor zu bringen. Sie besaßen die allgemeine Achtung und Liebe ihres sittlichen Lebenswandels wegen und deshalb unterstützte man sie nach Kräften in ihrem Unglücke. Die Reformation Luthers brachte indeß wie so viele Klöster auch dieses in die Zahl der Aufgehobenen. Die Königsteiner Cölestiner verließen ihr Kloster freiwillig und erweckten durch dies Beispiel die Nachahmung der Dybiner Mönche, in deren Kloster bereits im Jahre 1544 ein Verzeichniß von allen werthvollen Gegenständen aufgenommen und diese unter Siegel gelegt worden waren. Unter dem Prior Balthasar Gottschalk wanderte ein Theil der Mönche nach entfernten Klöstern ihres Ordens aus, ein Theil trat der lutherischen Reform bei und mit dem Tod des letztgenannten Priors im Jahre 1568 erlosch der Cölestiner-Orden in der Lausitz, der hier fast 200 Jahre geblüht hatte. Kaiser Ferdinand I. ließ nun die zum Dybinerkloster gehörigen Stiftsgüter einziehen und sie mit den Besitzungen der königlichen Kammer vereinigen und ein Amtöverweser regierte auf dem Dybin. Später im Jahre 1581 wurde vom Kaiser Rudolf II. der Dybin in den Besitz der Stadt Bittau gegeben. Am 24. März 1577 setzten bei einem furchtbaren Gewitter einige Blitze die Gebäude des Schlosses und der Burg in Brand, ein Vorrath darin verwahrten Pulvers vollendete die Zerstörung und was noch übrig blieb, wurde im bald darauffolgenden 30jährigen Kriege verwüstet, da man die vom Brand halbvernichteten Gebäude des großen Aufwandes willen nicht mehr hergestellt hatte. Jedes Jahr, welches im Laufe der Zeit erschien, mehrte den Verfall der Trümmer und so wird einst auch eine Zeit kommen, wo nur noch die Sage von den Kloster- und Burgruinen auf dem Dybin im Munde des Volkes leben wird — nichts als wüste Steinhaufen werden dann noch den Fleck andeuten, wo vor Jahrhunderten Menschenhand Prachtwerke ausführte.

Dies ist in Kürze des Dybins Geschichte.

## B i t t a u.

(Schluß des Artikels in der 13. Lieferung.)

Unter den Merkwürdigkeiten, welche diese alte Stadt vor so mancher andern auszeichnen, müssen wir der Rathsbibliothek erwähnen, welche an bestimmten Tagen zum allgemeinen Gebrauche des Publikums geöffnet ist. Sie wird alljährlich durch Anschaffung

neuer Werke bereichert. Außer vielen Schriften im philologischen und historischen Fache enthält sie eine seltene Auswahl der werthvollsten Manuscripte. Man findet hier das in böhmischer Sprache verfaßte Original des Majestätsbriefes Rudolf II., eine kleine Sammlung

1734



von Melanchthons Briefen im Original, die älteste Chronik Zittaus auf Pergament, viele bei der Entsetzung Wiens (Anno 1683) erbeutete türkische Andachtsbücher. Mit dieser Bibliothek ist zugleich ein Naturalienkabinet, ein Münzkabinet und eine Sammlung physikalischer und historischer Curiositäten verbunden. Wie die St. Johanneskirche neu und prachtvoll erstanden ist, so auch das Rathhaus. Beide öffentliche Gebäude sind fürwahr Zierden Zittaus. Man kann viele Städte durchreisen, ehe man solch ein Prachtgebäude wieder findet, wie das Rathhaus in Zittau. Der Herr Architekt, jetzt Baurath Schramm, leitete die Ausführung dieses herrlichen Bauwerkes, welches jedes Fremden Aufmerksamkeit, der diese Stadt besucht, durch seine Schönheit auf sich ziehen wird. Ferner müssen wir noch des hier befindlichen Gesundbrunnens erwähnen, dessen Wasser in früherer Zeit so in Ruf war, daß man es weit hinein ins Böhmisches versendete. Seit 1812 ist er im Besitz des Apothekers Herrn Dr. Knispel, der ihn mit Gartenanlagen umgab, ein neues Badehaus errichtete und zu Ehren des Königs Friedrich August „Augustusbad“ benannte. Zittau war ehemals sehr im Flor als Manufakturhandelsstadt, die sich den Beinamen „Klein-Leipzig“ erworben. Seit Anfang dieses Jahrhunderts sind die Geschäfte, die ehemals so beträchtlich waren, daß man die jährliche Ausfuhr der hier Orts erzeugten Fabrikate oft zu 3 Millionen anschlagen konnte, bedeutend gesunken. Indes steht dieser schönen, noch ganz das Gepräge der mittelalterlichen Wohlhabenheit der Sechsstädte tragenden Grenzstadt Sachsens eine bessere Aussicht für die nächste Zukunft bevor. Im Besitz einer Eisenbahn, die sich an die sächsisch-schlesische bei Löbau anschließt, tritt Zittau nicht nur in rasche schnelle Verbindung mit dem In- und Ausland, sondern es hat auch in Bezug auf diese Eisenbahn, deren Bau mit kommendem Jahre fertig wird, den engeren Anschluß Böhmens in Aussicht, da, wie es heißt, eine zweite Eisenbahn von Prag aus über Reichenberg, (nach Prag die bedeutendste Stadt Böhmens, deren Fabriken viele tausend Menschen beschäftigen,) nach Zittau und Löbau, um des Handels mit dem nordöstlichen Deutschland willen, in Ausführung gebracht werden wird. Auch ohne ein solches Eisen-

bahnprojekt von Prag aus muß Zittau bedeutend als Sammel-Ort des böhmischen Handels nach dem nordöstlichen und nördlichen Deutschland und Europa gewinnen. Die hier und in der umliegenden Gegend bezugten Linnenfabrikate sind preiswürdig genug bekannt, um hierüber mehr zu sagen, die Zittauer Schockleinwand wird auf allen inländischen Messen und Jahrmärkten gern gekauft als eine reelle empfehlenswerthe Waare. Kattun- und Leinwanddruckereien zeichnen sich ebenfalls aus. Ein Artikel, dem im Mittelalter die Stadt hauptsächlich ihren Flor verdankt, ist die Tuchmacherei, auch sie hat ihren durch Jahrhunderte bewährten Ruf sich erhalten, Zittauer Tuch liebt jeder, der Sinn für ein gutes deutsches Fabrikat hat, und nicht, wie es häufig der Fall ist, mit theuren ausländischen Tuchen prahlen will. Auch hat Zittau einen starken Betrieb der Roth- und Weißgerberei. Eine besondere Berühmtheit hatte das Zittauer Bier im Mittelalter erhalten und wurden davon bedeutende Sendungen nach den deutschen Hauptstädten gemacht. Zittaus Einwohnerschaft beläuft sich den statistischen Tabellen nach ins zehnte Tausend, die Stadt hat ein Gebiet von 6 Quadratmeilen. Die Umgegend derselben ist nicht nur eine reichgesegnete, sondern auch höchst romantische. Wir erinnern hier an den Dybin, die Lausche, der Hochwald, der kleine Kamn und mehrere andere Berge bieten dem Freund der Naturschönheiten entzückende Fernsichten. Die lebendige Thätigkeit der Bewohner des Zittauergebiets, der rastlose Fleiß, den man bei der Wanderung durch die umliegenden Dörfer bemerkt, wo von früh bis spät die Webstühle klappern, der üppige Anbau, die sorgsam gepflegten schönen Waldungen, die große Reinlichkeit und Ordnungsliebe, die die hiesigen Landwirthschaften so besonders auszeichnen, wirkt erfreulich auf den Fremden, der hier in Allem eine herzerquickende Harmonie findet, welche in andern Gegenden Deutschlands, wo Armuth die Bewohner drückt, den Eindruck, den auch die schönsten Naturscenen hervorbringen, bedeutend vermindert. Wie kann man sich wahrhaft freuen, wenn man Gram und Hunger in den traurigen Gesichtern seiner Mitmenschen liest!

### A n z e i g e.

Wir erlauben uns, die geehrten Leser auf das in der Expedition des „Vaterlandes der Sachsen“ erscheinende Werk: „Der Dybin, mit zwölf malerischen Ansichten des Berges, der Kloster-, Kirchen- und Burgruinen, nach der Natur treu aufgenommen und lithographirt von G. W. Arldt, mit Hinzufügung einer geschichtlich-topographischen Erläuterung von Dr. Eduard Sommer,“ besonders aufmerksam zu machen, als auf einen werthvollen Beitrag zur Vaterlandskunde. Der Lithograph Hr. Arldt ist bereits so rühmlichst bekannt unter dem großen Publikum, als daß wir erst diese „Ansichten des Dybins“ anpreisen müßten, desgleichen der Verfasser des Textes Dr. Sommer, der als Redacteur vom „Vaterland der Sachsen“ gewiß im besten Andenken bei jedem gebildeten Sachsen steht.

#### Lithographirte Beilagen:

G. H. Graf v. Pappenheim. — Dr. M. Hoe v. Hoenegg. — Der Dybin bei Zittau.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





GOTTFR. HEINR. GRAF VON PAPPENHEIM

*Kaisert. Feldherr.*









**HOE VON HOHENECC**

*Churfürstl. Sächs. Oberhofprediger.*





G.W. FREIHERR VON LEIBNITZ.

L. 19.



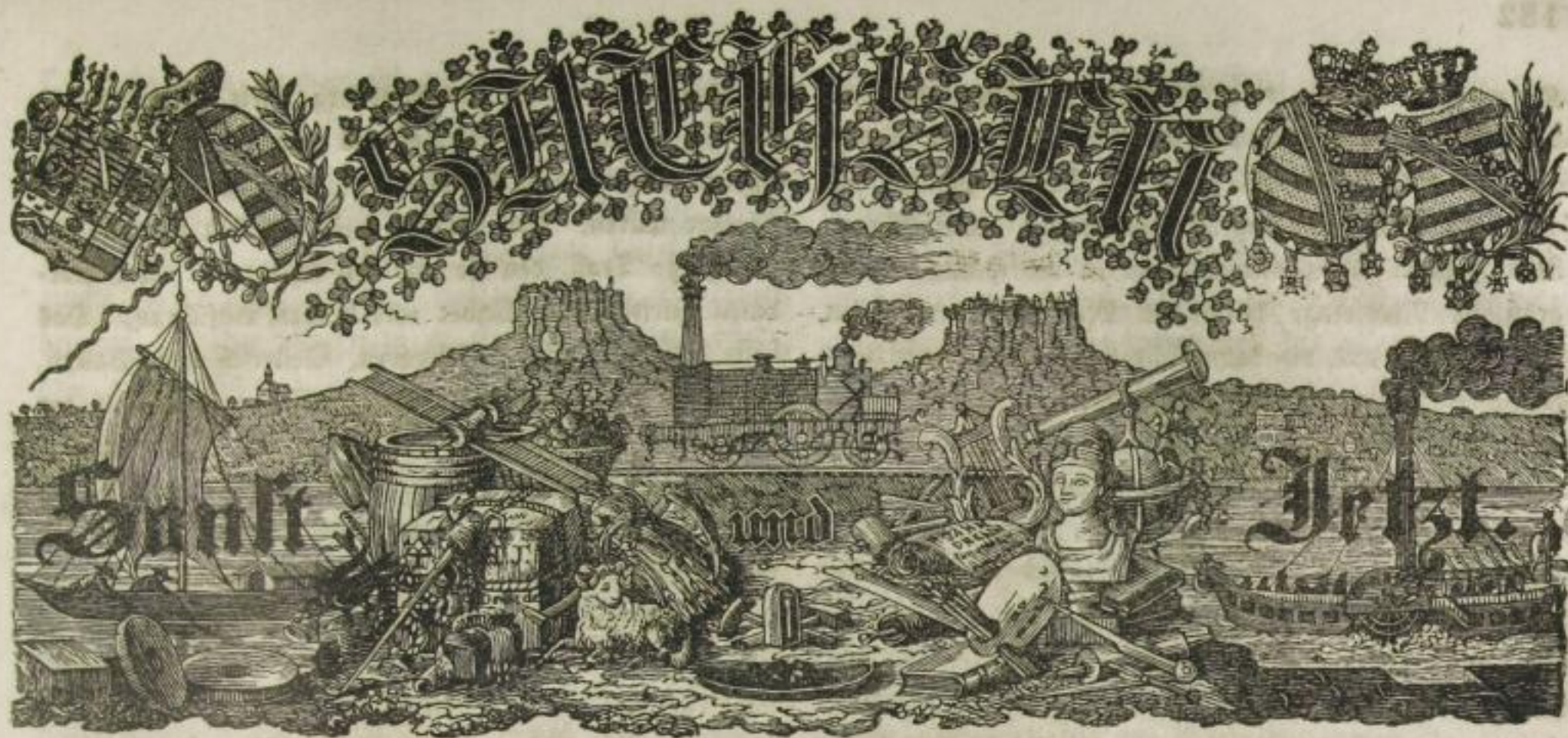


DAS REFECTORIUM









Lief. 16.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

### V. Abschnitt. 1631—1635.

#### Sachsen auf Seiten Schwedens.

Wallensteins Tod brachte ein neues Leben in die Kaiserliche Heeresmacht. Ein neuer Generalissimus war nothwendig geworden, die Spanier vermochten den Kaiser dahin, seinen Sohn, Ferdinand, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Das war so eine Ernennung, wie sie heut zu Tage noch oft vorkommen. Es geschieht, wie man zu sagen pflegt, um dem Kinde einen recht klingenden Namen zu geben. Jedermann weiß es, daß derlei künstlicher Anstrich nichts als eine thörichte Ueberkleisterung ist, ein schönes Grabmonument, unter dem die Würmer allein dirigiren. Graf von Gallas führte das Commando — wie hätte auch ein Prinz, der vielleicht mit der besten Kriegstheorie ausgestattet war, aber von der Praktik nicht die Probe kannte, so in Selbsttäuschung verfallen können, in dieser unheilvollen Zeit das Schwerdt mit Kraft und Nachdruck führen zu wollen gegen einen kampferprobten Feind, der jeden Schritt breit mit Blut und Leben vertheidigte. Das Jahr 1634, welches Wallensteins Tod gesehen, schien den kaiserlichen Waffen ganz besonders hold zu sein. Der neue Feldherr sammelte beträchtliche Schaaren um sich, aus Italien kam der Cardinal-Infant mit 10,000 Mann, um Ferdinands Armee zu verstärken, der Herzog von Lothringen, der überall, nur nicht in seinem Herzogthume, zu finden war, erschien in Person mit Hülfsvölkern. Die kaiserlichen Fahnen wehten wieder stolz. Wallenstein war nicht dazu zu bringen gewesen, den tapfern Bernhard von Sachsen-

Weimar von der Donau zu vertreiben, der neue Feldherr unternahm die Belagerung von Regensburg, die alte Reichsstadt sollte ihm die Thore öffnen zum — Siegeszuge in Baiern. Bernhard drang in das Innerste von Baiern, um die Kaiserlichen von Regensburg abzulocken, allein diese Hoffnung war umsonst. Nach der hartnäckigsten Gegenwehr geht Regensburg über. Donauwörth erleidet ein gleiches Geschick, die Protestanten zittern, das ist die zweite Reichsstadt, die in die Gewalt der Kaiserlichen fällt. Die Letzteren ziehen nun vor Nördlingen in Schwaben. Der Eindruck, den diese, den Siegeszug der Kaiserlichen betreffende und sich schnell in ganz Deutschland verbreitende Nachricht machte, mußte den Schweden besonders empfindlich sein, sie kannten den Wankelmuth der deutschen Fürsten und hatten also Alles zu fürchten. Unter Anführung Bernhards von Weimar und Horns rückte die schwedische Armee nach Nördlingen, um in einer Schlacht den Siegern Einhalt zu thun und diese ehrwürdige Reichsstadt zu entsetzen. Der 24. August 1634 war der denkwürdige Tag, der dem Ruhm der Schweden eine tiefe Wunde schlug und den Kaiserlichen einen vollständigen Sieg verlieh. Fast hatte es das Ansehen als wolle die Kriegsgöttin die Schweden begünstigen; aber der glückliche Anfang veränderte sich schnell, ein Pulverfaß fliegt in die Luft, diese Explosion bringt Unordnung unter die schwedischen Völker. In diesem unglücklichen Augenblicke bricht die kaiserliche Reiterei in die zerrissenen Glieder der Feinde. Die Flucht wird allgemein. Bernhard von Weimar selbst wird in diesem wilden Strome mit fortgerissen, das Feuer der



Kaiserlichen richtet eine fürchterliche Niederlage an. Beinahe die ganze schwedische Infanterie wird niedergehauen oder gefangen, mehr als 12000 bleiben todt auf dem Schlachtfelde liegen, 80 Kanonen, 4000 Wagen, 300 Fahnen fallen den Siegern in die Hände. Diese gräßliche Niederlage hätte der Markstein sein sollen, von welchem aus die katholische Partei dem zerrütteten deutschen Vaterlande einen Frieden angeboten hätte; aber der Hochmuth der Sieger ließ es nicht dazu kommen. Deutschland zitterte von diesem vernichtenden Schlage, ein wenig Gnade nur gegen die protestantischen Fürsten und die Schweden hätten isolirt in Deutschland gestanden. Die Härte jedoch, welche der Kaiser gegen die Reichsstände bewies, die sich jetzt aus Furcht freiwillig seiner Herrschaft unterwarfen, konnte nicht besonders einladend sein für die andern protestantischen Fürsten, die Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, sie gelangten zu der vernünftigen Ansicht, daß es doch besser sei, bei dem schwedischen Reichskanzler Rath und Hülfe zu suchen, als dem übermüthigen Sieger, der gehaftet und bis aufs Blut die Protestanten hassenden katholischen Partei sich in die Arme zu werfen. Oxenstierna, der zwar nie an einen einigen Sinn der deutschen Fürsten und an ihre Begeisterung für die protestantische Sache geglaubt hatte, war jetzt in die Nothwendigkeit gesetzt, sich an Deutschland um Beistand zu wenden. Die Erfahrungen, welche er nun machte, rechtfertigten seine Ansicht über die traurige Uneinigkeit und Charakterschwäche der in Furcht gerathenen protestantischen Heerführer. Nicht die heilige Gesamtsache, nein, der Eigennutz bewegte die vornehmsten Mitglieder des Heilbronner Bundes. Im Unglück hatten die Schweden ihre Bundesgenossen verloren.

Ehe wir die weiteren Begebenheiten dieser für Deutschland so unheilvollen Zeit erzählen, dürfte es wohl am rechten Orte sein, auf das Kriegswesen damaliger Zeit einen kurzen Blick zu werfen, da stets die rechte Verständigung mangelt, wenn man nicht über das innere Treiben und Leben der Gegenstände, die wir kennen lernen, unterrichtet ist — und jene Zeit des dreißigjährigen Krieges war in ihrer Wesenheit so ganz verschieden von unserer Gegenwart. Die Soldaten glichen damals Räuberhorden, die auf gut Glück sich zu nähren suchten. Der dreißigjährige Kampf mußte daher eine gute Schule für das Kriegswesen überhaupt werden und in der That bildete sich dasselbe außerordentlich schnell aus. Die erste und wichtigste Verbesserung bei den Truppen führte der Herzog von Lüneburg ein, indem er Magazine anlegte, damit der Soldat nicht aus Hunger plündern und morden müsse und der Krieg menschlicher geführt würde. Maximilian von Baiern, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar, der schon erwähnte Lüneburger verbesserten das Heerwesen bedeutend, Wallenstein weniger. Ja,

der Herzog Georg von Lüneburg hielt sogar darauf, daß die Regimenter so viel als möglich aus Landeskindern angeworben würden, weil sie zuverlässiger als Fremde wären. Ein Unglück bei deutschen Heeren war der große Troß, den sie mit sich schleppten. Die Soldaten durften ihre Weiber und Kinder mitführen. Das beste Fußvolk lieferte Schwaben, Oestreich und Baiern, die beste Reiterei Niedersachsen und Franken. Bei der Infanterie waren zwei Dritttheile mit Feuegewehre versehen, ein Dritttheil trug bloß Piken, die Offiziere waren gewöhnlich mit einer Partisane oder Hellebarde bewaffnet. Die Gleichmäßigkeit der Tracht, Uniformität, war meistens sehr zweifelhaft und Jeder ging wie es ihm passend dünkte oder, um besser uns auszudrücken, wie die nächste Plünderung ihn glücklicherweise ausstaffirte. Nur bei ganz kleinen Abtheilungen sah man eine gleichfarbige Montur. Das Dresdener Fähnel war zum Beispiel gleichfarbig gekleidet. Die Feldbinde allein machte das Zeichen des Unterschiedes aus. Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg trug am Tage der Lützen Schlacht die rothe Wallensteinische Binde, als er nach dem Falle Gustav Adolfs das Schlachtfeld in wilder Flucht verließ und erst zwei Meilen weit entfernt von demselben anhielt. Als man ihn fragte, wie ihm dieser Mitt durch die Feindes-Schaaren möglich geworden? deutete er auf seine Feldbinde und sagte: „diese habe ihn beschützt, die Feinde hätten ihn für einen der Ihrigen gehalten.“ — Im Brandenburgischen lief ein Versuch, die Truppen gleichmäßig zu uniformiren, sehr schlecht ab, weil es an Gelde zur Besoldung fehlte. Man mußte diese Leute sogleich an's Betteln anweisen. Jeder Cossate (Häusler) mußte dem bettelnden Soldaten 1 Pfennig, jeder Bauer 2 Pfennige geben, und der Brandenburgische Erlaß setzt die ominöse Clausel bei: „sollte der Soldat damit noch nicht zufrieden gestellt sein, so hat Jedermann das Recht, den mehrfordernden Kerl fortzuprügeln.“ Dieser kurze Ueberblick wird hinlänglich beweisen, wie scheußlich der dreißigjährige Krieg in jeder Beziehung gewesen sei. Das schlechteste Gesindel vertheidigte die heiligsten Interessen, um — recht rauben und plündern zu können. Doch es gab auch brave Truppen, die Schweden unter ihres Heldenkönigs Führung zeichneten sich ruhmwürdig aus; aber gewiß Gustav Adolf hätte einige Jahre nur später seine treuen, frommen Schweden nicht mehr erkannt. Da der Krieg förmlich als Handwerk betrachtet wurde, verlor sich der ritterliche Sinn, das Bewußtsein von der Heiligkeit der Sache aus dem Herzen des Soldaten, Ueberlaufen galt als keine Schande, der siegreichste Feldherr galt als der gesuchteste. —

Eben dieser Eindruck des Sieges der Kaiserlichen unter Ferdinand von Ungarn bei Mordlingen war für Deutschland deswegen außerordentlich unheilvoll.



Orenstierna wendete sich nun vor allen Dingen an den ersten der protestantischen Fürsten, an Churfürst Johann Georg von Sachsen. Seit der Ermordung Wallensteins hatte Johann Georg den Plan zu einem allgemeinen Frieden gefaßt, die Grundlage dieses Planes mußte nothwendig auf einer Loösfagung von Schweden beruhen. Daher widerrieth er nachdrücklich dem ober- und niedersächsischen Kreise, sich auf dem Frankfurter Convente an den heilbronner Bund und somit auch an Schweden anzuschließen und erklärte sich noch durch seinen Gesandten auf diesem Congresse (3. Mai 1634) entschieden gegen jede fremde Einmischung, man solle von der Krone Schweden den Preis ihrer Abfindung zu erfahren suchen. Und um seinem Worte Nachdruck zu geben, stellte sich Johann Georg an die Spitze seiner Truppen und drang in die Lausitz ein. Baugen, welches die Kaiserlichen im Besitz hatten, wurde wieder genommen, aber durch Zufall zugleich ein Raub der Flammen (22. April 1634). Dann marschirte Feldmarschall Arnim auf Befehl des Churfürsten mit 14 Regimentern nach Schlessien, besiegte bei Liegnitz die Kaiserlichen (am 13. Mai) und um Schlessien ganz auf sächsische Seite zu bringen, vertrieb er die Schweden sogar von Glogau, das sie belagert hielten und welches er eroberte. Am 2. Juli hatte Johann Georg Bittau wieder erobert. Die schon erwähnte Nördlinger Schlacht änderte den Gesichtskreis ganz und gar. Johann Georg schien von den Schweden kein Heil mehr zu hoffen und vielleicht auch der Ehrgeiz, daß er als Churfürst von Sachsen eigentlich den Ton in dem protestantischen Deutschland anzugeben habe, oder auch die Furcht, daß das Glück, welches den Kaiserlichen jetzt so günstig war, ausdauernd sein könne und die alte überwiegende Zuneigung zu dem österreichischen Kaiserhause verleitete ihn dazu, den Gedanken an einen allgemeinen Frieden für Deutschland fest zu halten. Zu diesem Zwecke wurden am 24. Novbr. 1634 die Präliminarien des Friedens zu Pirna, der Definitivvertrag aber zu Prag am 30. Mai 1635 nicht ohne mehrere eigenmächtige Aenderungen einzelner Artikel von Seiten des Kaisers abgeschlossen. Die sächsischen Landstände zeigten sich bei dem Landtage, der im Januar 1635 zu Dresden gehalten wurde, nicht sehr zufrieden mit diesem Friedensabschlusse. Sie drangen auf Zuziehung anderer deutschen Fürsten, auf eine Entschädigung für Schweden und auf andere Punkte, weil Vieles die Bürgschaft eines dauernden Friedens gar sehr vermiffen ließ. Die allgemeine Meinung über diesen Friedensschluß war damals und ist auch jetzt noch folgende: Johann Georg beabsichtigte ernstlich die Ausgleichung der politischen und besonders auch der kirchlichen Angelegenheiten, Sachsen war durch den bisher geführten Krieg aufs Aeußerste mitgenommen, der Churfürst wollte die auswärtigen Mächte in ihrem Einfluß beschränken

und die deutsche Reichsverfassung aufrecht erhalten; aber es war ein großes Unrecht bei allem diesem guten Willen. Schweden hatte Sachsen zweimal gerettet und dieses sagte sich nun undankbar von seinem Retter los, man opferte die österreichischen Protestanten der Willkür des Kaisers und seiner Jesuiten, desgleichen die Böhmen und Pfälzer, denn sie waren von der allgemeinen Amnestie des Kaisers ausgenommen worden, eben so opferte man die Reformirten auf, der prager Friede sprach nur von den Bekennern der augsburgischen Confession, ja man entzündete einen neuen Krieg für Sachsen, denn der Churfürst hatte sich verpflichtet, zur Handhabung des Friedens die von den fremden Mächten besetzten Länder befreien zu helfen. Was war dies anderes, als eine neue Kriegsfackel unter die Völker werfen! Sachsen litt am Schwersten darunter. Brandenburg, drei Herzoge von Weimar (Bernhard ausgenommen), einige kleinere Fürsten und Städte schlossen sich diesem Frieden an und die Schweden, da sie sahen, wie das Spiel gedreht und gewendet werden sollte, verbanden sich enger mit Frankreich. Ein neuer verheerender Sturm brauste nun durch Deutschlands Länder.

## VI. Abschnitt.

### Sachsen auf Seiten Oestreichs.

Das Elend war in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, daß es vergeblich wäre, eine Schilderung davon zu entwerfen. Deutschlands schöne blühende Fluren waren in Wüsteneien verwandelt. Schlösser, Dörfer, Städte lagen in Schutthaufen, Bettler durchströmten die deutschen Länder. Pestartige Seuchen grassirten durch die Anhäufung der Menschen in Lagern und Quartieren und wütheten schlimmer als Schwert und Feuer. Die Ordnung, diese Tochter des Friedens, war überall aufgelöst. Raub, Mord und alle erdenkliche Scheußlichkeiten, die ein so fürchtbarer zur Nothwendigkeit, zum Handwerk gewordener Krieg nur erzeugen konnte, schwangen die entseßliche Geißel über Deutschland, welches von nun an ein Schauplatz wurde, auf welchem sich Fremde tummelten, um ihre eignen nützigen Zwecke zu erreichen, das unglückliche Land zu zerfleischen und sich an den letzten Blutstropfen desselben zu bereichern. Der Frieden, den Johann Georg mit dem Kaiser schloß, wurde für Deutschland und besonders für Sachsen ein nicht zu übersehendes Unglück. Und welcher Frieden war dies! Der Kaiser schenkte an Sachsen in einem Nebenvertrage die Lausitz als ein böhmisches Lehen und über die Religionsfreiheit dieses Landes und Schlessiens ward noch ganz besonders abgehandelt. Das Restitutionsedict hatte den Bruch zwischen Oestreich und Kursachsen herbeigeführt; also mußte bei dem Prager Frieden auch zuerst Rücksicht darauf genommen werden. Ohne es aufzuheben, setzte man fest, daß alle unmittelbaren Stifter und unter



den unmittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauer Vertrag in Besitz der Protestanten waren, noch 40 Jahre in demjenigen Stande bleiben sollten, in dem das Restitutionsedikt sie gefunden. Vor Ablauf dieser Frist sollte von Commissarien beider Religionsverwandten darüber ein Weiteres beschlossen werden. Mithin war der ganze Streit, den das kaiserliche Restitutionsedikt eigentlich hervorgerufen, nur auf 40 Jahre aufgehoben und dann lag der Bankapsel wieder von neuem vor. Jener unselige Haß zwischen Lutheraner und Reformirte trat auch bei diesem traurigen Frieden recht offenbar hervor. Friedrich, Kurfürst von der Pfalz, der vertriebene Böhmenkönig, war gestorben, seine Erben hatten natürlich keinen Anspruch auf sein in Lüften zerstücktes Königreich, wohl aber auf seine Würde als Kurfürst. Das ganze protestantische Deutschland mußte seiner selbst willen den Kurhut für diese Erben fordern, dadurch gewann es an Stärke gegen die katholische Partei. Johann Georg, der lutherische Fürst, glaubte einem reformirten Fürsten keine Gerechtigkeit schuldig zu sein, dieser für alle Protestanten so wichtige Punkt blieb in dem Prager Frieden ganz unberührt. Gewiß ist ein solcher Religionshaß traurig zu nennen. Johann Georg mußte dieses Friedens wegen den bittersten Tadel hinnehmen. Man schalt ihn einen treulosen Verräther der Religion und Reichsfreiheit, einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften. Sein Wunsch nach Frieden, der in der That aus seinem Herzen kam, zog ihm die bitterste Reue zu, seinem Lande unsägliche Leiden. —

Frankreich war nun mit Schweden, die von den deutschen Religionsverwandten treulos im Unglück verlassen worden waren. Und den ganzen Haß Schwedens zog Johann Georg auf sich und sein Land. Er hatte zwar auf eine Entschädigung von dritthalb Millionen Thaler für Schweden angetragen. Aber mußte eine so schimpfliche Abfindung die Schweden, welche mehr als diese Entschädigungssumme betrug, für diesen Krieg aus ihren eigenen Mitteln geopfert (und Schweden war ein sehr armes Land) nicht tief verletzen und empören? Warf man sie nicht auf diese Weise in dasselbe Verhältniß mit einem abgenutzten Werkzeuge, dessen man nicht mehr bedarf? Und fast hatte es das Ansehen, als gäbe es keinen schicklicheren Zeitpunkt, Schweden auf immer los zu werden, als eben jetzt. Die Lage, in der sich der Reichskanzler Oxenstierna befand, war in der That die mißlichste, die man sich denken kann, und es gehörte nur grade ein Mann von solchem Genie, wie Oxenstierna besaß, dazu, um sich jetzt, so zu sagen, über dem Wasser zu erhalten. Der Heilbronnische Bund war förmlich getrennt, beinahe ganz Oberdeutschland, der Hauptsitz der schwedischen Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers, dessen Waffen, Augsburg durch Hunger besetzt und unter den härtesten

Bedingungen unterworfen hatten, desgleichen Würzburg und Coburg. Sachsen, im Vertrauen auf den Prager Frieden, verlangte gebieterisch die Räumung Thüringens, Halberstadts und Magdeburgs. Um die mißlichen Ausfichten, welchen Schweden nun unterliegen zu müssen schien, zu vervollständigen, näherte sich der früher mit Polen geschlossene Waffenstillstand seinem Ende. Oxenstierna, empört über die Unredlichkeit und Undankbarkeit der deutschen Reichsstände, alliierte sich mit Frankreich, welches schon früher mit Schweden gegen den Kaiser vereint gewesen; aber durch Gustav Adolfs Siegersglück etwas stutzig geworden, da es durch dasselbe und die moralische Kraft, welche die Schweden dadurch gewannen, sich in seinen Vergrößerungsentwürfen behindert sah; Frankreich fürchtete den Schwedenkönig, es argwöhnte, er könne, begünstigt durch das sich ihm offenbar zuneigende Glück, zuletzt ein Bundesgenosse werden, der gegen die Vortheile seines eigenen Allirten selbst sich wendete. Dieses Mißtrauen war mit Gustav Adolfs Tode beendet, das Interesse beider Kronen war aufs Engste an einander gekettet und Frankreich handelte gegen sich selbst, wenn es die Macht der Schweden in Deutschland ganz verfallen ließ. Jetzt ließ es plötzlich zu gleicher Zeit zwei Flotten im Meere kreuzen, schickte 6 verschiedene Heere aus und unterstützte mit seinem Gelde noch eine Krone (Schweden) und mehrere andere deutsche Fürsten. Der Prager Frieden war also ein großes Unglück, denn er rief eine zweite fremde Macht auf den Kriegsschauplatz, eine Macht, welche dem Kriege einen ganz anderen Nachdruck durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel zu geben vermochte. Sachsen hatte sich in dem Prager Friedensvertrag verbindlich gemacht, seine Fahnen mit den kaiserlichen zu vereinigen. Richten wir daher unsere Aufmerksamkeit vor allen Dingen auf die Vorgänge in Sachsen. Johann Georg eröffnete die Feindseligkeiten damit, daß er alle sächsische Unterthanen von der unter Baners Oberbefehl stehenden, an der Elbe lagernden schwedischen Armee abrief. Dieser Aufforderung wurde von den Sachsen um so schneller Folge geleistet, als Offiziere und Soldaten ob des rückständigen Soldes sehr schwierig waren. Indem der Churfürst auf dieser Seite Soldaten gewann, verlor er auf der andern Seite seinen Feldmarschall Arnim. In der Geschichte erscheint dieser Oberbefehlshaber als eben kein sonderlich hervorstechendes Talent, seine Thaten stehen weit hinter denen seiner großen Zeitgenossen, ja er ließ sich zuweilen sogar Zweideutigkeiten zu Schulden kommen, die für Sachsen von keinem Vortheil waren, öfterer zum Nachtheil. Jetzt aber erscheint eben dieser Mann in einem besseren Lichte, als je. Er war der Erste, der sich gegen den Prager Frieden erklärte und am 23. Mai 1635 kündigte er dem Churfürsten, dessen Heer er aus Böhmen nach Meissen zurückgeführt hatte, den Dienst mit den



Worten auf: „es sei kein allgemeiner redlicher Friede, wodurch die protestantische Religion in genugsame Sicherheit gesetzt sei; er werde kein Commando übernehmen und nach Inhalt einiger geheimer Artikel desselben ein und andere protestantische Reichsfürsten verfolgen helfen.“ — General Baudiß übernahm nun an seiner Stelle den Oberbefehl. Der Churfürst ließ am 24. Juni ein Dankfest in ganz Sachsen wegen dieses Friedens feiern, als Beweis, wie hoch er den Werth des Friedens ansah. Im August 1635 brach nun die churfürstliche Armee von 26,000 Mann gegen die Schweden im Magdeburgischen auf. Das Erzstift Magdeburg, welches der Prager Frieden dem sächsischen Prinzen zugesprochen, befand sich in schwedischer Macht. Baner zog sich mit seinen Schweden nördlich, da die sächsische Armee zugleich eine Bewegung nach Mecklenburg hin machte, um den Feind von Pommern und der Ostsee abzuschneiden. Am 6. October 1635 erklärte der Churfürst in einem Armeebefehle förmlich die Eröffnung des Krieges gegen Schweden. Von dieser Kriegserklärung an beherrschte Unglück und Elend das schöne Sachsenland. Der Churfürst versuchte Dömitz wegzunehmen und wurde (am 22. October) mit Verlust von mehr als 4000 Mann vom General Rudwen geschlagen. Zum Unglück für Sachsen brachten die Schweden einen Vertrag mit Polen zu Stande und Baner, nun verstärkt durch die Truppen und die Artillerie, welche in preussisch Polen gestanden, vernichtete am 7. December bei Kyritz, wo acht sächsische Regimenter die Verbindung mit der kaiserlichen Armee herstellen sollten, diese fast gänzlich. Dieser Schlag war gewaltig, Baner ein Feind, der sich bis auf den letzten Blutstropfen rächte. Gegen die katholische Partei hatten die schwedischen Soldaten aus Pflicht gesocht, jetzt aber gegen die Sachsen, die so treulos der eigenen

protestantischen Sache den Rücken wendeten und ihre Religionsverwandten zu Gunsten Oestreichs, das allein den Nutzen davon zog, vernichten wollten, entbrannte ein tödtlicher Haß. Das war jetzt kein menschlich Kriegsführen mehr, nein, ein Morden, eine blutdürstige Rache, die keine Schonung kennt und buchstäblich das Kind im Mutterleibe vernichtet. Darf man den Angaben des Geschichtschreibers Mühs glauben, so herrschte über Johann Georgs Beitritt zur östreichischen Partei großes Mißvergnügen am churfürstlichen Hofe. Die Franzosen, Bundesgenossen der Schweden, suchten Johann Georg von der kaiserlichen Freundschaft loszureißen, indem sie seiner Geldliebe 200,000 Thaler, jedoch vergeblich, anboten. Es sollen damals verschiedene Personen am churfürstlichen Hofe französische Pensionen genossen haben (Herr v. Einsiedel, Hofmeister der jungen Prinzen, mehrere Räte, ein Herr von Miltig, ein Doctor Haré). Ja, die jungen Prinzen selbst sollen gegen den französischen Gesandten Fouquieres zu Dresden ihr Mißfallen an der Handlungsweise ihres Vaters geäußert und der Cardinal-Minister Mazarin am Pariser Hofe sogar den Versuch gemacht haben, den Churprinz gegen seinen durchlauchtigen Vater aufzuheizen. —

Durch den harten Schlag der Niederlage bei Kyritz zum Rückzug gedrängt, zog sich der Churfürst in sein eigenes Land zurück. Somit war dies eine Lockspeise für den Feind geworden. Der Kaiser konnte mit dem besten Willen seinem neuen Bundesgenossen nicht beistehen, denn Bernhard von Weimar und der Landgraf von Hessen hatten am Rhein und in Westphalen so nachdrückliche Diversionen gegen die östreichischen Waffen gemacht, daß von dort her keine Hülfe den Sachsen werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Wallenstein, Herzog von Friedland.

(Nebst Abbildung.)

Indem wir die Schilderung dieses berühmten Mannes in unser Werk aufnehmen, wollen wir dem Vorwurf, wir wichen von der Tendenz ab, welche wir uns in demselben voraussetzten, begegnen. Wenn auch Wallenstein kein Sachse war, so hatte doch sein Leben und Wirken, wie jeder Leser des dreißigjährigen Religionskrieges uns zugestehen wird, einen überwiegenden Einfluß auf das Wohl und Wehe unseres sächsischen Vaterlandes und es dürfte wohl Manchem unsrer Leser nicht unwillkommen sein, eine kurze Schilderung dieses außerordentlichen Mannes, der wohl ein leuchtendes, aber kein segensvolles Gestirn für seine Zeit war, in diesem Werke zu finden, welches den großen blutigen Kampf des deutschen Volkes gegen das deutsche Volk als Hauptaufgabe zu behandeln sich gemacht hat. Wir glauben dadurch sogar das Urtheil der Leser über jene

verhängnißvolle Zeit noch mehr zu erweitern, indem wir Wallensteins Leben und Wirken in Kürze hier schildern. In ihm vereinigten sich auf die seltsamste Weise die Leidenschaften, so wie die Schwächen seiner Zeit, hoch erhaben über den gewöhnlichen Menschentrost, ein stolzer, nichtscheuender Geist, kalt, mitleidlos gegen den Erguß rein menschlicher Gefühle, war er ein Slave des Aberglaubens seiner Zeit. Wir möchten ihn einem Riesen vergleichen, der mit geschwungener Keule den Himmel erstürmen will, dessen Fuß aber durch eine Kette an die Erde gefesselt ist.

Am 15. September 1583 wurde Wallenstein, eigentlich Waldstein, auf dem Gute seines Vaters, Hermanic in Böhmen, geboren und empfing in der Taufe die Namen Albrecht Wenzel Eusebius. Sein Vater

\*



gehörte einer in Böhmen angesehnen deutschen Adelsfamilie an und war Protestant (böhmisch-evangelisch), seine Mutter eine geborne Freiin Smirricky von Smirric bekannte sich zu demselben Glauben. So wurde Albrecht auch als Protestant erzogen und besuchte die Schule der Brüdergemeinde zu Koschumberg. Seine Eltern starben und ein Bruder seines Vaters nahm sich seiner an. Da dieser Mann der katholischen Religion angehörte, so wurde auch der junge Albrecht dazu verleitet, seinen Glauben zu wechseln und Katholik zu werden. Ein besonderer Glückstern schien diesen sich dem Nachdenken, der Einsamkeit ganz hingebenden Jüngling zu beschirmen. Ehe er der katholischen Religion sich zuwendete, ereignete sich für ihn eine Begebenheit, die, wie man behauptet, nicht nur auf seine Sinnesänderung in Bezug auf seinen Religionswechsel, sondern auch als eine Vorbedeutung in seine ganze Zukunft eingriff. Er schloß, wie erzählt wird, auf dem Sims eines offenen Fensters ein und stürzte ein oder mehrere Stockwerke herab, ohne sich zu beschädigen. Dieser glückliche Sturz wurde für ein Wunder betrachtet und der Jesuit Pachta, welcher wohl die eminenten Geistesfähigkeiten Albrechts erkannt hatte, prophezeigte ihm eine große Zukunft. Die Volks Sage setzt hinzu: „eine braune Zigeunerin habe dem jungen Albrecht damals geweissagt: habe er im Leben die Beine nicht gebrochen, so werde ihm dieß nach dem Tode geschehen.“ Wir erinnern die Leser an die in voriger Lieferung von uns gegebene Schilderung des Endes dieses außerordentlichen Mannes, ohne hiemit behaupten zu wollen, daß diese Zigeuner-Weissagung mehr als eine nach dem Tode Wallensteins aufgekommene Sage sei. Der Jesuit Pachta erzog vollends den jungen Albrecht im Conventorium der Jesuiten zu Olmütz. Pachta war ein gelehrter Mann und sein Zögling errang bald einen hohen Grad von Kenntnissen, die er auf den Universitäten zu Bologna und Padua vervollkommnete. Jene Zeit war eine Zeit der Täuschungen, mit denen sich die Menschen selbst beschwagten. Die Gelehrten trieben viel Charlatanerie. Die Astronomie (Sternkunde) war für Betrüger aller Art ein erquickliches Feld geworden, man prophezeite aus der Stellung der Sterne das Schicksal der Menschen und die Sterndeuter (Astrologen) befanden sich sehr wohl dabei, der Aberglaube ernährte sie reichlich. Wer nur etwas anwenden konnte, trieb diese außerordentliche Wissenschaft — Albrecht Wallenstein widmete sich ihr ganz. Nachdem er Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien durchreist hatte, um Menschenkenntnisse zu sammeln, trat er unter General Pasta, Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres in Ungarn, in Kriegsdienste. Als Friede geschlossen worden, kehrte er 1606 nach seiner Heimath Böhmen zurück. Bei seiner Anwesenheit zu Prag schloß er

eine eheliche Verbindung mit einer bereits betagten Wittwe, Nikessin von Landeck. Diese Heirath geschah nicht aus Zuneigung von Wallensteins Seite, es war kluge Berechnung, er fühlte, daß der nicht Reiche trotz aller Geisteskraft seinem Streben Fesseln anlegen müsse und die reiche Wittwe, ihm zugehan, konnte ihn in den Stand setzen, die großen Pläne seines Geistes, seinen Stolz, seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Acht Jahre später ward er Wittwer, dem als Universalerbe seiner Gemahlin bedeutende Herrschaften in Mähren zufielen. Der fast zu gleicher Zeit sterbende Oheim, welcher sich seiner als Knabe angenommen, brachte ihm noch ein Erbtheil von 14 bedeutenden Gütern in Böhmen zu und Wallenstein war nun einer der reichsten Edelleute Böhmens. 1616 führte er auf seine Kosten dem Herzoge Ferdinand von Steiermark, nachmaligen Kaiser Ferdinand II., ein Regiment gegen die Republik Venedig zu. Nach diesem Feldzuge wurde er in Wien lebend in den Grafenstand erhoben und zum Oberst eines Reiterregimentes und kaiserlichen Kämmerer ernannt. Nun vermählte er sich zum zweiten Male mit Isabella Gräfin Harrach, der Tochter des kaiserlichen Geheimraths und Kämmerers Grafen Harrach. Durch diese Heirath faßte er festen Fuß bei Hofe und gelangte zu großen Familienverbindungen durch die Harrachs. Der böhmische Aufruhr im Jahre 1618 (Beginn des dreißigjährigen Krieges) zeigt Wallenstein als einen treuen Anhänger des Kaisers, die berühmte Schlacht am weißen Berge bei Prag bethätigte seinen Eifer für Oestreich oder Ferdinand II. Dieser Eifer blieb nicht unbelohnt, Wallenstein machte jetzt die größten Geschäfte, die nur je ein Gütermäkler gemacht hat. Aus der Beute der confiscirten Güter kaufte er von seinem gnädigen Kaiser für die Summe von etwas über sieben Millionen Gulden 60 größere und kleinere Herrschaften. Ein so reicher Mann konnte nicht länger Graf bleiben, der Kaiser erhob ihn zum Reichsfürsten und machte ihn zum Herzoge von Friedland, wornach ihn später die Geschichtsschreiber „Friedländer“ genannt haben. Friedland gehörte mit unter die 60 erkaufte Herrschaften und hatte 9 Städte, 57 Dörfer und Schlösser als Zubehör. Nun war Wallenstein der reichste Mann in Böhmen, sein Vermögen an liegenden Gütern belief sich an 30 Millionen. Er erbot sich im Jahre 1625, dem Kaiser ein Heer von 40,000 Mann auf eigne Kosten zu stellen. Solch einen Antrag konnte man nicht füglich ausschlagen, es gab keinen Zweiten im Lande, der ihn hätte wiederholen können. Nun erschien Wallenstein als kaiserlicher General-Feldhauptmann mit einem Heere auf dem deutschen Kriegsschauplatz. Sein erster Sieg über Mansfeld an der Dessauer Brücke am 25. April 1626 brachte ihm einen Ruf unter den Kriegsvölkern. Mansfeld war ein böser Kunde, der den Oest-



reichern scharf auf dem Nacken saß, die Niederlage war so vollständig gewesen, daß er sich durch Schlessen schlagen mußte, um sich mit dem Siebenbürger Bethlen Gabor zu vereinigen.

Wallenstein besetzte nun Schlessen; für die Kriegskosten, die ihm der Kaiser schuldete, sprach dieser ihm das Herzogthum Sagan zu. Nun ging es auf Brandenburg, Mecklenburg und Pommern los. Mecklenburg, dessen Herzöge im Jahre 1628 ihres Landes vom Kaiser verlustig erklärt worden waren, erhielt Wallenstein ebenfalls für aufgewandte Kriegskosten als Unterpfand. Indes besaß er noch lange nicht Alles, was er wünschte, sein Ehrgeiz war so unersättlich, wie seine Länderbesitzgier. Im Jahre 1629 hatte er endlich erreicht, was er wollte, der Kaiser ernannte ihn zum Landesherrn von Mecklenburg und vom 27. Juli 1629 an unterschrieb sich Wallenstein „Herzog zu Friedland und Mecklenburg.“ Im raschen Fluge hatte er sich zum Herrn zweier Herzogthümer emporgeschwungen, als Reichsfürst genoß er die Ehre, bedeckten Hauptes vor dem Kaiser erscheinen zu dürfen, das protestantische Deutschland zitterte vor ihm. Aber eine Besorgniß saß doch in dem Herzen dieses großen Mannes, diese Besorgniß hieß: „Gustav Adolf, der Schwedenkönig.“ Dieser, ein Verwandter der mecklenburgischen Herzöge, dessen Kriegsrühm bereits schon bis nach Deutschland erschollen war, konnte ihn im Besitze des neuen Herzogthums stören. Um dieser Furcht zu begegnen, beabsichtigte der Herzog nun die ganze pommersche Küste und vor Allem Stralsund zu besetzen. An Stralsund indes scheiterte sein Glück, die Stadt wurde von Dänemark aus mit Truppen unterstützt, die Bürgerschaft selbst, tüchtige Kämpfer für ihre Freiheit, für ihren Heerd, schlugen jeden Sturm ab und nach viermonatlicher unnützer Belagerung mußte Wallenstein abziehen. Wenn dies bei seinen vielen Feinden am kaiserlichen Hofe schon als guter Bündstoff galt, um gegen den stolzen, übermüthig gewordenen Friedländer im Stillen zu handeln, so mehrte der gleichfalls vergebliche Versuch desselben, das protestantische Magdeburg mit kaiserlicher Besatzung zu beglücken, die üble Stimmung, in welcher man allmählig den Kaiser gegen Wallenstein zu bringen wußte, bedeutend. In der That waren die Klagen und Beschwerden, welche man von allen Orten gegen ihn beim Kaiser anbrachte, nicht ungegründet. Wallenstein's zügellose Soldateska wirthschaftete, als ob Deutschland mit Mann und Maus ihr gehöre, der Herzog schwieg dazu, da er die Expreßungen im Großen betrieb, seine Soldaten natürlich nur im Kleinen; aber hinreichend, um die Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Nicht deutlich leuchtete es aus allen Handlungen des Herzogs Friedland, daß die Religion bei ihm nicht viel oder gar nichts galt, sie taugte ihm nur zum Deckmantel

für seinen Ehrgeiz, seiner Bereicherungsfucht. Er hatte nur eine Lehre seiner Erzieher, der Jesuiten, bei sich festgesetzt, Bereicherungsfucht, Machtausdehnung. Die Religion selbst kümmerte ihn wenig, er fragte nichts nach ihr, sein Generalstab bestand fast größtentheils aus Protestanten und in seinem Heerlager wimmelte es von solchen. „Sie mögen glauben, was sie glauben wollen, wenn sie nur zahlen, was sie zahlen sollen.“ Das war sein Wahlspruch gegen die Unterthanen protestantischer Länder, die er im Namen des Kaisers an sich riß. Daher waren die Jesuiten seine größten Feinde geworden, er sollte ihnen nur als Werkzeug dienen, ihre Macht auszubreiten, das heißt, die katholische Religion mit gewaffneter Hand den besiegten Völkern aufzuzwingen und Wallenstein — handelte als Herr, als Herrscher, dessen Wille die Wünsche Anderer nur dann berücksichtigt, wenn diese nicht gegen die seinen laufen, und sich denselben unterordnen. Es konnte bei so vielen Feinden am kaiserlichen Hofe nicht anders kommen, als daß Wallenstein in seiner General-Feldhauptmannsstelle entsetzt wurde. Dies geschah im Jahre 1630 auf dem Reichstage zu Regensburg, während Wallenstein mit seinen Truppen zu Memmingen lagerte. Graf Wardenberg und Freiherr v. Duestenberg, kaiserliche Rätthe, begaben sich mit der eben nicht angenehmen Botschaft seiner Entsetzung des Generalats nach Memmingen. Man fürchtete Wallenstein. Im Besitze eines Heeres, das ihn liebte, war es gar nicht unmöglich, daß er den Spieß plötzlich umkehrte gegen den, für den er ihn bisher geführt. Zur größten Verwunderung empfing Wallenstein die Nachricht mit gelassenem Muth. Auf dem Tische lag ein Papier, auf den des Kaisers und des Kurfürsten Maximilian von Baiern Horoskop aufgezeichnet war. Das las er ihnen vor und endigte mit den Worten: „Ihr Herren! Aus den Gestirnen könnt Ihr selbst sehen, daß ich Eure Botschaft kannte. Der Geist des Kurfürsten von Baiern regiert den des Kaisers. Daher kann ich dem Kaiser nicht gram sein, wiewohl es mich schmerzt, daß er sich meiner nicht nachdrücklicher angenommen hat. Ich werde Folge leisten.“ Diese Selbstbeherrschung war erkünstelt, aber sie war am Plage, er wußte, daß er mehr dadurch wirken mußte, als durch offnes Widerstreben. Er schrieb dem Kaiser seinen Dank für das ihm bisher geschenkte Zutrauen und bewirthete die Abgesandten wie ein König seine Gäste. Der Hofkanzler Graf v. Wardenberg erhielt den prächtigsten neapolitanischen Zelter aus des Herzogs Marstall zum Geschenk, der Kriegsrath Graf v. Duestenberg wurde mit zwei reichgeschirrten Postzügen jeder von 6 Hengsten mecklenburgischen Gestüts erfreut, als hätten die beiden Herrn ihm die größte Freudenbotschaft überbracht. Als Beweis, wie mächtig der Friedländer bereits war, geben



wir hier die Schilderung seines Heimzugs nach Böhmen, als er des Generalats entsetzt war. Es war nicht das Trauergelächter eines gefallenen Großen, der sich mit den spärlichen Trümmern seines Glanzes in die Einsamkeit zurückzieht: 800 Pferde, eine Menge Edelleute, Offiziere, Soldaten, die an sein Glück glaubten, da es hieß, er stände mit überirdischen Mächten im Bunde, waren in seinem Gefolge, 24 Kammerherren, 60 adliche Wagen, und ein ungeheurer Troß von Trabanten, Mundschenken und Vorschneidern, Stall- und Küchenbeamten bildeten seinen Hofstaat. Auf vorausgeschickten Befehl wurden seine Paläste zu Prag und Gitschin zur Aufnahme so vieler Gäste hergerichtet, die Wände mit Seide, Damast, vergoldeten Pergament tapeziert, die Keller mit österreichischen und ungarischen Weinen, für den Herzog mit gutem Bier (sein Lieblingsgetränk) gefüllt, Ballhäuser, Reitbahnen, Gärten, Parke angelegt. Künstler aus den Niederlanden, Deutschland, Italien wurden berufen, um seine Zimmer und Säulenhallen auszumücken mit den schönsten Freskobildern. Noch heutigen Tages bewundert man in dem hochgewölbten Prunksaale seines Schlosses zu Prag (kleine Seite) ein Deckengemälde, das ihn in einem Triumphwagen von vier Flügelrossen gezogen, vorstellt. Ein Stern glänzt über seinem Lorbeerumkränzten Haupte. Wallenstein glaubte an den Wiederaufgang seiner Sonne, sein Astrolog, Meister Seni, prophezeite ihm das Wiedererwachen seines Glückes und — es traf ein. Gustav Adolf landete im Jahre 1630 an der pommerschen Küste.

Die Schlacht bei Breitenfeld, welche am 7. September 1631 zwischen Gustav Adolf und dem Generalissimus Tilly geliefert wurde, vernichtete die stolzen Hoffnungen der Kaiserlichen. Tilly hatte eine furchtbare Niederlage erlitten, Oesterreichs Sache schien verloren. Der Kaiser wendete sich in dieser höchsten Noth — an wen? — an den abgesetzten Friedländer, der selbst wie ein Kaiser in Prag Hof hielt, sich fern haltend von aller Politik, nur seiner geheimen Wissenschaft, der Astrologie, lebend, sich abschließend von dem Geräusche des Lebens, indem er Ketten ziehen ließ in der Umgegend seines Ballastes, damit er nicht durch das Rollen der Wagen gestört werde. Wallenstein war für Alle, für Freund und Feind, ein Gegenstand der Bewunderung. Der Kaiser drängte in ihn, den Oberbefehl wieder zu übernehmen, Wallenstein lehnte alle Anträge ab, endlich nach langen Unterhandlungen kam ein Vertrag zu Stande. Dem Friedländer wurde eine ganz unabhängige Stellung eingeräumt, sein Wille allein galt, kein Befehl von Wien aus sollte ihm seine Schritte vorgeichnen — Wallenstein war Herr seines Thuns und Lassens, Herr über Tod und Leben der Unterthanen derer Länder, die er eroberte, ohne irgend Jemand Rechenschaft geben zu müssen. Der Kaiser

versprach schriftlich „ihm als ordinäre Belohnung ein kaiserliches Erbland, als extraordinäre Belohnung die Oberlehensherrschaft in allen eroberten Ländern und natürlich alle nothwendigen Mittel zur Führung des Krieges und zu jeder Zeit freien Rückzug in alle kaiserliche Lande.“ Nur unter dieser Bedingung übernahm Wallenstein zu Anfang des Jahres 1632 den Feldherrenstab, aber es konnte nicht anders sein, daß die ihm geleisteten Zugeständnisse einen furchtbaren Groll in den Herzen der Höflinge der Wiener Hofburg hervorbrachten, der Kaiser selbst fühlte, daß er nur ein Schatten gegen Wallenstein dadurch geworden sei und die Jesuiten, die eigentlich seine Gewürme genannt werden konnten, sannten darüber nach, dem Friedländer bei nächster Gelegenheit ein Bein zu stellen, denn blieb er am Ruder, galt ihre geistliche Herrschaft — Nichts. Diese erfinderischen Köpfe wußten ihre Sachen ganz gut anzufangen, der Ausgang lehrte, daß sie nie ein falsches Exempel machen. Wallenstein richtete bei Nürnberg nichts gegen Gustav Adolph aus, die Schlacht bei Lützen, wenn man auch in Oesterreich Te deum sang, war eine offenbar für die Kaiserlichen verlorene und diese Ereignisse waren für Wallenstein's Feinde die besten Leitersprossen, um ihr Ziel zu erreichen, ihn zu Grunde zu richten, der Kaiser hatte ein offnes Ohr für jeden Argwohnseinbläser.

Der Leser kennt aus unserer Geschichte des dreißigjährigen Krieges bereits Wallenstein's Handlungen und Ermordung im Jahre 1634, wir übergehen diese deshalb und fügen unserer Schilderung dieses außerordentlichen Mannes einige Notizen über denselben bei. Wallenstein war eine hohe hagere Männergestalt mit einer gebietenden Stirn auf der sich struppiges schwarzes Haar bei jeder Zornregung aufwärts sträubte. Sein Antlitz finster, von gelben Leint mit eisernen Bürgen, kleinen stechenden Augen vor deren Blick der wildeste Soldat bebte. Seine Erscheinung war Furchterregend. Wenn er die Lagerreihen seiner Armee durchschritt, glich er einem Henker, da er sich oft in das grellste Roth kleidete, man zitterte vor ihm und liebte ihn zugleich, weil er, obwohl die Menschen verachtend und ohne Umstände ganze Rotten Soldaten bei Vergehungen an die nächsten Bäume aufknüpfen lassend, doch die Verschwendung und Großmuth bei Belohnungen für baare Thaten in's Unglaubliche trieb. Er betrachtete die Menschen überhaupt nur als Zahlen mit denen er Rechnungsexempel anstellte. Gott und Teufel, Himmel und Hölle theilten sich in sein Wesen. Doch auch dieser eiserne mitleidslose Mann, dessen Fußtritt ohne Beben Tausende in Elend und Tod stürzte, war Vater und liebte seine einzige Tochter Maria Elisabeth zärtlich, das einzige Wesen auf dieser Erde, außer sich selbst. Sie wurde später an den Grafen Kauniz verheirathet. Noch jetzt zeigt man in



Eger das Zimmer, in dem Wallenstein ermordet wurde und die Blutflecken daselbst, die, wie sich von selbst versteht, von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden, um die Neugier der Carlsbader Curgäste zu befriedigen, was einen recht hübschen Ertrag bringt. Die rechtmäßigen Erben Wallensteins haben in neuester Zeit ihr Anrecht auf die confiscirten Güter ihres durch kaiserliche Sanction gemordeten ruhmwürdigen Verwandten gel-

tend zu machen gesucht, da durchaus kein Beweis von dessen Verrätherei an dem Kaiserhause aufgefunden worden ist im Laufe von zwei Jahrhunderten; indeß nach den neuesten Nachrichten soll die kaiserliche Oberhofgerichtskammer diese Ansprüche gänzlich niederschlagen und als verjährt erklärt haben. Wir enden hiermit die Geschichte Wallensteins, welche für die Nachwelt eine Heldensage geworden ist. —

## Nikolaus Ludwig Graf von Sinzendorf.

(Nebst Abbildung.)

Der Name Sinzendorf, welcher früher nur an Höfen und in den Ranglisten bekannt gewesen, wurde durch den Sprößling dieses Geschlechtes, dessen Lebensbeschreibung wir hier dem Leser geben, der Welt im Allgemeinen bekannt, nicht nur durch seine vielen Schriften, sondern hauptsächlich als Stifter der Brüdergemeinde zu Herrenhut. Nikolaus Ludwig von Sinzendorf war der Sohn des sächsischen Conferenzministers, eines Mannes, der die höchste Achtung seines durchlauchtigsten Herrn und das Vertrauen des Volkes besaß. Da er zeitig starb, wurde Nikolaus, geboren am 26. Mai 1700 zu Dresden und beim Tode seines Vaters noch Kind, im Hause seiner Großmutter, der Frau v. Gersdorf, welche in der Lausitz auf dem Lande lebte, erzogen. Dieser Aufenthalt war für seine ganze Zukunft entscheidend. Frau v. Gersdorf, welche einen besondern Hang zur Religiosität äußerte und zugleich eine gelehrte Dame war, geistliche Liedersammlungen und poetische Betrachtungen als Produkte ihres Geistes durch den Druck veröffentlichte, wirkte durch ihr Beispiel besonders auf das sich zu einer edlen Schwärmerei neigende Gemüth ihres Enkels ein. Der Eindruck, den die Stille und Frömmigkeit des Hauses, in dem er mit wahrhaft mütterlicher Liebe aufgenommen worden war, auf ihn machte, gleich einem wohlthätigen Sonnenstrahl, der sein kindliches Herz durchwärmte, und mit dem Eifer der Nachahmung begeisterte. Dieser wurde noch mehr verstärkt durch jeweilige Besuche des churfürstlichen Oberhofpredigers Dr. Spener in dem Hause der Frau v. Gersdorf.

Spener, ein sehr frommer ehrwürdiger Mann, war der Führer der unter dem Namen „Pietisten“ damals aufgetretenen Anhänger einer höheren Religiosität, die sich streng von dem alten Kirchenschlendrian entfernte und selbst den Laien eine Stimme in religiösen Dingen zuerkannte. Eine Zeit wie die damalige, wo Religionsdebatten Hauptgegenstand aller Unterhaltungen waren und ein Umgang, der solche Beispiele eifriger Religiosität in persönlicher Thätigkeit zeigte, konnte auf ein so lebhaftes leichtergrieffenes Gemüth wie das Nikolaus's nicht anders als zur Nacheiferung belebend einwirken. Spener gewann den Knaben lieb, segnete ihn in der Vorahnung frommer Begeisterung als künf-

tiges Werkzeug zur Verbesserung der Religionszustände feierlich ein und der so angeregte Knabe nahm an allen Andachtsübungen im Hause seiner Großmutter Theil. Als er zehn Jahre alt war, kam er in das Pädagogium zu Halle, wo Speners Ansichten und Grundsätzen ganz entsprechend gelehrt wurde. Die in dem Knaben einmal erwachte religiöse Stimmung, wurde durch diesen Unterricht natürlich noch mehr gehoben und in edler Schwärmerei stiftete er daselbst einen mystischen Orden „vom Senfkorn“ und veranstaltete erbauliche Zusammenkünfte. Sein Oheim und Vormund indeß war der heftigste Gegner dieser Geistesrichtung, er wünschte den Knaben dem Geschäftsleben zugewendet zu sehen, und um die Früchte der Halle'schen Lehren aus dem Herzen seines Mündels rasch zu vertilgen, brachte er ihn im Jahre 1716 auf die Wittenberger Universität, deren Professoren die schärfsten Gegner der halle'schen Pietisten waren. Indesß es war leichter gewünscht als ausgeführt, die Lehren und Beispiele, welche bisher dem jungen Grafen vorgeleuchtet, hatten zu tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen er blieb bei seiner Denkart und trieb die theologischen Studien, da er den festen Entschluß gefaßt hatte, den geistlichen Stand zu wählen, allein und ohne alle Anleitung. Nachdem er drei Jahre in Wittenberg zugebracht, verließ er diese Universität, um eine Reise nach Holland und Frankreich zu machen, wie es schon damals unter den Söhnen vornehmer Geschlechter Sitte war, die Welt kennen zu lernen. Der Zweck seiner Reise war indeß in der Hauptsache ein durchaus Anderer, er wollte nämlich die berühmtesten Theologen Frankreichs und Hollands persönlich kennen lernen und sich mit ihnen besprechen. Als Frucht dieser Reise erschienen von ihm verfaßt, nachdem er nach Dresden seiner Vaterstadt zurückgekehrt, als 21 jähriger Jüngling bei der Landesregierung als Hofrath angestellt worden war, eine Schrift unter dem Titel „Attici Wallfahrt durch die Welt“. Die Geschäfte, die ihm als Hofrath oblagen, übten keine besondere Anziehungskraft auf ihn, er hatte nur Sinn für Theologie, beschäftigte sich größtentheils allein mit dieser und hielt häufig Andachtsübungen in seinem Hause zu Dresden. Seine Gemahlin — er hatte im Jahre 1722 sich mit einer Gräfin



Neuß von Obersdorf vermählt — unterstützte ihn dabei. Desgleichen hatte er in selbem Jahre einigen der Religion wegen ausgewanderten mährischen Brüdern die Erlaubniß erteilt, sich auf dem Grund und Boden seines Gutes Berthelsdorf in der Oberlausitz anzusetzeln. Zwei Jahre später erhielt diese neue Colonie den Namen Herrnhut. Er gab diesen Ansiedlern kirchliche Gesetze nach seinen Grundsätzen und fühlte sich trotz allen Anfeindungen seiner Gegner sehr glücklich in dem Gedanken Stifter einer Brüdergemeinde geworden zu sein. Er legte im Jahre 1727 sein Amt als Hofrath nieder und widmete sich nun ganz seiner Lieblingsneigung, der Theologie. Nun stieg aber auch der feste Entschluß in ihm auf, in den geistlichen Stand zu treten. Um Aufsehen zu vermeiden, begab er sich daher unter angenommenen Namen nach Stralsund, ließ sich dort als Candidat der Theologie examiniren und hielt in der Stadtkirche daselbst seine erste Predigt. Aus Sachsen, seinem Vaterlande, wurde er zwei Jahre später (1736) verwiesen und das Rescript lautete "wegen Neuerungen, Conventikeln, gefährlichen Principien, durch welche die obrigkeitliche Autorität hintangesezt und der öffentliche Gottesdienst verachtet werde." Während dieser Verbannungszeit, welche 11 Jahre dauerte, machte der Graf bedeutende Reisen in Europa, wurde in Berlin zum Bischof der mährischen Brüder eingeweiht; ging nach Westindien, um die Missionen der Brüdergemeinde auf den Inseln St. Thomas und St. Croix einzurichten, desgleichen nach Nordamerika zu dem nämlichen Zwecke. Selbst die Gefahren, die ihn unter einigen wilden Indianerstämmen bedrohten, schreckten ihn nicht ab, seine Gemeinde so weit als möglich auszubreiten. Seine einzige Begleiterin war seine 16 jährige Tochter, die ihm wie ein frommer Schutzengel überall zur Seite stand. Das Leben dieses Mannes, der so für seinen selbst erwählten Beruf glühte, war eine rastlose Arbeit, ein nie aufhörendes Mühen, eine unausgesetzte Thätigkeit. Während seiner Verbannungszeit aus dem sächsischen Vaterlande schrieb er über 100 Bücher, theils zur Unterweisung und Erbauung seiner Gemeinde, theils die Entstehung und Einrichtung der Brüderkirche betreffend. Welch eine Thätigkeit entwickelte dieser Mann, daß er so viele Schriften der Welt veröffentlichen konnte und doch nebenbei nicht nur eine bedeutende Correspondenz führte, sondern auch fast täglich mündliche Vorträge hielt. Nur derjenige, welcher in so hohem Grade für seine Sache eingenommen ist, wie er, ist so etwas im Stande. Jeder Andere würde unter den Beschwerden und Anstrengungen eines solchen Wanderlebens und einer solchen unausgesetzten Arbeit erliegen. Seine Gesundheit unterstützte ihn in diesen Bestrebungen trefflich, sein Körper war gesund und kräftig und wurde durch Ertragung so vieler Strapazen, wie er auf seinen weitesten Reisen erfahren mußte, nur immer kräftiger. Man

konnte mit Recht von ihm sagen: „Er hatte keine Zeit zum krank sein.“

Bei so viel Schriften ist es erklärlich, daß viele derselben mit einer nur zu deutlich hervortretenden Flüchtigkeit gearbeitet waren, welchen Mangel und Fehler er öfters in seinem späteren Leben noch bedauerte. Er war oft zu hart, ohne Wahl in seinen Ausdrücken. Vorzüglich sind seine Lieder diesem Vorwurf unterworfen, sie befinden sich noch im alten Gesangbuche der Brüdergemeinde und sind voll mystischer Zweideutigkeiten, ja selbst Unanständigkeiten, die ihn als er diese Verirrungen seines Geistes einsah, bittere Reue verursachten. Nicht überall fand er freundliche Aufnahme. So z. B. geschah es, daß er, als er im Jahre 1743 nach Europa zurückgekommen war und eine Reise nach Liefland machte, wo sich bereits Glieder seiner Gemeinde aufhielten, die russische Regierung den Befehl ergehen ließ, ihn unter militärischer Eskorte über die Grenze zu bringen, was auch pünktlich befolgt wurde. Trotz diesen Mißlichkeiten und den Angriffen seiner Gegner, hatte Zinzendorf die Freude, daß die von ihm gestiftete Gemeinde immer weiter verbreitet wurde. In den überseeischen Ländern entstanden neue Missionen, in England und Holland mehrte sich die Zahl seiner Freunde bedeutend, so daß er in dem ersteren Lande sich vier Jahre aufhielt. Da man sich indeß überzeugt hatte, daß seine Lehre dem Staate unschädlich sei, ja im Gegentheil die Brüdergemeinde durch Sittlichkeit und stillen Fleiß sich rühmlichst auszeichnete, so nahm man den Ausweisungsbefehl im Jahre 1747 endlich zurück und Zinzendorf durfte wieder sein Vaterland betreten. Ermüdet von den vielen Wanderungen und Beschwerden ließ er sich in seiner Colonie Herrnhut nieder, wo er sich auch zum zweiten Male verehelichte mit der Aeltesten der ledigen Schwestern daselbst. Diese zweite Gattin, Anna Mitschmann, war die Tochter eines frommen Ehepaars, welches zur Gründungszeit Herrnhut's aus Mähren hierher gekommen. Durch Frömmigkeit und anspruchloses Wesen zeichnete sich Anna, die zweite Gattin Zinzendorf's aus, und seine Ehe mit ihr ward ein Muster stiller häuslicher Glückseligkeit für die ganze Gemeinde der Brüder. Das häusliche Glück, welches den Abend seines vielbewegten Lebens so herrlich verschönte und gleichsam ein zeitlicher Lohn für seinen treuen unablässigen Eifer im Dienste des Herrn war, vertauschte er am 9. Mai 1760 mit den Freuden eines besseren Lebens, im Alter von 60 Jahren weniger 17 Tage. Mitten unter der Gemeinde, die er gestiftet, ruht er nun in Frieden auf dem Gottesacker zu Herrnhut. Die lebenden Brüder begrüßen seinen Grabhügel mit dankbarer Erinnerung an sein Wirken für das Wohl ihrer Gemeinde. Die Todten schaaren sich um ihn, den Stifter ihrer Kirche und eine heilige Ruhe deckt die Grä-



ber der Gleichgesinnten. Der Friede im Grabe und ein Andenken der Liebe der Seinen ist dem edlen Manne, der sein ganzes Leben und allen Glanz eines vorneh-

men Mannes daran setzte, um Gott nach seiner Ansicht würdig zu dienen, als Lohn geworden. Friede seinem Gedächtniß!

## Herrnhut.

(Nebst einer Abbildung.)

Herrnhut liegt  $2\frac{1}{4}$  Stunden südlich von Löbau,  $3\frac{1}{2}$  Stunden nordwestlich von Zittau,  $4\frac{1}{2}$  Stunde von Görlitz und  $6\frac{1}{2}$  Stunde von Baugen und ist am südwestlichen Fuße des Hutberges erbaut, dessen Erhebung über die Meeresfläche an dieser Stelle gegen 1060 Fuß beträgt. Herrnhuts Lage ist eine höchst angenehme und jeder Reisende verweilt gewiß mit Wohlgefallen an diesem vertraulich stillen Ort, der sich durch eine außerordentliche Reinlichkeit besonders auszeichnet. Der Name Herrnhut enthält für die Bewohner zugleich die stete Erinnerung, wie die Obhut des Herrn über dem Entstehen und Fortgedeihen des Ortes sichtbar gewaltet habe und in dem Schutze des Allmächtigen derselbe auch ferner gedeihen werde. Herrnhut besteht aus 4 Haupt- und 2 Nebengassen, hat 2 freie Plätze, gegen 110 Häuser und 1500 Einwohner, welche durch Arbeitsamkeit und Sittlichkeit den Ruf zu erhalten streben, den überhaupt alle Niederlassungen der evangelischen Brüdergemeinde zu ihrem besonderen Eigenthume gemacht haben. Man hört hier keinen Lärm, kein wüthes Loben, keinen Fluch; aber man erkennt bei jedem Schritte in den Gassen, daß sich der Friede hier häuslich niedergelassen, ein Friede, welcher einen sichtbaren Wohlstand über alle seine Anhänger bringt. Als Hauptgebäude dieses Ortes bezeichnen wir: Das Gemeindehaus oder der Betsaal. Es ist massiv erbaut, steht auf einem freien Plage und seine Bauart wie innere Einrichtung zeichnet sich besonders aus. Es hat 4 Eingänge, 14 große Fenster und einen hölzernen Glockenthurm. Eine auf 2 Bogen ruhende Emporkirche ist dem Orgelchore gegenüber angebracht. Auf einer kleinen Erhöhung ist statt der Kanzel ein mit Tuch behangener Tisch aufgestellt, hinter dem der Prediger sitzt. Zur rechten Seite desselben nehmen die Ältesten, zur Linken die Ältestinnen Platz, vor diesem aber sitzen die übrigen Brüder und Schwestern in voneinander abgeordneten Reihen — 8 große Kron- und mehrere Wandleuchter erleuchten bei den öfteren Abendandachten diesen Betsaal. Hart an demselben oder vielmehr mit ihm verbunden, hat die fürsorgliche Liebe der Lebenden für die Todten zwei Leichenkammern eingerichtet, um das Begraben eines Scheintodten zu verhindern. Diese Vorsicht ist um so lobenswürdiger als sie in den meisten Städten, wo doch so vieles Geld für Bauten aller Art, man möchte fast sagen, verschwendet wird, fehlt und den Beweis der größten Lieblosigkeit der Lebenden gegen die Abgeschiedenen liefert.

Das alte Gemeindehaus, das jetzt zu einer Mädchenschule benutzt wird, die Wohnungen des Predigers und Gemeindevorstehers und der alte Versammlungsaal, in dem jetzt Kinderversammlungen gehalten werden, grenzen an den Betsaal. Das Haus „für auswärtige Freunde“ ist zur Aufnahme und Bewirthung auswärtiger Mitglieder der Brüdergemeinde bestimmt. Der Gasthof oder das Gemeinlogis ist mit zahlreichen Zimmern, geräumigen Ställen und allen für Reisende aller Art erforderlichen Bequemlichkeiten versehen. Tanzmusik, so wie Karten- und Würfelspiel sind jedoch in demselben wie im ganzen Orte streng verpönt. Vier besondere Gebäude, die die Chorghäuser genannt werden, sind zur Wohnung der ledigen Männer und Jungfrauen, der Wittwer und Wittwen bestimmt, natürlich nur für diejenigen, die keine Verwandte haben und diese Häuser als gefellige Versorgungshäuser erwählen. Das Brüderhaus (Chorhaus der unverheiratheten Männer) hat beträchtliche Seiten- und Hintergebäude, in denen sich außer den Wohnzimmern und Schlaffsälen, Betsaal, Krankenstuben und die Werkstätten der Professionisten — Jeder im Brüderhause treibt sein erlerntes Gewerbe — befinden. Zu diesem Chorhaus gehört ein bedeutender Garten. Es grenzt an das Chorhaus der Wittwer. Das Schwesterhaus, in dem ohngefähr 200 unverheirathete Schwestern wohnen, hat eine ähnliche Einrichtung wie das Brüderhaus und hat ebenfalls einen großen Garten. Wie das Brüderhaus alle Arbeiten der verschiedensten Professionisten liefert, die wegen ihrer Tüchtigkeit und Zierlichkeit allgemein gesucht werden, so auch das Schwesterhaus. Sene schönen weiblichen Arbeiten, die unter dem Namen „Herrnhuter Arbeiten“ so beliebt sind und sich durch Feinheit und Accurateffe auszeichnen, gehen daraus hervor. Gegenüber dem Schwesterhaus liegt das der Wittwen.

Unter den Privathäusern ist das Freiherrlich Wattenwillsche Wohnhaus mit einem öffentlichen Garten, das gräflich Reuß'sche Haus mit einem in Terrassen angelegten Garten und das aus drei ansehnlichen Gebäuden bestehende Blumentha'sche, mehr unter dem Namen seines Gründers und Besitzers bekannte Düringer'sche Handlungshaus zu erwähnen. Als öffentliche Gebäude: das Postamt, die Halle, wo Lebensmittel verkauft werden und das Spritzen- und Wachhaus. Als eine ausgezeichnete Promenade dient den Herrnhutern der am Abhange des aus Basalt be-



stehenden Gutberges liegende Begräbnisplatz der Gemeinde. Es ist ein schöner traulicher Garten von Buchen und Fichten-Hecken eingefast und in verschiedenen Richtungen von Lindenalleen durchschnitten. Eine Lindenallee führt von Außen zu dem mit passenden Inschriften versehenen Eingangsthor. Durch diesen Haupteingang wird der Begräbnisplatz in zwei gleiche Theile abgetheilt, die rechte Seite dient zur Beerdigung des männlichen, die linke zu der des weiblichen Geschlechts. Man findet hier keinen Grabhügel, die Gräber sind dem Boden gleich und nur durch flache viereckige liegende mit dem Namen, Geburts- und Sterbetag des Ruhenden versehene Steine bezeichnet. Die Grabsteine der Familie Zinzendorf zeichnen sich als etwas größer aus. Die Beerdigungen finden Nachmittags unter feierlicher Begleitung und Gebräuchen Statt. Am Ostersfeste wird, wenn es halbwege die Witterung erlaubt, durch eine Zusammenkunft der Gemeinde auf dem Friedhofe, das Andenken an die hier Ruhenden gefeiert.

Auf dem Gipfel des Gutberges befindet sich ein Pavillon mit Gallerie, den im Jahre 1790 ein Holländer Namens Benting erbauen ließ. Die Aussicht von hier ist reizend, die böhmischen und schlesischen Gebirge beschränken sie zwar auf der einen Seite, indeß das sogenannte Lausitzergebirge mit seinem hervorragenden seltsam gestalteten Spitzberge ist nicht minder schön. Vermöge eines im Jahre 1723 ausgestellten Zinzendorfschen Freiheitsbriefes ist Herrnhut von aller Erbunterthänigkeit und Hofdiensten frei und im Jahre 1770 ist auch gegen einen jährlich an die Herrschaft von Berthelsdorf zu entrichtenden Grundzins der Grund und Boden dieses Ortes den Bewohnern desselben überlassen worden. Die hiesige Industrie und der Handel sind für die Größe des Orts ausgezeichnet zu nennen. Zur Beförderung von Beiden trug Abraham Dürninger, der sich im Jahre 1748 von Straßburg hierher wendete, das Wesentlichste bei. Er gründete hier die erste Kattunmanufaktur nebst der dazu gehörigen Bleiche, führte den englischen Blaudruck ein errichtete eine Taback- und Siegellackfabrik, legte eine jetzt auf die Dörfer verlegte Leinwandweberei an und gab dem Leinwandhandel einen solchen Aufschwung, daß er sich bis nach Italien, Frankreich, Spanien und England verbreitete. Dieser verdienstvolle Mann starb am 13. Februar 1778. Auch jetzt noch ist der Herrnhuter Leinwandhandel sehr beträchtlich. Nicht weniger rühmenswerth sind die übrigen hier gefertigten Fabrikate in Kanten und Umschlagtücher, Stickerien in Gold und Silber, Gold-, Sil-

ber- und Kupferwaaren, Leder und lackirte Waaren, buntes Papier, Kutschen, Feuerspritzen u. s. w. Wie sich die hiesigen Künstler auszeichnen, so auch die Handwerker durch tüchtige und schöne Arbeit. Unter diesen nehmen die Bäcker einen rühmlichen Platz ein. Wer hat nicht von dem überall beliebten „Herrnhuter Gebäck“ gehört? Viele fürstliche Residenzstädte stehen weit hinter dem Dorfe Herrnhut in Bezug auf die Erzeugnisse, die man sich hier in bester Qualität verschaffen kann.

Die polizeiliche Ordnung ist musterhaft in jedem Betracht. Ein Plakauffeher und vier Gehülften hat für die öffentliche Sicherheit, für Billigkeit der Lebensmittel, sowie für richtiges Maas und Gewicht zu sorgen. Diebstähle sind hier seltene Ereignisse oder vielleicht gar unerhörte, da auch den Tag über die Hausthüren stets geschlossen sind und des Nachts Wächter mit großen Hunden an der Leine, die Gassen durchwandern. Die kirchliche Verfassung ist allen gemeinschaftlich, Bischöfe, Senioren und Consentoren verwalten sie, besitzen aber keinen besondern Vorrang vor andern Gemeinde-Mitgliedern. Die Prediger beschäftigen sich mit dem Lehramt und darin stehen ihnen Diakonen und Diakonissinnen bei. Die kirchlichen und bürgerlichen Einrichtungen sind durch eine Gemeindeordnung auf das Bestimmteste festgestellt. Unter den Schwestern giebt es besondere Erkennungszeichen, wornach man wissen kann, ob dieselben Jungfrauen, verheirathete Frauen oder Wittwen sind. Bis zum achtzehnten Jahre tragen die Mädchen am Häubchen unter dem Kinn (jede Herrnhuterin, welche nämlich zur Gemeinde gehört, trägt von frühester Zeit an Häubchen) ein hochrothes Band. Vom achtzehnten Jahre an wo sie als Schwestern betrachtet werden, blaurosa; die verheirathete Frau blaues, die Wittwe weißes Band.

In neuester Zeit haben sich die Herrnhuter Missionen fast über den ganzen Erdenkreis verbreitet und man schätzt die Seelenzahl der Gemeindeglieder nahe an 70,000. Wir lassen sämmtliche Orte der in Deutschland bestehenden Gemeinden folgen: Herrnhut; Niesky in der Oberlausitz; Kleinwelke, 1 Stunde von Bautzen; Gnadau, 3 Meilen von Magdeburg; Gnadenberg, 1 Stunde von Bunzlau; Gnadenfrei, 1 Stunde von Reichenbach in Schlessen; Neusalz an der Oder; Gnadenfeld, 2 Meilen von Kosel in Schlessen; Berlin und in dem von dieser Stadt 1 Stunde entfernten Dorfe Nixdorf; Potsdam; Königsberg; Neuwied; Neudietendorf im Gothaischen 1 Meile von Erfurt; Ebersdorf im Voigtland; Königfeld 1½ Meile von Rothweil; Norden, im Ostfriesländischen.

#### Lithographirte Beilagen:

Wallenstein, Herzog von Friedland. — Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. — Herrnhut.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





ALBRECHT VON WALLENSTEIN

*Herzog von Friedland.*









NICOLAUS LUDWIG GRAF V. ZINZENDORF.









HERRNHUT.









Lief. 17.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

VI. Abschnitt. 1635–1650.

### Sachsen auf Seiten Oestreichs.

Mit welchem Schmerz mußte Churfürst Johann Georg nun sein Land unter dem Grimm der rache-schnaubenden Feinde verwüsten sehen, sie überschwemmten das ganze Churfürstenthum, weder Lebende noch Todte, weder Kirchen noch Häuser verschonend; ihre Plünderungen waren furchtbar, Raubmörderien im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Besonders Naumburg an der Saale wurde der Schauplatz der gräßlichsten Scenen. Das war das Vorpiel der Rache, die noch später genommen werden sollte. Für jetzt folgte die Nemesis den Horden Banèrs auf dem Fuße und schlug sie selbst, denn sie hatten so gräßlich verwüstet, daß sie sich selbst die Mittel der Subsistenz zerstört und vernichtet hatten und um nicht zu verhungern über Acherleben an die Bode zurück gehen mußten. Endlich gelang es Johann Georg, den östreichischen General v. Salsfeld mit seinen Truppen an sich zu ziehen. Diese Vereinigung geschah am 31. März 1636 bei Eisleben und nun ging es vor Magdeburg. Banèr eilte herbei, aber es war ihm unmöglich, diese Festung zu entsetzen. Am 3. Juli 1636 bemächtigte sich der Churfürst und der östreichische General derselben. Jetzt schien es um die Schweden geschehen zu sein. Wie eine Fluth, die alle Dämme gesprengt hat, ergossen sich die Kaiserlichen und Sachsen nun über die Mark Brandenburg. Der General Baudiß, ein geborner Schwede, war verwundet worden und seiner Oberbefehlshaberstelle entsetzt — das

war ein besonderer Undank — der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg übernahm das Obercommando. Jetzt war das Glück auf Seiten Oestreichs und Sachsens. Niemand wagte es, gegen den Prager Frieden zu sprechen, es sah aus, als müßten über ein Kleines die Schweden das deutsche Land schimpflich verlassen. Sie verloren Schritt um Schritt Land und wurden wie von unsichtbarer Hand nach der Ostsee gedrängt. Nichts als Siegesberichte von den vorwärts dringenden östreichisch-sächsischen Heeren, nur Lorbeeren wurden gepflückt auf diesem Zuge — man war sehr guter Dinge und dachte nicht, daß das Glück sich launisch wie ein Apriltag zeigen könne. Wie bald verstummte der Jubel und bittere Trauer kamen hinterdrein! Der 24. Septbr. 1636 war ein Unglückstag ohne Gleichen. Banèr, der bereits von Allen als verloren Betrachtete, lieferte an diesem Tage den Allirten bei Wittstock eine Schlacht. Banèr führte in Person den rechten Flügel der Schweden an, die Angriffe, die er auszuhalten, waren furchtbar. Mit Hartnäckigkeit und Wuth kämpfte man lange von beiden Seiten. Es gab keine Schwadron bei den Schweden, die bei dieser Schlacht nicht zehnmal angerückt und zehnmal geschlagen worden wäre. Als der Abend niedersank, sah sich Banèr genöthigt, langsam der Uebermacht der Feinde zu weichen, sein linker Flügel indeß setzte den Kampf bis tief in die Nacht fort. Diese Standhaftigkeit entschied das Loos des Tages — das schwedische Hintertreffen war noch nicht ins Feuer gekommen, es stand schlagfertig für den nächsten Morgen. Banèr, obgleich er sich mit dem rechten Flügel, der



nicht übel zugerichtet worden war, zurückziehen mußte, hatte die Schlacht gewonnen. Das Entsetzen auf Seiten der Allirten war so groß, daß in der Verwirrung die Trainknechte davon ritten und das Gepäck in Stich ließen. Gepäck, Kanzlei und Silbergeschirr des Churfürsten fiel den Schweden in die Hände. Der Churfürst und Hagfeld hatten keine sonderliche Lust, am nächstfolgenden Morgen die Fortsetzung dieser mörderischen Schlacht abzuwarten, ihre Armee war durch diesen Tag so erschöpft, daß sie ohne prophetischen Geist den Verlauf eines zweiten Angriffs sich denken konnten. Man hatte ja nicht einmal der davongerittenen Trainknechte wegen genug Pferde, um die Artillerie gebrauchen zu können. Mit diesem niederschlagenden Bewußtsein flüchteten der Churfürst und Hagfeld noch in derselben Nacht und überließen den Schweden das Schlachtfeld, auf dem 5000 Destrreicher und Sachsen niedergestreckt lagen, diejenigen nicht mitgerechnet, welche auf der Flucht von den verfolgenden Schweden erschlagen worden waren. 150 Standarten, 23 Kanonen, 2000 Gefangene und die ganze Bagage der Feinde blieb in Banèr's Händen. Dieser glänzende Sieg brachte die Schweden schnell wieder in Achtung — der Churfürst eilte nach Meissen zurück, Hagfeld mit den Kaiserlichen nach Hessen. Die Schweden drangen unaufhaltsam, erst ihren hessischen Verbündeten von Hagfeld's Schaaren befreiend, in das offene von aller Hülfe entblößte Sachsen ein — Banèr bezog hier seine Winterquartiere. Von dem Prager Frieden an hatte der große Kampf sein Gewand gewechselt. Früher Religionkrieg, war er jetzt zum politischen Kriege geworden. Das Interesse der deutschen Protestanten war nun getheilt und fast aufgegeben. Jetzt handelte es sich nur um eine wichtige Sache, um Besitz.

Die Periode, welche jetzt nach der für den Churfürst und den österreichischen General Hagfeld so unglücklichen Schlacht bei Wittstock folgte, kann man mit Recht „die Zeit der Trübsale und des Schreckens“ nennen. Die rachgierigen Schweden ließen besonders an den sächsischen Untertanen ihre Wuth aus. Wer hat nicht gehört von den schwedischen Drangsalen? Jeder nur ersinnliche Frevel wurde an Menschen und menschlichem Besitztume begangen, Sachsens Städte und Dörfer verwüstet, verbrannt. Man ließ die Menschen im Backofen braten, unter Aufgehangenen Feuer anzünden, Kinder wurden als Zielschieben an Hausthüren angenagelt und mit Pistolen nach ihnen geschossen, Viele wurden gekreuzigt. Männer wurden an den empfindlichsten Gliedern aufgehängt oder diese ihnen abgekneipen, die Kniescheiben wurden ihnen halb durchsägt. Der sogenannte Schwedentrank war eine ganz gewöhnliche Marterweise. Man goß gewaltsam den Unglücklichen so viel Mistjauche ein, daß sie daran sterben mußten. Diese Grausamkeiten wurden indeß nicht al-

lein von den Schweden verübt, auch bei den Kaiserlichen, bei den Truppen Herzog Bernhard's von Weimar waren sie vorherrschend. Ueberhaupt lastet auf allen Kriegsvölkern damaliger Zeit der Fluch der schändlichsten Grausamkeit, die Menschheit war in den Augen des raub- und blutdürstigen Soldaten zur Null geworden, die er nach Belieben austreichen konnte. Lieft man die Chroniken, die vom dreißigjährigen Kriege handeln, so muß selbst der Mitleidloseste schaudern. Trotz dem Unglück, welches den Churfürst Johann Georg verfolgte, blieb er jetzt entschlossen, den Schweden keine Zugeständnisse zu machen. Banèr hatte die Absicht, durch Sachsen sich einen Weg nach Böhmen zu bahnen, daher wollte er glimpflich gegen Johann Georg verfahren. Er wünschte mit sächsischen Commissarien über Einquartierung und Verpflegung seiner Truppen zu verhandeln, der Churfürst schlug jedes Gesuch dieser Art ab. Ein sächsisches Corps wurde bei Eilenburg geschlagen, einige Regimenter in Torgau gefangen genommen, Leipzig von den Schweden belagert. Drei Wochen dauerte diese Belagerung, dann kamen die österreichischen Generale Gög und Hagfeld zum Entschluß herbei. Die Schweden zogen sich langsam über die Elbe zurück. Der Winter endigte diese Hin- und Herbüge, und als der Februar des folgenden Jahres 1637 zur Hälfte herangekommen war, durchscholl ganz Deutschland die Nachricht, daß Kaiser Ferdinand II., der größte Feind der Protestanten, gestorben sei in seiner Wiener Hofburg. Sein Sohn und Nachfolger auf dem Kaiserthron, Ferdinand III., der Sieger von Nördlingen, vertrauter mit dem unsäglichen Elend des Krieges und der Noth der Länder und Menschen, als sein Vater, schien für die Bitten und Mahnungen Johann Georg's, die Amnestie des Prager Friedens auf alle von derselben noch davon Ausgeschlossenen auszudehnen, empfänglich. Der Herzog von Württemberg war zwar der Einzige, der Amnestie erhielt, indeß Kaiser Ferdinand III. hegte in der That die Absicht, einen allgemeinen Frieden möglich zu machen.

Jetzt schien es, als ob das schwergeplagte Sachsen ausruhen sollte von dem Elend, das die Jahre daher über dasselbe gebracht hatten. Der Krieg spielte nun im nördlichen Deutschland und am Rhein sein trauriges Drama ab. Die kaiserlich-sächsischen Hülfsvölker, welche Banèr von Leipzig verjagt hatten, trieben denselben weiter nach Norden und erst zu Ende des Jahres 1638, wo Banèr, der selbst von den Schweden abermals verloren Gegebene, aus Pommern nach Churfachsen vordrang, begannen die schrecklichen Greuelscenen wieder. Die Länder Deutschlands waren so sehr verwüstet, daß dieser schwedische General genöthigt war, wenn seine Armee nicht unterwegs verhungern sollte, diese auf einem großen Umwege nach Obersachsen zu führen und zwar nach Niedersachsen und dann durch das Halber-



städtische Gebiet nach dem Vogtlande. Bereits war das Elend so hoch gestiegen, daß man, um den Hunger zu stillen, vor Menschenfleisch den Ekel überwunden hatte. Die niedersächsischen Staaten versorgten, um die schrecklichen Schwedengäste nur bald los zu werden, diese so gut als möglich mit Brod. Banèr's Absichten gingen nicht auf Sachsen, er wußte wohl, daß ein ausgezogenes Land kein erquickender Aufenthalt für solche Verwüster ist, wie er sie führte. Dem reichen Böhmen, den wohlhabenden Provinzen Oestreichs galt sein Besuch, und ehe er dahin gelangte, mußte er Chursachsen durchziehen. Ein kaiserliches Corps unter der Anführung Salis schlug er bei Elsterburg vollständig, Zwickau wurde besetzt, die bei Freiberg sich ihm entgegenstellenden Sachsen zerstreute und verfolgte er bis in die Vorstädte Dresdens. An Freiberg jedoch fand er einen harten Stein des Anstoßes. Die kleine in dieser ehrwürdigen Bergstadt liegende Besatzung vertheidigte sich im Verein mit den Berg- und Landleuten der Freiburger Gegend so heldenmüthig, daß Banèr mit seiner Nordbrennerhorde unverrichteter Sache abziehen mußte.

Dies geschah im Jahr 1639 im Monat Februar. Glücklicher war dieser schwedische General im Monat April (am 4ten) gegen die kaiserliche und sächsische Armee unter Feldmarschall Marazin, die er gänzlich zu Grunde richtete. Bald darauf wurde Pirna erobert von den Schweden, ohne daß der Sonnenstein mit in ihre Hände gefallen wäre. Banèr zog nun nach Böhmen, an Dresden wagte er sich nicht. Was litt Sachsen unter diesen fürchterlichen Drangsalen! Das war kein ordentlicher Krieg, nur ein Sengen und Brennen, ein Beutemachen, eine fortgesetzte Verwüstung. Offne, große Schlachten hätten dem Lande weit weniger geschadet, als diese Hin- und Herzüge. Um der Verständigung wegen müssen wir dem Streiscorps Banèr's nach Böhmen folgen. Banèr bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leitmeritz und schlug den General von Hofkirchen mit zehn Regimentern total. Böhmen war nun vollkommen unvertheidigt und die Schweden hausten auf die schrecklichste Art. Zerstückt wurde Alles von ihnen, was man nicht als Beute mit fortschleppen konnte. Ja es ging so weit, daß man die Aehren von den Halmen schnitt, um nur Korn dem Landmann rauben zu können. Die Geschichtsbücher Böhmens sind voll von Greuelthaten der Schweden. Ost, heißt es unter Anderen in denselben, „sah man hundert Dörfer in einer Nacht zugleich brennen.“ Von Böhmen aus that Banèr Streifzüge nach Schlessien, Mähren und Oestreich. Der Kaiser rief den Grafen Hatzfeld aus Westphalen und Piccolomini aus den Niederlanden zur Hülfe herbei. Ein Bruder des Kaisers, Erzherzog Leopold, übernahm den Oberbefehl der durch Gallas in tiefen Verfall gerathenen

österreichischen Armee. Das Jahr 1640 äußerte sich sehr nachtheilig für die unter Banèr's Commando stehenden Schweden, das Glück ist den Kaiserlichen günstig sie vertreiben diese räuberischen Feinde aus Böhmen nach Sachsen, das sich von den Verwüstungen der schrecklichen Gäste unter vielen Jahren nicht erholen kann. Bei Plauen kam es zu einer Schlacht zwischen Kaiserlichen und Schweden, in welcher die Letztern geschlagen, wie in Böhmen die Flucht ergreifen, um Thüringen zu erreichen. Der Churfürst selbst eroberte im folgenden Jahre 1641 am 7. Juni und 3 October die Städte Zwickau und Görlitz wieder, und Sachsen ist von den furchtbaren Banèr'schen Horden befreit. Banèr selbst starb in diesem Jahre zu Halberstadt. Das alles war nur kleiner Krieg. Das Jahr 1642 brachte den schwedischen Hauptkrieg wieder nach Sachsen. Ein neuer Name erscheint jetzt auf dem blutigen Schauplatz. Ein Jüngling des großen Gustav Adolfs, Bernhard Torstenson tritt an Banèr's Stelle als Generalissimus des schwedischen Heeres. Seine Kriegeskunst verdankte er seinem bei Lützen gefallenen König, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page zur Seite stand. Der Anblick dieses Mannes berechtigte die Schweden zu keiner großen Hoffnung. Das Vordringen hatte alle seine Glieder gelähmt, nur in einer Sänfte getragen konnte er den Bewegungen des Heeres folgen; aber in diesem von der schrecklichsten aller Krankheiten gefesselten Körper waltete ein kühner, keine Gefahr kennender, Alles wagender Geist. Oestreich allein ist noch das einzige Land geblieben, das den Jammer des Krieges nicht gefühlt wie das übrige Deutschland, Torstenson wollte ihm einen Geschmack von dem unsäglichen Elende beibringen. Durch Brandenburg, das sich neutral hielt und Schlessien, das die Schweden gleichsam im Fluge eroberten, brach Torstenson in Mähren ein, eroberte Olmütz und machte Wien auf lozgehen. Die Kaiserlichen unter Erzherzog Leopold und Piccolomini trieben ihn aus Mähren und bald auch aus Schlessien. Nun überschwenkte er die Lausitz, nahm Guben und Bittau weg, vereinigte sich mit Königsmark, durchzog Sachsen und belagerte am 2. November (1642) Leipzig. So schnell als möglich folgte ihm der Erzherzog und Piccolomini mit ihren Truppen über Dresden und Meissen, und auf demselben Felde bei Breitenfeld, wo Tilly vor 11 Jahren seinen Siegerkranz gegen Schweden verloren, kam es am 23. October zur Schlacht. Die Kaiserlichen wurden gänzlich geschlagen und flohen nach Böhmen zurück. Leipzig war von Schleinitz und Brandorf befehligt, die Bürgerschaft so muthvoll und fest entschlossen, sich gegen die schwedischen Dränger bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Jedoch die beiden churfürstlichen Commandanten verriethen die Stadt und ihre muthige Bürgerschaft in aller Stille an die



Schweden, die am 27. November sich in Besitz Leipzigs setzten. Beide Verräther wurden später von Johann Georg zur Rechenschaft gezogen. Torstenson befahl den Leipzigern, das ganze schwedische Heer neu zu kleiden, ferner die Plünderung der Stadt mit 3 Tonnen Goldes abzukufen, zu welcher Summe auch die fremden in Leipzig Niederlagen und Comptoire habenden Kaufleute beisteuern mußten. Von dieser Besitznahme Leipzigs durch die Schweden an blieb es bis zum Ende des 30jährigen Kriegs in deren Händen. 1650, am 1. Juli erst verließen sie es. Sachsen gehörte nur halb seinem Churfürsten, die Schweden waren nicht unthätig, seitdem sie sich in Besitz des wichtigen Places, Leipzig, gesetzt hatten. Sie belagerten Freiberg vom 27. Decbr. 1642 an bis 17. Febr. 1643. Herrmann von Schweinitz war der brave Vertheidiger der alten Bergstadt, Piccolomini kam trotz dem Winter aus Böhmen zurück und entsetzte Freiberg. Er verlor an 3000 Pferde bei diesem Feldzuge durch die Strenge der Witterung. Der Churprinz und sein Bruder Herzog August, bewegt von dem Elende Sachsens, verhandelten mit Torstenson um einen Neutralitätsvertrag, jedoch da dieser Magdeburg, Wittenberg und Leipzig zur Sicherung des Vertrages und außerdem noch regelmäßige Verpflegung seiner Armee verlangte, blieben die Verhandlungen ohne Erfolg. Torstenson, der Sieger von Breitenfeld, hatte die kaiserliche Armee dermaßen geschlagen — 46 Kanonen, die Kanzlei und das Silbergeschirr des Erzherzogs und die ganze Bagage war in der Schweden Hände gefallen — daß sie einem starken Sturme jetzt wohl schwerlich widerstehen konnte. Er führte nun ein Meisterstück aus, welches Freund und Feind in Erstaunen setzte.

Von Freiberg durch Piccolomini weggedrängt, machte Torstenson eine Bewegung gegen die Oder, um sich durch die Garnisonen von Schlessen zu verstärken; aber mit Blitzesschnelle erscheint er plötzlich an der böhmischen Gränze, durchzieht dies Königreich und — entsetzte Olmütz in Mähren, dessen Besatzung von den Kaiserlichen hart bedrängt wurde. Ganz Mähren fiel in seine Gewalt. Torstenson glich dem Blitze, der kaum gesehen, auch schon, Vernichtung bringend, verschwunden ist. Ehe man sich's versah und, ohne eine Ursache zu erfahren, verließ er eben so plötzlich im September 1643 Mähren, täuschte durch falsche Marsche und Gerüchte die ihm nachfolgenden Kaiserlichen und führte ganz unerwartet seine Armee nach Holstein gegen die Dänen. Die Ausführung dieses Planes war in so wohlverborgenes Geheimniß geblieben, daß Niemand denselben auch nur im entferntesten ahnte. Es ist unserm Plane nach, die Ereignisse des 30jährigen Krieges, in soweit sie die sächsischen Gesamtlande betrafen, zu schildern, uns nicht vergönnt, Torstenson's dänischen Zug weiter zu verfolgen, da wir nothwendig

mehr Raum dazu bedürfen würden, als diese Lieferungen, deren Ende mit der nächsten erscheint, gestatten. Jedoch die Ursache, warum Torstenson feindlich gegen Dänemark austrat, muß erwähnt werden. Christian der Vierte hatte das Mittleramt gegen die Schweden übernommen und handelte sehr partheiisch, hinderte die schwedische Schiffahrt im Sund, beschwerte den schwedischen Handel mit Lasten und fügte der schwedischen Krone mancherlei Aergerniß zu. Vorauszusehen war, daß der Krieg nun bald seinem Ende entgegengehen müsse, und es galt deshalb, den nachtheiligen dänischen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu hindern, die Zahl der Eroberungen zu vermehren, um bei einem Friedensausgleich desto mehr behalten zu können. Torstenson führte dies glücklich und glänzend aus. Sachsen war nun zwar auf diese Weise von dem großen Kriege befreit; der kleine Krieg aber blieb, indem Churfürst Johann Georg die schwedischen Besatzungen aus seines Landes Gränzen zu vertreiben suchte. Die Kaiserlichen wurden durch Torstenson nach dem Holsteinischen gelockt, der schwedische Generalissimus ging ihnen entgegen und drückte sie den ganzen Elbstrom bis Wernburg hinauf, wo sie ein festes Lager bezogen. Johann Georg schickte seinen Verbündeten, den Kaiserlichen, seine Reiterei entgegen. Torstenson kam der Armee, die schrecklich von Hunger litt, in den Rücken und rieb sie fast gänzlich auf, die sächsische Reiterei, die er bei Züterbock einholte, theilte dies Schicksal. Dann rückte er vor Pegau im Decbr. 1644 und bezog in Sachsen Winterquartiere. Jetzt wurde das Land auf das Aergste heimgesucht. Torstenson wollte den Churfürsten zu einem Waffenstillstande zwingen, um ungehindert nach Oestreich vorbringen zu können. Johann Georg stemmte sich gegen Alles, was nur dem ähnlich sah; aber die Quäler im Lande trugen endlich das Ihrige bei, ihn zu diesem Schritte zu bringen.

Torstenson hatte einen seiner Untergenerale Axel Lilienstern in Sachsen, während er selbst an der Spitze von 16000 Mann und mit 80 Kanonen in Böhmen einbrach. Axel Lilienstern war der rechte Plagegeist für das arm gewordene Sachsenland, er ängstete es mit furchtbaren Contributionen. Ehe wir weiter in unsrer Schilderung der Begebenheiten fortfahren, wollen wir einen nothwendigen Blick auf die Noth des Landes selbst werfen. An der Schuldenlast von diesem schrecklichen Kriege her, zahlte man noch im Anfange unseres jetzigen Jahrhunderts ab. Im Ganzen kann man rechnen, daß Sachsen eine Million Menschen im Laufe dieses mörderischen Krieges durch Schlachten, Seuchen, Hungersnoth, Verzweiflung verloren hat. Am meisten litt das Erzgebirge und Vogtland wegen der Nachbarschaft mit Böhmen, zahllose Dörfer wurden niedergebrannt und sind aus Mangel an Geld und Ar-



beiterhänden nicht wieder aufgebaut worden. Man findet noch heut zu Tage einige Marken mit den Namen solcher verschwundenen Dörfer. Schon im Jahre 1640 ergab es sich auf dem Landtage zu Dresden, daß die Bevölkerung Sachsens um die Hälfte geschmolzen sei, ja in Dresden soll nur noch der fünfzehnte Hauswirth am Leben gewesen sein. In Schmiedeberg blieb von 400 Ehepaaren nur noch ein einziges übrig, Freiberg zählte früher 4000 wehrhafte Männer und besaß jetzt nur noch 500. Wittenberg hatte nicht nur seine Vorstädte, sondern auch 167 Häuser in der Stadt verloren, Pegau, dessen größter Theil schon zerstört war, wurde nur noch durch den Superintendent Lange gerettet, der mit 12 in weißen Hemden gekleideten Knaben unter Anstimmung des Liedes „Wenn wir in höchsten Nöthen“ sich in Lorstenons Lager begab und dort im Verein mit den armen Kindern Schonung der Vaterstadt erflachte. Zörbig war 45mal ausgeplündert worden. In Wahrenbrück, welches ganz ausgestorben war, grub die Frau des noch übrig gebliebenen und von der Pest hingerasteten Pastors diesem selbst das Grab, weil sich kein Mensch mehr dazu vorfand. Delitzsch, Adorf

waren über hundertmal ausgeplündert. Man floh in Wälder und Felsenklüfte, man hielt in Bärenhöhlen Wirthschaft, in unzugänglichen Schluchten wurden zuweilen Bettstunden gehalten. Die Erzgebirgischen flüchteten sich in die Schachten. Hunde, Katzen, Ratten galten als Leckerbissen, Aas und Menschenfleisch wurde verzehrt. In diesem Zustande des höchsten Elendes mußte die Sittlichkeit in den tiefsten Verfall gerathen. Die Söhne Johann Georgs und die sächsischen Unterthanen erhoben jetzt ihre Stimmen und bestürmten den Churfürst, mit den Schweden in Verhandlungen zu treten, um wenigstens die furchtbarste Noth, die im Lande herrschte, zu beschwören. Johann Georg zauderte so lange als nur möglich. Axel Lilienstern ängstete unterdeß das Volk bis zum Tode, er wußte, daß nur der höchste Grad des Elends die treuen Unterthanen vielleicht zu einem offenen Widerstreben gegen die Maßregeln ihres Regenten empören konnte und daher trieb er die Contributionen auch mit einer Strenge ein, daß die Aermsten verzweifeln mußten.

(Beschluß folgt.)

## Jakob Heinrich Graf von Flemming,

Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. Premier-Minister und General-Feldmarschall.

(Nebst einer Abbildung.)

Die Charaktere der hervorragenden Männer jeder Zeit zeichnen sich mehr oder minder durch Leidenschaften aus, welche als die einzigen und eigentlichen Triebfedern betrachtet werden müssen, denen sie ihren Ruf, ihren Ruhm, ihre Größe verdanken. — Der Name Flemming, obwohl sein Besitzer kein Sachse von Geburt war, hat doch einen so bedeutenden Einfluß auf das ganze Sachsenland geäußert, daß, wenn man an den unseligen Gedanken unsrer Fürsten, Polen als Könige zu regieren, nur je erinnert wird, auch unwillkürlich der Name Flemming's sich in diese Erinnerung hineinmischt, da er unglücklicherweise eng mit diesem traurigen Ehrgeiz, welcher unserem sächsischen Vaterlande so viele Millionen Thaler gekostet hat, verbunden ist. Sachsen blutete, um den Ruhm des Besitzes des polnischen Königsthrones seinen Fürsten zu erkaufen. Damals regierte der Despotismus, das Volk hatte keine Stimme — die Wohlthat constitutioneller Verfassung wäre als Schmähe betrachtet worden — die Zeit war finster und die Geister knechtisch, der vernünftigen Freiheit entbehrend. Doch wir wenden uns zu dem Manne, dessen Wirken damals außerordentlichen Ruhm einerntete, der mit einer großen Tapferkeit, schnellen Fassungskraft und unermüdblichen Thätigkeit, einen unbegrenzten Ehrgeiz verband. Jakob Heinrich

Graf von Flemming wurde am 3. März 1667 in Pommern geboren, sein Vater, Georg Caspar von Flemming, war Churf. Brandenburg. Geheimrath und Hofgerichtspräsident der Provinz Hinterpommern. Die Geschichtsschreiber und Genealogen damaliger Zeit, unwürdig bis zur Speichelleckerei, wenn es galt, großer Herren Stammbäume im höchsten Alterthume wurzeln zu lassen, überboten sich an Beweisen, daß die Flemmings aus Italien herstammten, Flaminii geheißten, in England, wohin sie ausgewandert, in der Landschaft Whigton sich angesiedelt, ihren Namen in Flemming umgewandelt, dann ein Zweig der Familie zu Karls des Großen Zeit sich in Flandern niedergelassen und Schloß Winighen bei Antwerpen erbaut hätten. Gewiß ist es, daß das niederländische, mit Abkömmlingen reich gesegnete Geschlecht der Flemmings sich in viele Länder Europas ausgebreitet, ausgezeichnete Staatsmänner hervorgebracht und in Pommern so bedeutende Besitzungen inne hatte, daß diese den sogenannten Flemming'schen Kreis bildeten.

Jacob Heinrich v. Flemming besaß noch zwei Brüder, die er an Talent und Glück überflügelte. Bald zeichnete sich Jacob Heinrich durch auffallende schnelle Fassungskraft aus, besuchte mehrere Universitäten, vorzüglich erwarb er sich in Holland einen Schatz von

\*



Kenntnissen und ging mit Prinz Wilhelm von Dranien 1688 nach England. Ein Jahr später, nachdem er die Universität Oxford besucht, kehrte er wieder zurück. Er hatte sich für die militärische Laufbahn entschieden und so wohnte er dem Bombardement der Festung Bonn, durch die Chur-Brandenburgischen Truppen, bei, folgte den Letzteren in die Niederlande und zeichnete sich in den blutigen Schlachten bei Fleury (1690) und bei Leusden (1691) durch Muth und Tapferkeit aus. Er avancirte schnell zum General-Adjutant bei dem brandenburgischen Heere, unter seinen Vetteren, den Generalen Spaan und Flemming, und wohnte als solcher der mörderischen Schlacht bei Heilbronn bei. Dann ging er mit den englischen Hilfsvölkern, unter Commando des Herzogs von Schomberg, nach Piemont. Dieser Kriegszug gegen die Franzosen lief sehr unglücklich ab, der französische Marschall Catinat schlug die saboyischen und Hilfstruppen dermaßen, daß der tapfere Anführer der Letzteren, nebst vielen hohen Offizieren, auf dem Felde blieb. Nach diesem unglücklichen Feldzuge finden wir Jacob Heinrich v. Flemming als Oberst und Generaladjutant des Churfürsten von Sachsen, Johann Georg IV., welcher, einem mit dem Kaiser geschlossenen Tractate zu Folge, 12,000 Mann Hilfsvölker gegen die Franzosen stellte. Der schnelle Tod dieses Churfürsten gründete Flemmings Stellung in sächsischen Diensten fest. Friedrich August, der Nachfolger Johann Georgs, ernannte ihn zum wirklichen Oberst eines Grenadierregiments, und als solcher begleitete ihn Flemming nach Ungarn, gegen die Türken, wobei Sachsen 8000 Mann dem Kaiser zu Hilfe stellte. Nach geendigtem Feldzuge besaß Flemming bereits des Churfürsten Gnade in so hohem Grade, daß er bei allen Staats- und Kriegsbegebenheiten von demselben zu Rathe gezogen wurde. Im folgenden Jahre, 1696, lieferte Churfürst Friedrich August den Türken bei Mlatzsch eine blutige Schlacht, die diese sich zurückziehen zwang, Flemming zeichnete sich besonders dabei aus. Zur nämlichen Zeit starb Johann III., aus dem Hause Sobieski, der Thron Polens war erledigt, und in Wien warf man als einen würdigen Nachfolger des verstorbenen Johann III., die Augen auf den Churfürsten von Sachsen, und Flemming ging mit geheimen Sendungen deshalb nach Polen. Dieß ging so geheim, daß weder die Polen, außer den Magnaten, mit denen Flemming conferirte, noch in Sachsen Jemand etwas davon ahnte — der Churfürst wurde unter den vielen Thronbewerbern als Don Livio Odeschalchi aufgeführt. Flemming besiegte die großen Hindernisse, die sich seinem Wirken entgegenstellten, der Churfürst änderte seinen protestantischen Glauben aus wahrer Erleuchtung, wie es hieß, und trotzdem daß der französische Prinz Conti wirklich in einer Versammlung des polnischen

Adels zum König ausgerufen und schon das Te Deum laudamus gesungen worden war, so siegte Flemmings Klugheit doch. Den 2. Januar 1698 hielt der Churfürst seinen Einzug als König in Warschau und den 18. März in Danzig. Dieß Königthum hat dem Sachsenlande viel, sehr viel gekostet, Blut und Geld. Wir wollen nichts über den Religionswechsel des Königs sagen, es ist darüber bereits schon so vieles geschrieben worden, und Sachsen selbst verschwand mit diesem königlichen Schritte aus „wahrer Erleuchtung“ aus dem Bunde der protestantischen Länder Deutschlands, welche die heilige Sache der Aufklärung zu vertreten hatten mit mehr oder minderm Eifer. Der ehrgeizige Flemming, der das ganze Vertrauen seines Herrn besaß, strebte nach Ruhm, ein Krieg mit Schweden, dessen kriegerisch gesinnter König Karl XII. ein schlimmer Feind war, entspann sich. Daß der Ausgang dieses Krieges kein sonderlich glänzender für den Polenkönig zu werden versprach, ging schon aus folgender Thatsache hervor. Liefeland wurde hart bedrängt von Schweden. Man sandte den Generalmajor Patkul, einen gebornen Liefländer und großen Feind Schwedens, mit 1500 Mann dahin ab, um den liefländischen Adel auf die polnische Seite zu bringen; indeß die Liefländer verstanden sich zu nichts und diese geringe Sympathie war eben kein gutes Zeichen für König August von Polen. Flemming war Groß-Stallmeister des Herzogthums Litthauen geworden, diese Würde und die Unzufriedenheit der französisch gesinnten polnischen Magnaten, welche mit dem Schwedenkönig Karl XII., der sich nun persönlich nach Liefeland auf den Kriegsschauplatz begeben, in heimlicher Correspondenz standen, und die Abneigung des polnischen Volkes gegen die Deutschen, ließen eben den König August, sowie seinem Vertrauten Flemming, keine sonderliche Ruhe genießen; bei dem Kriege gegen Schweden wurde auch keine Seide gesponnen, im Gegentheil, Karl XII. rückte auf polnischen Grund und Boden, da August, um nur das aufgebrachte polnische Volk zu besänftigen, seine deutschen Völker nach Sachsen geführt hatte. Diese deutschen Truppen wurden nun wieder nach Polen gerufen, Warschau war in der Schweden Hände, und eine Schlacht bei Binskow, zwischen August von Polen und Karl von Schweden, gab der Sache einen starken Ausschlag, die Schweden blieben Sieger. — Flemming ward von August nach dieser unglücklichen Schlappe als Gesandter an den dänischen Hof geschickt, nachdem er sich mit der Wittve des Fürsten Radziwil, eine geborene Gräfin Sapieha, vermählt hatte. Flemming verschwindet jetzt vom Kriegsschauplatze, war aber desto thätiger im Cabinet.

Karl XII. fand seinen Weg nach Sachsen, nachdem die sächsisch-russische Armee von dem schwedischen General Rheinschild bei Frauenstadt, jenseits



der Ober, total geschlagen worden war. Der Friede zu Alt-Ransbädt, unweit Leipzig, mit Schweden geschlossen, sah den General Flemming als wirklichen geheimen Staatsminister und im folgenden Jahre 1707 als Gouverneur von Dresden, an Stelle des Generals Zinsendorf. — Die Friedensbedingungen, welche Karl XII. Sachsen gestellt hatte, waren hart, und diese Ursache bot dem Staatsminister Flemming, bei der Anwesenheit des Königs von Dänemark am sächsischen Hofe, Gelegenheit, beide gekrönte Häupter gegen Karl von Schweden zu einem Bündnisse zu verleiten, der Churfürst sollte Polen wieder erobern und der Däne einen Einfall in die schwedischen Lande thun. Die für den Schwedenkönig unglückliche Schlacht bei Pultawa, wo derselbe als Flüchtling das Schlachtfeld verlassen mußte, schien für August von Sachsen ein höchst günstiges Zeichen, und so wurde das Unternehmen begonnen. Der Schwede lebte in Vender getrennt von seinem Lande, ohne Hilfsmittel, der Gnade des Sultans überlassen, und die Einnahme Polens ging trefflich von Statten; aber noch hatten die Schweden Pommern inne und deshalb vereinigte sich Rußland mit den Allirten zur Eroberung dieser Provinz und die Schweden wurden hinausgedrängt bis Stralsund und Stettin, welche beiden Städte sie besetzten. In dieser Periode, 1712, wurde Flemming zum General-Feldmarschall und dirigirenden Cabinetminister von August ernannt. Bei Gadebusch im Mecklenburgischen schlugen die Schweden die Dänen und einen Theil der sächsischen Armee so ziemlich auf's Haupt, indeß immer weiter in's Holsteinische gedrängt von den Allirten, mußte sich Steinbock, der schwedische General, in Lönningen ergeben. Jetzt schien ein Friede mit Schweden eine Wahrheit zu werden, doch eine sehr kurze Wahrheit — plötzlich verschwanden alle Friedensgedanken, denn Karl XII. kehrte (1714 im November) aus der Türkei zurück. Flemming hatte an ihm einen argen

Feind. Karl hatte schon früher vom Churfürsten seine Auslieferung verlangt, Flemming aber war damals nach Brandenburg geflüchtet, von wo er später nach Dresden zurückkehrte.

Die immerwährenden Unruhen in Polen ließen sowohl den König August als auch den General-Feldmarschall Flemming nicht des Lebens froh werden, das Streben des Letzteren, des Königs Macht in Polen zu erweitern, scheiterte, und Flemming selbst sah sich genöthigt, den Oberbefehl aufzugeben. Der unglückliche Gedanke, Besitzer der polnischen Krone zu sein, mußte mit zahllosen Opfern erkaufte werden. Das Volk haßte die sächsischen Truppen und Flemming hatte immerfort nicht etwa bloß mit der Feder, nein, mit dem Degen in Polen zu kämpfen, um die Aufstände der Conföderirten zu bewältigen. Im Jahre 1725 vermählte sich Flemming, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, mit der Prinzessin Thella von Radziwil, Tochter des Groß-Canzlers von Litthauen. Im Jahre 1728 reiste er mit einer geheimen Sendung nach Wien und starb daselbst am 30. April am Schlagflusse. Seine Leiche wurde nach Sachsen gebracht und dann in der Gruft seines Rittergutes Puzkau, 5 Meilen von Dresden, unter großer Feierlichkeit beigesetzt. — Auch in Dresden ließ der Churfürst für ihn Exequien halten, ein Zeichen, wie sehr er die Verdienste Flemmings anerkannte. — Der Verstorbene hatte eine fürstliche Hofhaltung geführt, obwohl er selbst für seine Person wenig auf Pracht gab. Meistens trug er sein eignes schwarzes, langes Haar, in welches ein oder zwei Knoten geknüpft waren; seine Gestalt war klein und gedrungen, sein Gesicht ernst mit feurigem Blick. Seine Lebensweise war fast immer eine bewegte und vergönnte ihm nicht auf seinen großen Besitzungen viel der Ruhe zu pflegen. Sein einziger Sohn starb bald nach ihm, und so erlosch der Name des Flemmingschen Grafengeschlechts in Sachsen.

## Samuel Christian Friedrich Hahnemann,

der Reformator der Arzneikunst.

(Mit einer Abbildung.)

Gewiß giebt es keinen Leser dieses Werkes, welchem der Name Hahnemanns fremd wäre — er gehört zu jener Zahl Männer, deren Streben ein redliches und der Welt segensbringendes war, deren Geist sich den starren Fesseln des Alten entwand, sie zerbrach und seinen Anschauungen, seinen Erfahrungen Bahn brach. So etwas kann den Verhältnissen nach nie ohne großen Kampf, ohne Ueberwindung außerordentlicher Hindernisse geschehen, das Alte macht stets dem Neuen den Sieg streitig, das Dunkel kämpft gegen das Licht, die Verblendung gegen die Vernunft.

Dies ist eine zwar traurige Wahrheit; aber Niemand kann sie hinwegstreiten, sie hat sich seit den ältesten Zeiten her bewährt und die Zukunft, mag sie noch so sehr erleuchtet sein, wird noch oft den Kampf des Alten gegen das Neue sehen. Derjenige, welcher in der ärztlichen Welt einen solchen Kampf hervorrief, war Samuel Christian Friedrich Hahnemann. Das freundliche Meißen an der Elbe ist der Geburtsort desselben, am 10. April 1755 erblickte er das Licht der Welt, sein Vater, ein Porzellanmaler in der dortigen, zu jener Zeit noch in weit höherem Ruf



als jetzt stehenden Porzellanfabrik, indem damals noch nicht an die Berliner Fabriken und dergleichen gedacht wurde, ließ ihm, obwohl er unbemittelt war, doch mit Ausbietung alles seines Verdienstes, eine sorgfältige Erziehung geben. Dieser väterlichen Liebe hat der später berühmte Sohn alles zu danken, sie war die erste Sprosse zu der Leiter seines Ruhmes. Samuel besuchte die dasige Fürstenschule. Schon in diesen Jahren, wo doch noch der junge Keim der Jugend gährt und die meisten jungen Leute sich der Lust und den Vergnügungen hingeben, die ihrem Lebensalter so sehr angemessen ist, zeigte Samuel einen unwiderstehlichen Drang, sich in den Wissenschaften zu unterrichten, er arbeitete so anhaltend, daß er in eine abzehrende Krankheit fiel, die seine junge und allzusehr angestrenzte Lebenskraft gänzlich aufzureiben drohte — indeß er wurde dem Leben erhalten, und die Folge dieser Krankheit ward das Resultat seines ganzen Lebens, er widmete sich nun dem Studium der Medicin, die er an sich selber als eine so wohlthätige Wissenschaft hatte erkennen lernen. Er überwand durch seinen Fleiß, durch die Liebe zur Wissenschaft das größte Hinderniß, welches einem wißbegierigen Jünglinge nur je entgegen treten kann, nämlich die Mittellostigkeit, er war gezwungen auf der Universität zu Leipzig, da ihn sein Vater nicht zu unterstützen vermochte, durch Nebenarbeiten sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, gewiß eine sehr schwere Aufgabe für einen jungen Menschen, dessen Geist nicht abgestumpft für die Freuden der Jugend ist. Seiner großen Sparsamkeit hatte er es allein zu danken, daß er seine Studien in Wien fortsetzen konnte, er hatte sich durch Uebersetzungen englischer, medicinischer Schriften so viel errungen, um in Wien die Kosten seines Aufenthalts bestreiten zu können. Diese Sorgen und Arbeiten für seine materielle Existenz hinderten ihn nicht, seinen Geist anzubauen und daß man schon in Wien auf ihn aufmerksam wurde und seinen Kenntnissen, seinem Streben, sich zu einem tüchtigen Manne zu bilden, der dereinst der Menschheit nützlich werden wollte, Anerkennung zu Theil werden ließ, beweist die Stellung, welche ihm Baron von Brückenthal, der Statthalter Siebenbürgens, der ihn in Wien kennen lernte, antrug und die er auch annahm. Er wurde bei dem Baron Hausarzt, Bibliothekar und Ordner seines Kabinetts antiker Münzen, was ihn jedoch nicht abhielt, in Hermannstadt, der Siebenbürgischen Hauptstadt, wo der Baron domicilirte, sich der Stadtpraxis zu widmen. Nach einigen Jahren wendete er sich jedoch wieder nach Deutschland zurück. Im Besitze eines, wenn auch nicht großen, doch hinlänglichen Capitals, um sich nicht allzugroße Entbehrungen auflegen zu müssen, ließ er sich in Erlangen nieder und hörte dort ein Jahr lang medicinische Collegia, ward daselbst im Jahre 1779 Doktor, wendete sich dann ins

Mansfeldische, später ins Dessauische, wo er als praktischer Arzt lebte. Einige Zeit später wurde ihm das Physikat zu Gommern angetragen, dem er aber bald wieder entsagte. In diese Zeit fällt der Wendepunkt seiner geistigen Wirksamkeit. Ein Mann, wie Samuel Hahnemann, dem die Wissenschaft das Höchste ist und Forschung die Leiter zur wahren Erkenntniß derselben, fand sich bald in Zwiespalt über die Unzuverlässigkeit der Arzneikunde versetzt, er zog sich fast gänzlich von der Praxis zurück und widmete sich der Chemie und der Schriftstellerei. Er wendete sich später nach Leipzig und überließ sich dort gänzlich seinen Forschungen.

Wir entwerfen hier ein Bild des Kampfes zwischen der alten oder sogenannten allopathischen und der neuen Hahnemannschen oder homöopathischen Heilkunde, indem wir glauben, daß es dem Leser nicht uninteressant erscheinen dürfte, eine partheilose Schilderung dieses Kampfes, der auch jetzt noch fort dauert, zu lesen, um so mehr, als wohl jeder Mensch in die Nothwendigkeit versetzt ist, einmal im Leben wenigstens dieser oder jener in vorkommenden Krankheitsfällen sich zu vertrauen. Die alte Heilart stützt sich auf den Satz „*contraria contrariis curantur*“ das heißt, Gegentheile heben Gegentheile auf, das Hahnemannsche Heilsystem stützt sich auf den „*similia similibus curantur*“ Aehnliches mit Aehnlichem zu vertreiben. Die Anhänger Hahnemanns weichen in manchen Beziehungen von den von ihm angestellten Beobachtungen ab, obwohl sie, wie er, den Grundsatz festhalten, daß eine Arznei, welche einen kranken Körper heilen soll, in einem gesunden Körper alle jene Krankheits Symptome hervorbringen muß, die der Kranke zeigt und mithin ein ähnliches Leiden das andere aufhebt. Also die Arzneien, welche Gesunde krank zu machen vermögen, müssen Kranke, die an den sich zeigenden ähnlichen Uebeln leiden, heilen. Daraus entsteht natürlich eine Kenntniß der Wirkungen der Arzneistoffe, ja sie ist unbedingt nothwendig, um homöopathisch zu heilen, da jede Arznei eine Erst- und Nachwirkung hervorbringt. In der That mangelte diese Kenntniß den allopathischen Aerzten, indem sie eine Menge Ingredienzien zusammenschmiedeten, um eine Medicin zu bereiten. — Die Homöopathie ist die Ursache, daß dies Verfahren glücklicherweise vereinfacht wurde. Der Allopath geht von dem Grundsatz aus, daß der Arzt nur dann heilen kann, wenn er eine genaue Kenntniß von dem Bau, Beschaffenheit und Verrichtungen des menschlichen Körpers habe, er verwirft jedes System in der Medicin; der Homöopath dagegen behauptet, daß die den Krankheits-Symptomen zu Grunde liegende innere Veränderung des Organismus dem Auge des Arztes stets unsichtbar bleibe. Welche von beiden Heilarten auch die Wahrheit auf ihrer Seite hat, so verdient doch die



Homöopathie, die Erfindung Hahnemanns, schon deswegen Dank, indem sie eine Wohlthat für die leidende Menschheit geworden ist, da sie zu vielfachen, die Vervollkommnung der Wissenschaft im Allgemeinen fördernden Untersuchungen und Verhandlungen Veranlassung gegeben, daß sie die Kenntniß der Wirkungen der Arzneistoffe vermehrt und den Arzneischatz auf diese Weise bedeutend bereichert hat. Die Gegner der Homöopathie haben öfters viel Spott mit derselben getrieben, indem sie die Anwendung der Arzneien derselben in Decilliontheilchen lächerlich machten und sie sogar beschuldigten, daß sie eine Giftpraxis sei. Diese letzte Beschuldigung ist selbst von den Anhängern der alten Heilart, welche nicht so verblendet waren, Alles in ein Bad zu schütten, als ungereimt betrachtet worden. Ferner werfen die Allopathen den Homöopathen vor, daß deren Heilart das Grab der Wissenschaft werde und die Kunst zum Handwerke herabwürdige, indem der homöopathische Arzt keine Kenntnisse der Anatomie, Physiologie u. s. w. bedürfe, da er nie nach der Ursache der Krankheiten, sondern nur nach deren Symptome heile, also die Causalfrage ganz unberücksichtigt lasse. Aber auch diese Beschuldigungen zerfliegen, denn in neuerer Zeit haben sich die homöopathischen Aerzte durch Schriften und ärztliche Journale auf dem Felde der Wissenschaft rühmlichst ausgezeichnet. Der Streit, den die beiden Heilarten hervorgerufen haben, gab öfters Stoff zu herzlichem Gelächter des Unbefangenen, die erbitterten Gegner bürdeten einander alles Mögliche auf und ergingen sich zuweilen in eben nicht saubern Vorwürfen. Man kann sich also denken, wie Hahnemann zu kämpfen hatte und wie Alle über ihn herfielen, indeß, er ließ nicht ab und führte den Kampf als Mann, der sich auf seine Wissenschaft stützt. Sein erster homöopathischer Versuch an sich selber fand statt, als er Cullens „*materia medica*“ übersehte. Dessen auf Stelzen gehende Erklärung der fiebervertreibenden Kraft der Chinarinde, verleitete ihn, auf dem Erfahrungswege zu ermitteln, worauf diese Kraft eigentlich beruhe. Er nahm als Gesunder eine ziemlich starke Dosis Chinarinde selbst ein und fand, daß sie das kalte Fieber, ähnlich dem Sumpfwegsieber hervorbringe. Dies war für ihn ein Wink der Natur, den er nicht unterließ bei seiner nun erneuerten Praxis auszubenten. Er praktisirte theils in dem Heil-institute für Wahnsinnige zu Georgenthal im Gothaischen, wo er den über Kogebues Pasquill „*Wahrheit mit der eisernen Stirn*“, wahnsinnig gewordenen Klockenbringer gänzlich herstellte, theils zu Braunschweig (1794) theils zu Hamburg. Er versuchte die Wirkungen der einfachen Arzneistoffe an sich und den Seinigen und erwarb sich dadurch natürlich bedeutende Kenntnisse derselben. Von Hamburg aus kehrte er nach Sachsen zurück, ließ sich erst in Eilenburg, dann in Torgau

nieder, wo er praktisirte. Von hier sandte er seine berühmte Schrift „*Organon der Heilkunde*“ in die Welt, eine Masse Gegenschriften wurden dadurch hervorgerufen. Die heftigste Leidenschaft ward rege, je mehr Erfolg seine Heilkunst hatte, und die Apotheker Sachsens, die sich durch Hahnemann in ihrem Erwerb gefährdet sahen, gingen die Regierung an, ihm das Geben der Arzneien (die er selbst bereitete) an seine Kranken und an Auswärtige zu verbieten. Daß dies Verbot betreffende Rescript erfolgte im December des Jahres 1820 und es galt eben so viel für diesen Mann der Wissenschaft, wie eine Verbannung aus seinem Vaterlande Sachsen — er konnte ja seine neue Heilkunst nicht üben, wenn er keine Arzneien geben durfte — was sollte er also noch in seinem Vaterlande? — Gewiß war diese Handlungsweise der Regierung gegen einen Mann wie Hahnemann sehr zu beklagen und wir kommen auf den bereits ausgesprochenen Satz zurück, daß das Neue stets einen lebhaften leider Gottes oft unvernünftigen Widerstand erdulden muß. Wie beschämend ist es für das Königreich Sachsen gewesen, daß der Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen, der Besitzer eines so kleinen Fürstenthumes, dem Vertriebenen eine Freistätte in seiner Residenz gab und in Anerkennung seiner Verdienste ihm den Hofrathstitel verlieh. Das war ein kleiner Fürst! aber er schätzte das Neue, weil er es als gut anerkannte — Ehre ihm! Ehe wir weiter schreiten, wollen wir eine Schilderung Hahnemanns vor dieser Verbannung aus seinem Vaterlande hier aufführen, welche dem Werke Brunnows „*Ein Blick auf Hahnemanns Leben*“ entnommen ist, da dieselbe wohl am Besten den Eifer darstellt, mit dem sich die Anhänger von dessen Heillehre derselben ergeben. Hahnemann lebte damals in Leipzig, wo das verwichene Jahrhundert noch durch mehrere Professoren und Magistri sich repräsentirt sah. Die altfränkische Kleidung spielte damals noch eine ziemliche Rolle und man erblickte manchen dieser hochgelehrten Herren in derselben mit Frisur und Haarbeutel einherstolziren, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe fehlten diesem Costüm natürlich nicht, während sich die flotten Burschen der Landsmannschaften im Husarendollmann und in treffensbesetzten Pantalons oder im ledernen Beinkleide mit Dragonerstiefeln und klirrenden Sporen renommirend umhertrieben. Im Hahnemannschen Hause herrschte ein ganz eigenthümliches Treiben. Die Mitglieder der Familie, die Patienten und die akademischen Zuhörer lebten nur für eine Idee — für die Homöopathie. Die vier erwachsenen Töchter halfen dem Vater bei seinen Arzneibereitungen und versuchten eben so willig wie die Hahnemann ergebenen Studenten an sich selbst die Wirkungen der Arzneistoffe, welche natürlich mit Vorsicht angestellt wurden, damit sie Niemand nach-



theilig wurden. Alles was sich damals zu Hahnemann hielt, war Gegenstand des bespöttelnden Witzes, ja sogar des eifrigsten Hasses, ein Grund, um dessen willen die Anhänger Hahnemanns um so fester zusammenhielten und mit erhöhter Pietät an ihrem Lehrer hingen. Es ist nicht allein nothwendig, die Thaten berühmter Männer kennen zu lernen, sondern man muß sie auch in ihrem häuslichen Leben sehen, wo sich ihr Gemüth und Charakter frei von allem Außenzwange entfaltet. Mitten in dem lebenslustigen und eleganten Leipzig zeichnete sich die Familie Hahnemanns durch besondere Einfachheit aus, die vier Töchter gingen einfacher gekleidet als die Töchter eines Handwerkers, nahmen an keinem öffentlichen Vergnügen Theil und unterzogen sich den geringsten häuslichen Geschäften mit Heiterkeit. Weniger Freude genoß er an seinem einzigen Sohne, der die Kunst seines Vaters mit Eifer studirt und bereits als junger Arzt mit vielem Glück praktizirte, zugleich aber so tolle Streiche im sächsischen Erzgebirge gemacht hatte, daß ihm nichts übrig blieb, als auszuwandern — er ging nach England, wo er sich in verschiedenen Orten umhertrieb. Hahnemann sprach nie von ihm, er hielt streng auf kindlichen Gehorsam, indem seine Töchter Musterbilder waren. Nur eine Person wußte nichts von Gehorsam, und das war Hahnemanns Gattin. Diese große wohlbeleibte Frau wiederholte in ihrer Person das Beispiel der Kantippe, wie es die Gattin des berühmten Malers Albrecht Dürer gegeben hatte, sie übte den nachtheiligsten Einfluß auf Hahnemann aus. Die Abendstunden von 8 bis 10 wurden im traulichen Kreise zugebracht. Alle Freunde und Schüler hatten bei ihm freien Zutritt und waren bei Tabak und Leipziger Weißbier fröhlich und guter Dinge. Im Mitte des Zirkels saß Hahnemann, die lange Türkenpfeife in der Hand, auf seinem bequemen Lehnsstuhl. Silberfarbige Locken umringten die hohe gedankenvolle Stirn, unter der die geistreichen Augen mit durchdringendem Feuer hervorblitzten. Sein Gesicht hatte einen ruhig forschenden großartigen Ausdruck. Nur selten wechselten die Züge des feinen Humors mit denen eines tiefen Ernstes, der auf viele überstandene Leiden und Kämpfe hinwies. Seine Haltung war straff, sein Gang fest, seine Bewegungen kräftig, nichts verrieth den hochbetagten Sechsziger als sein weißes Haar. Stets zeigte er sich im dunkelfarbigem Leibrock, kurzen Beinkleidern nach der alten Mode und Stiefeln. Im Hause jedoch liebte er die Bequemlichkeit eines buntgeblühten Schlafrocks, gelben Pantoffeln und seines schwarzen Sammetkappchens. Die einzige Ausnahme, die er sich von seiner strengen Diät erlaubte — er genoß bei einer äußerst frugalen Kost nur Wasser, Milch und Weißbier — war der Genuß des Rauchtabaks. So schildert ihn Brunnow, und

wir mochten unsern Lesern diese Schilderung aus dem Grunde nicht vorenthalten, weil es Pflicht für den Biographen ist, auch die kleinen Nuancen in dem Leben berühmter Männer nicht zu übergehen, da sie oft nicht wenig zu dem Charakter des ganzen Bildes beitragen. — Das königliche Rescript, welches Hahnemann zum Vortheil der Apotheker aus Sachsen vertrieb, schien für die neue Heilart ein Todesstoß zu sein, ihre Gegner jubelten schon. Besonders war der erfolgte Tod des österreichischen Feldmarschalls Fürst von Schwarzenberg eine Ursache, welche dies Rescript herbeiführte. Das Selbstdispensiren der Arzeneien hatte eine Anklage gegen ihn bei der medicinalpolizeilichen Behörde bewirkt, die Entscheidung des Gerichts fiel dahin aus, daß Hahnemann, den bestehenden Gesetzen gemäß, die Heilmittel aus den privilegierten Apotheken verschreiben solle. Natürlich legte wider diesen Bescheid der Reformator der Heilkunde Appellation ein, die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Um diese Zeit kam der schon erwähnte österreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg nach Leipzig. Dieser alte Held des deutschen Befreiungskampfes litt nächst andern chronischen Leiden, an einer apoplektischen Lähmung der rechten Seite des Körpers und hatte vergebens die Hülfe der berühmtesten Aerzte in Anspruch genommen. Nur die Homöopathie war noch unversucht, und um sich der Behandlung des Begründers der neuen Heilmethode anzuvertrauen, war der Fürst nach Leipzig gekommen. Gewiß war dies für Hahnemann ein höchst ehrenvolles Vertrauen und die nächste Folge war, daß der Fortgang des Apotheker-Prozesses wider ihn aufgehoben wurde, denn es ging unmöglich, daß man einen Mann in Verabreichung der Medicin beschränkte, dem sich Fürst von Schwarzenberg als einem Retter anvertraute. Zu allgemeinem Erstaunen besserte sich das Befinden des kranken Feldmarschalls von Woche zu Woche. Nach einigen Monaten sah man den kranken Fürsten sogar bisweilen spazieren fahren, indeß die Heilkunst vermag wohl, unterstützt von strenger Diät, die Lebenskräfte eine kurze Zeit noch aufrecht zu erhalten, aber sie ist nicht im Stande, einen dem Tode bereits verfallenen Kranken völlige Gesundheit zu geben und seinen Untergang zu entfernen. Die innere Zerstörung edler Organe war unheilbar und die alten Leiden kehrten mit desto größerer Heftigkeit bei dem Fürsten zurück, der denselben endlich erlag. Schwarzenberg starb in Leipzig, wo er 1813 im nämlichen Monat als Sieger eingezogen war. Jetzt erhoben sich Hahnemanns Feinde, die bisher still geschwiegen und die abgeschmacktesten, lächerlichsten Beschuldigungen und Anklagen überströmten ihn, obwohl die Section des Leichnams es unläugbar bewies, daß keines Arztes Kunst den Kranken zu heilen oder nur länger zu erhalten im Stande



gewesen sein würde. — In Rötzen lebte der alte würdige und so verfolgte Reformator der Heilkunde ruhig, obwohl die Kleinheit des Ortes ihm wenig Gelegenheit zur Praxis gab. Sein Ruf steigerte sich von Tag zu Tage. Aus allen Gegenden Europas erhielt er Briefe von Leidenden und die lebhafteste Correspondenz nahm die Stunden seiner Zeit in Anspruch, welche ihm die Krankenbesuche übrig ließen. Er hatte die Freude, zu erfahren, daß selbst ältere Aerzte die bisherige Heilmethode verließen, um in seine Fußstapfen zu treten. Seine schriftstellerische Wirksamkeit war trotz seiner hohen Jahre noch nicht geendet. Das kleine Rötzen sah 1829 ein seltenes Fest. Aerzte aus vielen Ländern fanden sich daselbst ein, denn es galt das fünfzigjährige Doktorjubiläum Hahnemanns zu feiern, der 74jährige Greis war noch so rüstig und so heiter wie der Jüngste unter ihnen. Von nun an fanden in Rötzen Versammlungen homöopathischer Aerzte statt. Den Anfeindungen der alten medicinischen Schule muß es größtentheils zur Schuld angerechnet werden, daß Hahnemann die Theorie seiner Heilmethode immer mehr auf die Spitze trieb, sich stets wegwerfender über die Leistungen der bisherigen Heilkunst aussprach und sich in Extravaganzen erging, die seiner eigenen Lehre bald den Untergang gebracht hätten, wenn sich nicht ihrer verständige Aerzte angenommen und gegen Hahnemann, ihrem genialen Erfinder, selbst vertheidigt und diese gerettet hätten. Es liegt etwas Tragisches darin, daß der Haß gegen die alte Medicin, in der er doch die Grundlagen seiner Kenntnisse erworben, diesen Mann des Forschens so weit trieb, seine eigene Schöpfung dem Ruin nahe zu bringen und die Homöopathie zum Gegenstand des Spottes für seine Gegner zu machen. So bildete sich denn eine neuere homöopathische Schule, die von Hahnemann selbst eine Menge Anfechtungen erlitt, ihn aber überlebte und noch jetzt fortblüht. Mit vielen seiner Freunde, die seine zu weit getriebenen Schlüsse nicht billigten, brach er gänzlich, auf Viele, die sich einer gemäßigteren Ansicht, das heißt der neueren homöopathischen Schule hingaben, schleuderte er förmlich den Bannstrahl und bald würde der alte greise Re-

formator der Heilkunde isolirt dagestanden haben, denn seine Gattin war gestorben, wenn nicht ein ganz besonderes Ereigniß ihn wieder, so zu sagen, in Ruf gebracht hätte. Im Jahre 1835 erschien eine geistreiche und liebenswürdige Französin, Melanie d'Hervilly, in Rötzen, um sich der Heilmethode Hahnemanns anzuvertrauen, da sie bereits, aber vergeblich von vielen berühmten Aerzten behandelt worden war. Die Kur gelang und Melanie d'Hervilly reichte dem alten Priester des Aesculap aus Dankbarkeit ihre Hand. Er zählte 80 Lebensjahre, sie einige dreißig. Mit ihr siedelte er nach Paris über, wo er allgemeines Aufsehen erregte. Er endete am 2. Juli 1843 seine lange mühselige und von vielen Kämpfen bewegte Laufbahn. Seine Gattin, von ihm unterrichtet in der Bereitung der Arzneistoffe und in der Kenntniß der Krankheiten, setzte nach seinem Tode die Heilkuren fort. Die Academie in Pennsylvanien verlieh ihr den Doktorgrad. Wir schließen die Lebensbeschreibung Hahnemanns, den wir, ob wir dieser oder jener Heilart zugethan sein mögen, doch stets mit Stolz einen würdigen, verdienstvollen Sohn unsers theuren sächsischen Vaterlandes nennen müssen. Ueber sein Grab hinaus blüht die neuere homöopathische Schule fort in den meisten Ländern Europa's, Amerika hat ihm ebenfalls seinen Beifall gezollt und zu hoffen ist es, daß sich, wenn auch erst später, die Aerzte aller Heilarten, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, dereinst die Hände reichen werden, um im Interesse der Leidenden Menschheit und im Interesse der göttlichen Kunst, ohne Parteilichkeit, nach dem schönsten aller Ziele gemeinschaftlich zu streben, Hülfe zu bringen denen, die der Hülfe bedürfen, denn der Beruf eines Arztes ist ein hoher göttlicher, er soll ein Trostesengel sein in den Stunden der Gefahr am Lager des Kranken und sein Herz frei von aller Feindseligkeit, er soll ein Mensch sein, der da Mitleid fühlt und alle seine Kräfte anstrengt, das hohe Ziel, die Genesung des Patienten zu erstreben. In der Wissenschaft ist jeder Rückschritt ein großer Verlust, und jeder Fortschritt, jedes wackre Streben eine Segnung für die Welt.

## B e r g s t a d t B s c h o p a u .

(Mit einer Abbildung.)

Das Erzgebirge bietet dem Freunde schöner, wilder Natur die herrlichste Augenweide. Reich an Schönheiten, gewährt jeder erhabene Punkt eine wundervolle Aussicht, und es dürfte wohl wenige Reisende geben, welche nicht mit Entzücken sich der reizenden, romantischen Parteen erinnern, welche ihnen das Erzgebirge gewährte. Von der Mittag-, Morgen- und Mitternachtsseite ist Bschopau, die Bergstadt, von hohen Gebirgen eingegürtet, gegen Abend, nach Chemnitz zu,

liegt es, der entfernteren Anhöhen wegen, etwas freier. Der Anblick der diese Bergstadt umgürtenden Gebirge bietet eine reiche Abwechslung an Wiesen, Ackerland und Waldungen, die überraschendsten Abstufungen eines reichen Farbenspielers. Der Fleiß der Erzgebirger spricht sich hier in Allem aus, was man nur erblickt in dieser großen Natur, ihre Thätigkeit sucht die Härte des kälteren Klimas unter unsäglichen Anstrengungen zu verringern.



Ueber den ersten Ursprung Zschopaus herrscht ein tiefes Dunkel, weil begründete Nachrichten darüber gänzlich fehlen, man nimmt jedoch an, daß diese alte Bergstadt bereits gegen Ende des 10ten Jahrhunderts entstanden sei. Der Wechsel der Völker, welche früher unser sächsisches Vaterland durchstreiften und bewohnten, macht es unmöglich, über den ersten Anbau der Städte etwas Bestimmtes zu erforschen. Der gesunde und fischreiche Zschopaufluß lockte jedenfalls zum Anbau von Hütten. In alten Urkunden wird Zschopau Zschachpe, Czopowe, Scopa, Tschoppe u. s. w. genannt, welches darauf hindeutet, daß die Hermunduren seine Gründer gewesen. Es liegt nach Herrn von Gerdsdorfs Berechnung 1031 pariser Fuß über der Meeresfläche, 35 Grad 44 Meilen in der Länge, 50 Grad 48 Meilen in der Breite. — Eine hölzerne Brücke führt vom linken Zschopauufer, auf dem die Stadt erbaut ist, zum jenseitigen Ufer. Zschopau besitzt ein Schloß. Es gehörte ehemals, bis zum Jahre 1485, zu der damaligen alten Herrschaft Wolfenstein und hatte ein Denen von Waldenburg zustehendes Amt, später bei der Erb-Landestheilung der beiden Brüder Churfürst Ernst und Herzog Albert kam es an den Meißner Erbtheil, gehörte Herzog Albrecht, der es in der Folge dem Amte Schellenberg (Augustsburg) zuschlug. Der Bergbau in der Zschopaugegend kann den alten Urkunden nach, welche darüber vorhanden sind, als im 13ten Jahrhundert entstanden, betrachtet werden, und es liegt die Gewißheit vor, daß er nicht ganz unbedeutend gewesen, jetzt jedoch ist der Bergbau der Zschopaugegend sehr gesunken und von keiner Ausbeute mehr die Rede. Man fördert jetzt zuweilen etwas Silberfahlerz und Silberbräune, der größte Theil der ausgebrachten Erze besteht nur aus grünem, weißem, braunem und schwarzen Bleispat und Bleiglanz, der gewöhnlich sehr arm an Silber ist, denn der Centner hält höchstens 3 Loth Silber, dagegen 30 — 45 Pfund Blei. Der ehemals sehr ergiebige Bergbau ist die Ursache, daß das Gebirge, trotz seiner Armuth an Ackerbau, ungemein stark bevölkert wurde, des Bergbaues reiche Ausbeute entschädigt die Bewohner durch guten

Verdienst. Die Weberei beschäftigte eine Menge Meister, die Zschopauer Strumpfwirker hatten sogar eine Art Berühmtheit erhalten und die Tuchmacher wetteiferten mit denen von Bauzen, Görlitz, Döbeln, Dschag u. s. w. Sogar das Brauwesen zeichnete sich vorthellhaft aus, denn das Zschopauer Bier wurde im Jahre 1732 als Tischtrunk an den Hof zu Dresden geliefert. Nach der neuesten Volkszählung vom 3. Decbr. 1846 hat Zschopau 6,716 Einwohner, woraus sich ergibt, daß die Einwohnerzahl seit der vor 3 Jahren stattgefundenen Volkszählung um 547 Seelen sich vermehrt hat. Den Nahrungsverhältnissen nach, zählt man daselbst 4 Spinnereien in Baumwolle, 1 dergleichen in Schaafwolle, 5 Gattun-Druckereien, 2 Schönfärbereien, 1 Bleiche, 1041 Webstühle in verschiedenen Stoffen, 35 Tuchwebstühle, 92 Strumpfstühle, 1 Tuchwalke und 2 Mahlmühlen. Zschopau besitzt einen Gewerbeverein, eine Sparcasse, einen Frauenverein, eine Liedertafel, und was wir nicht unerwähnt lassen wollen, da es der dortigen Armuth zum Wohle gereicht, eine seit Kurzem erst errichtete Suppenanstalt, die in diesem harten Winter und bei der Brod- und Kartoffeltheuerung wahrhaft segensreich wirkt, indem von derselben täglich 400 Portionen kräftiger und gesunder Suppe verabreicht werden.

Das Klima, obwohl durch die Urbarmachung vieler Waldstrecken, durch den rastlosen Fleiß der Bewohner des Erzgebirges etwas gemildert, vernichtet oft die Ernten und ruft Theuerung aller unentbehrlichen Lebensbedürfnisse in's Dasein, welche vorzüglich in den jetzigen Zeiten, wo der Verdienst durch die außerordentliche Concurrnz bedeutend geschmälert wird, tief in das innerste Leben der Familien eingreift. Jeder, welcher Gelegenheit hat, das Erzgebirge zu bereisen, veräume nicht die Aussicht vom Zschopauer Berge zu genießen. Hier entfaltet sich ein reizendes Gemälde vor den Blicken des Naturfreundes, — diese Fernsichten wechseln wie bunte, glänzende Bilder, welche vor dem Auge aufgerollt werden. Schloß Augustsburg präsentirt sich malerisch, und fröhlich überschweift der Blick die herrliche Gegend.

Mit der folgenden 18. Lieferung schließt das Werk „Sachsen, Sonst und Jetzt“, dessen Hauptartikel „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ den Lesern vielleicht einige belehrende Rückblicke auf die damaligen für unser sächsisches Vaterland so einflußreichen Begebenheiten gewährt hat. Wir glauben dies ganze rein historische Werk nicht würdiger beschließen zu können, als mit einer Lebensschilderung des tapfern Schwedenkönigs und einen kurzen Artikel über den Schwedenstein bei Lützen, welcher als Denkmal jener berühmten Schlacht, in der Gustav Adolf seinen Tod fand, für die Nachwelt bleiben wird. Das Portrait dieses königlichen Vertheidigers der protestantischen Sache und die Abbildung des Schwedensteins wird, wir hoffen es, dem geneigten Leser nicht unwillkommen sein als Andenken an einen wahren christlichen Helden, dem selbst die spätesten Nachkommen noch Bewunderung und hohe Ehrfurcht widmen werden.

#### Lithographirte Beilagen:

Jakob Heinrich Graf v. Flemming. — Samuel Christian Hahnemann. — Die Bergstadt Zschopau.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





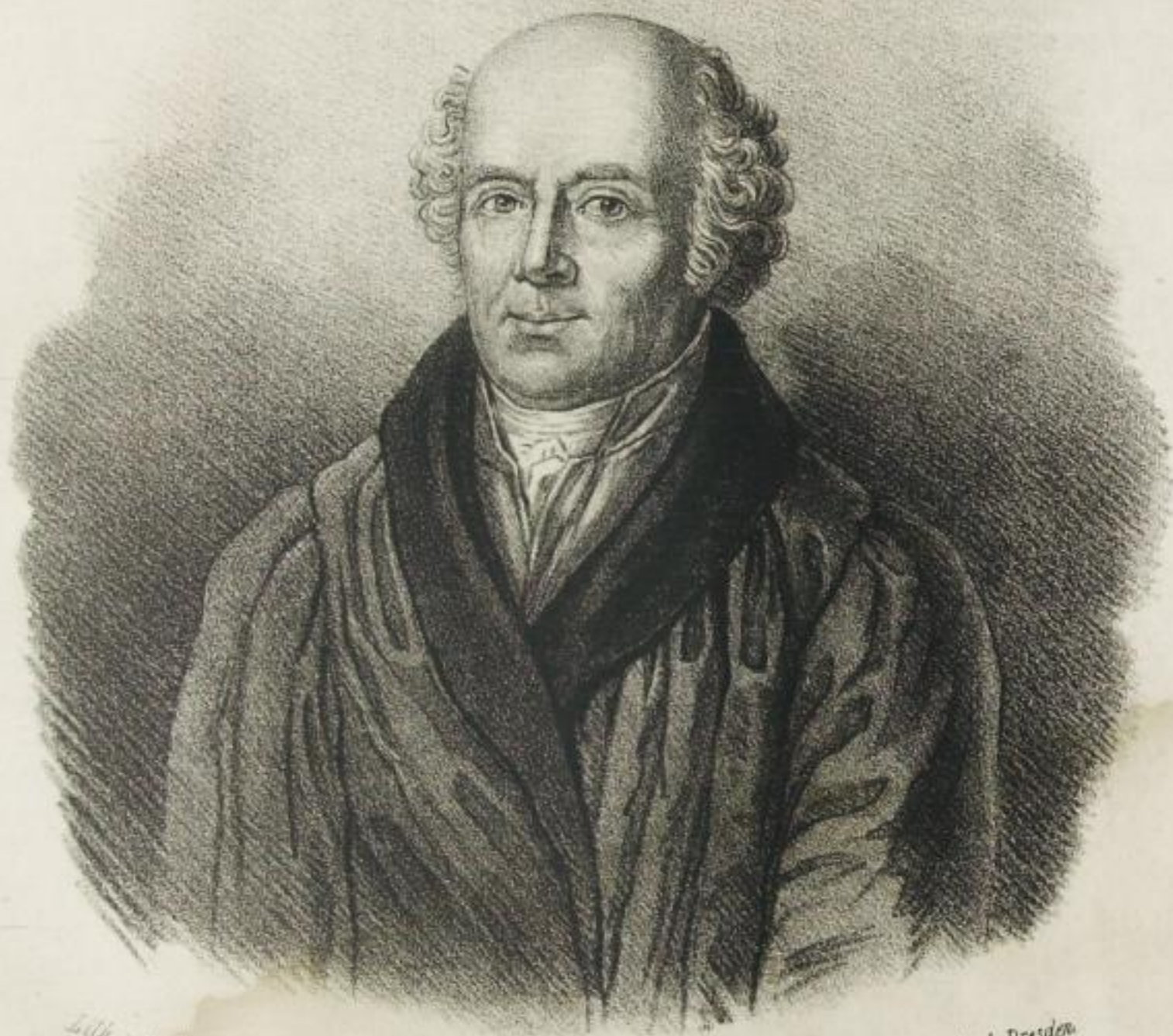
JACOB HEINRICH GRAF VON FLEMMING,

*K. Poln. u. Churf. Sächs. Premier-Minister und General-Feldmarschall.*









*Zeich. von M. Knäbig.*

*Druck v. C.A. Hähnel, Dresden.*

SAMUEL CHRISTIAN FRIEDRICH HERMANN

*Reformator der Arzneikunst.*





G.W. FREIHERR VON LEIBNITZ.

L. 19.





*Lith. v. M. Knäbig.*

*Druck v. C.A. Hahnke, Dresden*

## BERGSTADT ZSCHOPAU.









Lief. 18.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

### VI. Abschnitt. 1635—1650.

#### Sachsen neutral.

Wir müssen jetzt dem schwedischen Generalissimus folgen, da seine Eroberungen unmittelbaren Einfluß auf die Handlungsweise des Churfürsten von Sachsen hatten. Er rückte gegen Prag vor. Der Kaiser selbst eilte nach Prag, um durch seine Gegenwart seine Völker zu entflammen. Der General Hagfeld versammelte auf Befehl Ferdinands die ganze österreichische und bayerische Macht und stellte sie — das letzte Heer des Kaisers, der letzte Wall seiner Staaten — der eindringenden Schwedenarmee bei Jankowitz am 24. Februar 1645 entgegen. Diese Schlacht schien für die Östreicher im Voraus gewonnen, denn sie waren der überlegene Theil; aber Torstenson achtete sehr wenig auf die größere Massenzahl des Feindes, er schlug. Zweitausend Östreicher blieben auf dem Schlachtfelde todt, Hagfeld mußte sich mit 3000 Mann gefangen geben, der Kaiser entfloß eiligst nach Wien, nachdem er an einem Tage den besten General und das letzte Heer verloren hatte. Bald darauf standen die Schweden vor Wien. Johann Georg hatte immer noch auf kaiserliche Hülfe gerechnet, um Axel Lilienstern, diesen Bluteigel seines Sachsenlandes von sich abzuschüteln; die Nachricht von dem Siege der Schweden bei Jankowitz und die eben so schnell darauf folgende Gewißheit, daß sie jetzt vor Wien standen, brach endlich seine Hartnäckigkeit. Er ergriff das einzige Rettungsmittel was ihm blieb und schloß einen Waffenstillstand mit den Schweden auf ein Jahr. In der Dresdner

Hofburg hielt sich zu der Zeit ein kaiserlicher Gesandter auf, der den Churfürsten mit Bitten bestürmte, keinen Waffenstillstand mit dem Feinde einzugehen, ja der Kaiser hatte mehrere churfürstliche Räte im Sold, die bestochen von seinem Gold ihm alle Vorgänge am churfürstlichen Hofe meldeten und natürlich auch die nun beginnenden geheimen Verhandlungen mit Schweden. Ihre Namen sind: Sebottendorf, Metsch. Das Jahr 1645 zwang Johann Georg wider seinen Willen, Frieden mit Schweden zu schließen. General Königsmark eroberte Stadt und Schloß Meissen, den wichtigsten Elbpaf, und saß den Dresdnern so zu sagen fast auf der Nase, — Hoe von Hoenegg, der Hofprediger des Churfürsten, ein Mann, der stets mit Wiener Gold gespickt wurde und heftig gegen jede Unterhandlung mit Schweden zum Nachtheil des Churfürsten sich sträubte und dessen Stimme bei Johann Georg viel galt, starb glücklicherweise am 4. März dieses Jahres und nun noch die Nachricht, daß das mit Churfachsen nah verwandte Dänemark am 13. August gezwungen war, zu Bremsboor mit Schweden Frieden zu schließen — dies alles verbunden mit den Bestürmungen seiner Unterthanen veranlaßte Johann Georg zum Abschluß eines sechsmonatlichen Waffenstillstands mit dem in seinem Lande übel hausenden Feinde, obwohl er sich nur mit großer Betrübnis seiner Seele dazu entschloß. Dieser Vertrag kam am 27. August 1645 zu Köpichenbroda bei Dresden zu Stande. Der Inhalt desselben war folgender: Der Churfürst zahlte an die Schweden monatlich 11,000 Thaler und einige Naturalien, räumte ihnen die alleinige Besetzung



Leipzig und die Mitbesetzung Torgaus ein, gewährte ihnen den dasigen freien Elbpaß und überhaupt freien Durchzug durch Chursachsen, erhielt dafür aber alle besetzten Städte außer Duerfurt und Leipzig zurück. Die Schweden gestatteten ihm, daß er seiner Pflicht als Reichsfürst gemäß dem Kaiser drei Regimenter zur Armee stellte, dagegen nahm er auch die Verpflichtung auf sich, keiner Partei, welchen Namen sie auch führe, Verbindungen in seinem Lande anzustellen. Durch diesen mangelhaften Vertrag rettete Johann Georg einen großen Strich, 8 Meilen in der Runde um Dresden herum, der schon zur Verwüstung von den Schweden bestimmt gewesen war. Während der Churfürst von Sachsen, der letzte Freund des Kaisers, von diesem seiner selbst willen abfiel, sah es gar mißlich um Oestreich aus. Außer den Schweden, die Mähren ängsteten und starke Miene auf Wien zeigten, erhob sich am Thore des Reiches ein neuer Feind, die Franzosen unter Turanne; Bundesgenossen der Schweden, bei Lutlingen total geschlagen, lieferten sie vor Freiburg den österreichisch-bayerischen Heere eine so mörderische Schlacht, daß alle Städte am Rhein sich den französischen Siegern unterwarfen. Das war für Oestreich allerdings eine sehr traurige Aussicht, indeß es sollte nicht untergehen. Torstenson hatte auf den Beistand der Siebenbürger unter Ragotsky gerechnet; aber diese waren halb wilde barbarische Horden, die nur im Verwüsten Ruhm suchten. Sie entzogen durch ihre Plünderungen dem schwedischen Heere die Mittel zur Subsistenz, und Torstenson sah sich gezwungen, da seine Truppen noch obendrein durch Krankheiten und Hunger sehr geschmolzen waren, seiner Unternehmung auf Oestreich und Mähren zu entsagen. Obgleich das Ende dieses Feldzugs Torstenson's nicht dem auffallend glücklichen Anfang desselben entsprach, so waren seine Wirkungen doch nicht verloren, der Kaiser hatte erkennen lernen, auf wie schwachen Füßen die Macht Oestreichs stand und dies stimmte ihn zu einer Nachgiebigkeit, besonders da die Franzosen siegreich vom Rheine heran manövrirten. Schlachten und kleine Gefechte wurden in Baiern, Schwaben, Hessen geliefert zwischen der französisch-schwedischen Armee und der österreichisch-bayerischen, welche Letztere von dem ruhmwürdigen General Mercy angeführt wurde, das Glück zeigte seine Banner bald zu Gunsten dieser, bald jener Partei — Chursachsen blieb zum größten Aerger der Kaiserlichen neutral, der sechsmonatliche Waffenstillstand wurde von Zeit zu Zeit verlängert, was die Schweden sehr zufrieden waren, da sie auf diese Weise in Sachsen einen Haltplatz hatten, einen Hafen, in dem sie sich vor den argen Kriegsstürmen, die in Deutschland brausten, schirmen und ausruhen, neue Kraft schöpfen konnten. Ferdinand III. ließ nichts unversucht, den Churfürsten dahin zu bewegen, seinem hartgepreßten Lande die Segnungen der

Ruhe wieder zu entziehen und aufs neue die Kriegsfurie in demselben zu entzünden. Er suchte ihn durch das Versprechen, einem seiner (Johann Georg's) Söhne das Herzogthum Schweidnitz in Schlesien abzutreten, wenn der Churfürst den Schweden den Waffenstillstand aufkündigen wollte, zu ködern; indeß Johann Georg, wenn auch gut kaiserlich gesinnt und den Schweden als Fremden abhold, erkannte zu sehr das Nothbedürfniß seines Landes, er opferte seine Meinung, seine Abneigung dem Besten seines Volkes. So drückend auch der Waffenstillstand zwischen Chursachsen und Schweden war, so brachte er doch auch einen Nutzen.

Wrangel war an Torstenson's Stelle getreten, da sich der Letztere in den Privatstand zurückzog, um von seinem körperlichen Leiden durch Ruhe Linderung zu erlangen, und stand in dem Hauptquartiere zu Ronneburg. Da Wrangel sah, daß der Friedenswunsch dem Churfürsten Ernst war, so fand er sich bewogen, demselben einen großen Dienst zu leisten. Ein schwedischer Oberst Wanke hatte ein Complot angeponnen, dessen Ziel die Ueberrumpelung Dresdens und die Ermordung der ganzen churfürstlichen Familie sein sollte. Dasselbe war schon so weit gediehen, daß Wanke mit seinen Truppen im Tharander Walde stand und nur des Signals einiger seiner Mitverschwörer in Dresden wartete, welche ihm der Verabredung nach die Thore öffnen sollten. Diese Schändlichkeit wurde an Wrangel verrathen, der der schwedischen Ehre wegen Alles aufbieten mußte, um diese verruchte That zu verhindern. Und zum Glück war es noch Zeit, noch nicht zu spät. Durch einen Gilboten ließ der schwedische Feldherr dem Churfürst die Entdeckung dieses schändlichen Complottes anzeigen und befahl zugleich einer Truppenabtheilung, den Obersten Wanke gefangen zu nehmen. Dieser Befehl wurde pünktlich ausgeführt, Wanke fiel in dem umzingelten Tharander Walde den Schweden, seinen Landsleuten, in die Hände. Er wurde als Majestätsverbrecher vor ein Generalkriegsgericht gestellt. Sein Urtheil, bei dessen Publication auch zwei Leipziger Juristen Dr. Bom und Romanus zugegen waren, fiel dahin aus, daß ihm, dem Majestätsverbrecher, das Herz aus dem Leibe gerissen, um den Mund geschlagen und er dann geviertheilt werden solle. — Indesß das Urtheil wurde nicht vollzogen, immer fanden sich Hindernisse, die es unmöglich machten. Vielleicht lag es dem Churfürsten nicht einmal am Herzen, diesen schändlichen Verbrecher gerichtet zu wissen, denn die Stimmung der Schweden war und blieb den Sachsen immer feindlich im Angedenken, daß diese aus Freunden und Bundesgenossen zu Feinden geworden waren, und die Schweden selbst schienen keine sonderliche Lust zu haben, einen ihrer höheren Offiziere dem Henker zu übergeben, sie glaubten, es sei genug, daß das Wetter von des Churfürsten und seiner Familie Haupt durch sie selbst ab-



gewendet worden sei. So blieb der Verbrecher denn ungestraft und wurde 1650 in die allgemeine Amnestie mit einbegriffen und ohne weitere Entschuldigung bei dem Churfürsten in Freiheit gesetzt. Der Himmel hatte also das Churhaus vor einer großen und unübersehbaren Gefahr beschützt. Sachsens Stellung war eine außerordentlich mißliche. Es stand zwischen Oestreich und Schweden. Die Schweden kannten seine Abneigung gegen die Fremden, welche sich auf Deutschlands Boden bereichern und dessen Verfassung umstoßen wollten, zu gern, um ihm gewogen sein zu können. Ein auffälliges Zeichen wie feindlich sie dem Churfürsten gesinnt waren, geht daraus hervor, daß sie den im Jahre 1646 nach Osnabrück zu den Friedensunterhandlungen gesendeten churfürstlichen Räten Vistorius und Lauber nicht einmal Geleitbriefe ertheilen wollten. Eine gleiche fast feindliche Stimmung gegen Chursachsen bewiesen die protestantischen Mittelstände wegen des Prager Friedens und ihre Annäherung an Schweden konnte Johann Georg eben nicht sehr lieb sein, da ihre Stimmen bei den Friedensunterhandlungen Gewicht hatten. Johann Georg hatte das Zutrauen der Protestanten verloren. Wie sehr ihm aber ein rechter Friede als alleiniges Bedürfnis des so schrecklich verwüsteten Deutschlands am Herzen lag, ersehen wir aus einem fast lächerlichen und doch nicht ganz unwichtigen Streite, der sich beim Friedenscongrès erhob und gar leicht als Stein des Anstoßes die Hauptsache, den Frieden nämlich, stören konnte. Der Kaiser hatte den churfürstlichen Gesandten den Titel Excellenz zugestanden, die Fürsten aber weigerten sich, ihnen denselben zu geben. Johann Georg, obwohl er dadurch sich beleidigt fühlen mußte, befahl seinen Gesandten auf diesen ihnen mit Recht gebührenden Titel zu verzichten. Dieser einzige Zug ist ein unumstößlicher Beweis, daß der Churfürst den redlichsten Willen hatte, dem deutschen Vaterlande den dreißig Jahre entbehrten Frieden und seine Segnungen, so viel an ihm lag, mit jedem Opfer zu erkaufen.

Der Friedens-Abjchluß war kein leichtes Geschäft, kein bloßes Händereichen, vielmehr ein Niesenwerk, denn es standen Parteien einander gegenüber, die ihre Eroberungen, ihre Ansprüche nicht so leicht fahren ließen und in Ruhe nach Hause kehrten. In den letzten Jahren dieses furchtbaren dreißigjährigen Kampfes glich der Krieg einem Würfelspiel, wo bald Dieser, bald Jener mehr Augen wirft. Die Schweden und Franzosen machten der östreichisch-baierschen Armee viel zu schaffen und der Sieg schwankte bald her bald hin. Gustav Wrangel, der Nachfolger Banérs und Torstensons, hatte im Jahre 1646 den Oberbefehl über das schwedische Heer übernommen, das außer General Königsmarcks fliegendem Corps und den vielen im Reiche zerstreuten Besatzungen ungefähr 15000 Mann Infante-

rie und 8000 Pferde zählte. Die schwedischen Oberbefehlshaber scheinen Alle in einem Punkte übereinstimmend gedacht zu haben, nämlich den Krieg in die östreichischen Staaten zu spielen. Er versuchte es auf dieselbe Art, wie Gustav Adolf es im Willen hatte, aber von Wallenstein abgehalten worden war, er drang in Baiern ein und war dem Ziele nah.

Die schwedische Politik ging darauf hin, dem Kaiser einen Bundesgenossen nach dem andern zu entreißen. Die Aussicht zum Gelingen dieses Planes war nicht mehr weit entfernt. Brandenburg hatte die Neutralität erwählt, Sachsen sie aus Noth erwählen müssen, Spanien machte der Krieg mit den Franzosen so viel zu schaffen, daß es nicht daran denken konnte, an dem in Deutschland geführten Krieg nur den geringsten Antheil zu nehmen, Dänemark hatte nothgedrungen mit Schweden Frieden geschlossen, Polen war einen Waffenstillstand mit Schweden eingegangen und daher unthätig bei Allem was vorging. Gelang es den Schweden noch, den Churfürst Maximilian von Baiern, diesen intimen Freund des verstorbenen Kaisers zu zwingen, sich von dem Bunde mit Oestreich loszusagen, so war es um den Kaiser geschehen, er hatte keinen Verfechter mehr und war schutzlos. Und diese Gefahr drohte nur zu sehr. Des Kaisers Armee bestand höchstens in 12000 Mann, und aus Noth war er gezwungen, dieser die katholischen Interessen vertheidigenden Armee einen Calvinisten zum Oberbefehlshaber zu geben, den General Melander, einen heftigen Ueberläufer. Alle Welt glaubte an den Sturz des Kaiserhauses und — alle Welt hatte sich getäuscht. Die auf den Siegesruhm der Schweden eifersüchtigen Franzosen, obwohl sie deren Bundesgenossen und ihre Heere vereinigt waren, unterstützten Wrangel nicht, wie es nothwendig war, und der schöne Plan auf Oestreich mußte aufgegeben werden, nachdem schon der Churfürst von Baiern, um sein Land zu retten, sich zur Neutralität bequemt hatte. Die Allirten in der Gewißheit, vor ihm nun sicher zu sein, erschrocken nicht wenig, als er ihnen plötzlich den Waffenstillstand aufkündigte und dem Kaiser, der sich mit der Armee in Böhmen befand, Hülfstruppen dorthin sandte. Wrangel mußte nun auf einen schleunigen Rückzug aus Böhmen denken und ging durch Thüringen nach Westphalen und Lüneburg, die östreichische baiersche Armee unter Melander's Führung folgte ihm. Wrangel schien verloren, wenn er von den Verfolgern angegriffen wurde, ehe er sich mit der französischen Armee vereinigen konnte. Die Baiern trennten sich von den Oestreichern. Die französische Krone war die Ursache dieser Trennung, die die Schweden vom Untergange rettete. Sie hatte dem Churfürsten gedroht, Repräsentanten zu brauchen und die ganze französische Armee unter Anführung Turenne's



gegen ihn zu senden, wenn er seine Truppen noch weiter in der Verfolgung der Schweden marschiren ließe. Dies wirkte. Wrangel, gegen den die Oestreicher allein zu schwach waren, vereinigte sich nun mit

Lurenne — der letzte Feldzug des denkwürdigen dreißigjährigen Krieges begann.

(Beschluß folgt.)

## C h e m n i t z .

(Nachtrag und Schluß zu dem gleichnamigen Artikel in der 13ten Lieferung.)

Chemnitz ist das Herz aller sächsischen Fabrikstädte und zugleich einer der wichtigsten Fabrikörter des deutschen Vaterlandes. Als besonders hervortretend unter allen Chemnitzer Fabrikaten müssen wir die Bunt- und Kunstweberei in Baumwollen und gemischten Stoffen und die Zeugdruckerei bezeichnen. Die Färberei und der Maschinenbau reihen sich diesen an. Maschinenbauanstalten und Eisengießereien, so unumgänglich nothwendig für den Bergbau, die Spinnerei und Tuchmanufaktur haben ihren Hauptsitz in Chemnitz; die Fortschritte, welche in neuerer Zeit in der Vervollkommnung des Maschinenbaues gemacht worden sind, erregen Bewunderung und Staunen, und was jeden Vaterlandsfreund erfreuen muß, die Anerkennung des Auslandes. Die sächsische Maschinenbaukunst hat die Concurrnz Frankreichs und Englands größtentheils siegreich bestanden und Chemnitz hat sich zum Centralpunkt dieses vaterländischen Ruhmes erhoben. Die für Baumwollenspinnerei, Streichgarnspinnerei und die Tuchmanufaktur so nöthigen Maschinen werden vorzüglich hier auf ganz vorzügliche Art erbaut und in's fernste Ausland gesendet. Diesen Kunstprodukten reihen sich auf die würdigste Weise die für die Weberei und Hilsgewerbe erforderlichen Maschinen an, wie da sind: mechanische Webestühle, Jacquardvorrichtungen, Galander, Pressen, Centrifugaltrockenmaschinen u. a. m. Die Werkstätten der Herrn Richard Hartmann, Christ. Pfaff, Rabenstein stehen in dem vorzüglichsten Renomee. Herr Richard Hartmann gründete 1846 auch eine Locomotivenbauanstalt in Chemnitz. Bei den Eisenbahnen unsres Vaterlandes sind bis jetzt zwar nur einige 40 Locomotiven gangbar, nach Vollendung aller sächsischen Bahnen werden aber 108 erforderlich sein und durchschnittlich gerechnet sind dann jedes Jahr 5½ Stück neu anzuschaffen. Wir müssen dies als ein für Sachsen höchwichtiges Ereigniß betrachten, wie auch der hohe königliche Schutz, den diese sächsische Locomotivenbauanstalt genießt, deutlich an den Tag legt. Jede ausländische Locomotive kostete 18,000 Thaler, welche nun im Lande bleiben. — Chemnitz gleicht, bezüglich der Baumwollenspinnerei und der Strumpfmanufaktur, einer Sonne, welche ihre Strahlen in die entferntesten Thäler sendet. Der größte Theil der Spinnereibesitzer lebt in Chemnitz und die Umgegend der Stadt, wo die Wasserkräfte und

Arbeiter wohlfeiler zu haben sind, als in derselben, besitzt viele Spinnereien und Strumpfmanufakturen. Desgleichen müssen wir der Bleich- und Appreturanstalten gedenken, welche der Waare das angenehme Aeußere, die schöne Weiße geben. In Zeug- und Kattundruck-Fabrikgeschäften zeichnen sich besonders zehn größere Handlungshäuser aus, in bunten Weberwaaren giebt es 55 größere Fabriken, welche diesen Industriezweig auf dieselbe hohe Stufe erhoben haben, auf welcher die sächsische Damastweberei steht. Die umliegenden Dörfer Altchemnitz, Furth, Erfenschlag, Einsiedel, Dittersdorf, Burkhardsdorf, Schöna, Wittgensdorf, Kändler, Remptau und wie sie alle heißen, treiben viel Baumwollenspinnerei, in Altchemnitz befindet sich eine großartige Kattundruckerei und eine Kammgarnspinnerei, die ihre Erzeugnisse nach Chemnitz einliefern, von wo sie versendet werden. — Die übrigen bürgerlichen Gewerbe sind, wie sich von selbst versteht, wenn auch nicht auf so hoher Stufe, doch würdig vertreten. — Chemnitz ist eine schöne Stadt mit breiten Straßen, vielen ansehnlichen Häusern, sie liegt am rechten Ufer des Chemnitzflusses, in dem sich in und vor der Stadt mehrere kleine Bäche münden. Die Stadt zählt 26,010 Einwohner in 5706 Haushalten und 1345 Wohngebäuden. Sie besitzt 6 Kirchen. Die Hauptkirche St. Jacobi mit 2 Thürmen. Sie bewahrt einige schöne Gemälde von Lucas Cranach, Defer und Wohlgemut. Die alte St. Johanniskirche. Die neue St. Johanniskirche, deren Grundstein am 25ten Aug. 1750 gelegt wurde und deren Einweihung am Reformationstage 1756 Statt fand. Die Hospitalkirche zu St. Georg. Die St. Nicolaikirche vor Chemnitz. Die katholische Kirche, in welcher am Neujahrstage 1821 die erste Messe gehalten wurde. Als interessantes und merkwürdiges Gebäude bemerken wir das Schloß bei Chemnitz mit seiner alten Klosterkirche. Es erhebt sich eine Viertelstunde von der Stadt gegen Norden, auf einer mäßigen Anhöhe. Ursprünglich war es eine Benedictinerabtei, welche Herzog Moriz, nachdem 1548 sie und das Minoritenkloster in der Stadt aufgehoben worden war, in ein Schloß verwandelte. Die Aussicht von hier ist vortrefflich und zeugt von dem Schönheitsinn der Benedictiner. Der Freund des Alterthums und der Kunst wird sich hier befriedigt finden. Jetzt werden ein großer Theil der Gebäude zu



Salzniederlagen, ein anderer zu Restaurationlocalen benutzt. Als ansehnliche Gebäude der Stadt erwähnen wir das 1618 erbaute Rathhaus, das Casinogefellschaftshaus, welches sich vorzüglich durch seinen prachtvollen Ballsaal auszeichnet, dessen gewölbte Decke von 16 toskanischen Säulen getragen wird, 40 Fuß lang, 22 Fuß breit und mit schönen Malereien an Decke und Wänden geziert ist. Das Theatergebäude, auf Actien gegründet und erbaut, dessen Einweihung am 7. Februar 1838 geschah. — Chemnitz besitzt sechs Schulen. Die allgemeine Bürgerschule hat 51 Classen, 30 Lehrer unter dem Direktor Pommel, die Zahl der sie besuchenden Kinder beträgt 3600. Seit Ostern 1836 ist auch eine Progymnasialschule damit verbunden worden. Sie besteht in 3 Classen, welche von 3 Lehrern unter dem Subrektor Caspari versehen werden. Der Stadtrath hat sich 1846 bewogen gefunden, der „Allgemeinen Bürgerschule“ noch einen Theil der ehemals geistlichen Gebäude einzuräumen. Die katholische Schule. Der Handwerkerverein begründete 1829 eine Sonntagsschule, in der in 32 Classen von 26 Lehrern 1120 Schülern (433 Gesellen und 691 Lehrlinge) Unterricht ertheilt wird. Dies ist eine schöne segensreiche Anstalt. Der Handwerkerverein entstand am 26. April 1829 und sein Zweck ist, möglichste Verbreitung der Intelligenz unter den Gewerbetreibenden. Die Mitgliederzahl wird jetzt gegen 1300 betragen. Die königliche Gewerbeschule, eröffnet den 2. Mai 1836, 3 Classen unter 9 Lehrern mit 123 Schülern, unter Leitung des

Direktors Professor Dr. Hülffe. Die königliche Baugewerkschule, eröffnet den 15. Oct. 1837, 2 Classen, 6 Lehrer und 61 Schüler. Mit derselben ist auch eine Fabrikzeichenschule verbunden. — Wohlthätigkeitsanstalten giebt es hier gegen 20. Das Armenversorgungsamt mit 11 Hauptpflegern; das 1836 begründete Waisenhaus; das 1837 begründete Krankenhaus; das Lazareth und 2 Hospitäler. Der Frauenverein. Die Kinderbewahranstalt, begründet 1842 den 29. August, jedoch nur für 25 Kinder. Außer diesen giebt es noch 12 Vereine für wohlthätige Zwecke. — Für wissenschaftliche und bildende Zwecke giebt es hier mehrere Vereine und einige sehr achtbare Gesangsvereine. — Die Stadtcommune ist an Activvermögen eben nicht sehr reich zu nennen. Die Gesamt-Einnahme betrug im Jahre 1844 nur 70,788 Thlr., die Gesamt-Ausgabe 67,361 Thlr. — Trotz der vielen Fabriken hat doch die Armuth in den letzten Jahren in Chemnitz bedeutend zugenommen. Im Jahre 1846 konnten 1296 Personen wegen Nahrungslosigkeit keinen Beitrag zur Gewerbe- und Personalsteuer zahlen. Die Theuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse vergrößert überall die Zahl der Proletarier. Doch geben wir uns der schönen Hoffnung hin, daß die nächste Zukunft dieses traurige Uebel lindere und der Fleiß, das Streben des edlen Bürgerthums belohnt werde, welches nicht im Wohle des Einzelnen, sondern im Gesamtwohle seine Genugthuung, sein schönstes Bewußtsein findet. Hiermit schließen wir die Schilderung der dritten Stadt unsers sächsischen Vaterlandes.

## Johann Friedrich Kind.

(Mit einer Abbildung.)

Indem wir dieses Mannes gedenken und in kurzer Skizze seine Biographie dem Leser vorführen, glauben wir zugleich eine angenehme Erinnerung anzuregen. Wem wäre nicht der Freischütz bekannt, das herrliche Meisterwerk Webers? Kind war der Verfasser des Textes, der mit der Melodie verbunden, im Munde des Volkes lebt und noch lange leben wird. Die gediegene Einfachheit dieser recht volksthümlichen Dichtung mochte auch dem großen Tonmeister Weber in's Herz leuchten, daß er sie in Töne übertrug, in jene herrlichen tief in die Seele klingenden Weisen, welche man nur einmal hören darf, um zu fühlen, daß sie nicht für den Augenblick geschaffen sind, sondern mit und in dem Volke leben sollen. Kind's Vater, bekannt als Verfasser mehrerer gelehrten juristischen Dissertationen und Uebersetzer Plutarchs, starb im Jahre 1793 als Stadtrichter zu Leipzig. Sein Sohn, geboren den 4. März 1768, empfing auf der dasigen Thomasschule die erste

gelehrte Bildung, hier schloß er mit dem als Schriftsteller bekannten A. Apel einen Freundschaftsbund und beide Jünglinge neigten sich der dichterischen Laufbahn zu, das Gebiet der Romantik zog sie besonders an. Der Conrektor der Thomasschule war zugleich Custos der Leipziger Rathsbibliothek, zog beide Jünglinge als Assistenten bei der Bücherausgabe zu und hier durchstöberten sie die bestaubten Schätze. Kind sammelte Alles, was er an alten Legenden auffinden konnte und unter ihnen machte die alte Sage vom Freischützen, die er vorfand, einen tiefen, lebhaften Eindruck auf den Jüngling. Nach vollendeten Universitätsjahren in seiner Vaterstadt, trat er 1789 als Volontair bei dem Justizamtmann in Delitzsch ein. Dort fand er eben nicht die freundlichste Aufnahme, indem der Vorstand des Justizamtes, in Kenntniß gesetzt von den dichterischen Versuchen Kind's, nicht viel von Juristen hielt, welche zugleich Poeten waren. Indes die gediegenen Kennt-

\*



nisse Kind's als Jurist, gewannen ihm bald die Achtung dieses Mannes und sein dichterisches Talent die Liebe aller Gebildeten des kleinen Delitzsch. Nach fünf Jahren, als sein Vater gestorben war, wendete er sich 1793 nach Dresden. Die Hinterlassenschaft seines Vaters sicherte ihm ein hinreichendes Auskommen und sein Oheim in Dresden nahm ihn freundlich auf. Er praktizierte hier als Advokat und führte seine, unter dem Namen *Minona* aus seinen Gedichten bekannte Geliebte, mit welcher er sich schon während seiner Universitätsjahre verlobt hatte, als seine Gattin heim. Sie starb nach der Geburt ihres ersten Kindes, eines Sohnes, der zum kräftigen Jüngling heraufgeblüht, im Jahre 1813, eben als er als Freiwilliger die Waffen ergriffen hatte, von dem bödsartigen Lazarethfieber dahin gerafft wurde. Kind verheirathete sich zum zweiten Male, zwei Töchter erhöhten die Freuden seiner Häuslichkeit. Im Jahre 1816 legte er die advokatorische Praxis nieder und widmete sich ganz der Literatur. — Seine Schriften fanden Beifall und 1818 wurde ihm

der Charakter eines Hofraths verliehen. Seine Bekanntschaft mit dem großen Tonmeister Karl Maria von Weber wurde die Ursache, daß er den Freischütz dichtete, der seinen Namen bald durch ganz Europa bekannt machte. — Seine Einfachheit und Herzlichkeit gewannen ihm Aller Achtung und Liebe. So lebte er, geschätzt von denen, die ihm nahe standen, der Dichtkunst ergeben bis in seine alten Tage. Es ist hier nicht Ort und Raum, die vielen aus seiner Feder hervorgegangenen Dichtungen aufzuzählen, jeder Gebildete und Freund der Literatur kennt sie gewiß. — Am 25. Juni 1843 legte der 75jährige Dichtergreis sein Haupt zur Ruhe, betrauert von Allen, die ihn im Leben kannten, oder ihn durch seine Schriften, aus denen eine schöne warme Gemüthlichkeit spricht, kennen gelernt hatten. Er ruht im treuen Mutter Schooß der Erde, wenn aber der sächsische Patriot vaterländischer Dichter gedenkt, lebt Kind's Name gewiß in freudiger und dankbarer Erinnerung in seinem Herzen wieder auf.

## Gustav Adolf, König von Schweden.

(Mit einer Abbildung.)

Schwedens Geschichte ist reich an großartigen Ereignissen, sie steht keiner anderer Länder bei. — Das Geschlecht der Wasa spielt eine ewig denkwürdige Rolle darin. Ehe wir auf Gustav Adolf, den protestantischen Heldenkönig, den Sohn dieses edlen Geschlechts, die Augen werfen, dürfte es gewiß nicht uninteressant sein, die Zustände des schwedischen Reiches zu schildern, um dem Leser einen Ueberblick zu gewähren und ihn so gewissermaßen einzuführen in jene große Zeit, wo die Erscheinung des protestantischen Heldenkönigs Europa's Augen auf sich zog.

Der Name Wasa bedeutet eine Faszine, mit der die Laufgräben der Festungen bei vorhandenem Sturme ausgefüllt werden. Gustav Erichson, welcher sein schwedisches Vaterland aus der grausamen und blutigen Dänenherrschaft rettete, nahm diesen Namen von dem seinem edlen Geschlechte eigenthümlichen Wappen an, als er den Thron nach vielen Kämpfen bestieg. Sein Wahlspruch: „Alles durch Gott und Schwedens Bauernschaft,“ bewährte sich trefflich. Schwedens Bauernschaft war seine Stütze, der gewaltige Arm, mit dem er die Dänen schlug. Der Dänenkönig Christian war ein Wüthrich, dessen entmenschetes blut- und rachsüchtiges Herz die Schweden zum Neuffersten gebracht hatte. Wo das Auge in jener Zeit der schwedischen Geschichte auch lesen mag, überall treten ihm gräßliche Blutscenen entgegen: aber die Nemesis bleibt nicht aus. Christian, der Däne, dieses Räthsel seiner Zeit, in

dessen Charakter sich Laster und Tugenden, Unbesonnenheit und Verstand um den Vorrang stritten, der in Schweden ein entmenschter Wüthrich, in Dänemark ein Freiheitsapostel war, indem er die Leibeigenschaft so milderte, daß sie ebenso gut als völlig aufgehoben betrachtet werden konnte, dieser König, der seiner Leidenschaft alles opferte, dem kein Mittel zu heilig oder zu schlecht war, dem Gesetz, Gewalt, List, Mord ganz gleich galt, der in Dänemark die Reformation einführte, mit Luthern Briefe wechselte und zugleich den Papst um Canonisation zweier neuen Heiligen bat, dieser Christian II. wurde von dem Adel Dänemarks gestürzt, den er vernichten wollte und verließ flüchtig sein Reich. Sein Nachfolger Friedrich I. wollte seinen Anspruch auf Schweden gültig machen; aber dieses erhob seinen Retter Gustav Erichson zum König. Gustav, der den Protestantismus in Schweden einführte, hatte schwere Kämpfe gegen den Clerus der katholischen Kirche und den diesem gleichgesinnten Adel zu bestehen; aber er war ein ganzer Mann, welcher kräftig durchgriff. Er hinterließ vier Söhne, Erich, der Thronfolger, Herzog Johann, Herzog Magnus, Herzog Karl. Der Letztere ist der Vater des berühmten Gustav Adolfs. Die Regierungen Erichs, welcher wahnsinnig wurde, und Herzog Johanns rissen das ein, was ihr großer Vater aufgebaut hatte. Erich wurde von Johann vergiftet. Die Regierung des Letzteren war eben so bewegt, wie die seines vergifteten Bruders Erich. Er



hatte zwei Erben hinterlassen, Sigismund und Johann. Sigismund lebte in Polen als dessen König und war den Jesuiten so blind ergeben, daß ihn sein eigener Vater, der bald katholisch, bald protestantisch dachte, beschwor, von diesen heiligen Vätern abzulassen. Nun gab es in Schweden viel Plackerei um der Religion willen. Jetzt spaltete der Unfriede das Haus Wasa, Karl riß, da er die Ungerechtigkeiten Sigismunds sah, den Thron an sich.

Ein so kräftiger Charakter, wie der König Karl IX., rettete das schwedische Land nach so vielen Drangsalen, die es durch seiner eignen Fürsten Obmacht und Regierungsunfähigkeit erduldet hatte. Mit kräftiger Faust führte er das Scepter und hob Schweden auf die Stufe wieder empor, auf welche es sein glorreicher Vater, Gustav Wasa I., nach so viel Anstrengungen erhoben hatte. Im Jahre 1594, den 9 Dec., 8 Uhr Morgens, wurde ihm sein erster Sohn aus zweiter Ehe, Gustav Adolf, auf dem Schlosse zu Stockholm geboren. Karl IX. feierte die Geburt dieses Sohnes bedeutsam mit Wiederherstellung der Universität zu Uppsala, eine der festesten Stützen des nordischen Protestantismus. — Wie stets die Geburt großer Männer Stoff zu allerlei Fabeln giebt, so trug sich auch das schwedische Volk mit folgender Prophezeiung: Länger als zehn Jahre vorher, ehe Gustav Adolf das Licht der Welt erblickte, soll Tycho Brahe, der berühmte Astrolog und Mathematiker, am Himmel gelesen haben, daß ein neuer, in der Cassiopea entdeckter Stern, einen großen Prinzen bedeute, der im Norden geboren, wunderbare Thaten verrichten und die protestantische Kirche retten werde. Auch andere Astrologen, die man damals an allen Höfen hielt, weissagten dem königlichen Kinde hohen Ruhm.

Karl IX. war ein Wahlkönig, Reichsstände und Volk hatten Sigismund des Thrones verlustig erklärt, und als Karl IX. starb, wählten sie seinen Sohn Gustav Adolf zum König. — Wir werfen nun einen Blick auf Gustav Adolfs Jugend, da das Jugendalter es ist, in welchem sich alle Eigenschaften des Geistes und Herzens allmählig entwickeln. — Sein Vater nahm ihn als zartes Kind schon mit in den Feldzug nach Liefland. Als 7jähriger Prinz befand sich Gustav Adolf einst in der Nähe der schwedischen Flotte. „Welches Schiff gefällt Ihnen am Besten?“ fragte einer der Seeoffiziere. „Dieses da!“ antwortete der Prinz und deutete auf das größte. „Warum?“ war die Entgegnung. „Weil es die meisten Kanonen hat.“ — Einst brachte ihm ein öländischer Bauer eins von den kleinen Pferden, die in jener Gegend gezogen werden. „Ich werde Dir das Pferd bezahlen, denn Du brauchst Geld und kannst es mir nicht schenken.“ Mit diesen Worten zog er einen kleinen Beutel mit Dukaten aus der Tasche und schüttelte dem Bauer den

Inhalt in die Hände. — Furcht kannte der Prinz nicht. Einstmals ging sein Vater mit ihm auf den Wiesen bei Nyköping spaziren, man wollte nicht, daß er in die nahen Gebüsch sich verlaufe und sagte ihm, daß sich böse Schlangen dort aufhielten. „Ei, so gebt mir einen Stock, daß ich sie tödten kann,“ antwortete er und eilte nach den Büschen. — Sein Vater liebte ihn zärtlich, gleichsam im Vorgefühle, daß dieser Sohn seines Namens sich würdig zeigen werde. Wenn die Umgebung Karls IX. ihn zu größern weitsehbenden Unternehmungen anreizte, pflegte er seine Hand auf das Haupt Gustav Adolfs zu legen, mit den Worten: *ille faciet*, er wird es thun. — Als Gustav Adolf das Alter erreicht hatte, wo der Unterricht zu beginnen pflegt, gab ihm sein Vater einen Lehrer, Johann Skytte, einen ausgezeichneten schwedischen Gelehrten, der auf 9jährigen Reisen sich große Weltkenntnisse gesammelt hatte. Jetzt erst traten die Geistesgaben Gustav Adolfs in das glänzendste Licht. Die Fortschritte, die er in den Wissenschaften machte, grenzten an das Unglaubliche. In seinem 12ten Jahre sprach er lateinisch, deutsch, niederländisch, französisch, italienisch so gut als seine schwedische Muttersprache und verstand das polnische und russische bereits ziemlich gut. Er besaß eine außerordentliche Vorliebe für die alten römischen Schriftsteller, die ihm auch bis an sein Ende blieb. Aus ihnen schöpfte er das Streben nach großen Thaten und Nachruhm. Aber seine Dankbarkeit gegen seinen Lehrer, Johann Skytte war dafür unbegrenzt. Er machte ihn später zum Reichsrath und brauchte ihn in den wichtigsten Geschäften. Der berühmte General Jacob de la Gardie war sein Lehrmeister im Kriegswesen. Was er darin geleistet und auf welche hohe Stufe er dasselbe brachte, bewiesen seine glorreichen Feldzüge. Mit 15 Jahren wollte er an dem Feldzuge Theil nehmen, sein Vater verweigerte diese Bitte aus Furcht, ihn auf einer so entfernten Unternehmung zu vielen Gefahren auszusetzen. Der Ausbruch des Krieges zwischen Dänemark und Schweden gab ihm bald Gelegenheit, im eigenen Lande zum erstenmal die Waffen zu führen. Das Glück schien an seine Ferse gebannt zu sein, seine verwegenen Unternehmungen gelangen zum Schrecken der Dänen; aber die Nachricht von der Krankheit seines Vaters unterbrach seinen Siegesflug. Er eilte nach Nyköping, wo er den Vater sterbend fand. Das Testament des Letzteren enthielt die Bestimmung, daß die verwitwete Königin, Herzog Johann und sechs Reichsräthe die Regentschaft so lange führen sollten, bis Gustav Adolf das 24ste Jahr zurückgelegt haben würde; aber man fühlte, daß Gustav Adolf zum Regenten geboren sei und so erklärten ihn, als er in sein 18tes Jahr getreten war, auf Vorstellung der Königin Mutter, der Reichstag zu Nyköping für volljährig und rief ihn



zum König aus. Der Adel, jeder Zeit und überall auf seine Rechte und Privilegien eifersüchtig, desgleichen die Geistlichkeit, versäumten nicht die günstige Gelegenheit, den jungen Prinzen unter sehr erschwerenden Bedingungen zum Herrscher zu machen. Schweden besaß keinen Staatschatz, das Geld war so rar, daß man den Schiffen, welche aus dem Auslande Soldaten und Kriegsbedürfnisse abholen sollten, nicht einmal die erforderlichen Summen mitgeben konnte, man mußte sie erst mit schwedischen Produkten befrachten, damit sie Handel treiben konnten. — Herzog Johann, der Halbbruder Sigismunds von Polen, der der schwedischen Krone entsagt hatte, starb in seinem 29sten Jahre, zwei Jahre später folgte ihm Karl Philipp, der Bruder Gustav Adolfs und diese beiden Todesfälle waren zum Nutzen des Landes, denn Beide große Domänen, die bisher keine Steuern getragen, mußten jetzt sich dazu bequemen. Drei große Kriege hatte Karl IX. seinem Sohne hinterlassen, den dänischen, russischen und polnischen. Der Letztere war der gefährlichste für Schweden, ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf um die Krone, welche Sigismund von Polen dem jungen Schwedenkönig entreißen wollte und hinter Sigismund stand das Haupt der katholischen Parthei, das Haus Habsburg, welches die Polen gegen Schweden trieb, sie mit Geld und zuletzt mit Waffen unterstützte.

Unter den Reichsräthen, welchen Karls IX. Testament die Regentschaft während der Minderjährigkeit Gustav Adolfs übertragen hatte, befand sich der 29jährige Axel Oxenstierna. In ihm erkannte der scharfe Blick des 18jährigen Königs einen kräftigen Geist und Beide schlossen die innigste Freundschaft, es ist derselbe Oxenstierna, dessen Name im 30jährigen Kriege so berühmt wurde, der nach Gustav Adolfs Tode, ganz im Geiste seines königlichen Freundes, die schwedischen Angelegenheiten führte. — Der dänische Krieg war der erste, den Gustav beendete. Die schreckliche Mittellosigkeit des Landes und dann wirkliches Unglück bei seinen wahrhaft kühnen Unternehmungen gegen die Dänen, deren Macht der seinen so sehr überlegen war, nöthigten ihn zu einem Frieden, der für Schweden, hinsichtlich der Bedingungen, denen es sich unterwerfen mußte, sehr drückend waren. Vor Allem richtete nun Gustav Adolf die Blicke auf sein mittelloses Land, es mußte gehoben werden, wenn es nicht untergehen sollte in seiner eignen Schwäche und unter der Macht seiner Feinde. Der junge König that Alles, was nur erforderlich war und stiftete, nachdem er mit den Holländern, durch Vermittelung zweier ihrer Nation angehörenden und ihm sehr ergebenen Männer, Jacob van Dyk und Abraham Cabelliau, auf 16 Jahre ein Vertheidigungsbündniß und einen Handelsvertrag geschlossen hatte, eine allgemeine Handelsgesellschaft,

deren Privilegien auf 10 Jahre ausgestellt wurden, also eine Actiengesellschaft, die dem Lande außerordentlichen Gewinn brachte. Er rief viele Ausländer in's Land, ohne auf die Religion irgend eine Rücksicht zu nehmen. Wir führen dem Leser einige Züge aus Gustavs Jugendleben vor. Er war eine Dichternatur, besetzt von der lebhaftesten, glühendsten Phantasie — wie hätte er dem allgewaltigen Drange der Liebe widerstehen können? Am Hofe lebte Ebba Brahe, durch Gustavs Mutter mit dem königlichen Hause verwandt, eben so schön von Gestalt, als von Geist. Zu Rosenberg, einem reizenden Lustschlosse bei Stockholm, befindet sich noch ein Bild von ihr. Die Liebe Gustavs und der schönen Ebba Brahe ist im Andenken des schwedischen Volkes, Beide nährten eine schwärmerische Leidenschaft zu einander. Er sah sie nur selten, um ihre Ehre, die ihm über Alles theuer war, keiner übeln Nachrede auszusetzen; aber sie schrieben sich desto öfter — einige Ueberreste dieses zärtlichen Briefwechsels sind erhalten worden, aus denen hervorgeht, wie er in Willens, mit der Geliebten den Thron Schwedens zu theilen. Die Königin wußte dies Verhältniß zu trennen, durch Entfernung Ebba's, und solchergestalt das Andenken an sie in Gustavs Herzen zu schwächen. Die Bekanntschaft, welche derselbe mit dem Holländer Abraham Cabelliau gemacht hatte, dessen wir bereits erwähnt haben, führte ihm auch die von dessen schönen Tochter zu. Dieses schöne Mädchen gebar ihm einen Sohn, den die Königin Christina nach Gustavs Tode zum Grafen von Wasaborg erhob. Man sagt sogar, daß die Königin Mutter diesen Vorfall, nämlich die Neigung ihres Sohnes zu der schönen Holländerin benützt habe, um Ebba von ihm völlig loszureißen. Ebba gab ihre Hand dem Grafen Jacob de la Gardie, dem Eroberer Rußlands; aber das Andenken an sie war deshalb bei Gustav Adolf nicht erloschen, seine Liebe zu ihr blieb seinem Gedächtnisse, wie seinem Herzen treu. In späteren Jahren, auf den Gefilden des Ruhmes, übersiel ihn öfter, wenn er sich an die Zeit seiner Liebe zu der schönen Ebba erinnerte, eine schwärmerische Sehnsucht nach der Heimath. Seine später geschlossene Ehe mit Eleonora, war ein Opfer, welches er dem Staate brachte, eine Pflicht, die er seinem Volke gegenüber zu erfüllen hatte. —

Der Krieg mit Rußland brach auf's neue aus und Gustav eilte nach dem Schauplatz des Krieges. Er war glücklich gegen die Russen und kehrte nur auf die dringenden Bitten des Reichskanzlers nach Schweden zurück, um daselbst den Winter zuzubringen. Im Frühjahr 1615 ging Gustav Adolf wieder nach Rußland, mit welchem endlich am 27. Febr. 1617 eine Friede zu Stande kam. Sigismund von Polen und seine Jesuitenparthei erschöpften all' ihre Klugheit, um den



Schweden zu schaden, sie bedienten sich der schändlichsten Mittel und verstanden es nur zu gut, den asiatischen Hochmuth der Moskowiter zu entflammen, und selbst in Schweden das Volk gegen Gustav Adolf durch abscheuliche Schmähchriften aufzuheizen. Indesß dieß gelang nicht, fast aber wäre aus dem Frieden zwischen Schweden und Rußland nichts geworden, wenn nicht ein Zwischenereigniß die Vereinigung zu Stande gebracht hätte. Der Vater des Großfürsten von Moskau, Fedor Romanow (Stifter der jetzigen Dynastie in Rußland), durch mehrere Jahre gefangen in Polen gehalten, kam los, und sein Groll gegen die Polen gewann schnell Einfluß in Rußland. Man beeilte sich mit Schweden abzuschließen, der Friede war dauerhaft, obwohl eine Vereinigung Schwedens mit Rußland gegen Polen nicht zu Stande kam. Gustav konnte auf den Frieden von Stolbowa stolz sein, denn dadurch waren die Russen ganz vom baltischen Meere verdrängt und die Grenzen Finnlands vor ihren Einfällen gesichert. Durch die russische Verzichtung auf Liefland war zugleich eine neue Erwerbung vorbereitet, weil ein Theil dieser Provinz den Polen gehörte. Jetzt erst ließ sich Gustav Adolf zu Upsala krönen. Mit Dänemark hatte Gustav, trotz des Friedens zwischen beiden Reichen, viel Aergerniß, der Haß und Neid zwischen der dänischen und schwedischen Nation brannte immer im Stillen fort, wie Zunder unter schwerer aber hohler Steindecke. Fast wäre es wieder zu einem Schlage gekommen, indesß Christian von Dänemark schien vor dem militärischen Genius des jungen Schwedenkönigs Respect zu haben, und daher unterblieben die Feindseligkeiten, der Neid fraß jedoch im Stillen fort und schürte erst dann die Flamme eines Krieges mit dem schwedischen Nachbar, nachdem dessen Heldenkönig bereits 11 Jahr todt und die Macht Schwedens geschwächt war durch allzu große Anstrengungen. Bisher waren die Dänen gewohnt, sich als die erste Macht des Nordens zu betrachten, vor Gustav Adolfs glänzendem Gestirn jedoch zerfloß diese dänische Phantastie.

Auch das protestantische Deutschland hatte bereits seine Aufmerksamkeit auf Gustav Adolf geworfen. Von Heidelberg war eine Gesandtschaft in der Person des Professors David Pareus in Stockholm eingetroffen, um dem König die Vermittlerschaft bezüglich der Streitigkeiten zwischen Protestanten und Reformirten zu übertragen. Desgleichen forderte ihn der Landgraf von Hessen, Moriz, auf, zu dem Bunde der deutschen Protestanten zu treten. Nachdem die Streitigkeiten mit Dänemark so weit gütlich beigelegt waren, begann Gustav Adolf den Krieg gegen Polen. Die falsche treulose Politik des Jesuitenzöglings Sigismund würde alle nur möglichen Feindschaften gegen Gustav Adolf heraufbeschworen haben, um diesen zu vernichten, indesß der schwedische Vetter war ein unternehmender Kopf,

mit dem nicht Jeder Lust hatte, eine Rauferei anzufangen. Liefland wurde jetzt der Schauplatz des Krieges, Riga erzitterte. Aber die geheimen Ränke der gleichnerischen polnischen Politik machten den Schweden hier viel zu schaffen. Der plötzliche Einfall Bethlen Gabor's, des Fürsts von Siebenbürgen, der mit einem sehr großen, theils aus Siebenbürgern, theils aus 40,000 Mann Türken und Tartaren bestehenden Heere in die Moldau, welche damals zu Polen gehörte, einfiel, veranlaßte Sigismund zu einem zweijährigen Waffenstillstand mit Gustav Adolf. Diesen Zeitraum von 1618 bis 1620 benützte der Letztere, um die schwedische Seemacht auf einen so achtbaren Fuß zu stellen, daß sie auf den ersten Rang im baltischen Meere Anspruch machen durfte. Er entwarf in dieser Ruhezeit die Grundsätze einer neuen Kriegsführung in einem eignen Werke, verbesserte die Waffen, schaffte den Gabelstock für die Musketiere ab, das Feuerschloß erhielt eine einfachere Einrichtung, der Gebrauch des groben Geschüßes wurde nach neuen Grundsätzen geregelt. Er legte in Schweden Gewehrfabriken an und ersparte dadurch seinem Lande eine ungeheure Ausgabe. — Im Jahre 1620 vermählte er sich mit Marie Eleonore, der Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg. Er trat über Berlin eine Reise nach der Pfalz an, deren Kurfürst bereits die Krone von Böhmen angenommen hatte. Die schwedische Flotte holte ihn später mit seiner hohen und schönen Braut, welche von ihrer Mutter begleitet wurde, von der deutschen Küste ab, und den 25. Nov. 1620 erfolgte der prachtvolle Einzug in Stockholm. Die Ehe des königlichen Paares war eine sehr glückliche, obwohl Marie Eleonore keinen sonderlichen Phantastieschwung hatte; aber sie liebte ihn zärtlich, daß sie die Abwesenheit von ihm nie lange ertragen konnte, weshalb sie ihm stets nachzureisen pflegte.

Während dem Waffenstillstande mit Polen hatte Gustav sein Heer vollkommen ausgerüstet. Er bot dem Polenkönig Sigismund einen günstigen Vertrag an, doch Sigismund nahm aus unbegreiflicher Verblendung denselben nicht an, obwohl der Sultan Osman II., in eigener Person, mit einem ungeheuren Heere Polen angriff. Demnach begann also der Kampf. Auf 185 Schiffen erfolgte die Ueberfahrt des schwedischen Heeres nach Liefland im Juli 1621. Während 100,000 Moslems Polen, das ihnen nur 60,000 Mann unter dem alten Generale Chodkiewicz entgegensetzen konnte, auf der Südgrenze angriff, erschien auch die schwedische Flotte auf der livischen Küste vor der Mündung der Düna, es galt Riga. Dies vertheidigte sich mit außerordentlicher Tapferkeit, es war die erste große Belagerung, bei welcher Gustav sich persönlich befand. Hier aber entfaltete sich sein unerschrockener Muth, seine Kühnheit



und vor Allem seine wahrhaft großmüthige Milde im schönsten Lichte. Riga hatte seinen Zorn gereizt durch einen langen Widerstand, durch Hohn und Spott. Erst am 16. Septbr. 1621 konnte er seinen Einzug halten, er verzieh den Bürgern, und nur die Jesuiten mußten binnen 8 Tagen die Stadt verlassen, ihre Güter wurden confiscirt. Nach der Einnahme dieser Handelsstadt machte Gustav einen Zug nach Curland, nahm Mitau mit Gewalt und legte 2000 Mann Truppen hinein. Aber hier war nicht der rechte Boden für Gustav Adolfs Feldherrntalent. Die weiten, öden Flächen dieser Länder erschwerten jegliche Entwicklung, jegliche Ausdauer durch den Mangel an Lebensmitteln. Die Polen trugen ihm endlich einen neuen Waffenstillstand an, den er bis zum Sommer 1622 bewilligte, Curland räumte, Riga in guten Vertheidigungszustand setzte und dann nach Stockholm zurückkehrte, wo er die Nachricht von dem Tode seines Bruders Karl Philipp erhielt. Er sah in demselben seinen Thronfolger, da seine Ehe mit Marie Eleonore bis jetzt kinderlos geblieben war. — Die Treulosigkeit der Polen und ihres Königs suchte nur den Waffenstillstand, um in's Geheim Gustav Adolf zu schaden; der Letztere aber die polnische Lüge kennend, benutzte die kurze Zeit der Ruhe, um in Schweden die besten Einrichtungen zu treffen und die militärische Macht zu verstärken. Seine glänzende Beredsamkeit drang bei den Ständen durch und die Militärmacht wurde eine stehende — das schwedische Volk gab ein Beispiel der schönsten Einigkeit mit seinem König. — Im Juli 1625 landete Gustav mit seinem Heere wieder in Liefland und gab den Polen eine tüchtige Lektion. Sie verlangten wieder Waffenstillstand, Gustav schlug ihn ab und forderte einen Friedenskongreß. Auch dieß zerschlug sich, die polnische Politik hüllte sich in ein Gewebe von Treulosigkeit ein. Jetzt begann Gustav den Krieg auch im Winter fortzusetzen, dies war im Januar 1626. Nun kam es zu einer großen Schlacht bei dem Dorfe Wallhoff in einer der großen Ebenen Semgallens. Die Polen, stolz auf ihre Reiterei, triumphirten schon. Es war dies die erste geordnete Feldschlacht, welche Gustav lieferte und in welcher er zum erstenmale die Grundsätze seiner neuen Kriegskunst anwendete. Er zeigte hier, daß ein gut angeführtes Fußvolk die kräftigste unter allen Waffengattungen sei. Die Noth hatte ihn hierauf geführt, denn in Schweden gab es nur kleine schwache Pferde und es machte ungeheure Kosten, die großen Schlachtrosse aus Deutschland kommen zu lassen. Die Polen verloren die Schlacht, 1600 von ihnen bedeckten den Wahlplatz, der größte Theil ihrer Artillerie, das ganze Gepäck, viele Standarten und eine große Zahl von Gefangenen fielen den Schweden in die Hände. Sapieha, der polnische Feldherr, floh in größter Unordnung nach Lithauen zurück. Im Monat März begab

sich Gustav, nachdem er sein Heer nach Kurland geführt, zurück nach Schweden.

Das Jahr 1626 war für ihn ein Jahr der Freude. Seine Gemahlin gebar ihm am 8. Decbr. eine Thronerbin. Dies war die zweite Tochter, die sie ihm geboren hatte. Die erste war im Jahre 1624, ein Jahr nach ihrer Geburt, gestorben. Die Reichsstände erklärten sie schon im ersten Jahre ihres Lebens zur Erbin des Reiches. Nun wollte Gustav einen Schlag führen, der Polen zu einem Frieden zwingen sollte. Ein Angriff auf Preußen bot drei große Vortheile dar: erstens, daß Polen, wenn er gelang, von den Mündungen der Weichsel und dem Meere abgeschnitten wurde, was eine tödtliche Wunde für dies Reich war; zweitens, daß die gemachten Eroberungen, wegen der nahen Verbindung zur See, mit leichter Mühe von Schweden aus behauptet werden konnten; drittens, daß sich Gustav im preußischen Feldzuge an der Grenze von Schweden festsetzte, wohin sein Blick fortwährend gerichtet war. Das jetzige Preußen war damals zwischen der Krone Polen und dem Kurfürsten von Brandenburg getheilt. Der Letztere besaß die Küstenstriche längs dem friesischen und kurischen Haff, jedoch unter polnischer Lehnshoheit und grade gegen diesen Theil war der Streich Gustavs gerichtet. Im Juni 1626 führte er auf einer Flotte von 150 Segeln 20,000 Mann (13 Fußregimenter und 9 Reitercompagnien) nach der Riede von Pillau. Diese Stadt gehörte zum Lehen des Brandenburgers. Pillau, Braunsberg, Frauenburg fielen in seine Hände. Elbing folgte sodann in der Zahl der Eroberungen und nun ging es auf Marienburg los, welches sich ergab, ehe Gustav noch vor den Thoren angekommen war. Die Städte Wormdit, Stum, Christburg, Straßburg empfingen schwedische Besatzungen. Die beiden Festungen Dirschau und Mewe, beide an der Weichsel, nahm der König selbst ein und schnitt den Polen somit die Communication mit Danzig ab. Jetzt fehlt noch diese Stadt, dann war Preußen ganz in seiner Macht. Gustav verfehlte nicht das Volk für sich zu gewinnen, indem er den Protestantismus beschützte und den verfolgten Lutheranern ihr Eigenthum zurückgab. Danzig wurde nun durch Gustavs natürlichen Bruder, Admiral Gyldehjelms, von der Seeseite geängstigt, während Gustav von der Landseite vorrückte. Indes an eine förmliche Belagerung dieser Stadt war jetzt nicht zu denken, die Bürger waren waffengeübte Leute und Sigismund von Polen rückte mit einem Heere von 25,000 Mann an. Ihr erster Angriff betraf die kleine Festung Mewe. Gustav entsetzte es. Dieser Anfang versprach den Polen nicht viel Gutes und man arbeitete wieder an einem Frieden, indes die wahrhaft unsinnigen Bedingungen der Polen, welche thaten, als wenn sie Sieger wären, waren die Ursache, daß man unverrichteter Sache wieder auseinander ging.



Da es Winter war, ging Gustav wieder nach Schweden und stiftete in dieser Zeit die amerikanische Handelsgesellschaft. — Während seiner Abwesenheit erlitten die Schweden Nachteile. Der Kurfürst von Brandenburg zog gleichfalls mit einer kleinen Heermacht von 4000 Mann Fußvolk und 600 Reitern nach Preußen und Gustav mußte erst mit diesem seinem Schwager, der überhaupt eine auffallende Doppelrolle in den kriegerisch-politischen Angelegenheiten jener Zeit spielt, in's Reine kommen. Die drohende Stellung Gustavs zwang den Kurfürsten zu einem Vertrag, jedoch bei ihm war keine Rechtlichkeit im Sinne, deshalb brach er ihn auch bald wieder. Nun ging es auf Danzig los, bei einer Ueberrumpelungsaffäre, während dem Schutze der Nacht, wurde Gustav durch eine Musketenkugel in die rechte Hüfte verwundet. Das Unternehmen schlug fehl, Danzig war gerettet. Gustav hatte alle Ursache, die Polen erst niederzuwerfen. Eine mörderische Schlacht bei dem Dorfe Rakitke schien das Ende der polnischen Macht herbeiführen zu wollen; aber im entscheidenden Siegesaugenblicke wurde Gustav von einer Musketenkugel, welche unter dem Schlüsselbein in die Muskeln der Schultern eingedrungen war, so schwer verwundet, daß er zurück nach Dirschau in's Hauptquartier geschafft werden mußte. Das rettete die Polen vom Untergange, die Schlacht blieb unentschieden. — Jetzt in diesem kritischen Augenblicke erfolgte der erste Act der Feindseligkeit von Seiten des deutschen Kaisers Ferdinand II., er ließ 3000 Mann seiner Völker, unter Herzog Adolf von Holstein, zu den Polen stoßen, welche indeß doch etwas mürbe geworden waren. Abermals sollte Friede geschlossen werden, indeß die un sinnigen Bedingungen der Polen machten Alles wieder scheitern und Gustav zog abermals gegen seine Feinde. Bei der Belagerung von Wormdit gebrauchte er zum erstenmal die sogenannten ledernen Kanonen. Sie bestanden aus kupfernen, nur pergamentdünnen Röhren, die mit eisernen Bändern und darüber mit Stricken und Leinwandstreifen so dicht überwunden waren, bis sie die Form einer Kanone hatten. Die Leichtigkeit war ihr Hauptwerth, 2 Soldaten konnten eine bequem sammt der Pavette tragen. Der Winter that den Kriegsoperationen Einhalt von beiden Seiten, im Juni 1628 erschienen die Gesandten der Stadt Stralsund, um Gustav um Hilfe wider Wallenstein zu bitten, er sandte 600 Musketiere nach Stralsund. Eine Menge kleinere Gefechte, Streifzüge, wobei im Ganzen wohl glänzende Thaten, aber keine reellen Vortheile gewonnen wurden, zeichneten das Jahr 1628 aus — keine offene Feldschlacht war geliefert worden, die Polen scheuten diese und deshalb stellte dies Jahr keine großen Resultate heraus. Die Kriegsoperationen begannen schon Anfangs Februar 1629 wieder. Dieser Winterzug sah die Schweden als Sieger in der blutigen Schlacht bei Gorzno. Dieser

Sieg führte Gustavs Heer vor die Mauern Thorn's. Jetzt empfanden die Polen Angst; der Feind ihnen so nahe auf dem Halse, machte sie zahmer, und da man sah, daß der Schwede kein Feind sei, mit dem so leicht umzuspringen war, so dachte man an deutsche Hilfe. Unter dem Vorwande eines Waffenstillstandes, den Oxenstierna auch bewilligte, da er an des in Schweden abwesenden Gustav Adolfs Stelle kommandirte, suchte man diesen schönen Gedanken auch auszuführen. In Neustettin sammelten sich am 31. März 1629 die nach Preußen bestimmten wallenstein'schen Regimenter, unter dem Befehle des im 30jährigen Kriege viel genannten und berühmten Arnim. Erst Mitte Juni fand die Vereinigung dieser Regimenter mit dem polnischen Heere statt. Gustav Adolf war im Mai bereits wieder in Pillau gelandet. Gefechte wurden geliefert ohne sonderliche Resultate. Die Polen sahen endlich ein, daß die spanische Hilfe — Spanien hatte versprochen, eine Flotte gegen die Schweden in's baltische Meer zu senden — nur Wind, und Kaiser Ferdinand II., entweder nicht im Stande oder nicht Willens sei, ihnen zu helfen. Polen war durch diese Kämpfe mit den Schweden sehr erschüttert und so kam ein Friedenskongreß, durch Vermittlung Frankreichs, zu Stande. Man nannte diese Uebereinkunft auf 6 Jahre Frieden, den Starogrod oder Altmarker Vertrag. Danzig, nicht in demselben begriffen, mußte einen eignen Vertrag mit Schweden schließen, der am 28sten Februar 1630 zu Stande kam. Sigismund von Polen führte nicht mehr Krieg gegen Schweden, er starb im Jahre 1632 den 30. April, kaum 7 Monate vor Gustav Adolf, nach einer 45jährigen ruhmlosen Regierung.

Nun verwirklichte Gustav seinen längst genährten Plan, seinen Glaubensgenossen, den Protestanten, in Deutschland beizustehen; er knüpfte Unterhandlungen mit Frankreich an, desgleichen mit England und den Hollandern. Diese Mächte fühlten es, daß die hochgeschwollene Macht des Kaisers gedemüthigt werden müsse und dazu war kein Held trefflicher, als Gustav Adolf. Alles war eingeleitet. Der 29. Mai 1630 war der Tag, an welchem sich Gustav von seinen Unterthanen verabschiedete. Seine letzten Worte, die sich so traurig erfüllten, waren: „Ich rufe Euch mein herzlichstes Lebewohl zu, vielleicht auf immer, vielleicht sehen wir uns jetzt zum letzten Male!“ Die Einschiffung des Heeres erfolgte zu Elfsnaben. 28 Fregatten und 200 Transportschiffe standen für die Truppen bereit. Unübersehbar war die Menge des schwedischen Volkes, welches seinen großen König mit dem so kleinen Heere von der Heimath absegeln sehen wollte, die Liebe des Volkes weinte ihm Thränen nach, als lebte in Aller Herzen die Ahnung, ihn nicht wieder zu sehen. — Grade am Johannisfest und merkwürdigerweise an demselben Tage, an dem 100



Jahre zuvor die Lutheraner zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniß dem Kaiser und Reich übergeben hatten, erschien Gustav Adolf mit seiner Flotte auf der Insel Usedom, vor der Peenemündung, ein neuer Luther, nicht in Mönchs-, sondern in Heldengestalt, an der Spitze tapfrer Männer, umstrahlt vom Glanze der Waffen. Gustav war der Erste, welcher die deutsche Erde betrat, er stürzte nieder auf die Kniee und dankte dem Himmel laut mit inbrünstigem Gebete. Der Anblick des betenden Heldenkönigs trieb seinen im Schlachten-donner geprägten Kriegern Thränen in die Augen. —

„Weinet nicht,“ sagte er zu ihnen — „sondern betet inbrünstig mit mir. Je mehr Betens, desto mehr Sieg, fleißig gebetet, ist halb gefochten.“ — Mit der Schilderung dieses feierlichen Moments schließen wir, da die Geschichte des 30jährigen Krieges, welche dieses Werkes Hauptartikel ist, Gustav Adolfs Thaten von diesem seinem Eintritt auf deutscher Erde an, bis zu seinem Tode enthält, die Lebensbeschreibung dieses Helden, dessen Name noch von der spätesten Nachwelt bewundert und gerühmt werden wird. Ruhm seinem Andenken auf immer! —

## Der Schwedenstein bei Lützen.

(Mit einer Abbildung.)

Der Name Lützen ist ein historischer, jeder Gebildete kennt ihn, denn das Schicksal hat auf dem Lützen Boden sowohl in längst als jüngst vergangener Zeit große blutige Erinnerungen für die Nachwelt geschrieben. Wie viele ruhmreiche Erinnerungen sich auch in der fernsten Zukunft an den Lützen Boden noch heften werden, die größte, herrlichste bleibt die an den Tod des Heldenkönigs Gustav Adolf. Der Zufall oder die Vorsehung schien diese Erinnerung ewig dauernd machen zu wollen, denn seit undenklichen Zeiten liegt dort „der große Stein,“ ein Felsstück, welches unter diesem Namen bereits in Urkunden aus dem 16. Jahrhundert vorkommt und von welchem Niemand weiß, wie es dorthin geschleudert ist. Bauern versuchten es, nach Gustav Adolfs Tode, diesen Stein auf die Stelle zu wälzen, wo man seinen Leichnam gefunden; indeß der Stein war zu schwer und so ließen sie endlich nach unsäglichen Anstrengungen ihn da liegen, wo man ihn jetzt sieht, vielleicht 50 Schritte links seitwärts von dem Platze, wo der edle königliche Held unter den Hufen der Rosse den Tod fand. Man nannte ihn nun allgemein den Schwedenstein. Später ward er mit Pappeln umpflanzt, die aber die am 2 Mai 1813 hier gelieferte Schlacht vernichtete. Alle, welche in die Nähe Lützens kommen, versäumen nicht, diesen ewig denkwürdigen Ort zu besuchen. Friedrich Wilhelm III. von Preußen ließ später, zur Feier der zweihundertjährigen Erinnerung an dies große geschichtliche Ereigniß, den Schwedenstein mit einer gußeisernen, im gothischen Styl ausgeführten, tempelartigen Säulenhalle umgeben, deren Inschrift bezeichnet, daß hier Gustav Adolf am 6. November 1632 gefallen sei. Dieses einfache aber schöne Denkmal wird von einem Eisengeländer umschlossen, ein in einem nebenan errichteten Wachhäuschen wohnender Invalide beaufsichtigt es. Aber auch das Volk feierte diese zweihundertjährige Erinnerung in wahrhaft erhebender Weise. Zahlreiche Akademiker aus den nahegelegenen Universitätsstädten hatten sich schon am Vorabend der zweihundertjährigen Säcularfeier in Lützen eingefunden, desgleichen eine Menge Leute, von denen nicht die geringste Zahl 8—10 Meilen weit herkamen. Ein

Zug Weisenseker Bürger traf mit einem Musikchöre ein. Die Feier begann mit einem Choral vom Thurm herab in aller Morgenfrühe, mit kräftiger Stimme von den Studenten begleitet. Um 10 Uhr versammelte sich Alles auf dem Markte. „Eine feste Burg ist unser Gott“ ertönte von Aller Lippen in feierlichem Gesange, dann bewegte sich der Zug, umwogt von einer großen Menschenmenge, zu Wagen, zu Roß, zu Fuß hinaus nach dem Schwedensteine. Eine der Jungfrauen, welche alle weiß gekleidet, mit Gürteln der schwedischen Nationalfarbe angethan waren, trug auf einem blausammetnen, mit den schwedischen in Gold gestickten Kronen gezierten Rissen einen Lorbeerkrantz, die Uebrigen reiche Blumenkränze. Um den alten ehrwürdigen Schwedenstein wurde ein großer Kreis gebildet. Hier war schon die Gemeinde Meuchen mit der Jugend und einem Musikkorps versammelt. Gustav Adolf hatte in der Meuchner Dorfkirche die erste Ruhesstätte nach seinem Tode gefunden. Alle Glocken der Stadt Lützen und aller Dörfer der Umgegend läuteten, das Thomanerchor von Leipzig begann ein Festlied, in welches das ganze Volk mit einstimmte. Diaconus Neubert sprach ein ergreifendes Gebet; der Consistorialrath Haasenritter hielt eine in die Herzen dringende Gedächtnisrede. Dann bekränzten während einer kurzen gehaltreichen Rede des Seniors Seyffert die Jungfrauen den Stein und Eine derselben sprach einige passende Verse. Festons und Kränze wurden um die Bäume geschlungen, verschwanden aber auch in demselben Augenblicke, da sich Jeder der Anwesenden zur Erinnerung an diesen Tag ein Blatt aneignete. Die Zahl der Anwesenden belief sich auf 9000 Personen, welche in derselben feierlichen Ordnung unter den melodischen Klängen der Musikchöre nach dem Lützener Markte zurückkehrten, wo das Fest um 1 Uhr Mittags endete. Es war eine rein protestantische Feier, aus dankbarem Herzen der Glaubensgenossen stammend, in dankbare Herzen Erhebung und Vertrauen bringend. Gustav Adolfs Heldenname lebt in der Weltgeschichte wie im Andenken des protestantischen Deutschlands auf immer. Ruhm ihm für alle Zeit!

### Lithographirte Beilagen:

Johann Friedrich Kind. — Gustav Adolf, König von Schweden. — Der Schwedenstein bei Lützen.

Druck und Verlag von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.





GUSTAV ADOLF  
König von Schweden.









FRIEDRICH KIND.









*Nach d. Natur von G. Knöbel*

*Lith. v. J. Riedel*

*H. 23.*

# LÜTZEN.









Lief. 19.]

[I. Bd.]

## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Beschluß.)

### VI. Abschnitt. 1635 – 1650.

#### Sachsen neutral.

Melander mit der österreichischen Armee, welche schrecklich in dem armen Hessenlande hauste und Winterquartiere in demselben bezogen hatte, wurde plötzlich im Winter 1648 von dem schwedisch-französischen Heere angegriffen, mit Schimpf und Schande bis an die Donau gejagt. Jenseits derselben bei Zusmarshausen stellte sich die österreichisch-baiersche Armee dem nachfolgenden Feinde. Eine Schlacht wurde geliefert, in der Melander, der österreichische Generalissimus, eine tödliche Wunde empfing und noch obendrein den Schmerz hatte, sich total geschlagen zu sehen. Daß Schrecken der katholischen Partei stieg auf's Höchste, als man den Feind, auf dessen Untergang man schon jubelt hatte, nun plötzlich als Sieger an den Grenzen des Landes stehen wußte. Baiern wurde überschwemmt von der schwedisch-französischen Armee, der Churfürst Maximilian floh nach Salzburg, der bairische Unterthan mußte für den Bruch des Stillstandes schwer büßen, welchen der entflohne Churfürst gegen Schweden begangen hatte. Die siegreiche Armee hauste dermaßen übel in Baiern, daß sie sich selbst den längern Aufenthalt in diesem Lande erschwerte, und da ein anhaltender Regen den Innfluß in wenig Tagen zu einem reißenden Strom verwandelte, und die furchtbare Wasserfluth zehn Versuche, eine Schiffbrücke über den Inn zu schlagen, um in Oestreich einzudringen, vernichtete, so sah sich Wrangel gezwungen, sich nach der Oberpfalz zurückzuziehen, wo der Friedensabschluß seine Thätigkeit endigte.

Zur selben Zeit hatte das fliegende Corps Königsmarks sich nach Böhmen gewendet und mit Hülfe eines österreichischen abgedankten Rittmeisters Ernst Ddowalsky, die kleine Seite von Prag überrumpelt. Der Pfalzgraf, Karl Gustav, der schwedische Thronfolger, rückte mit frischer Mannschaft herbei, um Prag mit Hülfe Königsmarks zu nehmen; aber der Winter endigte die Belagerung, und in den Winterquartieren erhielten die Schweden die Nachricht von dem am 24. October (1648) zu Münster und Dänabrück geschlossenen Frieden. Wir wenden uns nun zu Chursachsen zurück. Johann Georg hatte in seinen Friedensvermittlungen wenig Glück, wie wir schon erzählt haben; er nahm sich daher, als er sah, daß man seine Vorschläge nicht so aufnahm, wie er sie aufgenommen zu sehen wünschte, des evangelischen Directoriums nicht mehr an, und der Groll über die Fruchtlosigkeit aller seiner Vermittelungen verleitete ihn zu Maafregeln und Erklärungen, welche zwischen ihm und den deutschen Reichsfürsten nur immer größere Abneigung hervorriefen. Sein Haß gegen die Reformirten trieb ihn an, eine gehässige und nutzlose Protestation gegen die Aufnahme dieser Glaubensgenossenschaft in den Religionsfrieden von 1648 einzulegen. Er erklärte sich ferner für Maximilians Beibehaltung der pfälzischen Chur und gegen den protestantischen Religionszustand von 1618 in den kaiserlichen Erblanden, auf welchen Schweden und die deutschen Protestanten drangen. Daß ihm diese Feindseligkeiten keine Zuneigung unter den Reichsständen verschaffen konnten, war natürlich. Seine Opposition gegen die Entschädigung der fremden Mächte



und einiger deutschen Fürsten mit deutschen Reichsländern drang, obwohl sie sehr weise war, ebenfalls nicht durch. Wir können hier nicht umhin, eine kleine Abschweifung zu machen. Die Brandenburgischen Churfürsten waren reformirt, und Friedrich Wilhelm der große Churfürst hatte eine weit größere Unabhängigkeit von Oestreich errungen, als Johann Georg. Der Religionshaß verband sich bei dem Letzteren mit einem gewissen Neid, der noch mehr bestärkt wurde, als dem Brandenburger durch den Friedensschluß des dreißigjährigen Krieges Vergrößerungen seines Landes zuerkannt wurden, wogegen Johann Georg so eifrig protestirt hatte. Dazu kam noch der Groll, daß nach Augusts (Johann Georgs Sohn) Tode Magdeburg an Brandenburg fiel, und alle diese Umstände brachten eine Spannung in dem Verhältnisse zwischen Chursachsen und Churbrandenburg hervor. Wer kann behaupten, daß Johann Georg nicht eine dunkle Ahnung gehabt habe, daß Brandenburg dereinst im Laufe der Jahre große Theile des schönen Sachsenlandes an sich reißen würde? — Johann Georg drang bei dem Friedensabschluß nur mit einem Antrage durch, nämlich die gleichmäßige Vertheilung der Entschädigung für die schwedische Armee auf alle Reichskreise. Die Schweden forderten 5 Millionen Thaler Entschädigung. Die meisten Reichsstände wollten sich davon losmachen; allein Johann Georg setzte es durch, daß die Last dieser ungeheuren Summe auf 7 Kreise vertheilt wurde. Chursachsen erhielt für sich selbst, außer den Erwerbungen im Prager Frieden, nun, wie alle Reichsstände, den ungestörten Besitz aller unmittelbaren und mittelbaren geistlichen Güter, Magdeburg, wie schon erwähnt, bis zum Tode Augusts, der es bis dahin administrierte, dann sollte es als Herzogthum an Brandenburg fallen. Zu der Entschädigungssumme für die Schweden mußte Sachsen 267,107 Thaler zahlen, eine schreckliche Summe für das arme ausgefogene Land. Wie wurden alle diese dem fürchterlichsten aller Kriege gebrachten Opfer belohnt! man bezahlte sich gegenseitig mit dem Blute und den Thränen des deutschen Volkes. Und doch jubelte dieses arme, schwerkgeprüfte, von seinen Fürsten in den Schlachten todtgejagte Volk, als die Nachricht des westphälischen Friedens durch die Gauen drang. Tausende und aber Tausende feierten das Dankfest mit blutigen Thränen auf den Trümmern ihrer Habe. Gottes Gnade aber weiß zu rechter Zeit zu segnen und Wunden zu heilen. Mit dem Frieden kam auch eine neue bisher unbekannte Frucht nach dem armen verwüsteten Sachsenlande, wir meinen die Kartoffel. Obwohl man sie anfänglich mit einer Art Verachtung betrachtete, so erkannte man doch bald, daß dies unbedeutend scheinende Knollengewächs ein wahres Manna für die Armen werden müsse. Im Vogtlande wurden sie zuerst angebaut, und diese Frucht ist seit zwei Jahrhunderten der Retter von vielen hunderttausend

frommen und genügsamen Menschen geworden. Das Erzgebirge war von Menschen entblößt, und auch hier half des Himmels Fügung. In Böhmen sollte Alles par force katholisch gemacht werden. Diesem harten unnatürlichen Zwange entzogen sich Tausende und wanderten herüber nach Chursachsen, wo sie Aufnahme fanden. Sie gründeten im sogenannten Hungerlande auf dem Fastenberge eine Stadt im Jahre 1654 und nannten sie nach dem Namen des Churfürsten, Johann-Georgenstadt. Johann Georg ließ ihnen gegen eine mäßige Erbsteuer freie Baustellen und Bauholz anweisen, der neu zu gründenden und nach seinem Namen benannten Stadt gewährte er Geleitsfreiheit, Franksteuer-, Landsteuer- und Generalaccise-Moderation. Diese böhmischen Exulanten gründeten auch mehrere Dörfer. Das waren große wichtige Hülsen für das ausgefogene Land, eine nährende Frucht und fleißige, genügsame Menschen, die sich im kümmerlichsten Theil des Staates, den das Volk selbst das Hungerland genannt, niederderließen. Am 1. Juli 1650 konnte auch Leipzig sein Dankfest feiern, denn an diesem Tage zog die Schwedenbesatzung daselbst ab.

Ehe wir unsere Arbeit, die Ereignisse dieses 30jährigen Krieges zu schildern, endigen, wollen wir noch einen Blick auf den westphälischen Friedensschluß und dann auf Johann Georg selbst richten.

Der westphälische Friede hatte allerdings die Waffen der Kämpfenden zurückgehalten, aber wie viel fehlte noch an der wahren Ausgleichung der streitenden Parteien! Man kann diesen Frieden ganz passend mit einer kühlenden Salbe vergleichen, welche das Brennen einer zum höchsten Grad entzündeten Wunde wohl lindern, aber nicht ganz zu vermindern im Stande ist. Man getraute sich kaum die wichtigsten, einflussreichsten Punkte zur Sprache zu bringen, und geschah es doch, so schlüpfte man leise über diesen vulkanischen Boden hinweg, um nicht etwa bei zu hartem Auftreten Anlaß zu einer neuen Explosion zu geben, denn die Gemüther waren alle noch sehr erhitzt und die Leidenschaften des Religionshasses, der Habsucht, des Ehrgeizes in großer Aufregung. Man könnte über den westphälischen Frieden ein eigenes und gewiß nicht überflüssiges oder uninteressantes Buch schreiben. Da man über viele streitige Punkte nicht ganz einig werden konnte, so wurde die Frist von 6 Monaten zu einem abzuhaltenden Reichstage anberaumt, das heißt, man verschob die wichtigsten Gegenstände, weil man in denselben viel Feuerstoff entdeckte und weil der Friede eine große Nothwendigkeit war. Aus der sechsmonatlichen Frist wurden aber fünf Jahre. Erst im Jahre 1653 im Monat Juni kam ein Reichstag zu Regensburg zu Stande. Aber ehe dieser Alles entscheiden sollende Reichstag noch anberaumt war, schien schon wieder ein neuer Religionskrieg zu drohen. Der katholische Pfalz-



graf Wolfgang Wilhelm bedrückte die im Bergischen lebenden Protestanten so sehr, daß der Churfürst von Brandenburg, zu ihrem Beistand, einen Einfall in's Bergische machte. Glücklicherweise wurde dieser üble Streit durch niederländische Vermittlung noch in Güte beigelegt. — Als der Kaiser mit seinem Gefolge und 60 Musikanten, 3 Hofnarren und 3 Zwergen nach Regensburg auf den Reichstag kam, fand er fast gar keine Fürsten vor. Endlich wurde dieser Reichstag, nachdem er 11 Monate gedauert, geschlossen, und leider war sehr wenig zu Stande gekommen. Chursachsen übernahm die bisher von Schweden geführte Leitung der protestantischen Angelegenheiten, aber die Frage, ob ein katholischer Fürst in einem Lande, wo schon 1624 die evangelische Lehre die herrschende war, für sich und seine Glaubensverwandten öffentliche Religionsübungen in den protestantischen Kirchen ausüben dürfe, blieb unentschieden. Der Friede stand mehr auf dem Papiere als in den Herzen der Fürsten, die Religionsbeschwerden dauerten ununterbrochen fort. Anfänglich hatte der Churfürst von Sachsen das Direktorium der Evangelischen nicht annehmen wollen, weil dadurch eine neue Parteilung und Trennung der Reichsstände sich bilden möchte. Jedoch als sich Churbrandenburg darum bewarb, zeigte sich Johann Georg anderen Sinnes und fügte sich bald der Annahme.

Johann Georg hatte zu dieser Zeit — der Reichstag zu Regensburg wurde im Jahre 1654 erst geschlossen — das Alter von 70 Jahren erreicht, er war ein Greis geworden, mitten unter den traurigen Ereignissen des furchtbaren 30jährigen Kampfes. Die Geschichte, welche über die Handlungen der Gewaltigen ihr Urtheil unverholen ausspricht, sagt, daß ihm der tiefere politische Blick in das wahre Bedürfnis und Wohl seines Staates mangelte, daß er sich einer schäd-

lichen Einseitigkeit in seinen Handlungen hingeeben. Wir können dies nicht leugnen. Sein Testament, welches er am 20. Julius 1652 machte, obgleich es seinem Vaterherzen Ehre bringt, zeigt von keinem richtigen politischen Blick, indem es eine Zersplitterung Chursachsens veranlaßte, in einer Zeit, wo es galt Alles kräftig und wirthschaftlich zusammenzuhalten, dem ausgezogenen Lande nicht vielfachen Hofstaat aufzubürden und besonders Einigkeit unter der churfürstl. Familie aufrecht zu erhalten. Er vertheilte sein Land unter seine Söhne. Dies war natürlich eine Zersplitterung, die Sachsens Staatskraft ungemein schwächte. Johann Georg, der Churprinz, behielt das Churland, aber seine drei Brüder bildeten nun, laut des Testaments, drei albertinische Nebenlinien, August zu Weissenfels, Christian zu Merseburg und Moriz zu Zeitz.

Johann Georg zeigte in seinem Charakter wie in seiner Politik, die seltsamsten Widersprüche. „Ich fürchte Gott, liebe Gerechtigkeit und ehre meinen Kaiser!“ war sein Wahlspruch. Aber er war ein Untergebener seiner Geislichen, die seine Frömmigkeit, seinen religiösen Sinn wohl zu benutzen wußten und ihm den unchristlichen Haß gegen die Reformirten in das Herz brannten. Sie und mehrere seiner von Desreichs Gold bestochenen Rätthe gebrauchten seine Ehrfurcht und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus zum größten Schaden Sachsens. Er war wohlthätig gegen Arme und Bedürftige, eine seiner Hauptschwächen bestand im übermäßigen Genuß der Tafelfreuden und übertriebener Jagdlust. Er durchlebte eine große, schwere Zeit und ist gleichsam eine der stehenden Hauptfiguren in dem großen 30jährigen Trauerspiele geworden, dessen Schilderung wir hiermit schließen.



# Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Die Geschichtliche Darstellung des dreißigjährigen Krieges, innerhalb der sächs. Gesamtlande. Durchläuft das Werk ausschließlich der Nummern 3, 4, 7, 8, 9.		Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar . . . . .	163
		Gottlieb Heinrich Graf von Pappenheim . . . . .	174
		Peter Ernst von Mansfeld . . . . .	166
<b>Mittheilungen zur Biographie sächsischer Fürsten und Fürstinnen.</b>		<b>Geschichte und Topographie von Städten, Schlössern etc.</b>	
Christiane Eberhardine, Kurfürstin von Sachsen und Königin von Polen . . . . .	25	Prebischthor . . . . .	7
Fortsetzung . . . . .	37	Dippoldiswalde . . . . .	11
Beschluß . . . . .	52	Fortsetzung . . . . .	22
Johann Georg I. 13 . . . . .	49	Beschluß . . . . .	34
Beschluß . . . . .	61	Der große und kleine Zschirnstein . . . . .	17
Friedrich August II. 143 . . . . .	73	Ottowalder Grund nebst Thor . . . . .	33
Fortsetzung . . . . .	85	Pillnig . . . . .	31
Fortsetzung . . . . .	97	Beschluß . . . . .	46
<b>Mittheilungen zur Biographie sächsischer Staatsmänner.</b>		Die Bastei . . . . .	55
Veit Ludwig von Sackendorf . . . . .	41	Fortsetzung . . . . .	66
Fortsetzung . . . . .	58	Beschluß . . . . .	80
Fortsetzung . . . . .	67	Dohna . . . . .	59
Fortsetzung . . . . .	75	Fortsetzung . . . . .	69
Beschluß . . . . .	87	Fortsetzung . . . . .	81
Johann Georg von Arnim . . . . .	103	Beschluß . . . . .	92
Johann Matthias, Reichsgraf von der Schulenburg . . . . .	129	Hohenstein . . . . .	82
Beschluß . . . . .	139	Augustsburg . . . . .	83
Christoph von Carlowis . . . . .	151	Dresdener Elbbrücke . . . . .	95
Jakob Heint. Graf v. Flemming, Generalfeldmarschall . . . . .		Fortsetzung . . . . .	105
<b>Mittheilungen zur Biographie sächsischer Gelehrten, Dichter etc.</b>		Beschluß . . . . .	119
Karl Maria von Weber . . . . .	62	Die Burgruine von Niederlauterstein . . . . .	104
Fortsetzung . . . . .	77	Schloß Schönfeld . . . . .	105
Beschluß . . . . .	89	Der Kuhstall . . . . .	125
Carl Gottlob Lohd . . . . .	91	Geithain . . . . .	130
Fortsetzung . . . . .	102	Der Wasserfall im Amstelgrunde . . . . .	132
Beschluß . . . . .	113	Chemnitz . . . . .	142
Johann Gottlob Ephraim Lessing . . . . .	114	Fortsetzung . . . . .	153
Beschluß . . . . .	128	Beschluß . . . . .	208
Karl Theodor Körner . . . . .	140	Der Kirnischgrund bei Hinterhermsdorf . . . . .	95
Beschluß . . . . .	148	Beschluß . . . . .	144
Doktor Mathias Hoe von Hoenege, Oberhofprediger . . . . .	170	Zittau . . . . .	155
Nikolaus Ludwig Graf von Zinsendorf . . . . .	189	Beschluß . . . . .	179
Doktor Samuel Christian Friedrich Hahnemann . . . . .	209	Schwarzenberg . . . . .	156
Johann Friedrich Kind . . . . .	209	Dybin bei Zittau . . . . .	167
<b>Mittheilungen zur Biographie berühmter Feldherrn des dreißigjährigen Krieges.</b>		Schluß . . . . .	178
Gustav Adolf II. König von Schweden . . . . .	210	Herrnhut . . . . .	192
Wallenstein, Herzog von Friedland . . . . .	185	Zschopau . . . . .	192
		Schwedenstein bei Lützen . . . . .	216
		Materialien zur Militärgeschichte Sachsen . . . . .	8
		Fortsetzung . . . . .	21



H. Sax. A 186<sup>w</sup>











X



